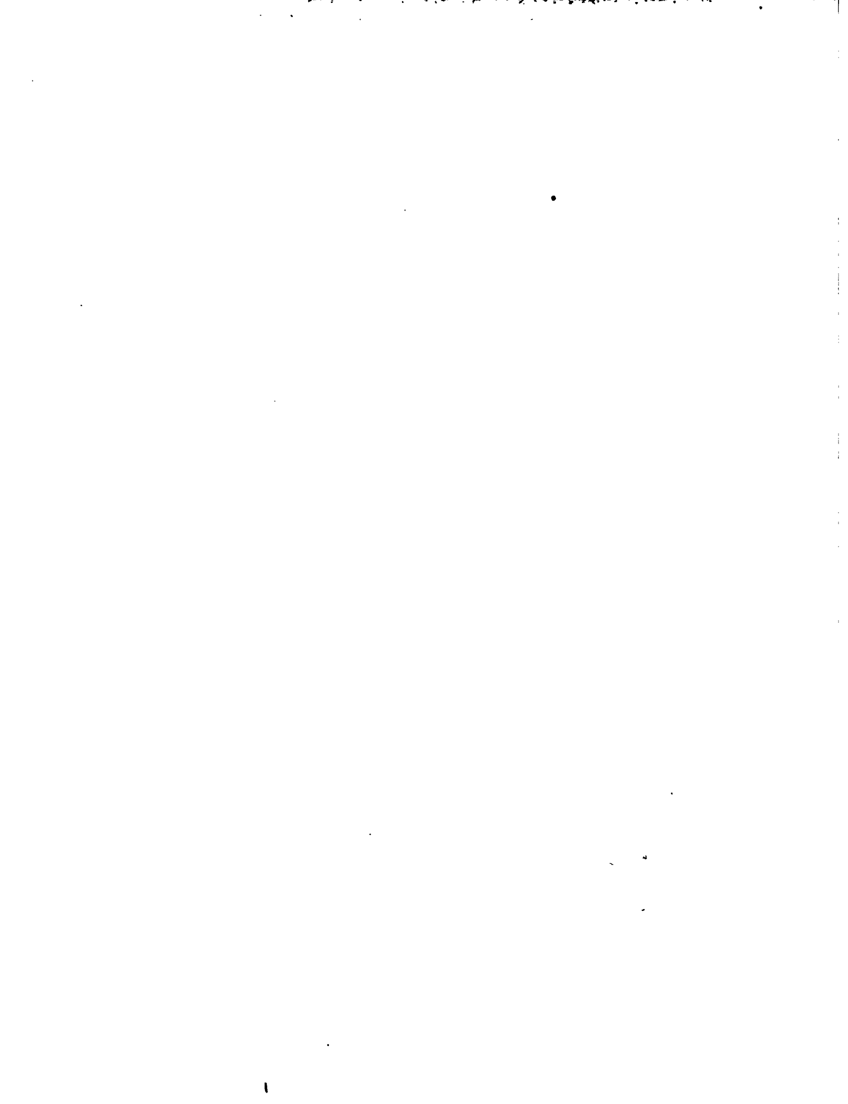




Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Neunter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.



Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In siebenzehn Bändchen.

Neunter Theil.

Heinrich Zschokke's

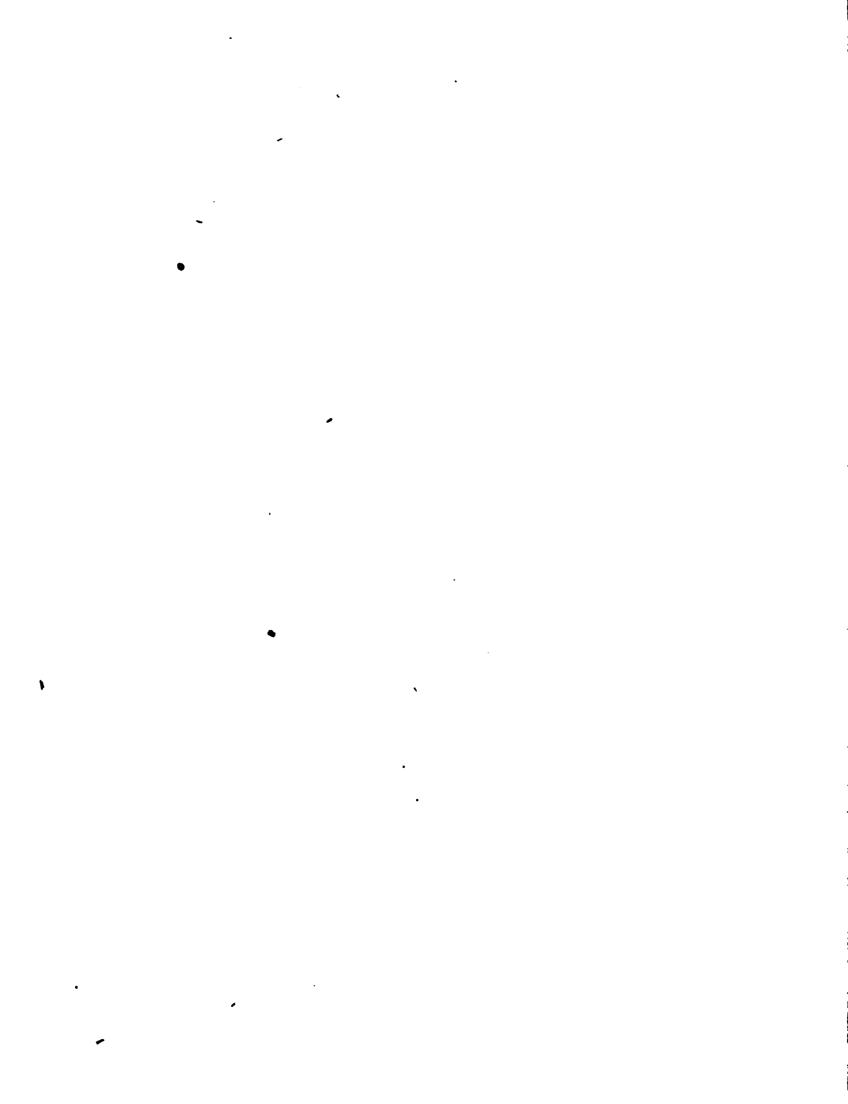
Novellen und Dichtungen.

Zehnte vermehrte Ausgabe
in siebenzehn Bändchen.

Neunter Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.



Das
Abenteuer der Neujahrsnacht.



1.

Mutter Käthe, des alten Nachtwächters Frau, schob am Sylvesterabend um neun Uhr das Zugfensterlein zurück und steckte den Kopf in die Nacht hinaus. Der Schnee flog in stillen, großen Flocken, vom Fensterlicht geröthet, auf die Straßen der Residenz nieder. Sie sah lange dem Laufen und Rennen der frohen Menschen zu, die noch in den hell erleuchteten Läden und Gewölben der Kaufleute Neujahrsgeschenke einkauften, oder von und zu Kaffeehäusern und Weinkellern, Kränzchen und Tanzsälen strömten, um das alte Jahr mit dem neuen in Lust und Freuden zu vermählen. Als ihr aber ein paar große, kalte Flocken die Nase belegten, zog sie den Kopf zurück, schob das Fensterlein zu, und sagte zu ihrem Manne: „Gottliebchen, bleib zu Hause, und laß die Nacht den Philipp für dich gehen. Denn es schneit vom Himmel, wie es mag, und der Schnee thut, wie du weißt, deinen alten Beinen kein Gutes. Auf den Gassen wird es die ganze Nacht lebhaft sein. Es ist, als wäre in allen Häusern Tanz und Fest. Man sieht viele Masken. Da hat unser Philipp gewiß keine Langeweile."

Der alte Gottlieb nickte mit dem Kopf und sprach: „Käthchen, ich lass' es mir wohl gefallen. Mein Barometer, die Schußwunde über dem Knie, hat mir's schon zwei Tage voraus gesagt, das Wetter werde ändern. Billig, daß der Sohn dem Vater den Dienst erleichtert, den er einmal von mir erbt."

Nebenbei verdient hier gesagt zu werden, daß der alte Gottlieb vorzeiten Wachtmeister in einem Regiment seines Königs ge-

wesen, bis er bei Erstürmung einer feindlichen Schanze, die er, der Erste im Kampfe, für das Vaterland erstieg, zum Krüppel geschossen ward. Sein Hauptmann, der die Schanze bestieg, nachdem sie erobert war, empfing für solche Heldenthat auf dem Schlachtfelde das Verdienstkreuz und Beförderung im Rang. Der arme Wachtmeister mußte froh sein, mit dem zerschossenen Bein lebendig davon zu kommen. Aus Mitleiden gab man ihm eine Schulmeisterstelle, denn er war ein verständiger Mann, der eine gute Handschrift hatte und gern Bücher las. Bei Verbesserung des Schulwesens ward ihm aber auch die Lehrerstelle entzogen, weil man einen jungen Menschen, der nicht so gut, als er, lesen, schreiben und rechnen konnte, versorgen wollte, indem einer von den Schulräthen dessen Pathe war. Den abgesetzten Gottlieb aber beförderte man zum Nachtwächter, und adjungirte ihm seinen Sohn Philipp, der eigentlich das Gärtnerhandwerk gelernt hatte.

Die kleine Haushaltung hatte dabei ihr kümmerliches Auskommen. Doch war Frau Käthe eine gute Wirthschafterin und gar häuslich, und der alte Gottlieb ein wahrer Weltweiser, der mit Wenigem recht glücklich sein konnte. Philipp verdiente sich bei dem Gärtner, in dessen Lohn er stand, sein täglich Brod zur Genüge, und wenn er bestellte Blumen in die Häuser der Reichen trug, gab es artige Trinkgelder. Er war ein hübscher Bursche von sechsundzwanzig Jahren. Vornehme Frauen gaben ihm bloß seines Gesichts wegen ein Stück Geld mehr, als jedem andern, der eben solch ein Gesicht nicht aufweisen konnte.

Frau Käthe hatte schon das Mäntelein umgeworfen, um aus des Gärtners Hause den Sohn zu rufen, als dieser in die Stube trat.

„Vater,“ sagte Philipp, und gab dem Vater und der Mutter die Hand, „es schneit, und das Schneewetter thut dir nicht wohl. Ich will dich die Nacht ablösen, wenn du willst. Lege du dich schlafen.“

„Du bist brav!“ sagte der alte Gottlieb.

„Und dann, habe ich gedacht, morgen sei es doch Neujahr,“ fuhr Philipp fort, „und ich möchte morgen bei euch essen, und mir gütlich thun. Mütterchen, hast vielleicht keinen Braten in der Küche . . .“

„Das eben nicht,“ sagte Frau Käthe, „aber doch anderthalb Pfund Rindfleisch, Erdäpfel zum Gemüs, und Reis mit Lorbeerblättern zur Suppe. Auch zum Trunk noch ein paar Flaschen Bier. Komm du nur, Philipp; wir können morgen hoch leben! Künftige Woche gibt es auch wieder Neujahrsgeld für die Nachtwächter, wenn sie theilen. Da können wir schon wohlleben.“

„Nun, desto besser für euch. Und habt ihr schon die Hausmiethe bezahlt?“ fragte Philipp.

Der alte Gottlieb zuckte die Achseln.

Philipp legte Geld auf den Tisch und sagte: „Da sind zweiundzwanzig Gulden, die ich erspart habe. Ich kann sie wohl entbehren. Nehmet sie zum Neujahrsgeschenk. So können wir alle drei das neue Jahr wohlgemuth und sorgenlos antreten. Gott gebe, daß wir es gesund und fröhlich durchleben. Der Himmel wird ferner für euch und mich sorgen.“

Frau Käthe hatte Thränen in den Augen, und küßte ihn. Der alte Gottlieb sagte: „Philipp, du bist wahrhaft der Trost und Stab unsers Alters. Gott wird dir's vergelten. Fahre fort, redlich zu sein und deine Aeltern zu lieben. Ich sage dir, der Segen bleibt nicht aus. Zum Neujahr wünsche ich dir nichts, als dein Herz fromm und gut zu bewahren. Das steht in deiner Macht. Dann bist du reich genug. Dann hast du deinen Himmel im Gewissen.

So sprach der alte Gottlieb, ging und schrieb die Summe von zweiundzwanzig Gulden ins große Hausbuch und sagte: „Was du mich als Kind gekostet, hast du beinahe schon alles abbezahlt. Jetzt

haben wir aus deinen Ersparnissen schon dreihundert und siebenzehn Gulden empfangen und genossen."

„Dreihundert und siebenzehn Gulden!" rief Frau Käthe mit großem Erstaunen. Dann wandte sie sich mitleidig zu Philipp und sagte mit weicher Stimme: „Herzenskind, du jammerst mich. Ja, recht sehr jammerst du mich. Hättest du die Summe für dich sparen und zurücklegen können, so würdest du jetzt ein Stück Land kaufen, für eigene Rechnung Gärtnerei treiben und die gute Rose heirathen können. Das geht nun nicht. Aber tröste dich. Wir sind alt; du wirst uns nicht mehr so lange unterstützen müssen."

„Mutter," sagte Philipp, und runzelte die Stirn ein wenig, „was redest du? Röschen ist mir zwar lieb, wie mein Leben. Aber hundert Röschen gebe ich für dich und den Vater hin. Ich kann in dieser Welt keine Aeltern mehr haben, als euch; aber wenn es sein muß, wohl noch manches Röschen, wenn ich schon unter zehntausend Röschen kein anderes, als Bittners Röschen möchte."

„Du hast Recht, Philipp!" sagte der Alte: „Lieben und Heirathen ist kein Verdienst; aber alte, arme Aeltern ehren und unterstützen, das ist Pflicht und Verdienst. Sich selbst opfern mit seinen Leidenschaften und Neigungen für das Glück der Aeltern, das ist kindliche Dankbarkeit. Das erwirbt dir Gotteslohn; das macht dich im Herzen reich."

„Wenn nur," sagte Frau Käthe, „dem Mädchen die Zeit nicht zu lang, oder es dir abtrünnig wird! — Denn Röschen ist ein schönes Mädchen, das muß man sagen. Es ist freilich arm; aber an Freiern wird es ihm nicht fehlen. Es ist tugendhaft und versteht die Haushaltung."

„Fürchte dich gar nicht, Mutter!" versetzte Philipp: „Röschen hat mir's feierlich geschworen, sie nehme keinen andern Mann, als mich; und das ist genug. Ihre alte Mutter hat eigentlich auch nichts an mir auszusetzen. Und könnte ich heute mein Gewerbe

für mich treiben und eine Frau ernähren, morgen hätte ich Röschen am Altar; das weiß ich. Es ist nur verdrießlich, daß die alte Wittnerin uns verbietet, einander so oft zu sehen, als wir gern möchten. Sie sagt, das thue nicht gut. Ich aber finde, und Röschen findet es auch, es thue uns beiden gewiß sehr gut. Auch haben wir verabredet, uns heut' um zwölf Uhr vor der Hauptthür der Gregorienkirche zu sprechen; denn Röschen bringt den Sylvesterabend bei einer ihrer Freundinnen zu. Dann führe ich sie des Nachts heim."

Unter diesen Gesprächen schlug es im benachbarten Thurme drei Viertel. Da nahm Philipp den Nachtwächtermantel seines Vaters vom warmen Ofen, auf den ihn Käthe vorsorglich gelegt hatte, hing ihn um, nahm das Horn und die Stange, wünschte den Aeltern gute Nacht und begab sich auf seinen Posten.

2.

Philipp schritt majestätisch durch die beschneiten Gassen der königlichen Residenz, auf welchen noch viel Volks umherwandelte, als wär's am Tage. Kutschen fuhren her und hin. Alles war in den Häusern hell und licht. Unsern Nachtwächter belustigte das heitere Leben. Er sang und blies im angewiesenen Stadtquartier die zehnte Stunde recht frohmüthig ab, am liebsten und mit mancherlei Nebengedanken vor dem Hause unweit der Gregorienkirche, wo er wohl wußte, daß Röschen bei ihren Freundinnen war. „Nun hört sie mich," dachte er, „nun denkt sie an mich, und vergißt vielleicht Gespräch und Spiel. Wenn sie nur um zwölf Uhr nicht bei der Kirchthür fehlt!"

Und als er seinen Gang durch das Stadtquartier gemacht hatte, kehrte er vor das beliebte Haus zurück und sah nach den erleuchteten Fenstern von Röschens Freundinnen hinauf. Zuweilen sah er

weibliche Gestalten am Fenster, dann schlug sein Herz schneller. Er glaubte Röschen zu sehen. Verschwanden die Gestalten, so studirte er ihre verlängerten Schatten an der Wand und Zimmerdecke, um zu erkennen, welcher Röschens Schatten sei und was sie thue. Es war freilich gar nicht angenehm, in Frost und Schnee da zu stehen und Betrachtungen zu machen. Aber was fechten Frost und Schnee einen Liebhaber an! Und Nachtwächter lieben heutzutage so romantisch, wie irgend zärtliche Ritter der Vorwelt in Romanzen und Balladen.

Er spürte den Einfluß der Kälte erst, als es eilf Uhr schlug, und er von neuem die nachtwächterliche Runde beginnen sollte. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Er konnte kaum die Stunde anrufen und dazu blasen. Er wäre gern in ein Bierhaus eingekehrt, um sich wieder zu erwärmen.

Wie er nun durch ein einsames Nebengäßchen ging, trat ihm eine seltsame Gestalt entgegen, ein Mensch mit schwarzer Halblarve vor dem Gesicht, in einen feuerrothen Seidenmantel gehüllt, auf dem Haupt einen runden, seitwärts aufgeschlagenen Hut, fantastisch mit vielen hohen, schwankenden Federn geschmückt.

Philipp wollte der Maske ausweichen. Diese aber vertrat ihm den Weg und sagte: „Du bist mir ein allerliebster Kerl, du! Du gefällst mir? Wo gehst du hin? Sag' mir's."

Philipp antwortete: „In die Mariengasse, da ruf' ich die Stunde."

„Göttlich!" rief die Maske: „Das muß ich hören. Ich will dich begleiten. So was hört man nicht alle Tage. Komm du nur, närrischer Kerl, und laß dich hören; aber das sag' ich dir, als Virtuose laß dich hören, sonst bin ich nicht zufrieden. Kannst du ein lustiges Stückchen singen?"

Philipp sah wohl, der Herr war ein wenig weinselig und vornehmen Standes, und antwortete: „Herr, beim Glase Wein in

warmer Stube besser, als bei solcher Kälte, die einem das Herz im Leibe erstarrt." Damit ging er seines Weges in die Mariengasse und sang und blies.

Die Maske hatte ihn dahin begleitet, und sprach: „Das ist kein Kunststück. Das kann ich auch, du närrischer Kerl. Gib mir dein Horn; ich will für dich blasen und singen. Du sollst dich bald zu Tode lachen."

Philipp gab auf der nächsten Station den Bitten der Maske nach, und ließ sie blasen und singen. Es ging ganz in der Ordnung. So zum zweiten, zum dritten und zum vierten Mal. Die Maske konnte nicht müde werden, Stellvertreter des Nachtwächters zu sein, und war in Lobeserhebungen seiner Geschicklichkeit unerschöpflich. Philipp lachte von ganzem Herzen über die wunderlichen Einfälle des lustigen Herrn, der vermuthlich aus froher Gesellschaft oder von einem Balle kam, und sich mit einem Gläschen Wein über die gewöhnliche Höhe des Alltagslebens hinaufgestimmt hatte.

„Weißt du was, Schätzchen? Ich hätte große Lust, ein paar Stunden zu nachtwächtern. Ist es dießmal nicht, komm' ich mein Lebtag nicht zu der Ehre. Gib mir deinen Mantel und breitkrämpigen Hut; ich gebe dir da meinen Domino. Geh' in ein Bierhaus, trinke dir ein Räuschchen auf meine Rechnung; und hast du eins, so komm wieder und gib mir meinen Maskenanzug zurück. Hier hast du ein paar Thaler Trinkgeld. Was meinst du, Schätzchen?"

Dazu hatte der Nachtwächter keine Lust. Die Maske gab aber mit Bitten nicht nach, und wie beide in ein finsteres Gäßchen traten, wurde kapitulirt. — Philipp fror erbärmlich; eine warme Stube hätte ihm wohlgethan, ein gutes Trinkgeld nicht minder. Er bewilligte dem jungen Herrn also das Nachtwächter-Vikariat auf eine halbe Stunde, nämlich bis zwölf Uhr; dann sollte er zur Hauptpforte der Gregorienkirche kommen und Mantel, Horn und

Stange gegen den langen rothen Seidenmantel, Larve und Federhut austauschen. Auch nannte er ihm noch vier Straßen, in denen er die Stunde abzurufen habe.

„Herzensschatz!“ rief die Maske entzückt: „Ich möchte dich küssen, wenn du nicht ein Schmierfinke wärst. Nun, es soll dich nicht gereuen. Um zwölf Uhr stelle dich bei der Kirche ein und hole zum Trinkgeld dir ein Bratengeld. Juchheh, ich bin Nachtwächter!“

Die Kleider wurden vertauscht. Die Maske vernachtwächterte sich. Philipp band die Larve um, setzte den von einer funkelnden Schleife gezierten Federhut auf und wickelte sich in den langen feuerrothen Seidenmantel. Als er seinen Stellvertreter verließ, fiel es ihm aber doch aufs Herz, der junge Herr könnte vielleicht aus Uebermuth die nachtwächterliche Würde entweihen. Er drehte sich noch einmal um und sagte: „Ich hoffe, Sie werden meine Gutmüthigkeit nicht mißbrauchen und Unfug treiben. Das könnte mir Verdruß zuziehen und den Dienst rauben.“

„Was denkst du denn, närrischer Kerl?“ rief der Vikar: „Meinst du, ich wisse nicht, was meines Amtes sei? Dafür laß mich sorgen. Ich bin ein Christenmensch, so gut als du. Packe dich, oder ich werfe dir die Stange zwischen die Beine. Um zwölf Uhr bist du unfehlbar bei der Gregorienkirche und gibst mir meine Kleidung wieder. Adieu! Das ist Teufelsspaß für mich.“

Trotzig ging der neue Nachtwächter seines Weges. Philipp eilte, ein nahe gelegenes Bierhaus zu erreichen.

3.

Indem er um die Ecke des königlichen Palastes bog, fühlte er sich von einer maskirten Person berührt, die so eben vor diesem Palaste aus einem Wagen stieg. Philipp blieb stehen und fragte

nach Maskenart, nämlich mit gedämpfter, leiser Stimme: „Was steht zu Befehl?“

„Gnädiger Herr, Sie sind in Gedanken hier vor der Thür vorübergegangen!“ erwiederte die Maske: „Wollen Ihre königliche Hoheit nicht —“

„Was? Königliche Hoheit?“ sagte Philipp lachend: „Ich bin keine Hoheit. Wie kommen Sie zu dem Einfall?“

Die Maske verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schielte nach der strahlenden Diamantenschleife auf Philipps Federhut: „Ich bitte um Gnade, wenn ich Maskenrecht verletze. Aber in welches Gewand Sie sich hüllen mögen, Ihre edle Gestalt wird Sie immer verrathen. Belieben Sie gefälligst vorzutreten. Werden Sie tanzen, wenn ich fragen darf?“

„Ich? Tanzen? — Nein. Sie sehen ja, ich habe Stiefeln an!“ antwortete Philipp.

„Also spielen?“ fragte die Maske weiter.

„Noch weniger; ich habe kein Geld bei mir!“ erwiederte der Nachtwächter-Adjunkt.

„Mein Gott, disponiren Sie doch über meine Börse, über Alles, was ich bin und habe!“ rief die Maske, und bot dem bestürzten Philipp einen vollen Geldbeutel an.

„Aber wissen Sie denn, wer ich bin?“ fragte dieser, und schob die Hand mit dem Geldbeutel zurück.

Die Maske flüsterte mit einer graziösen Verbeugung: „Königliche Hoheit, Prinz Julian.“

In diesem Augenblick hörte Philipp seinen Stellvertreter in einer benachbarten Gasse vernehmlich und laut die Stunde rufen. Jetzt erst merkte er die Verwandlungen. Prinz Julian, in der Residenz als ein junger, wilder, liebenswürdiger und geistvoller Mann bekannt, hatte den Einfall gehabt, die Rollen mit ihm zu vertauschen. „Nun, dachte Philipp, „spielt er den Nachtwächter

gut, so will ich ihm auch in meiner Prinzenmaske keine Schande machen, und zeigen, daß ich wohl eine halbe Stunde lang Prinz sein kann. Es ist seine Schuld, wenn ich allenfalls einen Bock schieße.“ — Er wickelte sich fester in den feuerrothen Talar, nahm die Geldbörse an, steckte sie ein und sagte: „Maske, wer sind Sie? Ich gebe Ihnen morgen Ihr Geld zurück.“

„Ich bin der Kammerherr Pilzow.“

„Gut. Gehen Sie voran! Ich folge Ihnen.“

Der Kammerherr gehorchte, flog die breiten Marmorstufen hinan; ihm behend nach Philipp. Sie traten in einen unermeßlichen Saal von tausend Kerzen erleuchtet, deren Strahlen sich an den Wänden in einer Menge Spiegel, an der Decke in den schwebenden Kristallleuchtern brachen. Ein buntes Gewühl von Masken wogte durch einander, Sultane, Tirolermädchen, Papageno's, geharnischte Ritter, Nonnen, Galanteriehändler, Liebesgötter, Mönche, Frauen, Juden, Perser und Weber. Philipp war eine Weile ganz verblüfft und verblendet. Solch ein Schauspiel hatte er sein Lebtag nicht gehabt. In der Mitte des Saales schwammen hundert Tänzer und Tänzerinnen in den harmonischen Wellen der Musik.

Philipp, dem die milde Wärme wohlthat, die ihn hier anhauchte, war von Verwunderung so gelähmt, daß er kaum mit einem Kopfnicken dankte, wenn unter den Vorbeischwärmenden ihn einige Masken bald neckend, bald ehrerbietig, bald zutraulich grüßten.

„Befehlen Sie zum Spieltisch?“ flüsterte ihm der Kammerherr zu, der nun, beim Licht besehen, als Bramine dastand.

„Lassen Sie mich nur erst aufthauen!“ entgegnete Philipp: „Mich friert verzweifelt.“

„Aber ein Glas warmen Punsch?“ sagte der Bramine, und führte ihn in ein Seitenkabinet. Der Pseudo-Prinz ließ sich nicht

bitten. Ein Glas um das andere ward geleert. Der Punsch war gut, und bald ergoß sich sein Feuer durch alle Adern Philipps.

„Wie steht's, Bramine, Sie tanzen heute nicht?“ fragte er den Kammerherrn, als sie in den Saal zurücktraten.

Der Bramine seufzte und zuckte die Achseln: „Für mich ist Spiel und Tanz vorbei, das Lachen ist vorüber. Die Einzige, die ich zum Tanz fordern möchte . . . die Gräfin Bonau . . . ich glaubte, sie liebe mich . . . denken Sie sich meine Verzweiflung . . . unsere Häuser waren einig . . . plötzlich bricht sie gänzlich mit mir ab.“

„Ei, das ist das Erste, was ich höre!“ rief Philipp.

„Mein Gott, Sie wissen nicht? Die ganze Residenz spricht davon!“ seufzte der Kammerherr: „Schon seit vierzehn Tagen haben wir gebrochen. Sie erlaubt mir nicht einmal, mich zu rechtfertigen. Drei Briefe schickte sie mir unerbrochen zurück. Sie ist eine geschworne Feindin der Baronesse Reizenthal. Ich hatte ihr gelobt, jeden Umgang mit dieser zu meiden. Denken Sie sich mein Unglück: als die Königin Mutter nach Freudenwald zur Jagdpartie fährt, macht sie mich zum Kavalier der Baronesse — was sollte ich thun? Konnte ich widersprechen? Gerade am Namenstage der göttlichen Bonau mußte ich unerwartet fort . . . sie erfuhr Alles . . . sie verkannte mein Herz.“

„Wohlan, Bramine, benutzen Sie den Augenblick. Die allgemeine Freude versöhnt Alles. Ist die Gräfin nicht hier?“

„Sehen Sie sie nicht dort drüben, links, die Karmeliterin neben den drei schwarzen Masken? Sie hat die Larve abgelegt. O mein Prinz, Ihr gnädiges Fürwort bei ihr . . .“

Philipp, den der Punsch begeistert hatte, dachte: da ist ein gutes Werk zu thun! und machte sich ohne Umstände zur Karmeliterin. Die Gräfin Bonau betrachtete ihn eine Weile ernst und erröthend, als er sich zu ihrer Seite niedersetzte. Sie war ein

schönes Mädchen; doch bemerkte Philipp bald, sein Röschen sei noch zehntausendmal schöner.

„Meine Gräfin ...“ stammelte er und gerieth in Verlegenheit, als sie ihren hellen, schwärmerischen Blick auf ihn lenkte.

„Prinz,“ sagte die Gräfin, „Sie waren vor einer Stunde beinahe zu muthwillig.“

„Schöne Gräfin, ich bin jetzt dafür um so ernsthafter.“

„Desto besser; so darf ich Sie nicht fliehen, Prinz.“

„Schöne Gräfin, eine Frage nur erlauben Sie mir: thun Sie auch in diesem Nonnenkleide aufrichtige Buße für Ihre Sünden?“

„Ich habe nichts zu büßen.“

„Aber doch, Gräfin, Ihre Grausamkeiten ... Ihr Unrecht gegen den lieben Braminen, der dort drüben von Gott und aller Welt verlassen steht.“

Die schöne Karmeliterin schlug die Augen nieder und ward ein wenig unruhig.

„Wissen Sie auch, schöne Gräfin, daß der Kammerherr an der Freudenwaldergeschichte so unschuldig ist, wie ich?“

„Wie Sie, Prinz?“ sagte die Gräfin, und runzelte die Stirn: „Was sagten Sie mir erst vor einer Stunde?“

„Sie haben Recht, liebe Gräfin, ich war zu muthwillig. Sie selbst sagen es ja. Nun schwör' ich, der Kammerherr mußte auf Befehl der Königin Mutter nach Freudenwald, mußte gegen seinen Willen dahin, mußte beständig der Kavalier der ihm verhaßten Reizenthal sein ...“

„Der ihm verhaßten!“ lächelte spöttisch und bitter die Gräfin.

„Ja, er haßt, er verachtet die Baronin. Glauben Sie mir, er hat gegen die Baronesse fast alle Grenzen des Anstandes verletzt, hat sich durch sein Betragen vielen Verdruß zugezogen. Ich weiß es. Und das Alles that er für Sie. Nur Sie liebt er, nur Sie betet er an. Und Sie — Sie könnten ihn verstoßen?“

„Wie kommt es, Prinz, daß Sie sich für Pilzow so lebhaft interessiren? Sonst war's doch nicht so."

„Es geschieht, Gräfin, weil ich ihn vorher nicht kannte, noch weniger seine traurige Lage, in die Sie ihn stürzten. Ich schwöre Ihnen, er ist unschuldig. Sie haben ihm nichts zu verzeihen, aber wohl er Ihnen."

„Still!" lispelte die Karmeliterin mit erheiterten Mienen: „Man achtet auf uns, Kommen Sie hinweg von hier!" — Sie legte ihre Larve vor, stand auf und gab dem vermeinten Prinzen den Arm. Beide gingen den Saal entlang, dann in ein leeres Seitenkabinet. Hier führte die Gräfin bittere Klagen gegen den Kammerherrn; aber es waren nur Klagen eifersüchtiger Liebe. Sie trocknete eine Thräne ab. Da trat schüchtern der zärtliche Bramine herein. Es entstand tiefe Stille. Philipp wußte hier nichts Besseres zu thun, als er führte den Kammerherrn zur Karmeliterin, legte beider Hände in einander, ohne ein Wort zu sagen, und überließ sie ihrem Schicksal. Er selbst ging in den Saal zurück.

4.

Hier stieß ihn ein Mameluk an, und sagte hastig: „Gut, Domino, daß ich Sie finde. Ist das Rosenmädchen hier im Kabinet?"— Der Mameluk trat hinein, und kam den Augenblick wieder zurück. „Auf ein Wort allein, Domino!" und führte Philipp in einen entlegenen Theil des Saals ans Fenster.

„Was steht zu Befehl?" fragte Philipp.

„Ich beschwöre Sie," sagte der Mameluk mit gedämpfter, aber fürchterlicher Stimme, „wo ist das Rosenmädchen?"

„Was geht mich das Rosenmädchen an?"

„Aber mich desto mehr!" entgegnete der Mameluk, dessen ge-

preßte Stimme, dessen unruhige Bewegungen eine schreckliche Gährung seines ganzen Innern verriethen: „Mich desto mehr! Es ist mein Weib. Sie wollen mich unglücklich machen. Prinz, ich beschwöre Sie, treiben Sie mich nicht zum Wahnsinn. Lassen Sie von meinem Weibe."

„Von Herzen gern!" antwortete Philipp trocken: „Was habe ich mit Ihrer Gemahlin zu schaffen?"

„Oh! Prinz! Prinz!" rief der Mameluk: „Ich bin zum Aeußersten entschlossen, und sollte es mir das Leben kosten. Verstellen Sie sich keinen Augenblick länger vor mir. Ich habe Alles entdeckt. Hier, da — sehen Sie — hier das Billet, das Ihnen das falsche Weib in die Hände drückte, und Sie, ohne es gelesen zu haben, im Gedränge verloren."

Philipp nahm den Zettel. Mit Bleistift war von einer weiblichen Hand darauf geschrieben: „Aendern Sie die Maske. Alles kennt Sie. Mein Mann beobachtet Sie. Mich kennt er nicht. Wenn Sie artig sind, lohn' ich's Ihnen."

„Hm!" brummte Philipp: „Das ist, so wahr ich lebe, nicht an mich geschrieben. Ich bekümmere mich um Ihre Gemahlin wenig."

— Himmel und Hölle, Prinz, machen Sie mich nicht rasend. Wissen Sie, wen Sie vor sich haben? Ich bin der Marschall Blankenschwerd. Daß Sie meinem Weibe nachstellen, ist mir seit der letzten Redoute am Hofe nicht mehr unbekannt."

„Herr Marschall," versetzte Philipp, „nehmen Sie mir's nicht übel, die Eifersucht blendet Sie. Wenn Sie mich recht kennten, Sie würden von mir so tolles Zeug gar nicht denken. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihre Gemahlin soll Ruhe vor mir haben."

— Ist es Ihr Ernst, Prinz?

„Vollkommen."

— Geben Sie mir den Beweis.

„Wie verlangen Sie ihn?“

— Sie haben sie bisher abgehalten, ich weiß es, zu ihren Verwandten nach Polen mit mir zu reisen. Bereden Sie sie jetzt dazu.

„Von Herzen gern, wenn Ihnen damit gedient ist.“

— Alles, königliche Hoheit, Alles! Sie verhüten entsetzliches, unvermeidliches Unglück.

Der Mameluk plauderte noch ein Langes und Breites, bald weinerlich, bald flehend, bald drohend, daß dem guten Philipp bange ward, der Mensch könne in seiner Tollheit mit ihm vor aller Welt Händel beginnen. Und das war ihm eben nicht gelegen. Er war froh, daß er von ihm abkam.

Kaum hatte er sich in der Masse der Uebrigen verloren, kniff ihn eine weibliche Maske, die schwarz beflort in tiefen Trauerkleidern einherging, freundlich in den Arm und flüsterte: „Schmetterling, wohin? — Flößt Ihnen die verlassene Wittwe kein Mitleiden ein?“

Philipp erwiederte gar höflich: „Schöne Wittwen finden nur der Tröster zu viel; darf ich mich zur Zahl Ihrer Tröster zählen?“

„Warum sind Sie so ungehorsam, und änderten die Maske nicht?“ sagte die Wittwe, indem sie mit ihm seitwärts ging, wo sie freier mit ihm ins Gespräch treten konnte: „Glauben Sie denn, Prinz, daß Sie nicht von Jedem hier erkannt sind?“

„Die Leute,“ versetzte Philipp, „sind doch ungewiß, und irren sich in mir.“

„Wahrhaftig nicht, Prinz; und kleiden Sie sich nicht auf der Stelle anders, so verlasse ich Sie für den ganzen Abend. Denn ich möchte meinem Mann keinen Anlaß zu einem Auftritte geben.“

Jetzt wußte Philipp, mit wem er es zu thun hatte. „Sie waren das schöne Rosenmädchen. Sind die Rosen so schnell verblüht?“

„Was ist nicht vergänglich? Besonders Männertreue! Ich sah

wohl, wie Sie mit der Karmeliterin davon schlichen. Bekennen Sie nur Ihre Flatterhaftigkeit. Sie können nicht mehr läugnen."

„Hm!" versetzte Philipp trocken: „Klagen Sie mich nicht an, sonst klag' ich Sie auch an."

„Zum Beispiel, schöner Schmetterling?"

„Es gibt, zum Beispiel, doch keinen treuern Mann, als den Marschall."

„Das ist er wohl. Und ich habe Unrecht, wahrlich, großes Unrecht, Sie zu viel angehört zu haben. Ich mache mir Vorwürfe genug. Er hat leider unser Verhältniß ausgespürt."

„Seit der letzten Redoute am Hofe, schöne Wittwe."

„Wie Sie zu ausgelassen und unvorsichtig waren, schöner Schmetterling."

„Machen wir's wieder gut. Trennen wir uns. Ich schätze den Marschall. Ich mag ihn meinetwillen nicht leiden sehen."

Die Wittwe betrachtete ihn eine Weile sprachlos.

„Haben Sie," fuhr Philipp fort, „wirklich einige Achtung für mich, so reisen Sie mit dem Marschall nach Polen zu Ihren Verwandten. Es ist besser, daß wir uns nicht zu viel sehen. Eine schöne Frau ist schön; eine treue, tugendhafte Frau ist aber noch schöner."

„Prinz!" rief die bestürzte Marschallin: „Ist das Ihr Ernst? Haben Sie mich je geliebt oder belogen?"

„Sehen Sie," sagte Philipp, „ich bin ein Versucher ganz eigener Art. Ich suche die Tugend und Treue unter den Weibern, und finde sie so selten. Die Treueste und Tugendhafteste kann mich allein fesseln — darum fesselt mich keine. Doch, holla, nein, daß ich nicht lüge. Eine hat mich gefesselt. Aber, es thut mir leid, Frau Marschallin, das sind eben Sie gerade nicht."

„Sie sind in einer abscheulichen Laune, Prinz!" sagte die Wittwe und das Zittern ihrer Stimme und das Auf- und Abwogen ihres Busens verrieth, was in ihr vorging.

„Nein," erwiederte Philipp, „ich bin, so wahr ich lebe, in der ehrlichsten Laune von der Welt. Ich möchte gern einen dummen Streich wieder gut machen. Ich hab' es Ihrem Manne auch gesagt."

„Wie?" rief die Wittwe erschrocken: „Sie haben dem Marschall Alles offenbart?"

„Nicht eben Alles, nur was ich wußte."

Die Wittwe wandte sich in heftiger Bewegung rechts und links. Sie rang die Hände. Endlich fragte sie: „Wo ist mein Mann?"

Philipp zeigte auf den Mameluken, der in dem Augenblick mit langsamen Schritten daher kam.

„Prinz!" sagte die Wittwe mit einem Tone voll unaussprechlichen Zorns: „Prinz, verzeihe Ihnen Gott, ich kann Ihnen nie verzeihen. Solcher Abscheulichkeit hielt ich nie das Herz eines Menschen fähig. Sie sind ein Verräther. Mein Mann ist ein Ehrenmann im Mamelukenkleide, Sie sind ein Mameluk im Ehrenkleide. In dieser Welt sehen Sie mich nicht wieder." — Mit diesen Worten wandte sie ihm schnell und stolz den Rücken, ging auf den Mameluken zu, und verlor sich mit ihm, wie man sah, in eine sehr ernste Unterredung.

Philipp lachte heimlich vor sich in den Bart und dachte bei sich: „Mein Substitut, der Nachtwächter, mag sehen, wie er zurecht kommt. Ich spiele meine Rolle in seinem Namen so übel nicht. Wenn er nur morgen so ehrlich fortfährt, wie ich angefangen habe."

Er trat zu den Tanzenden, und erblickte mit Vergnügen die schöne Karmeliterin in den Reihen der Tänzerinnen an der Seite ihres überglücklichen Braminen. Dieser ward den feuerfarbenen Domino kaum gewahr, so warf er ihm eine Kußhand zu, und bezeichnete pantomimisch die Höhe seiner Seligkeit. Philipp dachte bei sich: „Schade, daß ich nicht Prinz für Zeitlebens bin. Die Leute sollten bald alle mit mir zufrieden sein. Es ist in der

Welt nichts leichter, als ein Prinz zu sein. Mit einem Worte vermag er mehr, als der beste Advokat mit einer langen Rede. Er hat das Vorrecht, geradezu zu gehen und frei von der Leber weg zu sprechen. Ja, wenn ich Prinz wäre, dann wäre mein Röschen — für mich verloren. Nein, ich möchte nicht Prinz sein."

Er sah nach der Uhr, es war erst halb zwölf Uhr. Da kam der Mameluk in Hast auf ihn zu, zog ihn auf die Seite, und gab ihm ein Papier. „Prinz," rief der Mameluk, „ich möchte Ihnen zu Füßen fallen, und Ihnen im Staube danken. Ich bin versöhnt mit meiner Frau. Sie haben ihr Herz gebrochen; aber es ist gut, daß es geschah. Sie will noch diese Nacht abreisen. Sie will auf den Gütern in Polen bleiben. Leben Sie wohl. In welcher Stunde es auch sei, ich erwarte Ihre Befehle, wenn es darauf ankommt, für Ihre königliche Hoheit in den Tod zu gehen. Mein Dank ist ewig. Leben Sie wohl!"

„Halt!" rief Philipp, da der Marschall schnell davon wollte: „Was soll ich mit dem Papier?"

Der Marschall antwortete: „Es ist meine Spielschuld von voriger Woche, die ich fast vergessen hatte, und jetzt bei der Abreise nicht vergessen möchte. Ich habe den Wechsel auf Ihre königliche Hoheit endossirt." Damit verschwand der Marschall.

5.

Philipp schielte in das Blatt, las da etwas von fünftausend Gulden, steckte das Papier zu sich und dachte: „Schade, daß ich nicht Prinz bin."

Indem wisperte ihm Jemand ins Ohr: „Königliche Hoheit, wir sind beide verrathen. Ich erschieße mich." — Philipp sah sich mit großen Augen um und erblickte einen Neger.

— Was wollen Sie, Maske? fragte Philipp ganz gelassen.

„Ich bin der Oberst Kalt!“ antwortete flüsternd der Neger: „Die unselige Marschallin hat dem Herzog Hermann geplaudert, und dieser speit jetzt Feuer und Flammen gegen Sie und mich.“

— Meinethalben! versetzte Philipp.

„Aber der König erfährt Alles!“ seufzte der Neger ängstlich: „Vielleicht werde ich diese Nacht schon arretirt und morgen auf die Festung gebracht. Ich erhänge mich lieber.“

— Davon haben Sie keinen Nutzen! sagte Philipp.

„Soll ich mich lebenslänglicher Schande preisgeben? Ich bin verloren. Der Herzog wird blutige Genugthuung fordern. Sein Rücken ist gewiß noch blau von der Tracht Schläge, die ich ihm gab. Ich bin verloren und das Bäckermädchen dazu. Ich springe von der Brücke und ersäufe mich noch diese Nacht.“

„Behüte Gott! sagte Philipp: Was hätten Sie und das Bäckermädchen davon?

„Ihre königliche Hoheit scherzt, und ich bin in Verzweiflung. Ich flehe unterthänigst, nur ein paar Augenblicke unter vier Augen gönnen Sie mir.“

Philipp folgte dem Neger in ein einsames Seitengemach, wo wenige Kerzen einen düstern Schein verbreiteten. Der Neger warf sich, wie gelähmt, auf ein Sofa nieder und seufzte laut. Philipp fand auf einem Tische Erfrischungen nebst feinen Weinen, und ließ sich's schmecken.

„Ich begreife nicht, wie Ihre königliche Hoheit so ruhig bei der verdammten Geschichte sein kann!“ sagte der Neger: „Wäre nur der Schelm, der Neapolitaner Salmoni, noch hier, der den Geisterbeschwörer spielte; der Kerl war voller Ränke von den Zehen an bis zum Scheitel, und hätte uns vielleicht mit einer List retten können. Jetzt hat er sich aus dem Staube gemacht.“

— Desto besser! erwiederte Philipp, und füllte sein Glas von neuem: So schieben Sie alle Schuld auf ihn. Er ist davon.

„Wie auf ihn schieben? Der Herzog weiß nun, daß Sie, ich, die Marschallin und das Bäckermädchen in der Intrigue waren, um aus seinem Aberglauben Nutzen zu ziehen. Er weiß, daß Sie den Salmoni zur Geisterbannerei bestachen; daß ich mein Bäckermädchen, in das er verliebt war, abrichtete, um ihn in die Falle zu locken; daß ich der Geist war, der ihn zu Boden warf und ihm das Fell bläute. Hätte ich nur den Spaß nicht zu weit getrieben! Aber ich wollte ihm die Liebe zu meinem Mädchen ein wenig ausklopfen. Es ist ein verdammter Streich. Ich nehme Gift."

— Nehmen Sie lieber ein Glas Wein; er ist gut! sagte Philipp, und nahm mit frischer Eßlust ein frisches Stück Torte. Und überhaupt, setzte er hinzu, muß ich Ihnen offen gestehen, lieber Oberst, daß Sie für einen Obersten sehr feig sind, und sich da einer Narrengeschichte willen gleich erschießen, ersäufen, vergiften und aufhängen wollen. Es wäre schon an einem zu viel. Zweitens muß ich Ihnen sagen, daß ich aus Ihrem Geschwätz da unter einander noch zur Stunde nicht klug werde.

„Königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Der Kammerjunker des Herzogs — er ist mein alter Freund — vertraute mir diesen Augenblick, die Marschallin sei, vom Teufel geplagt, erst vor wenigen Minuten zum Herzog getreten, und habe ihm gesagt: die Komödie im Haus des Bäckers hat Ihnen Prinz Julian gestiftet, der Ihnen seine Schwester nicht gönnte. Die Hexe, die Sie sahen, war ich selbst, als Abgeordnete der Prinzessin, um Zeugin Ihres Aberglaubens zu sein. Prinz Julian hat das Verzeichniß Ihrer Schulden, das Sie in die Gruft warfen, aus welcher Sie die Schätze heben sollten, so wie Ihren Revers gegen das Bäckermädchen, das Sie, nach der Vermählung mit der Prinzessin, als Mätresse zu sich nehmen und adeln lassen wollten. Und der Geist, der Sie abprügelte, war Oberst Kalt, der Handlanger des Prinzen. Darum ging es mit Ihrer Ver-

mählung den Krebsgang. Machen Sie sich keine Hoffnung länger; Sie warten vergebens. — So hat die Marschallin dem Herzog gesagt, und ist verschwunden."

Philipp schüttelte den Kopf und brummte: „Das sind mir auch saubere Geschichten! Solcher Streiche schämt man sich ja im gemeinsten Pöbel. Was Teufeleien und kein Ende!"

„Nein," rief der Oberst, „Rasenderes, Pöbelhafteres kann man nicht thun, als die Marschallin. Das Weib muß eine Furie sein. — Gnädigster Herr, retten Sie mich."

— Wo ist denn der Herzog? fragte Philipp.

Der Kammerjunker sagte, er sei schnell aufgestanden und habe bloß gerufen: „Ich gehe zum König! — Denken Sie, Prinz, wenn der zum König geht und unsere Historie nach seiner Art malt."

— Ist denn der König hier?

„Allerdings. Er spielt im Nebenzimmer mit dem Erzbischof und dem Polizeiminister l'Hombre."

Philipp ging mit großen Schritten durch das Kabinet. Hier war guter Rath theuer.

„Königliche Hoheit," sagte der Neger, „retten Sie mich. Es gilt Ihre eigene Ehre. Es wird Ihnen leicht sein. Uebrigens bin ich auf Alles gefaßt, und beim ersten bösen Wind über die Grenze. Ich packe ein. Morgen erwarte ich Ihre letzten Befehle über mein Verhalten." — Mit diesen Worten verschwand der Neger.

6.

„Es ist hohe Zeit, daß du wieder Nachtwächter wirst, Philipp!" dachte Philipp bei sich selber: „Du verwickelst dich und deinen Substitut in gottlose Händel, aus denen dich und ihn weder seine, noch meine Klugheit rettet. — Das also wäre der Unter-

schied zwischen einem Nachwächter und einem Prinzen? Dafür wend' ich keine Hand um. Lieber Himmel, wie viel tolle Dinge geschehen bei den Erdengöttern hier unterm Hofhimmel, wovon wir uns bei Nachtwächterhorn und Webstuhl, bei Spaten und Leisten nichts träumen lassen! Man bildet sich ein, die Götter führen ein Leben, wie die Engel, ohne Sünden, ohne Sorgen. Saubere Wirthschaft! Ich habe in einer Viertelstunde hier mehr Bubereien gut zu machen, als ich in meinem ganzen Leben begangen habe."

„So einsam, mein Prinz?" flüsterte hinter ihm eine Stimme: „Ich preise mich glücklich, Ihre königliche Hoheit einen Augenblick allein zu treffen."

Philipp sah sich um. Es war ein Bergknappe in Gold und Seide und Juwelen. — Was wollen Sie? fragte Philipp.

„Nur einen Augenblick gnädigstes Gehör!" antwortete der Knappe: „Es ist dringend, das Resultat Ihnen vielleicht lieb."

— Wer sind Sie denn, Maske, wenn ich fragen darf?

„Graf Bodenlos, der Finanzminister, Ihrer königlichen Hoheit zu dienen!" versetzte der Knappe, und lüpfte die Larve, um ein Gesicht zu zeigen, das mit den kleinen Augen und der großen kupferrothen Nase eine Larve zu sein schien.

— Nun, Herr Graf, was steht zu Befehl? fragte Philipp weiter.

„Darf ich freimüthig reden? Ich ließ mich schon dreimal bei Ihrer königlichen Hoheit melden, und genoß nicht die Gnade, vorgelassen zu werden. Und doch — Gott ist Zeuge! — nimmt am ganzen Hofe Niemand an Ihrer königlichen Hoheit Wohl und Weh so lebhaften Antheil, als ich."

— Herr Graf, ich bin Ihnen verbunden! versetzte Philipp: Aber was wollen Sie? Machen Sie's kurz.

„Darf ich vom Handelshaus Abraham Levi reden?" fragte der Bergknappe.

– So viel Sie wollen.

„Es hat sich an mich wegen der fünfzigtausend Gulden gewendet, die Sie ihm schuldig geworden sind. Es droht, sich an den König zu wenden. Und Sie wissen, welches Wort Sie dem Könige gaben, als er Ihre letzten Schulden zu zahlen befahl?“

— Können die Leute nicht warten? fragte Philipp.

„So wenig, als die Gebrüder Goldschmidt warten wollen, die an Ihnen fünfundsiebenzigtausend Gulden fordern.“

— Mir gleich. Wenn die Menschen nicht warten wollen, so muß ich . . .

„Keine verzweifelten Entschlüsse, gnädigster Herr! Ich bin im Stande, Alles wieder ins Gleis zu bringen, wenn . . .“

— Was denn, wenn?

„Wenn Sie mir Ihre Gnade schenken, wenn Sie mich nur einen Augenblick anzuhören geruhen. Ich hoffe, alle Ihre Schulden ohne Mühe zu decken. Das Haus Abraham Levi hat ungeheure Aufkäufe von Getreide veranstaltet, so daß dasselbe sehr im Preis gestiegen ist. Ein Verbot der Kornausfuhr gegen die benachbarten Staaten wird den Preis um das Doppelte und Dreifache in die Höhe schnellen. Dann gibt man dem Abraham Levi Lizenzen, und Alles ist in der Ordnung. Das Haus streicht die Schulden, übernimmt für Sie die Zahlung der fünfundsiebenzigtausend Gulden, und ich überreiche Ihnen die Quittungen. Alles aber hängt von dem Umstande ab, daß ich noch einige Jahre an der Spitze der Finanzen bleibe. Gelingt es dem Baron Greifensack, mich aus dem Ministerium zu verdrängen, so bin ich ohnmächtig, für Sie zu handeln, wie es mein heißester Wunsch wäre. Es steht bei Ihrer königlichen Hoheit, daß Sie die Partei des Greifensack verlassen, und unser Spiel ist gewonnen. Für mich ist es einerlei, ob ich im Ministerium bleibe, oder nicht. Ich sehne mich nach Ruhe. Aber es ist mir für Ihre königliche Hoheit nicht

gleichgültig. Kann ich die Karten nicht nach Gefallen mischen, so habe ich verloren."

Philipp wußte eine Weile nicht, was auf den Antrag erwiedern. Endlich, während der Finanzminister, auf Antwort wartend, eine Brillantdose hervorzog und eine Prise nahm, sagte Philipp: — Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Graf, wollen Sie das Land ein wenig aushungern, um meine Schulden zu zahlen. Denken Sie auch, wie viel Unheil Sie anrichten! Und wird es der König zugeben?

„Wenn ich an den Geschäften bleibe, so lassen Sie das meine Sorge sein, gnädigster Herr. Sobald die Preise der Lebensmittel steigen, wird der König sogleich von selbst an eine Kornsperre denken, und die Getreideausfuhr mit schweren Zöllen hemmen. Dann gibt man dem Haus Abraham Levi Ausfuhrbewilligungen für zehn Säcke, und es führt hundert aus. Nichts leichter, als das. Allein, wie gesagt, kommt der Greifensack ans Ruder, wird daraus nichts. Ehe er sich ins Fach hineinstudirt, vergehen Jahre. So lange wird er aus Noth den ehrlichen Mann spielen, um nachher den König und das Land desto ärger zu prellen. Er muß erst sein Terrain kennen. Es gibt keinen ärgern Juden, als den Greifensack. Sein Geiz ist stinkend."

— Schöne Aussichten! sagte Philipp: Wie lange glauben Sie, muß ein Finanzminister auf seinem Posten stehen, ehe er die Scheere an das Volk legen kann, um für sich und unsereins etwas zu schneiden?

„Hm, wenn er Kopf hat, bringt er's in einem Jahre weit."

— So sollte man dem König rathen, alle zwölf Monate einen neuen Finanzminister zu machen, wenn er immer ehrlich bedient sein will.

„Ich hoffe, gnädigster Herr, seit ich die Finanzen führe, ist dem König und dem Hofe nichts abgegangen."

— Das glaub' ich, Graf, aber dem armen Volke desto mehr. Es weiß die Menge der Steuern und Auflagen kaum noch zu erschwingen. Sie sollten ein wenig barmherziger mit uns umgehen.

„Mit uns? — Thue ich nicht Alles für den Hof?“

— Nein, barmherziger mit dem Volke sollten Sie verfahren, meine ich.

„Mein Prinz, ich weiß, welche Achtung ich Ihren Worten schuldig bin. Der König mit seiner erlauchten Familie ist das Volk, dem ich diene; das, was man Volk nennt, kann in keine Betrachtung kommen. Das Land ist des Königs Eigenthum. Völker sind nur in so fern achtbar, als sie, gleich andern Nullen, die der Hauptzahl folgen, den Werth derselben vergrößern. Aber es ist hier nicht der Augenblick, den abgedroschenen Wortkram über den Werth der Völker zu erneuern; sondern ich bitte um gnädigsten Entscheid, ob ich die Ehre haben soll, Ihre Schulden auf die bewußte Weise zu beseitigen?“

— Antwort: nein, nein und nimmermehr auf Unkosten von hunderttausend und mehr armer Familien.

„Königliche Hoheit, es geht ja nur auf Rechnung des Hauses Abraham Levi. Und wenn ich dies Haus nöthigte, Ihnen noch zu den Quittungen Ihrer Schulden fünfzigtausend Gulden baar zuzulegen? Ich denke, es läßt sich machen. Das Haus gewinnt durch die einzige Operation so viel, daß —“

— Vermuthlich auch für Sie, Herr Graf, noch ein artiges Trinkgeld herauskommt.

„Ihre königliche Hoheit belieben zu scherzen. Ich gewinne dabei nichts. Ich brenne nur vor Begierde, Ihre Huld wieder zu erhalten.“

— Sie sind sehr gütig.

„Also darf ich hoffen, mein Prinz?“

— Herr Graf, ich werde thun, was recht ist; thun Sie Ihre Pflicht.

„Meine Pflicht ist, Ihnen zu dienen. Morgen lasse ich den Levi berufen, schließe den Handel mit ihm ab, und habe die Ehre, Ihrer königlichen Hoheit die besagten Quittungen zu überreichen, nebst Anweisung auf fünfzigtausend Gulden.“

— Gehen Sie! Ich mag davon nicht hören.

„Und Ihre königliche Hoheit wenden mir Ihre Gnade wieder zu? Denn ohne im Ministerium zu stehen, könnte ich dem Abraham Levi unmöglich —“

— Ich wollte, Sie und Ihr Ministerium und Ihr Abraham Levi säßen alle drei auf dem Blocksberg. Das sag' ich Ihnen, entsteht eine Kornsperre, läßt die Theurung der Lebensmittel nicht auf der Stelle nach, verkauft Ihr Judenhaus nicht das aufgespeicherte Getreide sogleich um den Ankaufspreis: so gehe ich ohne anders zum König, decke ihm alle Schelmereien auf, und helfe Sie sammt dem Abraham Levi aus dem Lande jagen. Verlassen Sie sich darauf; ich halte Wort.

Philipp drehte sich um, ging in den Tanzsaal und ließ den Finanzminister ganz versteinert hingepflanzt stehen.

7.

„Wann befehlen Ihre königliche Hoheit, daß der Wagen vorfahren soll?“ flüsterte ihm eine Stimme zu, als er durch die Masken im Saal entlang ging. Es war ein dicker, holländischer Kaufmann mit einer Stutzperrücke, der die Worte an ihn richtete.

— Ich fahre nicht.

„Es ist halb zwölf Uhr vorbei, Prinz. Die schöne Sängerin erwartet Sie. Sie hat lange Weile.“

— So mag Sie sich etwas singen.

„Wie, Prinz, hätten Sie Ihren Sinn geändert? — Die reizende Rollina wollten Sie im Stich lassen? — Den goldenen Augenblick verlieren, nach dem Sie seit zwei Monaten vergebens seufzten? — Ihr Billet, das Sie diesen Morgen durch mich an Signora Rollina mit der Brillanten=Uhr schickten, that dieses Wunder. Die stolze Spröde ergibt sich. Sie waren den Mittag noch so hoch entzückt, und nun mit einem Mal so kalt wie Eis? Was ist mit Ihnen vorgegangen? Die Verwandlung begreife ich nicht.“

— Das gilt mir gleich.

„Sie haben mir aber befohlen, Sie um halb zwölf Uhr zu begleiten. Hätten Sie andere Engagements?“

— Freilich.

„Etwa ein Souper bei der Gräfin Born? Sie ist nicht am Ball erschienen; wenigstens ist hier unter allen Masken keine Spur von ihr. Ich könnte sie an ihrem Gang und ihrer eigenen Art, das niedliche Köpfchen zu tragen, unter Tausenden unterscheiden. Wie, Prinz?“

— Und wenn es wäre, müßt' ich's Ihnen anvertrauen?

„Ah, ich verstehe und schweige. Wollen Sie aber der Signora Rollina nicht wenigstens wissen lassen, daß Sie nicht kommen werden?“

— Hat sie mich zwei Monate nach ihr seufzen lassen, so mag sie auch einmal zwei Monate für mich seufzen. Ich gehe nicht.

„Also aus dem prächtigen Halsschmuck, den Sie ihr zum Neujahrsgeschenk bestimmten, wird nun vermuthlich auch nichts.“

— Wenn's auf mich ankommt, schwerlich.

„Wollen Sie ganz mit ihr brechen, gnädigster Herr?“

— Ich habe mit ihr noch nicht angebunden.

„Nun denn, Prinz — so darf ich offen sein. So darf ich die

Wahrheit sagen, die Sie vielleicht aber schon wissen. Ich vermuthe es wenigstens aus Ihrer schnellen Sinnesänderung. — Nur Ihre Leidenschaft für die Rollina schreckte mich ab, es Ihnen früher zu gestehen. Sie sind betrogen."

— Von wem?

„Von der listigen Operistin. Sie würden die Gunst derselben mit einem Juden theilen müssen."

— Mit einem Juden?

„Nun ja, mit dem Sohn des reichen Abraham Levi."

— Ist der Schelm denn überall?

„Sie wissen also noch nicht? Ich sage Ihnen die heilige Wahrheit. Wären Ihre königliche Hoheit nicht dazwischen gekommen, der Jude würde die feile Schöne öffentlich unterhalten. Es thut mir nur um die Uhr leid."

— Mir nicht.

„Die Metze verdient den Staubbesen."

— Es wird Mancher nicht nach Verdienst gewürdigt.

„Königliche Hoheit, nur zu wahr. Zum Beispiel, ich habe neulich ein Mädchen entdeckt — o Prinz, die ganze Stadt und das ganze Königreich hat nichts Schöneres, nichts Lockenderes aufzuzeigen. Aber wenige Menschen kennen das himmlische Geschöpf. Puh, was ist die Rollina daneben! Eine alte Hexe von Denner. Sehen Sie, ein Mädchen, schlank und schwank wie ein Rohr; eine Farbe, eine zarte Haut, wie Abendroth auf Schnee; ein Paar Augen, wie Sonnen; ein goldener, dicker Haarwuchs — kurz, in meinem Leben sah ich nichts Schöneres. Aber wer würdigt diese Venus? Es ist eine Liebesgöttin in bürgerlicher Haube. Auf diese müssen wir Jagd machen."

— Also ein Bürgersmädchen?

„Freilich nur eine Grisette, aber — nein, Sie müssen sie sehen und Sie werden brennen. Was hilft da mein Schildern und Prei-

sen! Was Sie sich je in den schönsten Träumen Entzückendes träumen konnten, ist da in der Natur verkörpert, und dabei noch die liebste, zarteste, unentweihteste Unschuld! — Man sieht sie aber selten. Sie weicht selten von ihrer Mutter. Doch kenne ich ihren Sitz in der Kirche und den Sonntagsspaziergang, den sie gewöhnlich mit ihrer Mutter vor das Ulmerthor macht. Auch habe ich schon ausgespürt, daß ein junger, hübscher Kerl, ein Gärtner, ihr den Hof macht. Er kann sie aber nicht heirathen, weil er ein armer Teufel ist, und das Mädchen hat auch nichts. Die Mutter ist Wittwe eines an der Auszehrung gestorbenen Leinwebers."

— Wie heißt die Mutter?

„Wittwe Bittner im Milchgäßchen, und ihre Tochter, schön wie eine Rose, heißt, was sie in der That ist, Röschen."

Dem guten Philipp wurde es bei diesem Namen kalt und warm. Er hätte die beste Lust gehabt, dem Erzähler die geballte Faust auf den Kopf zu geben. „Sind sie des Teufels?" rief Philipp.

„Gelt!" sagte der Holländer: „Ich habe schon gut gekundschaftet. Sie müssen das niedliche Ding erst sehen. Oder wie, mein Prinz, sollte Ihr Scharfblick schon die köstliche Perle entdeckt haben? Kennen Sie sie wirklich?"

— Ich kenne sie allerdings.

„Desto besser. Habe ich zu viel gelobt? Stimmen Sie nicht bei? Die soll uns nicht entgehen. Wir wandern mit einander zur Mutter. Sie spielen den Menschenfreund. Die Armuth der Wittwe ist Ihnen bekannt geworden. Sie mögen keine Nothleidende sehen. Sie erkundigen sich theilnehmend nach den Umständen der guten Frau, lassen ein Geschenk zurück, wiederholen die Besuche, fahren in Mildthätigkeit fort, werden mit Röschen bekannter. Das Andere gibt sich. Der Gärtner-Lümmel ist bald beseitigt; der hilft vielleicht noch, wenn man ihm ein Dutzend harte Thaler in die Hand drückt."

Philipp wußte vor Grimm nicht, was sagen. „Der Donner soll drein schlagen, — —“ rief er.

„Wenn der Schlingel, der Gärtner, Umstände macht?“ unterbrach ihn der Holländer: „O dafür lassen Sie mich sorgen. Königliche Hoheit, bekomm' ich durch Ihr Fürwort den Kammerherrnschlüssel, so gehört Ihnen das Mädchen. Den Gärtner stecke ich unter die Soldaten und schicke ihn zur Armee. Da kann er sich für das Vaterland schlagen. Unterdessen sind Sie Meister im Felde; denn das Mädchen hängt, glaube ich, doch mit bürgerlicher Steifheit dem Burschen etwas an. Es wird überhaupt nicht leicht sein, dem Mädchen die Vorurtheile aus dem Kopf zu bringen, die es unter der bürgerlichen Kanaille eingesogen hat. Ich will es aber schon in die Schule nehmen.“

— Ich breche Ihnen den Hals dafür.

„Allzugütig. Nur Ihre Verwendung beim König, und den Kammerherrnschlüssel . . .“

— Herr, ich wollte, ich könnte Sie auf der Stelle . . .

„O sagen Sie mir keine Schmeicheleien, gnädigster Herr! Sie wissen, jeden Augenblick ist mir das Leben für Sie feil. Hätte ich geahnet, daß Ihnen das süße Geschöpf bekannt, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, es läge längst schon in Ihren Armen.“

— Kein Wort mehr davon! rief Philipp grimmig, so grimmig er mit gedämpfter Stimme an diesem Orte und in der Nähe der tanzenden, lärmenden, schwärmenden und lauernden Masken rufen durfte, um sich nicht zu verrathen: „Kein Wort mehr!“

„Nein, Thaten!“ fiel der Holländer fröhlich ein: „Schon morgen sollen die Laufgräben gegen die Festung eröffnet werden. Dann rücken Sie vor. Sie sind gewohnt, zu siegen. Mit den lauersamen Vorposten werden wir bald fertig. Den Gärtner nehme ich auf mich; das Mütterlein geht zu Ihren goldenen Fahnen über. Dann Sturmschritt!“

Philipp konnte sich kaum mehr mäßigen. Er packte mit seiner Faust den Arm des Holländers und sagte: „Herr, wenn Sie sich unterstehen —“

„Um Gotteswillen, gnädiger Herr, mäßigen Sie sich in Ihrer Freude. Ich muß laut aufschreien. Sie zerquetschen mir den Arm.

— Wenn Sie sich unterstehen, fuhr Philipp fort, und stellen diesem unschuldigen Mädchen nach, so zerquetsche ich Ihnen, so wahr ich lebe, alle Knochen im Leibe.

„Gut, gut!“ seufzte der Holländer in schmerzlicher Angst: „Geruhen Sie nur, mich loszulassen.“

— Finde ich Sie jemals auf das Mädchen hinschielend, nur in der Nähe des Milchgäßchens, so sind Sie ein Kind des Todes von meiner Hand. Darnach richten Sie sich.

Der Holländer stand ganz verblüfft da. „Königliche Hoheit,“ sagte er zitternd, „ich konnte nicht wissen, daß Sie das herrliche Mädchen so ernsthaft liebten, wie es scheint.“

— Sehr ernsthaft, das will ich vor der ganzen Welt gestehen.

„Und werden wieder geliebt?“

— Was geht Sie das an? Reden Sie mir nie wieder davon. Denken Sie nie wieder an das Mädchen; Ihr Gedanke schon besudelt. — Nun wissen Sie meine Meinung. Packen Sie sich.

Mit diesen Worten wandte ihm Philipp den Rücken, und der Holländer ging, hinter den Ohren kratzend, davon.

8.

Unterdessen hatte auch Philipps Substitut, als Nachtwächter, auf den Straßen der Stadt seine Rolle gespielt. Es ist wohl nicht nöthig, erst zu sagen, was Jeder von selbst weiß, daß dies kein Anderer, als Prinz Julian war, der, des süßen Weines voll, auf den Einfall gekommen, in die Nachtwächterei hineinzupfuschen.

Sobald er den Philipp verlassen hatte, rief und blies er von Straßenecke zu Straßenecke die Stunden nach Herzenslust, machte zu seinem Gesang allerlei komische Zusätze, und bekümmerte sich wenig um das vorgeschriebene Revier, das er zu behüten und zu beblasen hatte.

Indem er auf einen neuen Vers sann, ging seitwärts eine Hausthür auf, ein wohlgekleidetes Mädchen trat hervor und winkte mit einem lockenden Bst! bst! Dann zog es sich in die Dunkelheit des Hausgangs zurück.

Der Prinz ließ seine Verse fahren, und folgte der angenehmen Erscheinung. In der Finsterniß ergriff ihn eine zarte Hand, und eine weiche Stimme lispelte: „Guten Abend, lieber Philipp! Sprich leise, daß uns Niemand hört. Ich bin nur auf ein Augenblickchen von der Gesellschaft weggeschlichen, dich im Vorbeigehen zu grüßen. Bist du vergnügt?“

„Wie ein Gott vergnügt, du Engel!“ sagte Julian. „Wer könnte bei dir auch traurig sein?“

„Philipp, ich habe dir etwas Gutes zu sagen. Du sollst morgen Abend bei uns essen. Die Mutter hat es erlaubt. Kommst du auch?“

„Alle Abend, alle Abend!“ rief Julian; „und so lange du willst. Ich wollte, du könntest beständig bei mir sein, oder ich bei dir, bis an der Welt Ende. Das wäre ein Götterleben!“

„Höre, Philipp, in einer halben Stunde bin ich bei der Gregorienkirche. Da erwarte ich dich. Du fehlst doch nicht? Laß mich nicht lange warten. Dann machen wir noch einen Gang durch die Stadt. Nun geh', damit uns Niemand überrascht.“

Sie wollte gehen. Julian aber zog sie zurück in seinen Arm. „Willst du mich so kalt von dir scheiden lassen?“ fragte er, und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

Röschen wußte nicht, was zu Philipps Keckheit sagen. Denn

Philipp war immer so bescheiden und zärtlich gewesen, daß er höchstens einen Kuß auf ihre Hand gewagt hatte, ausgenommen einmal, da ihnen beiden die Mutter allen und jeden Umgang hatte verbieten wollen. Damals war von ihnen im Gefühl der höchsten Liebe und des höchsten Schmerzes der erste Kuß gewechselt worden; seitdem nie wieder. Röschen sträubte sich; allein der vermeinte Philipp war so ungestüm, daß man, um kein verrätherisches Geräusch zu machen, wohl das Sträuben aufgeben mußte. Sie vergalt den Kuß und sagte: „Philipp, nun geh'!"

Er aber ging nicht, sondern sagte: „Da wäre ich wohl ein Narr. Meinst du, ich wollte mein Nachtwächterhorn lieber, als dich? Mit nichten, du Herzchen."

„Ach," seufzte Röschen, „es ist aber doch nicht recht."

„Warum denn nicht, du Närrchen? Ist denn das Küssen in deinen zehn Geboten untersagt?"

„Ja," versetzte Röschen, „wenn wir uns einander haben dürften, dann wär' es etwas Anderes."

„Haben? Wenn es nichts Anderes ist, alle Tage kannst du mich haben, wenn du willst."

„Ach, Philipp, wie sprichst du auch heute so wunderlich! Wir können ja daran noch nicht denken."

„Wahrhaftig, ich denke aber ganz ernstlich daran. Wenn du nur willst."

„Philipp, hast du ein Räuschchen? Ob ich will? Geh', du beleidigst mich. — Höre, Philipp, mir hat die letzte Nacht von dir geträumt."

„War's was Schönes?"

„Du habest in der Lotterie gewonnen, Philipp. Da hatten wir beide Jubel. Du hattest dir einen prächtigen Garten gekauft. Kein schönerer Garten ist in und außer der Stadt. Alles hatten wir da vollauf; Blumen an Blumen, wie ein Paradies, und große

Beete voll des feinsten Gemüses, und die Bäume hingen schwer von Obst. Ich ward beim Erwachen recht traurig, daß mich der Traum nur geneckt hatte. Sage mir, Philipp, hast du etwa in die Lotterie gesetzt? Hast du etwas gewonnen? Heute war ja Ziehung."

„Wenn ich bei dir, du schönes Kind, das große Loos gewänne, wer weiß, was geschähe? Wie viel müßte ich dann gewinnen für dich?"

„Wenn du auch nur so glücklich wärst, tausend Gulden zu gewinnen. Dann könntest du schon einen artigen Garten kaufen."

„Tausend Gulden? Und wenn es mehr wäre?"

„O Philipp, was sagst du? Ist's wahr? Nein, betrüge mich nicht, wie mein Traum! Du hast gesetzt, du hast gewonnen. Gesteh' es nur!"

„So viel du willst."

„O Gott!" rief Röschen, und fiel ihm freudetrunken um den Hals und küßte ihn mit glühender Freude: „Mehr als tausend Gulden? Wird man dir auch das viele Geld wohl geben?"

Unter ihren Küssen vergaß der Prinz das Antworten. Es ward ihm ganz wunderbar, die zarte, edle Gestalt in seinen Armen zu halten, deren Liebkosungen ihm doch nicht galten, und die er doch so gern für seine Rechnung genommen hätte.

„Antworte doch, antworte doch!" rief Röschen ungeduldig: „Wird man dir auch die Menge Geldes geben wollen?"

„Ich habe es schon; und macht dir's Freud', so geb' ich's dir."

„Wie, Philipp, du trägst es mit dir?"

Der Prinz nahm seine Börse hervor, die er, schwer von Gold, zu sich gesteckt hatte, um sie beim Spieltisch anzuwenden. „Nimm und wäge, Mädchen!" sagte er, und legte sie, indem er die kleinen, zarten Lippen küßte, in Röschens Hand. „Bleibst du mir dafür hold?"

„Nein, Philipp, wahrlich für dein vieles Geld nicht, wenn du nicht mein Philipp wärst."

„Und wie, zum Beispiel, wenn ich dir noch einmal so viel geben würde, und nicht dein Philipp wäre?"

„So würf' ich dir deine Schätze vor die Füße, und machte dir einen höflichen Knix!" sagte Röschen.

Indem ging eine Thür droben auf; man hörte Mädchenstimmen und Gelächter. Der Schimmer eines Lichts fiel von oben auf die Treppe. Röschen erschrak und flüsterte: „In einer halben Stunde bei der Georgienkirche!" und sprang davon, die Treppe hinauf. Der Prinz stand wieder im Finstern. Er ging zum Hause hinaus und betrachtete das Gebäude und die erleuchteten Fenster. Die plötzliche Trennung war ihm natürlich sehr unzeitig geschehen. Zwar die Geldbörse gereute ihn nicht, mit der das Mädchen davon geflogen war; wohl aber, daß er das Gesicht der unbekannten Schönen nicht beim Lichte gesehen hatte; daß er nicht einmal ihren Namen wußte, und noch weniger, ob sie aus der Drohung, ihm das Geld vor die Füße zu werfen, Ernst machen würde, wenn er ihr in seiner wahren Gestalt erschiene. Inzwischen vertröstete er sich auf das Finde-mich bei der Gregorienkirche. Eben dies Plätzchen hatte ihm auch der Nachtwächter angewiesen. Julian verstand bald, daß er sein glückliches Abenteuer nur diesem, doch ohne dessen Willen, zu danken hatte.

9.

Sei es, daß der Geist des Weins durch die wachsende Kälte der Neujahrsnacht, oder durch Röschens Täuschung, in seiner Wirkung gesteigert ward: der Muthwille des fürstlichen Nachtwächters nahm überhand.

Mitten in einem Haufen von Spaziergängern blieb er an einer Straßenecke stehen, und stieß mit solcher Kraft ins Horn, daß alle Frauenzimmer mit lautem Schrei zurücksprangen und die Männer

vor Schrecken steif wurden. Dann rief Julian die Stunde und sang dazu:

Der Handel unsrer lieben Stadt
Gewaltig abgenommen hat.
Selbst unsre Mädchen, weiß und braun,
Sucht man nicht mehr zu Ehefrau'n.
Die Waare putzt sich, wie sie kann,
Und bringt sich doch nicht an den Mann.

„Das ist doch unverschämt!“ riefen einige weibliche Stimmen im Haufen, „uns mit Waaren zu vergleichen!“ Von den anwesenden Männern aber lachten viele aus vollem Halse. „Da capo!“ schrien einige lustige Brüder. „Bravo, Nachtwächter!“ schrien Andere. „Was unterstehst du dich, Kerl, unsere Frauenzimmer auf öffentlicher Straße zu beleidigen!“ schnob ein junger Lieutenant, der ein hübsches Mädchen am Arm hatte, den Nachtwächter an.

„Herr Lieutenant, der Nachtwächter singt leider Gottes die Wahrheit!“ entgegnete ihm ein junger Müller: „Und gerade das Weibsbild, das Sie am Arm führen, bestätigt die Wahrheit. He, Jüngferchen, kennst du mich? Weißt du, wer ich bin? He? Geziemt sich das für eine verlobte Braut, des Nachts mit andern Männern herumzuschwärmen? Morgen sag' ich's deiner Mutter. Ich will nichts mehr mit dir zu schaffen haben!“

Das Mädchen verhüllte sich das Gesicht und zupfte am Arm des Offiziers, um davon zu kommen. Der Lieutenant wollte aber, ein Kriegsheld, vor dem Müller nicht so leicht Reißaus nehmen, und mit Ehren das Feld behaupten. Er stieß eine Menge Flüche aus, und da dieser kein Wort schuldig blieb, schwang er den Stock. Plötzlich aber erhoben sich zwei dicke spanische Rohre, von bürgerlichen Fäusten geführt, warnend über dem Haupte des Lieutenants.

„Herr!“ rief ein breitschultriger Bierbrauer dem Kriegsmanne zu: „Hier keine Händel wegen des schlechten Mädchens angefan-

gen. Ich kenne den Müller; er ist ein braver Mann. Er hat Recht; und der Nachtwächter hat Recht, so wahr ich lebe! Ein ehrlicher Bürgersmann und Professionist kann und mag kaum noch ein Mädchen aus unserer Stadt zur Frau nehmen. Die Weibsbilder wollen sich alle über ihren Stand erheben; statt Strümpfe zu flicken, lesen sie Romane; statt Küche und Keller zu besorgen, laufen sie in Komödien und Konzerte. Im Hause bei ihnen ist Unflat, und auf den Gassen gehen sie geputzt einher, wie Prinzessinnen. Da bringen sie dem Manne keine Mitgift ins Haus, als ein paar schöne Röcke, Spitzen und Bänder und Liebschaften, Romane und Faulheit. Herr, ich spreche aus Erfahrung. Wären unsere Bürgerstöchter nicht so verderbt, ich wäre längst verheirathet."

Alle Umstehenden erhoben ein gellendes Gelächter. Der Lieutenant streckte langsam das Gewehr vor den beiden spanischen Rohren und sagte verdrießlich: „Das fehlt auch noch, hier von dem bürgerlichen Pack Bußpredigten zu hören!"

„Was, bürgerliches Pack," rief ein Nagelschmied, der das zweite spanische Rohr führte: „Ihr adeligen Müßiggänger, die wir euch mit unsern Steuern und Abgaben füttern müssen, wollt ihr von bürgerlichem Pack sprechen? Eure Lüderlichkeit ist an allem Unglück in unsern Haushaltungen Schuld. Es blieben nicht halb so viel ehrliche Mädchen sitzen, wenn ihr hättet beten und arbeiten gelernt."

Nun sprangen mehrere junge Offiziere dazu; aber auch Meister und Handwerksburschen sammelten sich. Buben machten Schneebälle und ließen davon in die dicksten Haufen fliegen; um auch ihre Freude dabei zu haben. Die erste Kugel traf den vornehmen Lieutenant auf die Nase. Dieser hielt es für Angriff des bürgerlichen Packs, und erhob abermals den Stock. Das Treffen begann.

Der Prinz, welcher nur den Anfang des Wortwechsels gehört hatte, war längst wohlgemuth und lachend davon gezogen in eine

andere Straße, unbekümmert um die Folgen seines Gesanges. Er kam an den Palast des Finanzministers Bodenlos. Mit diesem Herrn stand er nicht in bestem Vernehmen, wie das schon Philipp erfahren hatte. Julian sah alle Fenster erleuchtet. Die Gemahlin des Ministers hatte große Gesellschaft. Julian in seiner satyrischen Poetenlaune pflanzte sich dem Palaste gegenüber hin und blies kräftig in sein Horn. Einige Herren und Damen öffneten, vielleicht weil sie eben nichts Besseres zu thun hatten, das Fenster, neugierig, den Nachtwächter zu hören.

„Nachtwächter!“ rief einer von den Herren herab: „sing' auch ein hübsches Stück zum Neujahr.“ Dieser Zuruf lockte noch mehrere von der Gesellschaft der Frau Ministerin an die Fenster.

Julian, nachdem er gewohntermaßen die Stunde gerufen, sang mit lauter Stimme gar vernehmlich:

Ihr, die ihr seufzt in Schuldennoth
Und ohne Witz zum Bankerot,
Fleht, daß der Herr in dieser Nacht
Euch zum Finanzminister macht,
Der ohne Finanzen läßt das Land,
Weil er sie behält in seiner Hand.

„Das ist ja zum Ohnmächtigwerden!“ rief die Frau Ministerin, die ebenfalls zu einem der Fenster getreten war: „Wer ist denn der niederträchtige Mensch, der sich dergleichen erfrecht?“

„Frau Exzellenz!“ antwortete Julian mit verstellter Stimme, indem er den jüdischen Dialekt annahm: „Ich wollte Ihnen doch ein kleines Vergnügen machen. Halten zu Gnaden, ich bin nur der Hofjude Abraham Levi; Frau Exzellenz kennen mich doch schon.“

„Wei mir!“ schrie eine Stimme oben am Fenster: „Ehrvergessener Kerl, wie willst du sein Abraham Levi? Bin ich nicht selber Abraham Levi? Du bist ein Betrüger!“

„Ruft die Wache!“ rief die Frau Ministerin: „Laßt den Menschen arretiren!“

Bei diesen Worten verließen alle Gäste in großer Behendigkeit die Fenster. Aber auch der Prinz blieb nicht stehen, sondern nahm im Doppelschritt den Weg durch einige kleine Quergassen.

Ein Schwarm Bedienten, begleitet von einigen Finanzsekretären, stürzte aus dem Palaste hervor und jagte umher, den Lästerer zu suchen. Plötzlich riefen Einige laut: „Wir haben ihn!“ Die Andern eilten dem Rufe nach. Wirklich hatten sie den Nachtwächter des Reviers gefunden, der in großer Unschuld auf dem Wege seines Berufs dahin trabte. Er ward umringt, übermannt und, wie sehr er sich auch sträubte, wegen seiner sarkastischen Einfälle auf die Hauptwache geschleppt.

Der wachthabende Offizier schüttelte verwundert den Kopf und sagte: „Man hat mir schon einen Nachtwächter zugeführt, der durch Verse, die er auf die Mädchen der Residenz abgerufen, eine fatale Schlägerei zwischen Offizieren und Bürgerlichen verursacht hat.“

Der neu eingebrachte Gefangene wollte durchaus nichts gestehen und lärmte gewaltig, daß ein Haufe junger Leute, die wahrscheinlich zu viel getrunken haben möchten, ihn in der Ausübung des ihm anvertrauten Amtes gestört hätten. Einer der Finanzsekretäre sagte ihm aber den ganzen Vers vor, der den gerechten Zorn der Frau Ministerin und aller ihrer Gäste erregt hatte. Sämmtliche Soldaten brachen in ein erschütterndes Lachen aus. Der ehrliche Nachtwächter aber schwor mit Thränen, ihm sei so etwas nicht in den Sinn gestiegen.

Während man noch mit diesem Verhör beschäftigt war, der Nachtwächter seine Unschuld betheuerte, die jungen Herren für alle Folgen ihres Betragens verantwortlich machte und die Finanzsekretäre in der That schon anfingen, zweifelhaft zu werden, ob

sie auch den rechten Mann ergriffen hätten," rief die Schildwache draußen: „Wacht heraus ins Gewehr!"

Die Soldaten sprangen davon. Die Finanzsekretäre fuhren fort, den Nachtwächter mit Fragen zu bestürmen. Indem trat der Feldmarschall in die Wachtstube, begleitet vom wachthabenden Hauptmann.

„Lassen Sie mir den Kerl da krumm schließen!" rief der Feldmarschall, und zeigte mit der Hand hinter sich. Zwei Offiziere traten herein, die einen entwaffneten Nachtwächter bei den Armen führten.

„Sind denn die Nachtwächter alle toll geworden?" rief der wachthabende Hauptmann ganz erstaunt aus.

„Ich will dem Bösewicht morgen seine infamen Verse bezahlen!" schrie der Feldmarschall.

„Ihre Exzellenz," versetzte der neugefangene Wächter zitternd und bebend, „ich habe, weiß der Himmel, keine Verse gemacht, in meinem ganzen Leben keinen Vers!"

„Schweig, Schurke!" brüllte mit entsetzlicher Stimme der Feldmarschall: „Du sollst mir auf die Festung oder an den Galgen. Und widersprichst du mit einem Muck noch, so haue ich dich auf der Stelle in Krautstücke!"

Der wachthabende Hauptmann bemerkte dem Marschall in aller Ehrerbietung: „es müsse eine poetische Epidemie unter den Nachtwächtern in der Stadt ausgebrochen sein; denn er habe nun schon drei dieser Patrone in einer Viertelstunde zu hüten bekommen.

„Meine Herren," sagte der Feldmarschall zu den ihn begleitenden Offizieren, „da der Kerl schlechterdings nicht eingestehen will, daß er den Vers gesungen habe, so besinnen Sie sich auf das Pasquill, ehe Sie es vergessen. Schreiben Sie es auf. Morgen wollen wir ihn schon zum Geständniß bringen. Jetzt will ich keine Zeit verlieren, und auf den Ball. Wer weiß es noch?"

Die Offiziere besannen sich. Einer half dem andern nach. Der Wachthabende schrieb, und da kam Folgendes heraus:

Der Federbusch auf leerem Kopf,
Im Nacken einen steifen Zopf,
Den Bauch zurück, die Brust heraus,
Das macht des Heeres Stärke aus.
Man wird bei Tanz und Geigenschall,
Bei Kuß und Spiele Feldmarschall.

„Willst du läugnen, Schurke?“ fuhr der Feldmarschall den erschrockenen Nachtwächter mit erneuerter Wuth an: „Willst du läugnen, daß du das gesungen hast, als ich aus der Thür meines Hauses trat?“

„Mag es gesungen haben, wer will, ich weiß nichts davon!“ antwortete der Nachtwächter.

„Warum liefest du denn davon, als du mich vortreten sahest?“ fragte der Marschall weiter.

„Ich bin nicht gelaufen.“

„Was?“ riefen die beiden Offiziere: „Du nicht gelaufen? Warst du nicht außer Odem, als wir dich am Markt hier endlich einholten?“

„Ja, ich war vor Schrecken außer mir, daß mich die Herren so gewaltthätig überfielen. Er liegt mir noch jetzt in allen Gliedern.“

Schließen Sie den hartnäckigen Hund krumm!“ rief der Marschall dem Wachthabenden zu: „Er hat bis morgen Zeit genug, sich zu besinnen.“ Mit diesen Worten eilte der Marschall hinweg.

Der Lärm auf den Gassen und die Spottgedichte der Nachtwächter hatten die ganze Polizei in Bewegung gesetzt. Noch in derselben Viertelstunde wurden zwei andere Nachtwächter, freilich nicht die rechten, ergriffen und zur Hauptwache geführt. Der eine sollte auf den Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein schmähliches Lied gesungen haben, des Inhalts: der Minister wäre nir-

gends auswärtiger, als in seinem Departement. Der andere war beschuldigt, vor dem bischöflichen Palaste gesungen zu haben: es fehle den Kirchenlichtern nicht an Talg, aber sie verbreiteten im Lande mehr Qualm und Rauch, als Helligkeit.

Der Prinz, welcher durch seinen Muthwillen allen Nachtwächtern der Residenz so schlimmes Spiel machte, entschlüpfte überall glücklich, und ward eben darum von Gasse zu Gasse kecker. Die Sache machte Geräusch. Man hatte sogar dem Polizeiminister, der beim König am Spieltische saß, von der poetischen Insurrektion der ehemals so friedlichen Nachtwächter rapportirt, und zum Beweis einen der Spottverse schriftlich überbracht. Der König hörte den Vers an, der gegen die schlechte Polizei selbst gerichtet war, die ihre Spürnase in alle Familiengeheimnisse der Stadt stecke, und doch im eigenen Hause nichts rieche, daher ihr wohl eine Prise zu gönnen sei. Der König lachte laut auf, und befahl, ihm einen der nachtwächterlichen Poeten einzufangen und herzubringen. Er stand vom Spieltische auf; denn er sah, der Polizeiminister hatte die gute Laune verloren.

10.

Im Tanzsaale neben dem Speisezimmer hatte Philipp, der gefürstete Nachtwächter, so eben von seiner Sackuhr vernommen, daß es Zeit sei, sich zum Finde-mich bei der Gregorienkirche einzustellen. Er selbst war froh, seinen Purpurtalar und Federhut an den Substituten zurückzugeben, denn ihm ward unter der vornehmen Maske nicht gar wohl zu Muthe.

Wie er eben die Thür suchte, um sich davonzuschleichen, kam ihm ein Neger nachgetreten und zischelte ihm zu: „Königliche Hoheit, Herzog Hermann sucht Sie allenthalben!“ — Philipp schüttelte ärgerlich den Kopf und ging hinaus; ihm nach der Neger.

Wie sie beide in das Vorzimmer traten, flüsterte der Neger: „Bei Gott, da kommt der Herzog!“ und mit den Worten machte sich der Schwarze wieder eilfertig in den Saal zurück.

Eine hohe lange Maske trat mit schnellen Schritten gegen den Philipp auf und rief: „Halten Sie einen Augenblick, ich habe mit Ihnen ein Wörtchen abzuthun. Ich suche Sie schon lange.“

— Nur geschwind, entgegnete Philipp, denn ich habe keine Zeit zu verlieren.

„Ich wollte, ich müßte keine mit Ihnen verlieren. Ich habe Sie lang genug gesucht. Sie sind mir Genugthuung schuldig. Sie haben mir blutige Beleidigung zugefügt.“

— Daß ich nicht wüßte.

„Sie kennen mich nicht?“ rief der Herzog, und zog die Larve ab: „Nun wissen Sie, wer ich bin, und Ihr böses Gewissen muß Ihnen das Uebrige sagen. Ich fordere Genugthuung. Sie und der verfluchte Salmoni haben mich betrogen.“

— Davon weiß ich nichts! antwortete Philipp.

„Sie haben die schändliche Geschichte im Keller des Bäckermädchens angestellt. Auf Ihr Anstiften hat sich der Oberst Kalt an meiner Person vergriffen.“

— Kein wahres Wort.

— Wie, kein wahres Wort? Sie läugnen? — Die Marschallin Blankenschwerd hat mir erst vor wenigen Minuten Alles entdeckt. Sie war Augenzeugin bei der Geisterkomödie, die Sie mit mir spielten.“

— Sie hat Ihrer Durchlaucht ein Mährchen aufgebunden. Ich habe an Ihren Händeln keinen Theil gehabt. Wenn Sie Geisterkomödie mit sich spielen ließen, war es Ihre Schuld.

„Ich frage Sie, ob Sie mir Genugthuung geben wollen? Wo nicht, so mache ich Lärm. Folgen Sie mir auf der Stelle zum König. Entweder Sie schlagen sich mit mir, oder — zum König.“

— Ihre Durchlaucht .... stotterte Philipp verlegen: Ich habe weder Lust, mich mit Ihnen zu schlagen, noch zum König zu gehen.

Das war Philipps voller Ernst; denn er befürchtete, die Larve abziehen zu müssen und in empfindliche Strafe wegen der Rolle zu fallen, die er wider seine Absicht hatte spielen müssen. Er machte daher gegen den Herzog allerlei Ausflüchte, und sah nur immer nach der Thür, um irgend einmal den Augenblick erwischen und davon springen zu können. Der Herzog hingegen merkte die Aengstlichkeit des vermeinten Prinzen, und ward dadurch muthiger. Er nahm zuletzt den armen Philipp beim Arm, und wollte ihn zum Saale führen.

— Was wollen Sie von mir? rief Philipp in Verzweiflung, und schleuderte den Herzog zurück.

„Zum König!" antwortete der Herzog wüthend: „Er soll hören, wie schändlich man an seinem Hofe einem fürstlichen Gast begegnet."

— Gut! sagte Philipp, der sich nicht mehr zu helfen wußte, als wenn er den Charakter des Prinzen wieder annähme: So kommen Sie; ich bin bereit. Zum Glück habe ich den Zettel bei mir, auf welchem Sie dem Bäckermädchen eigenhändig die Versicherung ausstellten ....

„Possen! Larifari!" erwiederte der Herzog: „Das war einer von den Späßen, die man wohl mit einem dummen Bürgersmädchen treibt. Zeigen Sie ihn nur dem König. Ich werde mich darüber ausweisen."

Indessen schien es dem Herzog doch mit dem Ausweisen nicht gar Ernst zu sein. Er ging gar nicht weiter darauf, Philippen zum König zu führen, und das war Philippen schon recht; desto ungestümer bestand der Herzog darauf, daß sie beide in einen Wagen sitzen und, der Himmel weiß wohin, fahren wollten, um die Ehrensache mit Pistolen und Säbeln abzuthun. Das war nun dem bedrängten Philipp gar nicht gelegen. Er stellte dem Herzog alle

bösen Folgen dieses Schrittes vor. Jener aber in seinem Grimme ließ sich durch nichts von seinem Verlangen abwendig machen; versicherte, er habe schon Fürsorge für Alles getroffen, und werde nach Beendigung ihres Geschäfts noch in der Nacht abreisen.

„Wenn Sie nicht," fuhr der Herzog fort, „der feigste Mensch in Ihrem Lande sind, so folgen Sie mir zum Wagen, Prinz."

— Ich bin kein Prinz! antwortete Philipp, der sich zum Aeußersten getrieben sah.

„Sie sind es. Jeder hat Sie hier auf dem Balle erkannt. Ich kenne Sie am Hut. Sie hintergehen mich nicht."

Philipp zog die Larve ab, zeigte dem Herzog sein Gesicht und sprach: „Nun, bin ich der Prinz?"

Herzog Hermann, wie er das wildfremde Gesicht erblickte, prallte zurück und stand wie versteinert. Seine geheimste Angelegenheit einem Unbekannten verrathen zu haben, vermehrte seine Bestürzung und Verlegenheit. Ehe er sich noch aus dieser sammeln konnte, hatte Philipp schon die Thür in der Hand, und weg war er.

11.

Sobald sich Philipp im Freien befand, nahm er blitzschnell Hut und Seidenmantel ab, wickelte jenen in diesen, und so, beides unter dem Arm, sprang er die Gasse entlang, der Gregorienkirche zu.

Da stand Röschen schon in einem Winkel neben der hohen Kirchenpforte und harrte sein.

„Ach, Philipp, lieber Philipp!" sagte sie zu ihm, sobald sie ihn erkannte, und drückte seine Hand: „Welche Freude hast du mir doch gemacht! O wie glücklich sind wir! Sieh, ich habe keine Ruhe mehr bei meinen Freundinnen gehabt. Gottlob, daß du da bist. Schon seit beinahe einer Viertelstunde stehe ich hier und friere. Aber ich denke vor Freuden gar nicht an die Kälte, die ich leide."

— Und ich, liebes Röschen, danke Gott auch, daß ich wieder bei dir bin. Hole der Geier all den Schnickschnack der großen Herren. Nun, ich erzähle dir schon ein andermal von den tollen Auftritten, die ich gehabt habe. Sage mir, Herzenskind, wie geht es dir auch? Hast du mich noch ein wenig lieb?

„Ei, du bist nun ein großer Herr geworden, Philipp, und da ist's wohl an mir, zu fragen, ob du mich noch ein wenig lieb hast?"

— Wetter, woher weißt du denn schon, daß ich ein großer Herr war?

„Du hast es mir ja selber gesagt. Philipp, Philipp, wenn du nur nicht stolz wirst, nun du so entsetzlich reich bist. Ich bin ein armes Mädchen, und nun freilich zu schlecht für dich. Aber, Philipp, ich habe schon bei mir gedacht, wenn du mich verlassen könntest, sieh', ich wollte lieber, du wärest ein Gärtner geblieben. Ich würde mich zu Tode grämen, wenn du mich verlassen könntest."

— Röschen, sage mir, was schwatzest du auch da? Ich bin eine halbe Stunde Prinz gewesen, und es war doch nur Spaß; aber in meinem Leben mache ich solchen Spaß nicht wieder. Nun bin ich wieder Nachtwächter, und so arm, wie vorher. Ich habe da wohl noch fünftausend Gulden bei mir, die ich von einem Mameluken bekommen — die könnten uns beiden aus der Noth helfen —, aber leider, sie gehören mir nicht.

„Du sprichst wunderlich, Philipp!" sagte Röschen, und gab ihm die schwere Geldbörse, die sie vom Prinzen erhalten hatte: „Da, nimm dein Geld wieder. Es wird mir doch im Strickbeutel fast zu schwer."

— Was soll ich mit dem vielen Gelde? Woher hast du das, Röschen?

„Du hast es ja in der Lotterie gewonnen, Philipp."

— Was? Hab' ich gewonnen? Und man hat mir doch auf dem Rathhause gesagt, meine Nummern wären nicht herausgekommen!

Sieh', ich habe gesetzt, und gehofft, es könne eine Terne für uns zur Aussteuer geben. Aber der Gärtner Rothmann sagte mir, als ich den Nachmittag zu spät auf das Rathhaus kam: „Armer Philipp, keine Nummer!“ — Juchheh, also doch gewonnen! Jetzt kauf' ich den größten Garten, und du bist meine Frau. Wie viel ist's denn geworden?

„Philipp, hast du dir ein Räuschchen in der Neujahrsnacht getrunken? Du mußt besser wissen, wie viel es ist. Ich habe bei meinen Freundinnen nur unter dem Tische heimlich in die Börse hineingeschielt, und bin recht erschrocken, als ich ein Goldstück neben dem andern blitzen sah. Da dachte ich: nun wundert's mich nicht, daß der Philipp so unbändig war. Ja, recht unbändig bist du gewesen. Aber es war dir ja nicht zu verargen. Ich möchte dir selber um den Hals fallen und mich recht satt weinen vor Freuden.“

— Röschen, wenn du fallen willst, ich mag es wohl leiden. Aber hier ist ein Mißverständniß. Wer hat dir das Geld gebracht, und gesagt, es sei mein Lotterieloos? Ich habe ja das Loos noch zu Hause im Kasten, und kein Mensch hat es mir abgefordert.

„Philipp, treib' keine Possen. Du hast's mir vor einer halben Stunde selber gesagt und mir selber das Geld gegeben.“

— Röschen, besinne dich. Diesen Morgen sah ich dich beim Weggehen aus der Messe, da wir mit einander unser Zusammenfinden für diese Nacht verabredeten. Seitdem sahen wir ja einander nicht.

„Außer vor einer halben Stunde, da ich dich blasen hörte, und ich dich zu Steinmanns ins Haus hineinrief. Aber was trägst du denn unter dem Arm für ein Bündelchen? Warum gehst du bei der kalten Nacht ohne Hut? — Philipp, Philipp! nimm dich wohl in Acht. Das viele Geld könnte dich leichtsinnig machen. Du bist gewiß in einem Wirthshause gesessen, und hast dir mehr zu Gute gethan, als du solltest. Gelt? Was hast du da für ein Bündel-

chen? Mein Himmel, das sind ja wohl Frauenzimmerkleider von Seide? Philipp, Philipp, wo bist du gewesen?“

— Gewiß vor einer halben Stunde nicht bei dir. Du willst dich, glaub' ich, über mich lustig machen? Antworte mir, woher hast du das Geld?

„Antworte mir erst, Philipp, woher hast du diese Frauenzimmerkleider? Wo bist du gewesen?“

Da beide ungeduldig waren, Antwort zu haben, und keine Antwort gaben, fingen sie an, auf einander etwas mißtrauisch zu werden und zu zänkeln.

12.

Wie es gewöhnlich in solchen Rechtshändeln geht, wo ein liebendes Pärchen mit einander streitet, ging es auch hier. Sobald Röschen das weiße Schnupftuch hervornahm und ihre Augen trocknete und das Köpfchen wegwandte, und ein Seufzer um den andern aus der Tiefe der Brust hervorzitterte, hatte *sie* offenbares Recht, und *er* offenbares Unrecht. Und er gestand sein Unrecht, indem er sie tröstete, und bekannte: er sei auf dem Maskenball gewesen, und was er unter dem Arm trage, sei kein weibliches Gewand, sondern ein Seidenmantel, nebst Larve und Federhut.

Nach diesem reumüthigen Eingeständniß aber begann erst das strenge Verhör über ihn. Ein Maskenball, das weiß jedes Mädchen in einer großen Stadt, ist für unverwahrte Herzen ein gefährlicher Irrgarten und Kampfplatz. Man stürzt sich in ein Meer anmuthiger Gefahren, und geht manchmal darin unter, wenn man kein guter Schwimmer ist. Röschen hielt ihren Freund Philipp aber gerade nicht für den besten Schwimmer; es ist schwer zu sagen, warum? Also mußte er zuerst erklären, ob er getanzt habe? Auf

das Verneinen hin, fragte sie, ob er keine Abenteuer und Händel mit weiblichen Masken gehabt habe? Das ließ sich nicht verneinen. Er bekannte allerlei; doch setzte er jedesmal hinzu, die Frauenzimmer wären insgesammt von vornehmer Abkunft gewesen und hätten ihn für einen Andern gehalten. Röschen wollte zwar ein wenig zweifeln; doch unterdrückte sie den Argwohn. Als er aber auf ihre Frage: für wen man ihn gehalten habe, und von wem er seine Maske geliehen? immer den Prinzen Julian nannte, schüttelte sie doch das ungläubige Köpfchen; und noch unwahrscheinlicher war ihr sein Geschichtchen, daß der Prinz Nachtwächterdienste gethan, während Philipp auf dem Balle gewesen. Er aber vernichtete alle ihre Zweifel mit der Versicherung, der Prinz — denn dafür halte er seinen Substituten — werde, laut Abrede, in wenigen Augenblicken bei der Gregorienkirche erscheinen, und die schöne Maske für den Nachtwächtermantel eintauschen.

Nun ging dem erschrockenen Röschen über ihr Abenteuer im dunkeln Hausgang ein Licht auf. War es ihr doch damals schon aufgefallen, daß der vermeinte Philipp so etwas Fremdartiges in seinem Wesen gehabt hatte. Da nun die Reihe an sie kam, Alles haarklein zu beichten, wie sie zu dem Gelde für das Lotterieloos gelangt wäre, stotterte sie lange und suchte nach Worten herum, daß dem Philipp ganz bange ward.

Sie erzählte endlich Alles, was vorgefallen war; aber wie es zum Kuß und Gegenkuß kam, stockte sie wieder mit der Sprache. Doch mußte es heraus.

„Es ist nicht wahr!“ rief Philipp: „Ich habe dir keinen Kuß gegeben, und von dir keinen empfangen.“

„So hat es dir doch gegolten,“ sagte Röschen leise und schmeichelnd. Philipp rieb sich die blonden Haare auf dem Wirbel herum, damit sie nicht zu Berge stehen sollten.

„Höre Philipp, bist du es nicht gewesen,“ sagte Röschen

ängstlich, „so glaube ich dir alles Unglaubliche, das du mir gesagt hast, — so ist es Prinz Julian in deinen Kleidern gewesen.“

Das hatte dem Philipp schon lange geahnet, und er rief: „Der Spitzbube! Er hat mich um deine Küsse bestohlen. Nun begreif' ich! Nur darum gab er mir seine Maske, nur darum wollte er auf eine halbe Stunde Ich sein!“ — Und nun fiel ihm die Maske ein, die ihm von der Opernsängerin Rollina, dann von Röschen erzählt hatte, und er erneuerte sein Verhör strenger, als vorher: ob und wie sie den Prinzen vorher gesehen? ob ihr nicht ein Mann aufgefallen sei, ein vornehmer Herr, der ihr beim Kirchgehen nachgeschlichen sei, oder der sich im Milchgäßchen Geschäfte gemacht habe? oder ob nie ein Herr oder sonst Jemand zu ihrer Mutter gekommen sei, um sie mit Geld und Wohlthaten in ihrer Verlassenheit zu unterstützen?

Röschens Antworten fielen sämmtlich so beruhigend aus, und trugen so sehr das Gepräge der unbefangensten Unschuld, daß Philipps Herz wieder leicht ward. Er warnte sie vor den Schleichern und vor der Barmherzigkeit der Vornehmen, und Röschen hinwieder warnte vor den Gefahren der Maskenbälle und allen Abenteuern mit Frauenzimmern hohen Standes, durch welche mancher junge Mensch schon recht unglücklich geworden sei. Man vergab sich alle in der Unwissenheit begangenen Sünden, und Philipp stand im Begriff, den Kuß einzufordern, der ihm bestimmt gewesen, und den er nicht empfangen hatte — als das Pärchen im besten Augenblicke durch eine fremde Erscheinung unterbrochen wurde.

Es kam im vollen Lauf und Sprung ein Mensch gegen sie gerannt, der odemlos bei ihnen stehen blieb. An Mantel, Stange, Hut und Horn erkannte Philipp auf der Stelle seinen Mann. Dieser hingegen suchte den Maskenträger. Philipp reichte ihm den Hut und Seidenmantel und sagte: „Gnädigster Herr, hier Ihre

Sachen. In dieser Welt tauschen wir die Rollen nicht wieder mit einander; ich käme zu kurz dabei!"

Der Prinz rief: „Nur geschwind, nur geschwind!" warf die nachtwächterliche Amtstracht von sich in den Schnee, band die Larve und den Mantel um, und setzte den Hut auf. Röschen sprang erschrocken zurück. Philipp bedeckte sich mit seinem alten Filz und Mantel, und nahm Stange und Horn.

„Ich habe dir ein Trinkgeld versprochen, Kamerad," sagte der Prinz, „aber so wahr ich lebe, ich habe meinen Geldbeutel nicht bei mir."

„Den habe ich!" antwortete Philipp und hielt ihm die Börse hin: „Sie gaben ihn meiner Braut da — aber, gnädigster Herr, wir verbitten uns Geschenke der Art."

„Kamerad, behalte was du hast, und mache dich geschwind aus dem Staube; es ist für dich hier nicht geheuer!" rief der Prinz eilig, und wollte davon. Philipp hielt ihn am Mantel fest: „Gnädiger Herr, wir haben noch Eins abzuthun!"

„Flieh', sag' ich dir, Nachtwächter! Flieh', man stellt dir nach."

„Ich habe keine Ursache zu fliehen, gnädigster Herr. Aber ich habe Ihnen hier Ihre Börse —"

„Die behalte. Lauf' was du kannst!"

„Und einen Wechsel des Marschalls Blankenschwerd von fünftausend Gulden zuzustellen."

„Der Hagel, wie kommst du mit dem Marschall Blankenschwerd zusammen, Nachtwächter?"

„Er sagte, es sei eine Spielschuld, die er Ihnen zu zahlen habe. Er will diese Nacht noch mit seiner Gemahlin auf seine polnischen Güter."

„Bist du toll? Woher weißt du das? Wo gab er dir die Verrichtungen an mich?"

„Gnädigster Herr, und der Finanzminister Bodenlos will bei Abraham Levi alle Ihre Schulden zahlen, wenn Sie sich für ihn beim Könige verwenden wollen, daß er im Ministerium bleibe."

„Nachtwächter, du bist vom hellen Teufel besessen!"

„Ich habe ihn aber in Höchstdero Namen abgewiesen!"

„Du den Minister?"

„Ja, gnädigster Herr; hingegen habe ich die Gräfin Bonau mit dem Kammerherrn Pilzow wieder vollkommen versöhnt."

„Wer von uns beiden ist ein Narr?"

„Noch Eins. Die Sängerin Rollina ist eine gemeine Metze, gnädigster Herr. Ich kenne deren Liebesgeschichten. Sie sind der Betrogene. Darum hielt ich es für Ihre königliche Hoheit unwürdig, sich mit ihr einzulassen, und habe für diese Nacht das Abendmahl bei ihr abbestellt."

„Die Rollina? Wie kamst du zu der?"

„Noch Eins. Der Herzog Hermann ist fürchterlich gegen Sie aufgebracht wegen der Kellergeschichte. Er wollte Sie beim König verklagen."

„Der Herzog? Wer hat dir denn das Alles erzählt?"

„Er selbst. Sie sind noch nicht sicher. Zum König aber geht er nicht mehr, denn ich drohte ihm mit dem Zettel, den er dem Bäckermädchen gab. Hingegen wollte er sich mit Ihnen auf Tod und Leben schlagen. Nehmen Sie sich in Acht vor ihm."

„Eins sage mir: weißt du, woher der Herzog weiß, daß ich —"

„Er weiß Alles von der Marschallin Blankenschwerd; die hat es ihm ausgeplaudert, und daß sie als Hexe bei dem Gaukelspiel gesessen."

Der Prinz nahm den Philipp beim Arm und sagte: „Spaßvogel, du bist kein Nachtwächter!" Er drehte ihm das Gesicht gegen eine aus der Ferne herschimmernde Laterne, und erschrak, da er einen ihm vollkommen fremden Menschen sah.

„Bist du vom Satan besessen, oder . . . Wer bist du denn?“ fragte Julian, der vor Schrecken ganz nüchtern geworden war.

Ich bin der Gärtner Philipp Stark, Sohn des Nachtwächters Gottlieb Stark! antwortete Philipp ruhig.

13.

„Nun ja, den suchen wir eben! Halt, Bursch!“ riefen mehrere Stimmen, und Philipp, Röschen und der Prinz sahen sich plötzlich von sechs handfesten Dienern der löblichen Polizei umringt. Röschen that einen lauten Schrei. Philipp ergriff des erschrockenen Mädchens Hand und sagte: „Fürchte dich nicht!“ — Der Prinz klopfte dem Philipp auf die Achsel und sagte: „Es ist ein dummer Streich. Ich sagte dir nicht vergebens, du solltest dich zur rechten Zeit davon machen. Aber fürchte dich nicht; es soll dir nichts widerfahren.“

„Das wird sich hintennach ergeben!“ versetzte einer der Handfesten: „Einstweilen wird er mit uns kommen.“

„Wohin?“ fragte Philipp: „Ich bin in meinem Dienst; ich bin der Nachtwächter.“

„Das haben wir schon gehört, und eben deswegen kommt Ihr mit uns.“

„Laßt ihn gehen, ihr Leute!“ sagte Julian, und suchte in den Taschen nach Geld. Da er nichts fand, flüsterte er Philippen heimlich zu, ihnen aus der Börse zu geben. Die Handfesten aber rissen beide auseinander und riefen: „Fort! Hier werden keine Abreden mehr genommen. Auch die Maske ist verdächtig und muß mit uns.“

„Die nicht!“ sagte Philipp: „Ihr wollt den Nachtwächter; der bin ich. Könnet ihr verantworten, mich aus meinen Berufsgeschäften zu nehmen, so führet mich, wohin es euch beliebt. Diesen Herrn aber laßt gehen.“

„Das ist nicht Eure Sache, uns zu lehren, wen wir für verdächtig halten sollen!“ versetzte einer der Polizeidiener: „Marsch, Alles mit uns!“

„Auch das Frauenzimmer?“ fragte Philipp: „Ich will nicht hoffen.“

„Nun, das Jüngferchen mag gehen. Für sie haben wir keinen Befehl. Aber Namen und Gesichtchen müssen wir für den Nothfall kennen, und den Aufenthalt.“

„Es ist die Tochter der Wittwe Bittner im Milchgäßchen!“ sagte Philipp, und ärgerte sich nicht wenig, als die Kerls alle das Gesicht des weinenden Röschens gegen den Schein der fernen Straßenlaterne drehten und begafften.

„Geh' heim, Röschen!“ sagte Philipp: „Geh' heim; fürchte nichts für mich. Ich habe ein gutes Gewissen.“

Röschen aber schluchzte laut, daß es selbst den Polizeidienern Mitleid einflößte. Der Prinz wollte diesen Umstand benutzen, um durch einen Sprung zu entkommen. Aber von den Handfesten einer war noch ein besserer Springer, stand mit einem Satz vor ihm und sagte: „Hollah! der hat ein schlechtes Gewissen; er muß mit uns. Vorwärts, marsch!“

„Wohin?“ fragte der Prinz.

„Direkte und schnurgeraden Wegs zu Seiner Excellenz dem Herrn Polizeiminister.“

„Hört, Leute,“ sagte der Prinz sehr ernst, doch leutselig — denn ihm war in dieser Geschichte gar nicht wohl zu Muth, weil er eben sein Nachtwächterstückchen nicht verrathen wissen wollte: „Hört, Leute, ich bin diesen Augenblick nur sehr zufällig zu diesem Nachtwächter gekommen; ihr habt mit mir nichts zu schaffen. Ich bin vom Hofe. Untersteht ihr euch, mich zu zwingen, mit euch zu gehen, werdet ihr euern Irrthum bereuen und morgen bei Wasser und Brod im Thurme sitzen.“

„Laßt den Herrn um Gotteswillen gehen, Leute!“ rief Philipp: „Verlasset euch auf mein Wort, es ist ein großer Herr, der euch euern Dienst garstig versalzen kann. Es ist ...“

„Schweig!“ rief Julian: „Es soll Niemand aus deinem Munde erfahren, wer ich bin, wenn du allenfalls errathen hättest, wer ich sei. Hörst du, Niemand! Niemand, sage ich dir, es komme, wie es wolle. Hörst du?“

„Wir thun unsere Schuldigkeit!“ entgegnete ein Polizeidiener: „und dafür setzt uns keiner in den Thurm. Das könnte aber am Ende wohl dem Herrn in der Maske selbst widerfahren. Wir kennen dergleichen Sprachen schon und fürchten solche Drohungen nicht. Vorwärts, marsch!“

„Leute, nehmt Vernunft an!“ rief Philipp: „Es ist ein sehr angesehener Herr am Hofe.“

„Und wenn's der König selber wäre, müßte er mit uns; das ist unsere Pflicht; er ist verdächtig!“ gab Einer zur Antwort.

„Ei ja,“ rief ein Anderer, „große Herren am Hofe haben wohl mit Nachtwächtern und Euresgleichen heimliche Dinge abzuthun und, wie vorhin, einander in die Ohren zu zischeln!“

Während man noch des Prinzen wegen hin und her stritt, kam ein Wagen, achtspännig, mit brennenden Fackeln voran, daher gefahren, an der Kirche vorbei. „Halt!“ rief eine Stimme im Wagen, als dieser eben an dem Haufen der Polizeidiener war, welche den Prinzen umringt hielten.

Der Wagen stand. Der Kutschenschlag öffnete sich. Ein Herr sprang heraus im Ueberrock, mit einem glänzenden Stern darauf, und ging zu der Menschengruppe. Er stieß die Polizeibeamten zurück, betrachtete den Prinzen von oben bis unten und sagte: „Richtig! erkannte ich doch gleich den Vogel an seinen Federn von weitem. Maske, wer sind Sie?“

Julian wußte nicht, wohin sich in seiner Verlegenheit drehen und wenden, denn er erkannte den Herzog Hermann.

„Antworten Sie mir!“ rief der Herzog mit donnernder Stimme. Julian schüttelte den Kopf und winkte dem Herzog, sich fortzubegeben. Dieser aber ward noch erpichter, zu wissen, mit wem er es auf dem Balle zu thun gehabt habe. Er fragte die Polizeibeamten. Diese standen mit entblößten Häuptern um den Herzog und sagten: sie hätten Befehl, den Nachtwächter unmittelbar zum Polizeiminister zu führen; der Wächter habe gottlose Verse gesungen, wie sie mit ihren eigenen Ohren gehört; sei ihnen aber durch Kreuz- und Quergassen entsprungen; hier nun, bei der Kirche, hätten sie ihn in vertraulichem Gespräche mit der Maske ertappt, die ihnen beinahe verdächtiger scheine, als der Nachtwächter. Die Maske habe sich für einen Herrn vom Hofe ausgeben wollen, allein das sei offenbar Windbeutelei. Sie hätten daher für Schuldigkeit gehalten, die Maske zu arretiren.

„Der Mensch ist nicht vom Hofe!“ erwiederte der Herzog: „darauf könnet ihr sicher gehen; ich gebe euch mein Wort. Er hat sich unerlaubter Weise auf dem Balle eingeschlichen und Jeden glauben gemacht, er sei Prinz Julian. Er hat sich mir endlich entlarven müssen, da er auch mich betrogen, und mir entwischte. Es ist ein unbekannter Mensch, ein Abenteurer. Ich habe es dem Oberhofmeister gemeldet. Ihr Leute, führet ihn fort zum königlichen Palast, ihr habt einen guten Fang gethan.“

Mit diesen Worten drehte sich der Herzog um, stieg in den Wagen, rief noch einmal zurück: „Laßt ihn nicht entkommen!“ und fuhr davon.

Der Prinz sah sich verloren. Den Polizeidienern sein Gesicht zu zeigen, hielt er für unschicklich; durch diese wären seine Geniestreiche allzu stadtkundig geworden. Minder Gefahr lief er, wenn

er vor dem Oberhofmeister oder dem Polizeiminister die Larve abzog. Also rief er entschlossen: „Meinethalben! Kommt!“

Er und Philipp gingen. Röschen sah ihnen weinend nach.

14.

Philipp hätte beinahe an Hexerei glauben mögen, oder daß er träume. Denn so verworren und bunt es in dieser Nacht zuging, war's ihm in seinem Leben noch nicht ergangen. Er hatte sich eigentlich keine Vorwürfe zu machen, als daß er mit dem Prinzen die Kleider getauscht, und dann, wider seinen Willen, dessen Rolle auf dem Ball gespielt hatte. Da aber der Prinz vermuthlich die Nachtwächterrolle ebenfalls nicht in der Regel gespielt haben mochte — denn warum mußte er sich als Nachtwächter verhaften lassen? — hoffte er bei diesem Gnade zu finden.

Beim Palaste schlug dem armen Philipp das Herz stärker. Man nahm ihm Mantel, Horn und Stange ab. Der Prinz sprach mit einem vornehmen Herrn einige Worte. Sogleich wurden die Polizeidiener weggeschickt; der Prinz ging die Stiege hinauf, und der Philipp mußte folgen. „Fürchte dich nicht!“ sagte Julian und verließ ihn. Philipp wurde in ein kleines Vorzimmer geführt, wo er lange allein blieb.

Endlich kam ein königlicher Kammerdiener und sagte: „Kommt mit mir, der König will Euch sehen.“

Philipp war fast außer sich vor Schrecken. Seine Knie wurden schwach. Er ward in ein schönes Zimmer geführt. Da saß der alte König lachend an einem kleinen Tische. Neben ihm stand der Prinz Julian ohne Larve. Sonst war Niemand im Zimmer.

Der König betrachtete den jungen Menschen eine Zeit lang, wie es schien mit einer Art Wohlgefallen.

„Erzähle mir Alles genau," sagte der König zu ihm, „was du in dieser Nacht gethan hast."

Philipp gewann durch die leutselige Anrede des ehrwürdigen Monarchen wieder Muth, und beichtete haarklein, was er gethan und erlebt hatte, von Anfang bis zu Ende. Doch war er klug und bescheiden genug, das zu verschweigen, was er in seiner Prinzenrolle von den Höflingen gehört hatte, und wodurch Julian hätte in Verlegenheit gesetzt werden können. — Der König lachte bei der Erzählung einige Male laut auf; dann that er noch einige Fragen über Philipps Herkunft und Beschäftigung, nahm ein paar Goldstücke vom Tische, gab sie ihm und sagte: „Nun geh' du, mein Sohn, und warte deines Berufs. Es soll dir nichts Leides geschehen. Aber entdecke keinem Menschen, was du in dieser Nacht getrieben und erfahren hast. Das befehle ich dir. Nun geh'!"

Philipp fiel dem König zu Füßen und küßte dessen Hand, indem er einige Worte des Dankes stammelte. Als er wieder aufstand, um fortzugehen, sagte Prinz Julian: „Ich bitte unterthänigst, daß Ihre Majestät dem jungen Menschen erlauben wolle, draußen zu warten. Ich habe ihm für das Ungemach, das ich ihm diese Nacht verursachte, noch eine kleine Schuld abzutragen."

Der König nickte lächelnd mit dem Kopfe, und Philipp entfernte sich.

„Prinz!" sagte der König, und warnte drohend mit dem aufgehobenen Finger: „Ein Glück für Sie, daß Sie mir die Wahrheit sagten! Ich will auch diesmal noch Ihren wilden, albernen Possen Verzeihung widerfahren lassen. Sie hätten Strafe verdient. Noch einmal solch' einen Pagenstreich, und ich werde unerbittlich sein. Nichts wird Sie dann entschuldigen. Die Geschichte mit Herzog Hermann muß ich noch näher kennen. Gut, wenn er fortgeht; ich mag ihn nicht. Von dem, was sie über den Polizei- und Finanzminister sagten, erwarte ich ebenfalls Beweise. Gehen

Sie jetzt, und geben Sie dem jungen Gärtner ein Trinkgeld. Er hat in Ihrer Maske vernünftiger gehandelt, als Sie in der seinigen."

Der Prinz verließ den König. Er legte in einem Nebenzimmer den Ballanzug ab, den Ueberrock an, ließ Philippen rufen und befahl ihm, mit ihm in seinen Palast zu gehen. Hier mußte Philipp Alles, was er als Stellvertreter Julians auf dem Ball vernommen und gesprochen, Wort für Wort erzählen. Philipp gehorchte. Julian klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Höre Philipp, du bist ein gescheiter Kerl. Dich kann ich gebrauchen. Ich bin zufrieden mit dir. Was du in meinem Namen dem Kammerherrn Pilzow, der Gräfin Bonau, dem Marschall und seiner Frau, dem Oberst Kalt, dem Finanzminister und den Uebrigen gesagt, finde ich ganz vernünftig, und ich will es ansehen und halten, als hätte ich es selbst gesagt. Dagegen mußt du zu den Versen stehen, die ich in deinem Namen als Nachtwächter gesungen habe. Du wirst zur Strafe deines Nachtwächterdienstes entsetzt werden; das laß dir gefallen. Dafür mache ich dich zum Schloßgärtner bei mir. Ich gebe dir meine Gärten von beiden Schlössern Heimleben und Quellenthal. Das Geld, welches ich deiner Braut gegeben, soll ihre Aussteuer bleiben, und den Wechsel des Marschalls Blankenschwerd löse ich auf der Stelle bei dir mit fünftausend Gulden ein. Jetzt geh', diene mir treu und führe dich gut auf."

15.

Wer war glücklicher, als Philipp! Er flog in vollem Sprung zu Röschens Haus. Noch war Röschen nicht zu Bette; sie saß mit ihrer Mutter am Tische und weinte. Er warf die volle Börse auf den Tisch und sagte odemlos: „Röschen, das ist deine Aussteuer! und hier fünftausend Gulden, die sind mein. Ich habe als Nachtwächter Fehler gemacht; dafür verliere ich die Anwartschaft

auf des Vaters Dienst, und übermorgen ziehe ich als Schloßgärtner des Prinzen Julian nach Heimleben. Und Ihr, Mutter, und Röschen müsset mit mir nach Heimleben. Mein Vater und meine Mutter müssen auch mit mir. Ich kann euch nun wohl Alle ernähren. Juchheh! Gott gebe allen Leuten ein solch' gutes Neujahr!"

Mutter Bittner wußte nicht, ob ihren Ohren trauen bei Philipps Erzählung, und ihren Augen beim Anblick des vielen Geldes. Aber als Philipp ihr Alles und wie es gekommen, doch eben nicht mehr als zu wissen nöthig war, erzählt hatte, stand sie schluchzend auf, umarmte ihn mit Freuden und legte dann ihre Tochter an sein Herz. Nun lief oder tanzte die freudetrunkene Frau im Zimmer herum, fragte: „Wissen das Alles auch dein Vater und deine Mutter schon?" und da es Philipp verneinte, rief sie: „Röschen, mache Feuer an, thue Wasser über, koche einen guten Kaffee für unser Fünf!" nahm ihr wollenes Mäntelchen, wickelte sich hinein und ging zum Hause hinaus.

Röschen aber vergaß an Philipps Herzen Feuer und Wasser. Sie standen noch in fester Umarmung, als Frau Bittner zurückkam, begleitet vom alten Gottlieb und Mutter Käthe. Die umringten segnend ihre Kinder; Mutter Bittner, wollte sie Kaffee, mußte ihn selber kochen.

Daß Philipp den Nachtwächterdienst einbüßte, daß Röschen nach vierzehn Tagen seine Frau ward, daß beide mit ihren Aeltern nach Heimleben zogen — das gehört nicht zum Abenteuer der Neujahrsnacht, welches Niemanden verderblicher ward, als dem Finanzminister Bodenlos. Man hat auch seitdem nicht gehört, daß Prinz Julian ähnliche Geniestreiche gemacht habe.

Die Walpurgisnacht.

Der Versucher.

Ich befand mich fern vom Hause in Geschäften zu Prag. Es war im April. Wie angenehme Zerstreuung es auch für mich gab, konnte ich doch das Heimweh nach unserm Städtchen nicht unterdrücken, wo mein junges Weib schon sieben Wochen auf meine Heimkehr hoffte. Seit unserm Hochzeitstage waren wir nie so lange getrennt gewesen. Freilich Fanny schickte mir regelmäßig alle Wochen Briefchen zu, aber diese Zeilen voller Liebe, Verlangen und Wehmuth waren Oel ins Feuer. Ich wünschte Prag und den heiligen Nepomuk vierunddreißig Meilen nordostwärts hinter mir.

Wer nicht ein liebenswürdiges Weibchen von zweiundzwanzig Jahren hat, reizend wie die Liebe, umspielt von zwei blühenden Liebesgöttern; wer in solch ein Wesen nach fünfjähriger Ehe nicht fünfhundertmal verliebter ist, als den Tag vor der Hochzeit, dem erzähle ich vergebens von meinem Heimweh.

Genug, ich dankte jauchzend dem Himmel, als die Geschäfte endlich abgethan waren. Ich nahm bei den wenigen Bekannten und Freunden Abschied, und sagte dem Wirth, er solle die Rechnung geben. Andern Tages wollte ich mit der Post fort.

Am Reisemorgen erschien der Wirth, gehorsamst aufzuwarten,

mit zahlenreicher Rechnung; ich hatte des baaren Geldes nicht genug zur Tilgung meiner Schuld und zu Ausgaben unterwegs. Also wollte ich einen guten Wechsel versilbern. Ich griff nach der Brieftasche, und suchte sie in allen Taschen, allen Winkeln. Sie war fort. Da ward mir nicht wohl; denn ich hatte für mehr denn vierzehnhundert Thaler Papier darin, und das ist doch keine Kleinigkeit unterm Himmel.

Es half mir auch nichts, daß ich die Stube umkehrte — die Brieftasche blieb verschwunden.

„Dacht' ich's doch," sagte ich zu mir selbst: „Wird der Mensch einen Augenblick seines Lebens froh, sitzt der Teufel gleich hinterm Hag und spielt ihm einen Possen. Man sollte sich in der Welt über nichts freuen, so hätte man auch der Höllenangst und des Verdrusses weniger. Ich habe es so oft schon erfahren."

Entweder war die Brieftasche gestohlen oder verloren. Ich hatte sie noch den Tag vorher in Händen gehabt; ich pflegte sie in der Brusttasche meines Rockes bei mir zu tragen. Auch lagen Fanny's Briefe darin. Es war mir, als hätte ich sie noch des Abends beim Entkleiden gefühlt. Wie nun meine theuern Papiere wieder bekommen? Denn wer sie hatte, konnte sie jede Stunde nach Belieben in Gold oder Silber verwandeln.

Da fing ich an zu fluchen, was sonst meine Leibsünde nicht ist. Ginge noch, wie in den guten, alten Zeiten, der Teufel herum, wenn auch wie ein brüllender Löwe, ich hätte auf der Stelle mit ihm einen Pakt geschlossen. Indem ich dies dachte, fiel mir eine Gestalt ein, die ich etwa acht Tage vorher beim Billard in einem verschlossenen Rothrock gesehen hatte, und die mir damals, wie ein menschgewordener Höllenfürst, vorgekommen war. Es überlief mich kalter Schauer. Und doch war ich so verzweifelt, daß ich dachte: „Meinethalben, und wenn er's wäre, jetzt würde er mir ganz willkommen sein, schaffte er mir nur die Brieftasche wieder.

Indem ward an meine Stubenthür gepocht. „Hollah!“ dachte ich: „Der Versucher wird doch aus Spaß nicht Ernst machen?“ Ich lief zur Thür; in Gedanken hatte ich den berüchtigten Rothrock, und glaubte in der That, der werde es sein.

Und siehe — wunderliche Ueberraschung! — da ich die Stubenthür öffnete, trat mit flüchtigem Kopfnicken der Versucher herein, an den ich gedacht hatte.

Nähere Schilderung.

Ich muß erzählen, wo und wie ich die Bekanntschaft dieser Erscheinung gemacht hatte, damit man mich nicht für einen Fantasten halte.

An einem Abend war ich in ein Kaffeehaus oder Kasino der Neustadt gegangen, wohin mich schon einmal ein Bekannter zum Billard geführt hatte. Ich hoffte, die neuesten Zeitungen zu finden. An einem Tischchen spielten zwei Herren nachdenkend ihre Parthie Schach. Einige junge Männer saßen am Fenster in lebhaftem Gespräch über Todtenerscheinungen und Natur der menschlichen Seele. Ein kleiner ältlicher Mann, in scharlachrothem Ueberrock, wanderte, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. Ich nahm ein Glas Danzigerwasser und die Zeitungen.

Niemand machte meine Andacht so rege, als der scharlachrothe Spaziergänger. Ich vergaß selbst die Zeitungen und den spanischen Krieg. Er hatte, wie in der Kleidung etwas Geschmackloses, in Gestalt, in Bewegungen, in Gesichtszügen etwas Auffallendes und Widerliches. Er war von weniger, als mittlerer Größe, aber starkknochicht, breitschulterig; mochte fünfzig bis sechszig Jahre haben, und ging mit dem Kopfe gebückt, wie ein Greis. Ein pechschwarzes, glänzendes Haar hing ihm glatt und spießig um den Kopf. Das schwarzgelbe Gesicht mit der Habichtsnase und den vorragen-

den Backenknochen hatten etwas Abstoßendes. Denn während alle Züge kalt und eisern waren, schimmerte sein großes Auge so lebhaft, wie das Auge eines begeisterten Jünglings, ohne daß man darin Begeisterung und Seele las. Der, dachte ich, ist geborner Scharfrichter, oder Großinquisitor, oder Räuberhauptmann, oder Zigeunerkönig. Des Spaßes willen könnte der Mann Städte in Flammen auflodern und Kinder an Speeren zappeln sehen. Ich möchte nicht mit ihm in einem Walde allein reisen. Er hat gewiß in seinem Leben noch nicht lächeln können.

Allein ich irrte mich. Er konnte lächeln. Er hörte den jungen Herren am Fenster zu, und lächelte: Aber, Gott sei bei uns, das war ein Lächeln! Es überlief mich eiskalt. Die schadenfrohe Hölle schien aus allen Zügen zu spotten. Wenn der im rothen Rocke nicht der Teufel ist, dachte ich, so ist's sein Bruder. Ich sah ihm unwillkürlich nach den Füßen, den bekannten Pferdehuf zu beobachten, und richtig, er hatte einen Menschenfuß, wie unser einer, und sein linker war ein Klumpfuß im Schnürstiefel. Doch hinkte er damit nicht, und trat überhaupt so schleichend auf, wie über Eierschalen, die er nicht zerdrücken wollte. Er hätte sich für baares Geld sehen lassen können, um alle Voltaires abergläubig zu machen.

Den spanischen Krieg vergaß ich durchaus. Ich hielt zwar die Zeitung vor mich hin, schielte jedoch darüber hinaus, die merkwürdige Gestalt länger zu beobachten.

Indem der Rothrock am Schachtisch vorbeiging, sagte einer der Spieler zu seinem düster und verlegen da sitzenden Gegner mit triumphirender Miene: „Sie sind ohne Rettung verloren.“ Der Rothrock blieb einen Augenblick stehen, warf einen Blick auf das Spiel, und sagte zum Sieger: „Sie sind geblendet und beim dritten Zug unausbleiblich matt.“ Der Sieger lächelte vornehm; der Bedrängte schüttelte zweifelnd den Kopf und zog — beim dritten Zug war der vermeinte Sieger in der That schachmatt.

Während die Kämpfer ihr Spiel wieder aufstellten, sagte einer von den jungen Männern am Fenster zum Rothrock heftig: „Sie lächeln, Herr, unser Streit scheint Sie zu interessiren? Aber Ihr Lächeln sagt mir, daß Sie entgegengesetzter Meinung sind über die Natur der Welt und der Gottheit. Haben Sie Schelling gelesen?“

„Ja wohl!“ sagte der Rothrock.

„Und was will Ihr Lächeln sagen?“

„Ihr Schelling ist ein scharfsinniger Dichter, der die Gaukeleien seiner Einbildungskraft für Wahrheit hält, weil ihn Niemand widerlegen kann, als mit andern Fantasiegespinnsten, die nur mit noch größerm Scharfsinn vertheidigt werden müßten. Es geht den Philosophen heut' wie immer. Blinde disputiren über Farbentheorien, und Taube über die Kunst des reinen Satzes in der Musik. Alexander hätte gern Schiffbrücken zum Monde geschlagen, um ihn zu erobern, und die Philosophen, unzufrieden im Kreise der Vernunft, wollen gern übervernünftig werden.“

So sagte der Rothrock. Da gab's Lärmen. Er aber hielt nicht Stand, nahm den runden Hut und schlich davon.

Ich sah ihn seitdem nie wieder, aber vergaß die auffallende Gestalt mit der Höllenphysiognomie nicht, und fürchtete mich, sie im Traume zu erblicken.

Nun stand er unverhofft vor mir im Zimmer.

Die Versuchung.

„Um Verzeihung, wenn ich Sie störe!“ sagte er: „Habe ich die Ehre, Herrn Robert . . . zu sprechen?“

„Der bin ich in der That!“ erwiederte ich.

„Womit beweisen Sie das?“

Sonderbare Frage, dachte ich, ohne Zweifel ein Polizeispion.

Es lag ein halbzerrissener Brief auf meinem Tisch. Ich zeigte ihm die an mich gerichtete Zuschrift auf dem Umschlag.

„Ganz gut," sagte er, „allein Sie tragen einen Namen, der so allgemein ist, daß man dergleichen in allen Winkeln Deutschlands, Ungarns und Polens findet. Geben Sie mir nähere Umstände an. Ich möchte mit Ihnen Geschäfte machen. Man hat mich an Sie adressirt."

„Mein Herr," sagte ich, „verzeihen Sie, ich kann jetzt nicht an Geschäfte denken; bin auf dem Sprung zur Abreise und habe noch tausend Dinge zu besorgen. Auch irren Sie sich wohl in meiner Person, denn ich bin weder Staatsmann, noch Kaufmann."

Er maß mich mit großen Augen und sagte: „So?" Er schwieg eine Weile, und schien im Begriff umzukehren, dann aber fing er an: „Sie haben doch Handelsgeschäfte in Prag getrieben? Ist nicht Ihr Herr Bruder auf dem Punkt gestanden, Bankerot zu machen?"

Ich mußte feuerroth gewesen sein, denn davon wußte, glaubte ich, außer meinem Bruder, keine Seele, als ich. Auch lächelte der Versucher wieder ein schadenfrohes Lächeln.

„Mein Herr, Sie irren sich noch einmal!" sagte ich. „Zwar habe ich einen Bruder, und mehr, als einen, aber keinen, der Bankerot zu fürchten hätte."

„So?" murmelte der Versucher, und seine Züge wurden wieder hart und eisern.

„Mein Herr," — sagte ich etwas empfindlich, denn es war mir gar nicht lieb, daß Jemand in Prag lebte, der von meines Bruders Umständen unterrichtet war, und ich fürchtete, der Schlaukopf wolle in mein Spiel sehen, wie dem Schachspieler im Kaffeehause. — „Sie sind gewiß an den unrechten Mann gewiesen. Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Sie ersuche, sich kurz zu fassen. Ich habe keinen Augenblick zu versäumen."

„Gedulden Sie sich nur eine Minute," erwiederte er, „es liegt

mir daran, mit Ihnen zu reden. Sie schienen unruhig und verlegen. Ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren? Sie sind fremd hier. Ich zwar gehöre auch nicht nach Prag, und sehe die Stadt seit zwölf Jahren wieder zum ersten Mal. Allein ich weiß zu allen Dingen guten Rath. Vertrauen Sie mir. Sie haben das Gesicht eines Biedermannes. Brauchen Sie Geld?"

Da lächelte oder vielmehr grinsete er wieder, als wollte er mir meine Seele abkaufen. Sein Thun war mir immer verdächtiger; ich schielte von ungefähr nach seinem Klumpfuß, und wirklich wandelte mich abergläubige Furcht an. In keinem Fall wollte ich mich mit dem verdächtigen Herrn einlassen, und sagte: „ich hätte kein Geld nöthig. Da Sie es mir aber so großmüthig antragen, mein Herr, darf ich Sie um Ihren Namen bitten?"

„An meinem Namen kann Ihnen nicht viel liegen," erwiederte er, „der thut nichts zur Sache. Ich bin ein Manteuffel. Gibt mir der Name bei Ihnen mehr Zutrauen?"

„Ein Manteuffel?" sagte ich, und wußte in seltsamer Verlegenheit nicht, was ich sagen sollte, und ob das ganze Ding Ernst oder Spaß sei.

Indem ward an die Thür gepocht. Der Wirth trat herein und brachte einen Brief, der von der Post gekommen war. Ich nahm ihn.

„Lesen Sie nur den Brief erst," fing der Rothrock an, „nachher können wir schon wieder sprechen. Der Brief ist ohne Zweifel von Ihrer liebenswürdigen Fanny."

Ich ward verlegener als je.

„Wissen Sie nun endlich," fuhr der Fremde fort und grinsete: „wissen Sie nun endlich, wer ich bin, und was ich von Ihnen will?"

Es lag mir auf den Lippen, zu sagen: „Mein Herr, Sie sind, glaube ich, der Satan, und möchten meine arme Seele zum Frühstück?" doch hielt ich an mich.

„Noch mehr,“ setzte er hinzu: „Sie wollen nach Eger. Gut, mein Weg geht durch das Städtchen. Ich reise morgen ab. Wollen Sie einen Platz in meinem Wagen annehmen?“

Ich dankte, und sagte: ich habe schon Post bestellt.

Da ward er unruhiger, und sagte: „Es ist Ihnen nicht beizukommen. Aber Ihre Fanny, den kleinen Leopold und August muß ich doch im Vorbeigehen kennen lernen. Errathen Sie noch nicht, wer ich bin und was ich will? In des Teufels Namen, Herr, ich möchte Ihnen gern einen Dienst leisten. Reden Sie doch.“

„Gut,“ sagte ich endlich: „Wenn Sie ein Hexenmeister sind, mir ist meine Brieftasche fortgekommen. Rathen Sie mir, wie ich sie wieder bekomme?“

„Bah, was ist an einer Brieftasche gelegen? Kann ich Ihnen sonst nicht . . .“

„In der Brieftasche waren aber wichtige Papiere, über vierzehnhundert Thaler an Werth. — Rathen Sie mir, was habe ich zu thun, wenn sie verloren ist? und was, wenn sie gestohlen ist?“

„Wie sah die Brieftasche aus?“

„Seidenüberzug, hellgrün, mit Stickerei, mein Namenszug von Blumen darin. Es war eine Arbeit von meiner Frau.“

„So ist der Ueberzug mehr werth, als die vierzehnhundert Thaler.“ Er lächelte mich wieder dabei mit seiner fürchterlichen Freundlichkeit an; dann fuhr er fort: „Da muß Rath geschafft werden. Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen den Verlust ersetze?“

Bei diesen Worten sah er mich scharf und sonderbar an, als wolle er mir die Antwort: „Ich verschenke Ihnen meine Seele!“ auf die Zunge legen. Da ich aber verlegen still schwieg, griff er in die Tasche und zog meine Brieftasche vor.

„Da haben Sie Ihr Kleinod und die vierzehnhundert Thaler nebst Zubehör!“ sagte er.

Ich war außer mir. „Wie kommen Sie dazu?“ rief ich, und blätterte in der Brieftasche, und fand, daß nichts fehlte.

„Gestern Nachmittag um vier Uhr fand ich sie auf der Moldaubrücke, und steckte sie ein.“

Richtig, um die gleiche Zeit war ich über die Brücke gegangen, hatte die Brieftasche in Händen gehabt und eingesteckt.

„Vermuthlich nebenbei gesteckt!“ sagte der Rothrock. „Nun aber wußte ich nicht, ob mein Fund von Einem zu Fuß oder zu Pferd, hinter oder vor mir verloren war. Ich blieb eine Stunde lang auf der Brücke, einen Suchenden abzuwarten. Als Niemand kam, ging ich in mein Wirthshaus. Ich las den Inhalt, die Briefe, um daraus den Verlierer zu erforschen. Eine Adresse zeigte mir Ihren Namen und Ihren Aufenthalt in diesem Gasthofe an. Darum machte ich mich jetzt zu Ihnen auf. Schon gestern Abend war ich hier und fand Sie nicht.“

Lieber Gott, wie kann man sich doch mit seiner Physiognomik täuschen! Ich hätte meinem Manteuffel um den Hals fallen mögen. Ich sagte ihm die verbindlichsten Dinge. Meine Freude war so übermäßig, als vorher mein Verdruß. Er wollte aber nichts von Allem hören. Ich gelobte mir, mein Lebtage nicht wieder meinen physiognomischen Urtheilen zu trauen.

„Grüßen Sie Ihre schöne Fanny von mir. Reisen Sie glücklich. Wir sehen uns einmal wieder!“ sagte er, und ging davon.

Heimkunft.

Nun wollte ich aufbrechen, abreisen. Ich zahlte dem Wirth. Mein Knecht, mit dem Koffer auf dem Rücken, ging vor mir her, ich die Treppe hinab. Da kam mein Bruder die Treppe herauf, derselbe, deswillen ich in Prag war.

Natürlich, aus der Abreise ward nun nichts. Wir gingen in

mein Zimmer zurück. Da hörte ich denn mit Vergnügen, die schwankenden Vermögensverhältnisse meines Bruders hätten sich zu ihrem Vortheil geändert. Ein sehr bedeutender Verlust war ihm durch glückliche Spekulation in Baumwolle und Kaffee sechsfach vergütet. Er war nach Prag geeilt, um seine Angelegenheit selbst zu berichtigen. „Jetzt habe ich mein Schäfchen ins Trockene gebracht," sagte er, „aber Angst habe ich ausgestanden. Nun gebe ich dem Handel gute Nacht. Ich lege mein Geld lieber an mäßigen Zins, so laufe ich nicht Gefahr, heute ein Millionär, morgen ein flüchtiger Bettler und Betrüger zu sein. Darum komme ich, dir für deine brüderliche Treue zu danken, und mich mit meinen Leuten für immer aus einander zu setzen."

Ich mußte ihn zu verschiedenen Häusern begleiten. Aber er spürte meine Ungeduld und mein Heimweh; drum nach einigen Tagen rieth er mir, ohne ihn zurück zu reisen. Das that ich denn auch, weil sich sein Aufenthalt in Prag wohl auf mehrere Wochen verlängerte. Ich nahm Extrapost und flog meiner geliebten Heimath entgegen.

Unterwegs fiel mir noch immer der seltsame Manteuffel ein. Ich konnte die Figur mit dem rothen Rock, dem Klumpfuß und der unvortheilhaften Gesichtsbildung nicht vergessen. Ich besann mich noch, daß ihm ein Büschel seiner schwarzen Haare über der Stirn emporstand. Vielleicht hat er ein kleines Horn darunter, und dann war der Beelzebub fertig vom Wirbel bis zur Sohle.

Zwar die Brieftasche hatte er wieder gebracht; ehrlicher konnte kein Mensch in der Welt sein. Er hatte Fanny's Briefe und meines Bruders mir gegebene Instruktion gelesen, so konnte er freilich von meinen Geheimnissen unterrichtet sein. Allein dann das Gesicht dazu — nein, so unleserlich schreibt die Natur sonst nicht! — Genug, hätte ich jemals an das Dasein eines Mephistopheles geglaubt, würde ich diesmal keinen Augenblick daran gezweifelt haben.

Ich hing diesem Gedanken nach, und läugne sogar nicht, daß ich mich recht willig dem Spiel meiner Einbildungen überließ. Er vertrieb mir die Langeweile. Ich nahm an, mein ehrlicher Manteuffel könnte wohl der ächte Teufel sein; seine Ehrlichkeit eine Hinterlist, um dem Himmel meine arme Seele wegzuschnappen. Und wenn er es nun wäre, was könnte er mir wohl bieten? — Gold und Gut? — Ich war nie geldsüchtig. Einen Thron? Ja, den hätte ich wohl für acht Tage besessen, um der Welt Frieden zu geben; aber dann wäre ich wieder in meine bescheidene Wohnung zurück gegangen, um, ein zweiter Cincinnatus, eigenhändig Rüben zu bauen. — Hübsche Weiber? Einen Harem voll der schönsten Helenen, Armiden und Amanden? Nein, wenn ich an Fanny dachte, kamen mir die reizendsten Zirkassierinnen wie alte Weiber vor. Ich hätte keinen Strohhalm darum gegeben, einmal Doktor Faust zu sein. Und wozu das? Ich war glücklich! Glücklich? Nein, das doch auch nicht ganz, eben weil ich gar zu glücklich war. Ich fürchtete mich ein wenig vor Freund Hain, dem Knochenmanne, der mit der verwünschten Hippe mir meine Fanny, meine beiden Söhne, mich selbst wegmähen konnte. Und dann wäre es doch die große Frage, ob und wie wir uns im Paradiese wieder zusammen finden würden? — Ich hätte wohl einen Blick ins künftige Leben geworfen, um mich zu beruhigen. Aber gesetzt, mein Teufel hätte mir den frommen Wunsch erfüllen, und mich, durch einen Spalt der Himmelspforte, hinüber blinzeln lassen, was würde mir ein Unterthan Abramelechs anders habe zeigen können, als seine Hölle?

Doch genug von den Possen.

Ich war von Prag bis zum Städtchen zwei Tage und eine Nacht unterwegs. Aber den zweiten Tag ward's spät. Umsonst schalt und spornte ich die Postknechte mit Wort und Geld — es ward immer später, immer dunkler, und ich immer sehnsuchtsvoller. Ach, seit beinahe einem Vierteljahr hatte ich ja Fanny nicht ge-

sehen! meine Kinder nicht, die um die junge Mutter, wie zwei Engel um eine raphaelische Madonna flatterten! — Ich zitterte vor Entzücken, wenn ich daran dachte, die Liebenswürdigste ihres Geschlechts, mein Weib, sei noch heute in meinen Armen.

Es ist wahr, ich hatte, ehe ich Fanny kennen lernte, auch schon geliebt gehabt. Es gab einst eine Julie für mich, die mir durch den Stolz ihrer Aeltern entrissen und einem reichen polnischen Edelmann zum Weibe gegeben war. Unsere Liebe war die erste für uns beide — an gegenseitige Vergötterung und Raserei grenzend. Wir schwuren uns noch in der Abschiedsstunde ewige Liebe über Leben und Grab hinaus, und Küsse und Thränen hatten die Eide besiegelt. Aber man weiß nun, wie es damit geht. Sie ward Frau Starostin, und ich sah Fanny. Meine Liebe zu Fanny war eine heiligere, reifere, zärtlichere. Julie war einst die Gottheit meiner Phantasie; allein Fanny die Angebetete meines Herzens.

Es brummte die Glocke des heimathlichen Städtleins ein Uhr, da wir in die schlafende Straße einfuhren. Ich stieg beim Posthause ab, ließ den Knecht nebst dem Koffer zurück, weil ich selbst, falls in meinem Hause Alles schlafen würde, wieder zurückkehren wollte, und schlich hinaus zur Vorstadt, an deren Ende mein freundliches Haus im Schatten hoher Nußbäume mir schon von weitem mit seinen Fenstern im Mondschein entgegenschimmerte.

Verhaßter Besuch.

Und Alles schlief! — o Fanny, Fanny, hättest du gewacht, wie viel Jammer und Schrecken wäre mir erspart worden! — Sie schliefen, mein Weib, meine Kinder, mein Gesinde, nirgends Licht! Ich wanderte zehnmal ums Haus herum — Alles verschlossen. Aus dem Schlaf jagen wollte ich doch Keinen. Besser

das Entzücken des Wiedersehens für die vom Schlummer erquickte Seele in der Morgenstunde, als in der fieberischen Mitternacht.

Zum Glück fand ich mein neuangebautes schönes Gartenhaus offen. Ich trat hinein. Da stand auf einem Tischchen der Strickkorb meiner Fanny; da sah ich im Mondschimmer am Boden und auf den Sesseln die Steckenpferde, Trommeln, Peitschen meiner Kinder. Vermuthlich hatten sie den Nachmittag hier zugebracht. O wie war mir unter diesen Kleinigkeiten so wohl, als wäre ich bei meinen Lieben selbst. Ich streckte mich aufs Sofa, und beschloß hier zu übernachten. Die Nacht war lau und mild, und der Duft blühender Bäume und Gartenbeete drang in mein Gemach.

Wer seit vierzig Stunden nicht geschlafen hat, findet jedes Lager weich. Ich entschlief in meiner Uebermüdung bald. Doch kaum hatte ich die Augen geschlossen, weckte mich das Knarren der Gartenhausthür wieder. Ich richtete mich auf; ich sah einen Menschen hereintreten: ich glaubte, es sei ein Dieb. Aber man denke sich mein Erstaunen, es war der Freund Rothrock.

„Woher kommen Sie?" fragte ich.

„Von Prag. In einer halben Stunde reise ich wieder ab. Ich wollte Sie doch im Vorbeigehen und Ihre Fanny sehen, um mein Wort zu halten. Ich hörte von Ihrem Knecht, Sie seien erst gekommen, und glaubte in Ihrem Hause Alles wach zu finden. Sie werden doch hier nicht übernachten wollen in der feuchten Kühle, und sich eine Krankheit erschlafen?"

Ich ging mit ihm hinaus in den Garten, und bebte an allen Gliedern, so hatte mich die sonderbare Erscheinung erschreckt. Ich verspottete zwar im Stillen meine abergläubige Furcht, aber doch konnte ich mich ihrer nicht erwehren. Der Mensch ist nun einmal so. Die harten Züge des Prager Freundes waren im täuschenden Mondlicht noch viel schrecklicher, und seine Augen viel blitzender.

„Sie haben mich wirklich erschreckt, wie ein Gespenst!" sagte

ich. „Ich zittere am ganzen Leibe. Wie kamen Sie dazu, mich im Gartenhause zu suchen? Sie sind, wie ein Allwissender."

Er grinsete schadenfroh und sagte: „Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?"

„Wahrhaftig, ich kenne Sie jetzt nicht besser, als in Prag. Aber zum Spaß will ich Ihnen doch erzählen, wie Sie mir da vorkamen. Sie nehmen's nicht übel, ich dachte, wenn Sie kein Hexenmeister wären, möchten Sie wohl der Teufel selbst sein."

Er grinsete wieder und entgegnete: „Wenn ich, zum Spaß gesagt, nun das letzte wäre, würden Sie mit mir gemeine Sache machen?"

„Sie müßten mir viel bieten, ehe ich einschläge. Denn wahrhaftig, mein Herr Teufel, erlauben Sie, daß ich Sie zum Scherz so nenne, mein Glück ist vollkommen."

„Oho, bieten würde ich Ihnen nichts, geben nichts. Das war wohl in alten Zeiten Sitte, da die Leute noch an einen Teufel glaubten, und sich vor ihm desto mehr hüteten — da mußte man kapituliren. Aber heutiges Tages, da Keiner mehr an den Teufel glaubt, und mit der Vernunft Alles ausrichten will, sind die Menschenkinder allzuwohlfeil."

„Einmal hoffe ich, bei mir steht's anders, ob ich gleich den Beelzebub für ein Mährchen halte. Ein Quinichen Vernunft gibt mehr Tugend, als ein Zentner Teufelsglauben."

„Das ist's eben! — Eine stolze Sicherheit, ihr Sterblichen — erlauben Sie, daß ich in der Rolle spreche, die Sie mir gaben — eure stolze Sicherheit liefert der Hölle mehr Rekruten, als eine Legion Werber in Satans Uniform. Seit ihr selbst angefangen habt, die Ewigkeit für ein Problem, die Hölle für eine orientalische Fabel zu halten; seit man Ehrlichkeit und Dummheit für Tugenden gleichen Kalibers erklärt; die Wollust eine liebenswürdige Schwäche, Selbstsucht, Seelengröße, Gemeinnützigkeit eine Narr-

heit, und abgefeimte Tücke Lebensklugheit nennet, gibt man sich in der Hölle keine Mühe mehr, euch zu fangen. Ihr kommt von selbst. Die Vernunft habt ihr auf den Lippen, die Macht von hundert Leidenschaften im Herzen. Der Heiligste unter euch Entnervten ist, wer die wenigste Gelegenheit zu sündigen hat."

„Das heißt recht teuflisch gesprochen!" rief ich.

„Allerdings!" antwortete der rothe Herr und grinsete wieder: „Aber ich rede die Wahrheit, weil ihr Leute nicht mehr an sie glaubt. So lange den Menschen noch Wahrheiten heilig waren, mußte Satan ein Vater der Lügen sein. Jetzt ist's umgekehrt. Wir armen Teufel sind immer die Antipoden der Menschheit."

„So sind Sie in diesem Stück wenigstens nicht mein Gegner; denn ich denke, wie Sie, mein philosophischer Herr Teufel."

„Gut, so gehören Sie mir schon an. Wer mir nur ein Haar reicht, dessen Kopf habe ich. Und — hier ist's kühl — mein Wagen ist vielleicht schon angespannt, ich muß abreisen. Also leben Sie wohl."

Er ging. Ich begleitete ihn wieder zum Posthause zurück, wo wirklich sein Reisewagen eben Vorspann erhielt.

„Ich dächte, Sie kämen mit mir noch hinauf ins Haus, und tränken mit mir zum Abschied ein Glas Punsch, den ich bestellt hatte, ehe ich zu Ihnen ging."

Ich nahm die Einladung an. Es that mir wohl, in ein warmes Zimmer zu kommen.

Die Versuchung.

Der Punsch stand schon auf dem Tisch, da wir ins Zimmer traten. Ein fremder Reisender ging finster und müde auf und ab; es war ein langer, hagerer, alter Mann. Auf den Stühlen

umher lag Gepäck; auch bemerkte ich einen Frauenzimmershawl und Strohhut, nebst weiblichen Handschuhen.

Als wir tranken, sagte der Fremde zum eintretenden Hausknecht, der das Gepäck holte: „Sagt meiner Gemahlin, wenn sie kommt, ich sei zu Bett. Wir reisen in aller Frühe fort.“ —

Ich wollte auch nicht wieder ins kalte Gartenhaus zurück, und bestellte mir die Nacht ein Bett. Der Fremde ging fort. Wir tranken den Punschnapf leer unter allerlei Geschwätz. Das Feuer des Rums erquickte und durchglühte mich. Der Rothrock eilte zu seinem Wagen, und indem ich ihm hineinhalf, sagte er: „Wir sehen uns noch einmal wieder.“ Damit rollte der Wagen weg.

Da ich ins Zimmer zurücktrat, war ein Frauenzimmer darin, welches den Shawl, die Handschuhe und den Hut holte. Wie sich die junge Schöne nach mir umdrehte, verlor ich fast alle Besonnenheit. Es war Julie, die erste Geliebte, im Begriff, mit ihrem Gemahl, wie ich nachher erfuhr, eine Lustreise nach Italien zu machen. Sie war nicht minder erschrocken, als ich.

„Um Gottes willen, ist es dein Geist, Robert?“

„Julie!“ stammelte ich, und alle Wonnen der ersten Liebe wachten wieder auf bei diesem überraschenden Anblick. Ich wollte mich ihr ehrerbietig nahen. Ihre Augen waren voll Thränen; ihre Arme offen. Ich lag weinend an ihrem Busen.

Erst als wir wieder zu uns selbst kamen, bemerkte sie, daß sie halb entkleidet war. „Hier ist nicht mein Zimmer!“ sagte sie, und warf sich den Shawl um. „Komm, Robert, wir haben uns viel zu sagen.“

Sie ging. Ich folgte ihr in ihr Zimmer. „Hier können wir uns einander frei erzählen!“ sagte sie, und wir setzten uns aufs Sofa. Nun ward denn erzählt. Ich lebte noch einmal im Fiebertaumel einer alten Liebe, die ich längst erloschen geglaubt hatte. Julie, durch ihren Starosten nicht glücklich, hing mit ehemaliger

Seligkeit an mir. Sie war schöner, aufgeblühter, als ehemals. Sie fand auch mich schöner, wie sie sagte. — Die Flamme der Leidenschaft wehte von Seele zu Seele in Küssen.

Ein Zauber, den ich unmöglich beschreiben kann, lag in Juliens Worten und Wesen. Alles von ehemals ward wieder hell; die erste Bekanntschaft auf dem Ball am Brauttage ihrer Schwester; die Empfindungen, welche uns damals bewegten; dann unser Wiedersehen im herzoglichen Schloßgarten; dann die Wasserfahrt mit unsern beiderseitigen Aeltern, und wie wir im Elysium von Wörlitz Liebe gestanden, Treue schworen. Dann — doch genug: für uns gab es nur Vergangenheit, keine Zukunft.

Plötzlich ging die Thür auf. Der lange, hagere Mann trat herein mit der Frage: „Wer ist noch bei dir, Julie?"

Wir sprangen erschrocken auf. Der Starost stand eine ganze Weile sprachlos, bleich wie eine Leiche. Dann mit drei Schritten fuhr er auf Julchen zu, schlang ihre langen, kastanienbraunen Locken um seine Faust, und schleuderte die Winselnde zur Erde und schleppte sie auf dem Boden herum, indem er rief: „Verrätherin! Nichtswürdige!"

Ich wollte ihr zu Hülfe eilen. Er stieß mich mit gewaltiger Kraft zurück, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Wie ich mich wieder aufraffte, ließ er die Unglückliche fahren, und schrie mir zu: „Dich erdroßle ich!" In der Verzweiflung nahm ich ein Messer vom Tisch, und drohte, es ihm in die Rippen zu stoßen, wenn er nicht schwiege. Aber der Wüthende warf sich gegen mich, spannte meinen Hals zwischen seine Hände ein, und drückte zu. Ich verlor die Luft. Ich fuhr in der Verzweiflung mit dem Messer nach allen Seiten um mich. Ich stieß es wiederholt gegen ihn. Plötzlich stürzte der Unglückliche nieder. Er hatte das Messer im Herzen.

Julie lag wimmernd am Boden neben ihrem ermordeten Mann. Ich stand da, wie eine Bildsäule. „O," dachte ich, „wäre es

doch nur ein Traum, und läge ich erwachend auf dem Sofa meines Gartenhauses. Verflucht sei der Rothrock! verflucht die Brieftasche! — O meine armen Kinder! o meine geliebte, unglückliche, fromme Fanny! — Nahe an den Schwellen meines häuslichen Paradieses werde ich zurückgeschleudert in eine Hölle, die ich nie kannte! — Ich bin Mörder!"

Der Lärmen im Zimmer hatte die Leute im Hause geweckt. Ich hörte fragen, rufen, gehen. Mir blieb nichts übrig, als die Flucht, ehe ich entdeckt ward. Ich ergriff das brennende Licht, um mir zum Hause hinaus zu zünden.

Vollendung des Gräuels.

Indem ich die Treppe hinabging, nahm ich mir vor, in mein Haus zu eilen, meine Frau, meine Kinder zu wecken, sie noch einmal an mein Herz zu drücken, dann wie ein Kain in die Welt hinaus zu flüchten, um nicht der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen. Aber schon auf der Treppe sah ich meine Kleider ganz vom Blut des Starosten überschüttet. Ich zitterte, erblickt zu werden.

Die Hausthür nach der Straße war verschlossen. Als ich zurückeilte, um durch den Hof zu entkommen, hörte ich von der Treppe herab Menschen eilen, schreien und rufen hinter mir. Ich lief über den Hof, zur Scheune. Ich wußte, von da hinaus käme ich in Gärten und Felder außerhalb des Städtchens. Aber die mir nachsetzten, eilten behend genug. Ich war kaum in der Scheune, als mich einer beim Rock erwischte. Mit Höllenangst riß ich mich los, und schleuderte meine brennende Kerze in die neben mir hoch aufgethürmten Strohwellen. Es gab plötzlich Flammen. So hoffte ich mich zu retten. Es gelang. Man ließ von mir los, vermuthlich um den Brand zu tilgen. So entkam ich ins Freie.

Ich stürzte blindlings fort, setzte über Häge und Gräben. Meine Fanny, meinen August, meinen Leopold noch einmal zu sehen, daran war nicht zu denken. Der Trieb der Selbsterhaltung überschrie alle andern Gefühle des Herzens und der Natur. Wenn ich an meine gestrige Heimkunft, an meine Erwartungen auf den heutigen nahen Morgen dachte, konnte ich das Geschehene gar nicht für möglich halten. Aber meine blutigen, klebrigen Kleider, der kühle Morgenwind, der mich durchschauerte, sagte mir nur zu sehr das Gegentheil. Ich lief fast athemlos, bis ich nicht mehr konnte. Hätte ich ein Mordwerkzeug bei mir geführt, wäre ein Strom in meiner Nähe gewesen, ich würde aufgehört haben zu leben.

Triefend vom Schweiße, ohne Athem, erschöpft an allen Kräften, mit zitternden Knien, setzte ich meine Flucht in langsamern Schritten fort. Ich mußte zuweilen stehen bleiben, um mich zu erholen. Ich war mehrmals daran, ohnmächtig niederzusinken.

So gelangte ich nach dem nächsten Dorf bei unserm Städtchen. Indem ich davor stand, und noch überlegte, ob ich es umgehen, oder keck durchwandern sollte — denn noch war es mondhell, und die Sonne nicht zum Aufgang — fieng es im Dorfthurm an zu läuten. Bald klangen mir auch von andern entfernten Ortschaften Glockentöne. Es war Sturmgeläute.

Jeder Ton zermalmte mich. Ich sah mich um. O Gott, hinter mir weite dunkelrothe Gluth; eine ungeheure Flammensäule, die bis zu den Wolken hinaufleckte! Das ganze Städtchen stand in Flammen. Ich — ich war der Mordbrenner! — O meine Fanny, o meine Kinder, welch ein entsetzenvolles Erwachen aus dem stillen Morgenschlummer hat euch euer Vater bereitet! —

Da ergriff es mich, wie bei den Haaren, und hob mich in die Höhe, und meine Sohlen wurden leicht wie Federn. Ich lief in mächtigen Sprüngen um das Dorf herum einem Kiefernwald zu. Die Flammen meiner Heimath leuchteten wie Tageshelle, und die

heulenden Sturmglocken dröhnten mit zerreißenden Klängen durch mein zerrüttetes Wesen.

Wie ich die Nacht des Waldes erreicht hatte, und so tief hinein war, daß ich nichts mehr vom rothen Licht der Feuersbrunst gewahren konnte, in welcher bisher immer mein Schatten vor mir hergaukelte, konnte ich nicht weiter. Ich fiel zur feuchten Erde nieder, und brüllte meinen Schmerz aus. Ich schlug mit der Stirn gegen den Boden, und raufte krampfhaft Gras und Wurzeln aus. Ich hätte sterben mögen, und wußte es nicht zu machen.

Untreuer, Mörder, Mordbrenner, das Alles fast in gleicher Stunde. O der Rothrock hatte wohl Recht: es gibt unter euch keine Heiligen, als denen die Gelegenheit zur Sünde fehlt. Bietet dem Teufel nur ein Haar: so hat er euern Kopf. Welches unselige Schicksal führte den Satan ins Gartenhaus zu mir! Hätte ich seinen Punsch nicht genommen, ich hätte Julien gesehen, ohne Fanny's zu vergessen; hätte ich dies gekonnt, der Starost wäre nicht ermordet; ich würde meine Heimath nicht in Brand gesteckt haben — ich läge nicht hier in der Verzweiflung, mir selbst zum Gräuel, der Menschheit zum Fluch.

Inzwischen heulten die Sturmglocken unaufhörlich, und schreckten mich wieder empor. Ich freute mich, daß es noch nicht Tag war. So durfte ich hoffen, noch eine gute Strecke unbekannt zurückzulegen. Aber ich sank wieder weinend nieder, da ich mich erinnerte, es sei der erste Mai, es sei meiner Fanny Geburtstag. Wie hatten wir Glücklichen ihn sonst im Kreise der Unserigen heiter gefeiert! Und heut! welch ein Tag! welch eine Nacht! — Da durchfuhr mich der Gedanke: es ist Walpurgisnacht! — Sonderbar! der alte Aberglaube machte diese Nacht von jeher zur Nacht des Schreckens, in der böse Geister ihr Fest begangen haben sollten, und der Teufel seine Hexen auf dem Gipfel des Blocksberges versammelte. Fast hätte ich an die Wahrheit der albernsten Ab-

scheulichkeit glauben mögen. Der verdächtige Rothrock fiel mir wieder lebhafter mit allen seinen sonderbaren Reden ein. Jetzt — warum soll ich läugnen? — jetzt hätte ich meine Seele darum gegeben, er wäre wirklich gewesen, der er sich bei mir im Gartenhaus scherzend genannt hatte, um mich zu retten, um mir mein Gedächtniß zu rauben, um mir mein Weib, meine Kinder in irgend einem Winkel der Erde wieder zu geben, wo wir unentdeckt leben könnten.

Aber die Sturmglocken tobten lauter. Ich spürte das Grauen des Morgens. Ich flog auf vom Boden, und setzte meine Flucht fort im Gebüsch und kam zur Landstraße.

Kain.

Hier holte ich frischen Athem. Alles Geschehene war so gräßlich, so plötzlich — ich konnte selbst nicht daran glauben. Ich sah mich um — aber durch die Kiefern glühte der rothe Wiederschein der Feuersbrunst. Ich betastete mich, und besudelte meine Finger mit dem Blut des Starosten.

Das verräth mich dem Ersten, der mich findet! dachte ich, und riß mir die befleckten Kleider vom Leibe und verbarg sie in dichtes Gesträuch, und wusch mir die Hände im Thau des Grases rein. So, halb entkleidet, rannte ich auf der Landstraße hin.

„Wer bist du nun?" sprach ich zu mir selbst: „Wer dich erblickt, wird dir nachsetzen. Nur Wahnsinnige oder Mörder laufen im Hemd durch die Wälder; oder ich muß sagen, ich sei beraubt worden. Würde mir ein Bauer begegnen, den ich übermannen könnte, er müßte mir seinen Kittel geben. So wäre ich für die ersten Augenblicke geborgen. Ueber Tag kann ich im Dickicht der Wälder verborgen bleiben, Nachts meinen Lauf fortsetzen. Aber woher soll ich Nahrung nehmen? Woher Geld? — Jetzt fiel mir

bei, wie ich meine Brieftasche im weggeworfenen Rock gelassen und mich aller Baarschaft beraubt hatte.

Ich stand still und war unentschlossen. Einen Augenblick dachte ich daran, umzukehren und meine Brieftasche zu suchen. Aber — das Blut des Starosten! ich hätte es nicht wieder sehen mögen, und wäre eine Million zu holen gewesen. — Und zurückgehen, die spielende Feuergluth zwischen den Kiefern beständig vor Augen haben . . . nein, die Flammen der offenen Hölle lieber! — So wanderte ich weiter.

Da hörte ich das Rasseln eines Wagens — vielleicht eine Feuerspritze und zu Hilfe eilende Bauern. — Jach stürzte ich mich ins Gebüsch, von wo ich die Landschaft beobachten konnte. Ich zitterte wie ein Espenblatt. Da kam langsam, von zwei Pferden gezogen, ein geschmackvoller, offener Reisewagen, und mit Koffern gepackt Ein Mann saß darin, und lenkte die Rosse. Er fuhr immer langsamer, und hielt endlich still nahe vor mir. Er stieg aus, ging um den Wagen herum, besah ihn von allen Seiten; dann verließ er den Wagen und ging abwärts vor mir über die Straße ins Gebüsch.

„Dir wäre geholfen, wenn du im Wagen säßest!“ rief's in mir: „Deine Beine sind wie gebrochen. Sie schleppen dich nicht mehr. Du wärest gerettet. Kleider, Geld, schnelle Flucht, Alles wäre vorhanden. Der Himmel will sich deiner annehmen. Benutze den Wink. Der Wagen ist leer. Schwing' dich hinein!“

Gedacht, gethan. Denn mit Ueberlegen war kein Augenblick zu versäumen. Jeder ist sich selbst der Nächste, man rettet sich, wie man kann. Verzweiflung und Noth haben kein Gesetz. Ein Satz, und ich war aus dem Gebüsch auf der Straße, von der Straße im Wagen. Ich ergriff den Leitriemen, und lenkte die Rosse mit dem Wagen um, von meiner brennenden Heimath ab. Da sprang der Eigenthümer aus dem Wald hervor, und in dem

Augenblick, da ich den Pferden die Peitsche fühlen ließ, wollte er ihnen in die Zügel fallen. Er stand vor ihnen. Ich schlug heftiger — jetzt mußte Alles gewagt sein. Die Rosse bäumten sich und drangen vorwärts. Der Eigenthümer fiel und lag unter den Pferden. Ich fuhr über ihn weg. Er schrie Hilfe. Seine Stimme durchbohrte mich. Es war eine bekannte Stimme — eine geliebte Stimme. Ich traute meinen Ohren nicht. Ich hielt still, und lehnte mich aus dem Wagen, um nach dem Unglücklichen zu sehen. — Ich sah ihn! — Aber — ich schaudere, indem ich's sage — ich sah meinen Bruder, der seine Sachen in Prag unerwartet abgethan, oder andere Ursachen zur Heimreise gehabt haben mußte.

Ich saß da, wie vom Blitz gerührt; gelähmt, erstarrt. Unter mir winselte der Geräderte. Das hatte ich nicht gewollt, nicht gedacht. Ich schleppte mich langsam aus dem Wagen. Ich sank zu meinem geliebten Bruder nieder. Das schwere Rad war ihm über die Brust gegangen. Ich rief mit bebender, leiser Stimme seinen Namen. Er hörte mich nicht mehr; er erkannte mich nicht mehr. Er hatte ausgelitten. Ich war der Verruchte, der ihm ein Leben geraubt hatte, das mir so theuer war, als das meinige. — Entsetzlich, zwei Morde in gleicher Nacht! freilich beide unwillkürlich, beide in der Verzweiflung begangen. Aber sie waren doch begangen, und Folgen des ersten Verbrechens, das ich hätte meiden sollen.

Meine Augen wurden naß; aber es waren nicht Thränen der Wehmuth über den geliebten Todten, sondern Thränen der rasenden Wuth gegen mein Schicksal, gegen den Himmel. Nie in meinem Leben hatte ich mich mit einem groben Verbrechen besudelt. Ich war gefühlvoll für das Schöne, Gute, Große und Wahre gewesen. Ich hatte keine süßere Freude gehabt, als am Glücklichmachen. Und nun, ein verdammter Leichtsinn — ein unseliger Augenblick von Selbstvergessenheit — und das — und das frevelvolle Spiel des Zufalls oder der Nothwendigkeit hatten mich zum

elendesten, verworfensten Wesen unter dem Himmel gemacht. O, prahle doch Niemand mit seiner Tugend, mit seiner Kraft, mit seiner Besonnenheit! — Es gehört nicht mehr als eine Minute dazu, in der man seine bessern Grundsätze ein wenig auf die Seite stellt, — nicht mehr als eine Minute, und der Engelreine ist aller Schandthaten fähig. Wohl ihm, wenn sein Verhängniß es besser mit ihm will, als mit mir; und ihm nicht, elenderweise einen Bruder zu rädern, in den Weg legt!

Doch nichts von Moral. Wer sie hier nicht von selbst gefunden hat, für den gibt es keine. Ich will zum Ende meiner Unglücksgeschichte eilen, die kein Dichter jemals schauerlicher ersinnen konnte.

Reue.

Ich küßte die bleiche Stirn meines Bruders. Da hörte ich Stimmen im Walde. Erschrocken fuhr ich auf. Sollte ich mich ertappen lassen über dem Leichnam des Geliebten, den ich erst berauben wollte, und dann tödtete? Ich war, ehe ich mich selbst besann, im tiefsten Gebüsch, und überließ die Leiche nebst Roß und Wagen ihrem Schicksal. Nur der allmächtige Trieb zum Leben wachte noch in mir: alles Andere war todt. — Ich ging in Betäubung durch Strauch und Dorn; wo die Büschung am finstersten, die Verzweigung am dichtesten verschlungen war, dahin eilte ich. Wer dich findet, rief's in mir, der wird dich tödten, Kain, Brudermörder!

Ermattet blieb ich auf einem Felsenstein im Innersten des Waldes sitzen. Die Sonne war aufgegangen, ohne daß ich's bemerkt hatte. Ein neues Leben wehete durch die Natur. Die grausenvolle Walpurgisnacht lag hinter mir mit meinen Verbrechen; aber die Kinder derselben gaukelten wie Teufel auf meinem Wege hin. Ich sah meine jammernde Fanny mit den verwaiseten Kin-

dern — ich sah die trostlose Familie meines unglücklichen Bruders — ich sah das Hochgericht — den Henkerzug, den Rabenstein.

Da ward mir das Leben plötzlich zur Bürde. Hätte ich mich doch vom Starost erdrosseln lassen, sprach ich bei mir selbst, ich hätte es ja verdient. Ich war ja ein Verräther an meiner Fanny und an der Treue, die ich ihr tausendmal geschworen. — Oder wäre ich doch umgekehrt, wie das Städtchen hinter mir brannte. Ich hätte Weib und Kind noch einmal küssen und dann nach dem Abschied mich in die Flammen stürzen können. So hätte ich mir doch den Brudermord erspart.

Ich fürchtete das Leben, weil ich mich vor neuen Verbrechen fürchtete, die mir mit jedem Schritt unvermeidlich schienen. So tief hatten mich die bisherigen Ereignisse erschüttert, daß ich glaubte, dem Sünder bringe jeder Athemzug eine Sünde. Ich dachte an Selbstmord — aber auch dazu war ich mittellos. So beschloß ich, mich der Obrigkeit selbst auszuliefern, ihr meine Vergehen reumüthig zu bekennen. Dann — freilich unter traurigen Verhältnissen, hatte ich doch noch Hoffnung, meine Fanny, meinen Leopold und August noch einmal in meinem Leben an die Brust zu drücken, Verzeihung von ihnen zu erflehen, und von ihren Thränen begleitet in die Ewigkeit hinüberzuwandern. Ich konnte noch manche häusliche Verhältnisse anordnen, meiner Fanny noch manchen nützlichen Rath und Aufschlüsse über verschiedene Angelegenheiten geben.

Dieser Gedanke gewährte mir einiges Vergnügen. Ich ward ruhiger. Das Leben hatte ich aufgegeben, nun hörten die Furien des Gewissens auf, in mir zu wüthen, da sie hatten, was sie wollten.

Ich stand auf und ging; doch wußte ich nicht wohin. In der Betäubung und Höllenangst hatte ich selbst die Gegend vergessen, aus der ich gekommen war. Die Waldung lag finster und dick um mich her. Ich sehnte mich nach dem Schimmer der Feuersbrunst,

die sollte mich zu meinen Richtern leiten. Doch gleichviel. Jeder Schritt, jeder Weg mußte mich immer zuletzt dahin bringen.

Indem ich eine Weile gegangen war, erhellte sich der Forst. Ich kam auf eine schlechte Landstraße, und schlug sie sogleich ein, unbekümmert, wohin sie gehe.

Der Versucher.

Ich hörte nahe vor mir Pferde wiehern. Ich erschrak. Die Liebe des Lebens erwachte von neuem. Ich gedachte in die Wildniß zurück zu flüchten. Du hast zwar gefehlt; du bist zwar Verbrecher der entsetzlichsten Art, aber du kannst wohl noch glücklich werden, wenn du dich diesmal rettest. Denn ein vollendeter Bösewicht warst du nie, wenn gleich der leichtsinnigste. So dachte ich, aller Vorsätze vergessend, und mit meinen Gedanken schon in einer fernen Einsamkeit, wo ich, unbekannt der Welt, mit Weib und Kindern unter fremdem Namen leben könnte. Aber bei dem Allem war ich doch vorwärts gegangen.

Da erblickte ich, als sich die Straße bog, dicht vor mir Pferde, einen umgestürzten Wagen mit einem zerbrochenen Rade, und zu meinem Entsetzen oder Entzücken daneben stehend – den wohlbekannten Rothrock.

Als er mich erblickte, grinsete er mich nach seiner Gewohnheit an, und sagte: „Willkommen hier! Habe ich nicht gesagt, daß wir uns wiederfinden würden? — Ich warte schon die ganze Nacht. Mein Postillon ist in das Städtchen zurück, Hilfe zu holen, und kehrt nicht wieder."

„Er hat dort mehr zu helfen, als hier," sagte ich: „denn die Stadt ist in vollem Feuer.

„Dachte ich's doch," erwiederte er, „denn ich sah es an der

Röthe des Himmels. Aber was wollen denn Sie im Walde? Was suchen Sie hier? Warum helfen Sie nicht löschen?"

„Ich habe wohl andere Dinge zu löschen, als Holzbrand."

„Dachte ich's doch. Sagte ich es Ihnen nicht vorher?"

„Retten Sie mich. Ich bin ein heilloser Verbrecher geworden — ich ward leichtsinniger Gatte, Mörder, Mordbrenner, Straßenräuber, Brudermörder, Alles seit dem Augenblick, da Sie mich verlassen hatten; Alles binnen drei Stunden. Und doch, ich schwöre es Ihnen, ich bin kein schlechter Mensch."

Der Rothrock stampfte mit dem Klumpfuß auf den Boden, da ich dies sagte, als wäre er voll Unwillens. Aber seine Geberden blieben hart und eisern. Auch gab er keine Antwort. Da erzählte ich ihm das beispiellose Unglück dieser Nacht. Er blieb ganz gelassen.

„Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?" sagte er endlich.

„Meine Seele! meine Seele!" schrie ich: „denn nun fange ich an zu glauben, daß Sie in der That der sind, für den ich Sie in Prag, bei mir selbst scherzend, hielt."

„Und der wäre?"

„Der Satan."

„So falle vor mir nieder und bete mich an!" brüllte er mit gräßlicher Stimme.

Ich fiel auf die Knie, wie ein Wahnsinniger, vor ihm, und hob die gefalteten Hände, und rief: „Rette mich! — rette mein Weib und meine Kinder von dem Verderben! Sie sind unschuldig. Bringe uns in eine Wüste, wo wir Brod und Wasser haben und eine Höhle. Wir wollen uns selig machen, wie in einem Paradiese. Aber wische die Erinnerung an die Walpurgisnacht aus meinem Gedächtniß, sonst ist auch im Paradiese die Hölle. Kannst du das nicht, so ist mir's besser, ich sterbe büßend auf dem Hochgericht."

Wie ich dies sagte, hob er den Klumpfuß und stieß damit verächtlich gegen mich, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Ich wollte meine Bitten wiederholen, aber er unterbrach mich und sagte: „Da seht mir den frommen, gefühlvollen Mann! da seht mir den stolzen Sterblichen in der Herrlichkeit seiner Vernunft! da seht mir den Philosophen, der den Teufel wegläugnet und die Ewigkeit in gelehrte Zweifel bringt! Er krönt seine Schandthaten mit der Anbetung des Satans.“

„Daran, Satan, erkenne ich dich,“ schrie ich wüthend: „daran, daß das sanfte Mitleid in deiner eisernen Brust fehlt, welches doch sonst das warme Menschenherz bewohnt. Ich will auch kein Mitleid von dir, der nur schadenfrohen Hohn kennt. Ich wollte deine Gunst kaufen, mit meiner Seele kaufen. Sie könnte sich ja noch bessern; sie kann ja den Weg zur Reue finden und zur Gnade. Sie könnte dir ja noch entschlüpfen, wenn du sie am sichersten zu haben glaubst.“

Düster entgegnete er mir: „Nein, mein Herr, ich bin der Teufel nicht, wie Sie glauben. Ich bin ein Mensch, wie Sie. Sie waren ein Verbrecher. Jetzt sind Sie ein Wahnsinniger geworden. Aber wer mit seinem bessern Glauben einmal gebrochen hat, der ist auch mit seiner Vernunft bald fertig. — Ich verachte Sie. Und wenn ich Ihnen helfen könnte, wahrhaftig, ich möchte Ihnen nicht helfen. Ihre Seele fordere ich nicht. Sie ist zur Hölle reif, ohne daß der Satan dafür einen rothen Heller bietet.“

Hoffnung.

Eine Weile stand ich zweifelhaft und verlegen vor ihm. Scham und Wuth, Reue und Entschlossenheit zu jedem Verbrechen, das mich für den Augenblick retten konnte, kämpften in mir. Ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging; denn was die Geschichte

des flüchtigen Augenblicks war, würde unter meiner Feder sich zu einem Buche ausdehnen: und doch könnte ich's nicht in aller Klarheit darstellen.

„Wenn Sie nicht der sind, wofür ich Sie halte,“ sagte ich endlich, „so müßte ich wünschen, daß Sie es wären. Retten Sie mich, sonst bin ich verloren. Retten Sie mich, denn Sie allein sind an meinem entsetzlichen Schicksal schuldig.“

„So macht's der Mensch!“ sagte er grinsend: „Er will immer der Reine sein, und hätte er sich auch im Bruderblut gebadet.“

„Ja, Sie, mein Herr, waren die erste Ursache alles namenlosen Gräuels dieser Nacht. — Warum kamen Sie in der Nacht zu meinem Gartenhause, wo ich ruhig und harmlos schlief, um den Anbruch des Morgens zu erwarten? Hätten Sie mich nicht geweckt, wäre Alles nicht geschehen, was geschehen ist.“

„Aber weckte ich Sie zu Treulosigkeit und Mordbrand? So macht's der Mensch. Wenn er Tausende gemeuchelmordet hat, möchte er alle Schuld auf den Bergmann wälzen, der das Eisen aus den finstern Schachten der Erde heraufgeholt hat. Herr, auch Ihr Athemholen ist am Verbrechen Ursache, weil Sie ohne Athem es nicht begehen konnten. Aber ohne Athem hätten Sie auch kein Leben gehabt.“

„Warum spielten Sie denn im Garten bei mir die Rolle des Teufels, und sagten so bedeutungsvoll, wer dem Satan nur ein Haar bietet, dessen Kopf zerrt er sich daran nach, wie an einem Seil?“

„Gut das! habe ich darum Lüge gesprochen? Wer könnte die Wahrheit fürchterlicher bezeugen, als Sie selbst? Habe ich das Haar von Ihnen begehrt? oder haben Sie es mir angeboten? — Aber, Herr, da Sie Julien, Ihre erste Geliebte, sahen, da hätten Sie Ihrer Fanny eingedenk sein müssen. Sie vertrauten Ihrer Tugend zu viel, oder vielmehr, Sie dachten an keine Tugend,

Religion und Tugend hätten Ihnen gesagt: fliehe heim zum Gartenhaus. Herr, der Mensch, sobald sein Versuchungsstündchen schlägt, darf sich, der Sünde gegenüber, auch das Erlaubteste nicht erlauben. Der erste leichtfertige Gedanke, den man durchschlüpfen läßt, ist das bewußte Haar in des Teufels Klaue."

„Sie haben Recht. Konnte ich aber das voraussehen?"

„Allerdings konnten Sie."

„Es war unmöglich. Denken Sie nur an das abscheuliche Zusammentreffen der Umstände."

„Daran hätten Sie, als eine Möglichkeit, denken sollen. Konnten Sie nicht an den Starosten denken, da Sie sein Weib im Arm hielten? nicht an die Feuersbrunst, da Sie das Licht in das Stroh schleuderten? nicht an den Brudermord, da Sie die Rosse gegen die Brust des Eigenthümers antrieben? — denn der, oder ein anderer, jeder Mensch ist Ihr Bruder."

„Mag sein. Aber bringen Sie mich nicht zu größerer Verzweiflung. Sie müssen wenigstens zugeben, daß der erste Fehltritt hätte ohne alle andern Gräßlichkeiten geschehen können, wenn nicht das Schrecklichste zusammengetroffen wäre, was immer zusammentreffen könnte?"

„Sie irren! Was lag denn Schreckliches darin, daß der Starost seine Frau besuchte? was denn Schreckliches darin, daß man in der Scheune Stroh hatte, wie in allen Scheunen? was Schreckliches, daß Ihr unglücklicher Bruder friedlich auf dem Rückweg begriffen war? Nein, Herr, was Sie ein abscheuliches Zusammentreffen heißen, konnte für Sie, wenn Sie auf rechtschaffenen Wegen geblieben wären, ein erfreuliches gewesen sein. Die Welt ist gut, das Gemüth macht sie zur Hölle. Der Mensch ist's, der erst Dolch und Gift macht; außerdem wären die Dinge friedliche Pflugschar oder heilsame Arznei geworden. Denken Sie an keine Rechtfertigung."

Da schrie ich verzweiflungsvoll auf, denn ich übersah meine ganze Abscheulichkeit. „O!“ rief ich, „bis zu dieser Nacht bin ich schuldlos gewesen, ein guter Vater, ein treuer Gatte, ohne Vorwürfe. — Jetzt bin ich ohne Ruhe, ohne Ehre, ohne Trost!“

„Nein, Herr, auch darin muß ich widersprechen. Sie sind in dieser Nacht nicht erst geworden, was Sie sind, sondern Sie sind es längst gewesen. Man wird nicht in einer Stunde vom Engel zum Teufel, wenn man nicht schon alle Anlagen zum Teufelwerden besitzt. Es fehlte nur an Gelegenheit, daß der inwendige Mensch auswendig wurde. Es fehlte Ihnen die Julie und die Einsamkeit. Im Stahl und Stein schläft das Feuer, wenn man's gleich nicht sieht — nur zusammengeschlagen, es wird schon funkeln. Ein Funke nebenbei fliegt ins Pulverfaß, und eine halbe Stadt mit ihrer Glückseligkeit wird in Schutt und Trümmern gegen den Himmel geschleudert. Lobe mir doch Keiner die frommen Leute, die in stolzer Unschuld den armen Sünder zum Galgen begleiten! — daß ihrer nicht mehrere daran hängen, ist bloß Gunst des Zufalls.“

„So tröste ich mich. So ist, wenn Sie die Wahrheit sprechen, die ganze Welt nicht besser, als ich und Sie dazu.“

„Nein, Herr, Sie irren abermals. Ich gebe Ihnen die halbe Welt preis, aber nicht die ganze. Ich glaube noch an Tugend und Seelengröße, woran Sie eben mit Ihrer vermeinten Seelengröße nie stark glaubten. Aber die halbe Welt, ja! und besonders in unsern Tagen, wo der Grundzug der Gemüther Schlaffheit, Selbstsucht und feige Gleisnerei ist. Das ist auch der Ihrige. Darum stehen Sie auch hier als Verdammter.“

„Sie können Recht haben; aber ich bin nicht besser und schlechter, als alle andern Menschen dieser Zeit.“

„Was Sie sind, das scheint Ihnen die Welt zu sein. Wir sehen nie das Draußen in uns, sondern uns selbst in dem Draußen. Es ist Alles nur Spiegel.“

„Um Gotteswillen, Herr!“ rief ich außer mir, „retten Sie mich, denn die Zeit verrinnt. Wenn ich schlecht war, könnte ich nicht besser werden?“

„Allerdings. Noth bringt Kraft.“

„Retten Sie mich und Weib und Kind! Ich kann besser, ich will besser werden, da ich mit Schaudern sehe, welcher Verbrechen ich fähig war, deren ich mich nie fähig gehalten haben würde!“

„Es kann werden. Aber Sie sind ein Schwächling. Schwäche ist die Säugamme der verruchtesten Thaten. Ich will Sie retten, wenn Sie sich selbst retten können. Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“

„So sind Sie ein Engel, mein Schutzgeist.“

„Ich bin Ihnen nicht vergebens im Garten erschienen vor Verübung der Gräuel. Ich warnte Sie. Doch Muth! Wer Glauben und Muth für das Göttliche bewahrt, behält Alles.“

Rettung.

Indem der Rothrock diese Worte sprach, kam es mir vor, als wenn sein gluthfarbenes Kleid wie helle Flammen um ihn brannte; und wie grünes Feuer schoß es um uns her aus dem Boden empor; aber es waren nur die Bäume. Die Farben zuckten vor meinen Blicken wunderbar durch einander. Zuletzt losch Alles aus. Ich lag in Ohnmacht. Ich wußte nichts mehr von mir. Es war mir etwas geschehen.

Dann fühlte ich eine dumpfe Rückkehr des Bewußtseins, im Ohr einen fernen Ton; ums Auge eine Dämmerung von in einander verschillernden Strahlen. Wie Gedanke, Klang und Licht heller wurden, sann ich über meinen Zustand, aber ich konnte nicht ergründen, was mir geschehen sei.

Entweder ist es Ohnmacht, oder Wahnsinn, oder Sterben —

dachte ich: Reißt sich die Seele von ihren Nerven, der Geist von seiner Seele los: was bleibt noch? Es geht mit den Sinnen ein Weltall aus, und der Geist schmilzt als unselbstständige Kraft ins Reich der Kräfte ein. Dann wäre der Mensch eine Schaumblase, ausgeworfen an der bewegten, ewig wechselnden Oberfläche vom Ozean des Alls; in sich abspiegelnd die grünenden Eilande und die Unendlichkeit des Himmels. Und die abspiegelnden Eilande und Himmel verfliegen in der Wasserblase, die ins All zurückgeht. — Nein, nein, rief's in mir: darum warst du Verbrecher, weil du den Glauben an Gott und dich selbst verloren, und dich den Hirngespinnsten einseitiger Klügelei ergeben hattest. Das gewaltige Geisterall ist kein todtes Meer, und der Menschengeist kein Schaum.

So ungefähr dachte ich, und schlug die Augen auf. Und über mir schwebte, wie von Wolken gehalten, der Alte in freundlichem Ernst; ich sah nicht mehr die harten, eisernen Züge, sondern ein mildes Wesen in seinen verklärten Mienen. Doch blendete mich der Glanz, und ich schloß die Augen bald wieder zu, und träumte fort. Ich konnte kein Glied regen.

Was ist mir oder wird aus mir, dacht' ich; denn mich däuchte, ich hörte Getümmel von Städten und Dörfern an mir vorüberziehen, bald Sausen bewegter Wälder, bald Ströme rauschen und Meeresbrandungen an Klippen, bald Glockenton der Heerden und ferne Hirtengesänge.

„Was geschieht mir? wohin komme ich?“ seufzte ich leise mit großer Anstrengung.

Ueber mir hing immer die Gestalt des Alten, und sein Auge war sorgsam auf mich niedergerichtet. „Ich rette dich!“ sagte er mit unendlich sanftem Ton: „Fürchte dich nicht mehr. Du hast dein Leben und deinen Tod gesehen. Schwächling, werde Mann. Ein zweites Mal rette ich dich nicht wieder.“

Darauf dämmerte es mir wieder vor meinen Augen, und mir

war, als läge ich in einer Felsenhöhle, in welche das Tageslicht durch enge Klüfte hineinschimmerte. Aber der Alte hing noch immer über mir; da sagte er: „Jetzt bist du gerettet und ich verlasse dich. Ich habe deine Wünsche erfüllt.“

„Aber,“ seufzte ich, „meine Fanny, meine Kinder! gib sie mir noch in diese Wüste.“

Der Alte sprach: „Sie gehören dir schon.“

„Und das Gedächtniß meiner Gräuel wische aus für alle Ewigkeit, wenn du kannst.“

Der Alte sprach: „Ich will es verwischen, es wird dich nicht mehr betrüben.“

Indem er dies sagte, zerfloß es über mir, wie ein Dunst, und ich starrte die grauen Felsen über mir an, und begriff von Allem nichts. Aber mir war unaussprechlich wohl. Und doch glich Alles einem Feenmährchen.

Wie ich noch die Felsen über mir anstarrte, drückte ein unsichtbares Wesen seine Lippen auf die meinigen. Ich fühlte einen warmen Kuß.

Die neue Welt.

Der Kuß machte mich irdisch. Ich glaubte die Augen offen zu haben, doch merkte ich, daß sie geschlossen waren; denn ich hörte leise Tritte um mich rauschen, und sah doch in der Höhle Niemanden.

Da hauchte mich ein neuer Athem an, und zwei zarte Lippen rührten abermal an die meinigen. Das Gefühl des Lebens trat wieder in meine äußern Sinne. Ich hörte Kinderstimmen flüstern. Traum und Wahrheit schwammen verworren durch einander, und trennten sich immer bestimmter, bis ich zum hellen Bewußtsein und deutlicher äußern Klarheit kam.

Ich spürte, ich liege hart und unbequem. Es war mir, als

sei es auf dem Sofa in meinem Gartenhause. Ich that die Augen auf, und meine Fanny hing über mir. Mit ihren Küssen hatte sie mich erweckt. Unsere Kinder klatschten freudig in die Hände, als sie mein Erwachen sahen, und kletterten aufs Sofa und über mich hin, und riefen eines ums andere: „Papa, guten Morgen, Papa!“ — Und mein Weibchen klammerte sich fest um mich; und mit den Augen voller Freudenthränen machte es mir doch Vorwürfe, daß ich die ganze kalte Nacht im Gartenhause geschlafen; und wäre Christoph, unser Knecht, nicht vor einer Viertelstunde aus dem Posthause gekommen, und hätte Lärmen mit den Mägden in der Küche getrieben und deine Ankunft verrathen, kein Mensch hätte davon gewußt.

Aber der schwere Walpurgistraum hatte mir dermaßen zugesetzt, daß ich lange lag, und weder den Augen noch Ohren zu trauen wagte. Ich suchte die phantastische Höhle der Wüste, und immer war es das Gartenhaus. Da lagen noch Trommeln, Steckenpferde und Peitschen am Boden herum. Auf dem Tisch stand noch Fanny's Strickkörbchen — alles wie ich es gefunden, als ich hier mein Nachtlager wählte.

„Und Christoph ist erst jetzt aus dem Posthause gekommen?“ fragte ich. „Hat er dort die ganze Nacht geschlafen?“

„Freilich, du Wunderlicher!“ sagte Fanny und streichelte mir die Wange: „Er behauptet ja, du selbst habest es ihm so befohlen. — Warum auch hier auf dem steinharten Sofa übernachten? Warum hast du uns nicht aus den Betten getrieben? Wie gern wären wir doch zu deinem Empfang bereit gewesen!“

Ich erschrak freudig. „Ihr habt also sanft und ruhig geschlafen die Nacht?“ fragte ich.

„Nur zu gut!“ sagte Fanny: „Hätte mir ahnen können, daß du hier im Gartenhaus wärst — aus dem Schlafe würde nichts geworden sein. Ich würde zu dir geschlichen sein, wie ein Ge-

spenst. Weißt du auch, daß es Walpurgisnacht war, wo die Hexen und Kobolde ihr Wesen treiben?“

„Ich weiß es nur zu gut!“ sagte ich, und rieb mir die Augen und lächelte fröhlich, daß alle meine Verbrechen Traum gewesen waren; daß weder Posthaus noch Stadt gebrannt, weder der Rothrock von Prag, noch die längstvergessene Julie mich besucht hatten.

Ich schloß die liebenswürdige Fanny fester und seliger an mein Herz; sie und die Kinder auf meinem Schoos, empfand ich heute lebendiger, als jemals, das Glück des reinen Herzens und guten Gewissens. — Es blühte um mich eine junge Welt; mehr als einmal ward sie mir zweifelhaft, wie neuer Traum. Ich sah oft nach den freundlichen Dächern unsers Städtchens, mich zu überzeugen, daß ich kein brennendes Licht ins Stroh geworfen hatte.

Nie hatte ich im Leben einen zusammenhängendern, klarern, schrecklichern Traum geträumt. Nur zuletzt, wo er sich mit dem Wachen vermählte, war er fantastischer geworden.

Wir zogen im Triumph durch den schönen Garten ins heitere Wohnhaus, wo mich alles Gesinde freundlich bewillkommte. — Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich, beladen mit allerlei Spielwerk für meine Söhne, in Fanny's Zimmer zum Frühstück. Da saß die junge Mutter neben den jauchzenden Kleinen. Jeder neue Anblick der Lieben strömte neues Entzücken durch mich hin. Ich sank schweigend an Fanny's Brust; ich gab ihr mit Freudenthränen im Auge das für sie in Prag gekaufte Angebinde, und sprach: „Fanny, heut' ist dein Geburtstag.“

„Noch nie habe ich ihn schöner gefeiert,“ sagte sie, „als diesmal! Ich habe dich ja wieder. Ich habe auch deine Freunde und meine Gespielinnen einladen lassen, den Tag deiner Wiederkunft recht fröhlich zu begehen. Gelt, das nimmst du nicht übel? — Nun aber setze dich zu uns. Nun erzähle mir haarklein, wie es dir ergangen?“

Aber der drückende Traum stand noch zu nahe vor mir. Ich dachte mich seiner am besten zu entledigen, wenn ich ihn erzählen würde. Fanny horchte und ward sehr finster. „Wahrhaftig," sagte sie am Ende lächelnd, „man sollte an Hexerei der Walpurgisnacht glauben. Du hast eine ganze Predigt geträumt. Werde frommer, du Frommer, denn gewiß hat dein guter Engel mit dir gesprochen. Schreibe deinen Traum auf. Solch ein Traum ist merkwürdiger, als mancher Lebenslauf. Ich halte, du weißt es, viel auf Träume. Sie bedeuten wohl nichts voraus, aber sie bedeuten doch manchmal uns selbst. Es sind zuweilen die klarsten Seelenspiegelungen!"

Der Versucher mit der Versuchung.

Ein zwar nicht außerordentlicher, doch immer merkwürdiger Zufall erhöhte an dem gleichen Tage das Anziehende meines Walpurgistraums.

Meine Frau hatte Freunde und Freundinnen aus dem Städtchen zu einem kleinen Familienfest eingeladen. Wir speiseten, wegen der Schönheit des Mittags, in dem obern geräumigen Saal des Gartenhauses. — Der Walpurgistraum war schon in meiner Erinnerung durch eine lieblichere Wirklichkeit halb verwischt.

Da meldete mein Bedienter einen fremden Herrn, der mich sprechen wollte, einen Baron Manteuffel von Drostow. — Fanny sah, daß ich erschrak. „Du wirst doch nicht," sagte sie lachend, „vor dem Versucher zittern, wenn er die Versuchung nicht mitbringt; und selbst nicht vor der Versuchung, an meiner Seite?"

Ich ging hinab. Da saß auf dem gleichen Sofa, wo ich geschlafen, leibhaftig der Rothrock von Prag. Er stand auf, begrüßte mich, wie einen alten Bekannten, und sagte: „Sie sehen, ich halte Wort. Ich muß jetzt Ihre liebenswürdige Fanny sehen, die ich

aus ihren vertraulichen Briefen ganz zufällig kennen lernte. Werden Sie nicht eifersüchtig. Und — fuhr er fort, indem er in den Garten hinauszeigte — ich bringe noch ein paar Gäste mit, meinen Bruder und seine Frau. Aber meine Schwägerin kennt Sie schon. Wir sind unvermuthet in Dresden zusammengetroffen, und machen nun die Reise mit einander in Gesellschaft."

Ich bezeugte ihm meine Freude. Indem trat ein dicker, starker Herr aus dem Garten in das Kabinet, wo wir sprachen; neben ihm ein Frauenzimmer in Reisekleidern. Denke sich Jeder meinen Schrecken! — Es war Julie, die Gemahlin des Starosten.

Julie war minder verlegen, als ich, wiewohl sie sich anfangs auch entfärbte. Ich führte nach den ersten Höflichkeiten meine Gäste in den obern Saal hinauf — ich stellte ihnen meine Fanny vor. Der zum Besucher verwandelte Versucher von Prag sagte ihr die schmeichelhaftesten Artigkeiten. „Ich habe," sagte er, „Sie schon in Prag angebetet, als ich ohne Vorwissen Ihres Gemahls, hinter alle kleinen Geheimnisse kam, die Sie ihm anvertrauten."

„Ich weiß Alles!" sagte Fanny: „Mit vierzehnhundert Thalern bezahlten Sie die Geheimnisse. Sie sind aber bei dem Allem ein böser Mann, denn Sie haben meinem Robert eine unruhige Nacht gemacht."

„Damit ist's noch nicht abgethan, Fanny," sagte ich, „denn siehe den lieben Versucher, und dort — ich stellte ihr die Gemahlin des Starosten vor — Julie!"

Weiber sind nie lange verlegen. Sie umarmte Julien wie eine Schwester, und setzte den Versucher rechts, die Versuchung links neben sich. „So weit als möglich von dir!" rief sie mir mit schelmischem Warnen zu.

Fanny und Julie, ob sie sich gleich nie gesehen hatten, waren bald Herzensschwestern, hatten sich ungemein viel zu sagen, und freuten sich, mich zum Gegenstand ihrer Neckereien zu machen.

Für mich war das ein ganz eigenes Fest, diese Gestalten neben einander zu sehen; beide liebenswürdig — aber Julie nur ein schönes Weib, Fanny ein Engel.

Julie, wie ich auf den Spaziergängen im Garten von ihr erfuhr, war sehr glücklich. Sie liebte ihren Mann von Herzen, wegen seines edeln Gemüthes. Aber für ihren Schwager, den Rothrock, hatte sie die zärtliche, ungemessene Ehrfurcht eines Kindes. Er war, wie sie mir erzählte, ehemals lange Zeit auf Reisen gewesen, und lebte jetzt in Polen auf einem kleinen Gut, nahe bei den Gütern ihres Mannes, als wohlthätiger Philosoph, zwischen Büchern und landwirthschaftlichen Arbeiten. Sie sprach von ihm mit Begeisterung, und behauptete, auf Erden wohne kein edlerer Mensch, als dieser. — Ich machte mir dabei die Nutzanwendung, man müsse der Physiognomie nicht allzusehr trauen.

„Warum fragten Sie mich denn in Prag," sagte ich nachher zu dem ehrwürdigen Rothrock, mit den geheimnißvollen Worten: „Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?" — Denn eben diese Worte waren mir in Prag aufgefallen, und hatten nachher im Traume am wirksamsten wiedergeklungen.

„Aber mein Gott!" rief er: „Ich mochte Ihnen sagen, als ich die Brieftasche brachte, was ich wollte, und mochte es Ihnen noch so nahe legen, daß ich der Finder sei; daß Sie nur Zutrauen zu mir haben, nur einige Kennzeichen des Verlustes angeben sollten: Sie blieben ja zurückhaltend, als wäre ich der verdächtigste Mensch. Und doch sah ich Ihnen die Unruhe an; und doch konnte ich kaum daran zweifeln, den rechten Mann vor mir zu haben."

Nun erzählte ich ihm meinen Traum. „Herr," rief er, „die Walpurgisgeister sollen leben! Der Traum verdient ein Kapitel in der Moralphilosophie und Psychologie zu sein. Wenn Sie ihn nicht haarklein aufzeichnen, so schreibe ich ihn selbst nieder, und schicke Ihnen das Ding gedruckt zu. Es sind da wunderbar gol-

dene Lehren. Nur ist mir's doch lieb, daß ich am Ende die Ehre habe, als Engel des Lichts darin zu glänzen, sonst möchte ich das Abenteuer Ihrer Walpurgisnacht nicht weiter erzählen hören."

Wir brachten mit einander einen seligen Tag zu: ich mit dem wahrhaft weisen Mantenffel, Fanny mit Julien.

Als wir Abends von einander schieden, und wir die lieben Gäste begleiteten, sagte Fanny zu mir, da wir vor der Thür des Posthauses standen: „Hier wird Abschied genommen, und nicht die schöne Versuchung einen Schritt weiter begleitet! Dein Walpurgistraum enthält auch für mich gute Lehren. Kennst du mich nun, mein Herr, und was deine Fanny von dir will?"

Der Blondin von Namur.

Man weiß eben nicht, was an der folgenden Geschichte Wahres sein mag, aber für wahrhaft wird sie vom ersten französischen Erzähler gegeben, der sie zu Brüssel unter dem Titel: Histoire de Mr. Le Blond, ou Aventures secrètes et plaisantes de la cour de la Princesse de***, in klein Oktav, drucken ließ. Sie macht ein Gegenstück zu der bekannten Geschichte des Scharfrichters von Landau, den man entführte, eine unbekannte hohe Person köpfen ließ, und wieder, wohl belohnt, mit verbundenen Augen vor den Thoren von Landau absetzte. Nur das Abenteuer unsers Blondins ist weniger schauderhaft. Abenteuer solcher Art mögen übrigens zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten wohl gar nicht selten gewesen sein.

Mutter und Sohn.

In der schönen Stadt Namur in Flandern wohnte eine alte fromme Wittwe sehr eingezogen und still. Wer sie nicht in der Messe sah, wo sie keinen Tag fehlte, oder in ihrem Kramladen, wo sie mit Seidenzeug und feinen Spitzen handelte, wußte von ihrem Dasein nichts. Vielleicht wäre Frau Le Blond auch so unbekannt gestorben, als sie gelebt hatte, wenn sie nicht einen Sohn gehabt hätte, der ganz ohne sein Zuthun die Aufmerksamkeit der Stadt, wenigstens einer Hälfte derselben, und zwar noch dazu der schönen, an sich zog, da er kaum fünfundzwanzig Jahre

alt sein mochte. Er war ein guter Junge, Frau Le Blond hatte ihn aufs frömmste erzogen; bösere Gesellschaften, als seine Mutter und die nächsten Verwandten, sah er nie; Geld hatte er nie viel in der Tasche, denn Frau Le Blond hatte von ihrem Manne nichts geerbt, und der kleine Seiden- und Spitzenhandel warf wenig genug ab; er war sehr mäßig in seinen Wünschen; sehr fleißig, sehr ehrlich, sehr verständig. Aber alle diese Tugenden würden ihn in Namur nicht bekannt gemacht haben, wenn er nicht der schönste Jüngling gewesen wäre, zwanzig und dreißig Meilen weit in der Runde. Warum er so schön war, und wie er es war, wer könnte das erzählen? Genug, wenn man ihn sah, mit der eigenen Lieblichkeit seiner Gesichtszüge, mit dem wunderbarfreundlichen Blick seiner blauen Augen: so sagte Jeder, er sei schön. Und wegen seiner krausen, goldigen Locken um die Schläfe, nannte ihn ganz Namur nur, statt Herr Le Blond, schlechtweg den Blondin. Es war damals Mode, daß ein junger Herr von Welt den Degen an der Seite und die Perrücke auf dem Kopf haben mußte; aber Frau Le Blond wollte aus Sparsamkeit nichts davon wissen. Sie ließ ihrem Sohn statt des Degens die Elle, und statt der Perrücke das blonde Lockengekräusel. Und Jedermann oder vielmehr Jedemännin fand das gar allerliebst und naiv.

Der ehrliche Blondin selbst bekümmerte sich übrigens am wenigsten darum, ob man die Elle und das Haar allerliebst fände oder nicht. Er hielt sich für einen Menschen, wie andere waren, und wußte nicht, mit welcher Gewalt er zuweilen im Vorbeigehen die Augen und Herzen der Mädchen von Namur an sich zog. Daß ihn die Frauen und Töchter mit unwillkürlicher Güte ansahen, wenn sie ihn ansahen, war er von Kindesbeinen her gewohnt, darin war ihm nichts Befremdendes; er gab sich auch durchaus keine Mühe, darüber Betrachtungen anzustellen. Wenn die gefälligen Landsmänninnen ihn gelegentlich in lange Gespräche ver-

strickten, dachte er nur, sie schwatzen doch alle gern, nach Weiberart. Wenn ihm eine oder die andere einmal in Selbstvergessenheit die Hand drückte, drückte er ehrlich wieder und ließ sie gehen.

Sie gingen und kamen gern, selbst aus bessern Häusern, zur Frau Le Blond in den Laden, um Seidentuch zu kaufen oder Spitzen. Frau Le Blond sagte: „Siehst du, mein Kind, der Himmel segnet unsere Frömmigkeit, unsere Ehrfurcht, unsern Fleiß." Der Sohn dankte dem Himmel für die Güte.

Inzwischen war doch merkwürdig, daß dieser himmlische Segen, wie ihn Frau Le Blond nannte, seine eigenen Launen hatte. Denn sie war gewiß so fromm, so ehrlich, so fleißig, wie ihr Sohn; trotz dem, wenn sie im Laden allein war, konnte sie selten mit den Käuferinnen Handels einig werden. Man fand sie immer im Preis der Waaren zu theuer, zu unmäßig. Hingegen dem Sohn, ob er gleich nicht weniger forderte, zahlte man, ohne einen Denier abzumarkten. „Ei nun," sagte die Mutter, „ich bin eine alte, mürrische, schwache Frau. Du hast ein besseres Mundwerk. Am besten, ich setze mich in die Ruhe. Ich habe lange genug gewirthschaftet, gehandelt, geworben, zusammengescharrt. Jetzt arbeite du. Nimm eine Frau. Ich will meine alten Tage bei dir pflegen."

Der Sohn fand das sehr billig. Es war ihm aus dem Laufe der Welt die uralte Sitte sehr wohl bekannt, daß man in gewissen Jahren eine Frau nehme, ohne daß er sich weiter darum härmte, wozu?

Des Blondins Noth.

Frage, woher nun eine Frau nehmen? — „Dafür will ich schon sorgen, mein Kind!" sagte Frau Le Blond: „Laß mich schaffen."

„Wie wär's, Mütterchen, wenn ich Marien nähme, mein Mähmchen? Ihr wißt ja, Mütterchen, der Oheim hat schon lange

gesagt, Marie und ich müßten ein Paar geben. Es ist ein wirthschaftliches Mädchen. Schon als Kinder spielten wir zuweilen Mann und Frau mit einander. Der Oheim sprach mir noch vor einigen Tagen davon."

„Mit mir auch!" sagte Frau Le Blond: „Aber Herzenskind, daraus kann nun und nimmermehr etwas werden, und zwar aus hundert und fünfzig Ursachen. Von diesen will ich dir nur das erste halbe Dutzend sagen. Also erstens: so lange es mit unserm Handel im Laden kümmerlich ging, sah uns dein Herr Oheim über die Achsel an. Jetzt, da der stolze Herr bemerkt, daß meine Kundschaft wächst, wird er höflich. Ich traue dem alten Fuchs nicht. Zweitens: Marie ist recht gut, recht brav, recht wirthschaftlich; aber sie hat nichts. Ein Kaufmann muß nicht fragen, was seine Frau ist, sondern was sie hat. Sie hat kein Vermögen; du auch nicht. Null mit Null multiplizirt, bringt Null. Drittens: Ihr seid beide Geschwisterkinder; weltliche und geistliche Gesetze untersagen in der Regel die Verheirathung so naher Verwandten. In meinem Leben gebe ich dazu die Einwilligung nicht, selbst wenn die Gesetze einwilligten. Viertens — —"

„Schon genug, Mütterchen!" sagte der belehrte Sohn: „Es war nur so ein Einfall von mir. Wählt mir eine andere."

Frau Le Blond hatte nach wenigen Tagen eine andere, die Tochter des reichen Messerschmieds Paulet. Reich war das Mädchen, aber häßlich, wie die Nacht; der Buckel und ein von den Pocken zerstörtes Auge waren noch die kleinsten Unlieblichkeiten der Jungfrau. Darum hatte sie wohl auch noch keinen Mann gefunden, wenn sich auch Liebhaber zum Gelde gezeigt hätten. Herr Paulet, der Messerschmied, ward auf der Stelle mit Frau Le Blond Handels einig, und Jungfrau Paulet, die nie gehofft, daß sich ein Anbeter ihres Antlitzes in den vier bekannten Welttheilen entdecken lassen würde, glühte, als sie nun gar vom holden Blon-

din hörte, vor Scham und Wonne so sehr, daß sie im ganzen Gesichte grün wurde.

Dem guten Blondin aber, als er von der neuen Acquisition hörte, ward's ebenfalls ganz grün vor den Augen. Nachdem er sich vom ersten Entsetzen erholt hatte, hob er alle zehn Finger in die Höhe und sprach: „Mütterchen, seht, ich will Euch nicht ein-, sondern zweihundert und fünfzig Gründe an den Fingern herzählen, warum ich die Jungfrau Paulet nicht zur Frau nehmen kann. Erstens bekomme ich, wenn ich nur an sie denke, das Fieber; zweitens Uebelkeiten; drittens Schwindel; viertens Sausen in den Ohren; fünftens — —"

„Halt!" rief Frau Le Blond, welche die übrigen paar hundert Gründe nicht hören wollte: „du sprichst wie ein Apotheker, nicht wie ein Kaufmann. Laß uns rechnen, wenn wir das Paulet'sche Geld zehnmal im Jahre beim Handel umwenden, wie viel wir gewinnen?"

Mutter und Sohn kamen aber in ihren Rechnungen nie auf die gleiche Summe hinaus. Das gab viel Aerger und Noth. Frau Le Blond bestand auf ihr altes Köpfchen und der Blondin auf sein junges Herzchen. Es geht manchmal so; man weiß es ja wohl. Sie ward mürrischer; er trauriger. Ungeachtet es rauhes Winterwetter war, ging er doch jetzt lieber lustwandeln, als im Sommer oder Frühling, um nicht daheim der Mutter Rechnungen zu hören. Ja, wäre es nicht aus Liebe und Dankbarkeit gegen die Mama gewesen, er würde in die weite Welt gelaufen sein, um nichts mehr von der fieberbringenden Braut zu hören. Einmal war er schon ziemlich auf dem Sprung.

Die Erscheinung.

Eines Morgens befand er sich nach seiner Gewohnheit in der Kirche, die Messe zu hören. Nicht weit von ihm kniete ein Frauenzimmer, welches kostbar, doch einfach in Reisekleider gehüllt, das Gesicht mit einem goldgestickten Schleier bedeckt hatte. Die Betende, obgleich sie den Rosenkranz fleißig durch die Finger spielen ließ, schien doch nicht viel Andacht zu haben. Sie schien den Blondin mit Aufmerksamkeit zu beobachten; dann flüsterte sie mit ihrer Nachbarin, und dann ward der Blondin wieder in Augenschein genommen.

Der Blondin sah das wohl, aber er gab nicht viel darauf. Er dachte nur: „Die mag wohl auch nicht so häßlich sein, als der mir zugedachte Schatz.“ Aber das dachte er beim Anblick jedes Frauenzimmers, und vermehrte damit nur sein Herzeleid. Als er die Kirche verließ, bemerkte er, daß die Beterinnen sich ebenfalls erhoben nnd davon gingen. Einige Herren folgten ihnen ehrerbietig, halfen ihnen vor der Kirchthüre in eine prächtige Kutsche, setzten sich selbst in eine zweite, und fuhren davon. Der Blondin schloß daraus, es müßten hohe Herrschaften sein.

Diese vorübergehende Erscheinung ward ihm nur dadurch merkwürdiger, daß er sie am andern Tag wieder hatte. Als er, um sich die Grillen zu vertreiben, durch die untere Stadt über die steinerne Sambrebrücke ging, fiel ihm ein, den Schloßberg zu ersteigen. Auf den Stufen der untern Bergstiege begegneten ihm die in der Kirche erblickten Herren; auch standen da wartend die beiden bekannten Kutschen. Da er weiter hinauf kam, wo der Weg am Berge die zweite Krümmung macht, kam ihm die Fremde im goldgestickten Schleier mit ihrer Begleiterin entgegen, langsam im Gespräch und Umschauen. Denn man übersieht von da gar schön ganz Namur, wie es zwischen den zwei Bergen liegt, von

der Maas und Sambre und dem Flüßchen Beberin durch- und umflossen.

Allein Frauenzimmer, wenn sie eine Treppe hinabgehen, müssen nicht viel plaudern oder umschauen. Es gibt leicht einen Fehltritt, zumal wenn noch Schneeflecken den Weg schlüpfrig machen. Die Verschleierte gab davon einen lebendigen Beweis. Sie fiel mit einem lauten Ach. Der Blondin flog zur Hülfe die Stufen hinauf, und richtete die Fremde höflich empor, welche darauf dankend und freundlich seinen Arm zur Stütze nahm bis den Berg hinab. Sie hatte sich aber am Fuß ein wenig wehe gethan; darum stand sie öfters still, um zu ruhen. Sie that dem höflichen Blondin allerlei Fragen, und da sie hörte, daß er unter anderm auch einen Spitzenhandel führe, verlangte sie davon zu kaufen, nannte ihm einen Gasthof, wo sie wohne, und die Stunde, in welcher er die Spitzen zu ihr bringen sollte. Er habe nur nach der Gräfin St. Silvain zu fragen. Sie hätte vielleicht noch viel mehr mit dem Blondin geplaudert, wären die Herren nicht wieder die Treppe hinaufgekommen, um sich wegen des Zögerns der Frauenzimmer zu unterrichten. Sie erzählte den Ehrfurchtsvollen ihr kleines Unglück, die darüber fast in Ohnmacht fielen, sie äußerst behutsam hinab und zum Wagen führten, und den Blondin stehen ließen.

Dieser setzte seinen Gang fort, erzählte der Frau Le Blond davon, und fragte in der bestimmten Stunde nach der Gräfin St. Silvain im angezeigten Gasthofe. Er ward in ihr Zimmer geführt. Sie war wieder in Reisekleidern, das Gesicht mit dem goldgestickten Schleier verdeckt. Er legte ihr zwei Schachteln voll der köstlichsten Spitzen vor. Sie aber hatte bald gewählt, zahlte, was er forderte, legte noch einige Goldstücke hinzu für seine Bemühung, und verzettelte ihn wieder in ein Geplauder, wie den Morgen auf der Treppe des Schloßberges. Da er unter anderm sagte, daß er in seinem Leben noch nicht weit außer Namur ge-

kommen sei, sagte die Gräfin: „Wollen Sie in meine Dienste treten? Da sehen Sie ganz Frankreich. Ich gebe Ihnen mehr Gehalt, als ihr Handel einträgt. Ich mache Sie zu meinem und meines Gemahls Geheimschreiber.“

Sie sagte das mit einer so weichen, gütigen Stimme, daß wenig gefehlt hätte, der Blondin wäre durch die weiche Stimme verführt worden; besonders wenn ihm dabei Jungfrau Paulet einfiel, die einen etwas näselnden Ton hatte. Aber seine alte Mutter verlassen — das konnte er doch nicht über sein Herz bringen. Und hatte er schon zehnmal geschworen, lieber in die weite Welt zu laufen, als die Tochter des reichen Messerschmieds Paulet zu heirathen — er gab dennoch der Gräfin abschlägige Antwort und versicherte, er könne nicht von seiner betagten Mutter scheiden.

Aber er rechnete es auch, als er heim kam, der Frau Le Blond hoch an. Diese, welche sich von ihrem Sohne nichts, als ihre mütterliche Zärtlichkeit, hoch anrechnen lassen wollte, sprach: „Geh', wenn du willst, Ungehorsamer! Aber die Jungfrau Paulet mußt du doch nehmen. Denn ich sehe, es ist dein Heil, und ich bin mit Herrn Paulet schon zu weit im Handel, als daß sich's da mit Ehren zurücktreten ließe.“

Der Blondin, erbittert, lief wirklich folgenden Tages zur Gräfin; allein er kehrte ruhig wieder zum Laden zurück, denn die Gräfin war schon abgereiset.

Kriegsnoth.

Die Erscheinung war bald vergessen. Aber Frau Le Blond vergaß nicht die Jungfrau Paulet. Inzwischen macht Gewohnheit alles erträglich. Der Blondin hörte täglich davon, und sagte täglich Nein. So ging ein Jahr darüber hin, und dann kam andere Plage.

Nämlich der König von Frankreich, Ludwig der Vierzehnte, hatte sich in den Kopf gesetzt, mit aller Gewalt ein großer Mann zu sein. Man hieß ihn auch damals schon Ludwig den Großen; aber was thut man nicht einem Herrn zu gefallen, dem ein paarmal hunderttausend Mann zu Gebote stehen! Mit seinen Heerschaaren rückte er in höchsteigener Person endlich auch im Jahr 1692 vor Namur, und machte mit einem Aufwand von vielen hundert Zentnern Pulver alle Heirathsplane der Frau Le Blond in Betreff ihres widerspenstigen Sohnes und der Messerschmiedstochter zu Schanden. Denn nach einer achttägigen Belagerung eroberte er die Stadt, und nach zweiundzwanzig Tagen die Schlösser, und Frau Le Blond ward vom Schrecken krank und starb.

Der Blondin war dem Könige von Frankreich zwar für seine militärische Einmischung in das Heirathsgeschäft sehr verbunden; aber der Tod der Mutter betrübte ihn doch. Die gute Mama hinterließ ihm inzwischen mehr Vermögen, als er erwartete. Sie hatte, ohne sein Vorwissen, schöne, gewichtige Rollen Goldes gespart, die eben hinreichten, einen alten Entwurf, nämlich sein Waarenlager zu erweitern, in Ausführung zu bringen. Dies geschah. Schon nach einem Vierteljahr verließ er das kleine Haus, worin sein enger Kramladen in einer kleinen Straße lag, und miethete sich ein geräumiges, zierliches Gewölb in einer der größten und belebtesten Straßen der Stadt. Seine Kunden und Kundinnen fanden sich auch da bald wieder ein. Nicht wenig freute ihn noch in der neuen Wohnung ein Gärtchen, das ihm hinter dem großen Hause zu Theil ward; denn er liebte die Zucht der Blumen über Alles. Das Gärtchen war links und rechts und hinterwärts mit andern Häusergärten benachbart, so daß man auf dem Fleck Bodens doch eigentlich recht im Grünen war. Nur kleine Häge von Hagenbuchen und Weißdorn, worin oft große Lücken ausgedorrt waren, trennten ein Paradies von dem andern, so daß man

alle wie ein Gemeingut der Nachbarschaft ansehen konnte. Der Blondin hatte in seinem Theile sogar eine Laube von wildem Jasmin. Da beschloß er seine schönsten Stunden zu leben und die italienische Grammatik auswendig zu lernen, um mit der Zeit nach Italien so gut briefwechseln zu können, wie andere Seiden- und Spitzenhändler von Flandern. Der Eigenthümer des prächtigen Hauses, welches er im Bodengeschoß bewohnte, war der Präsident des hohen Oberamts (souverain baillage), und bekümmerte sich wenig um seinen Miethsmann.

Es ging Alles ganz Vortrefflich. Die Kundinnen im Laden ließen den guten Blondin nicht im Stich; sie hatten immer etwas zu besehen, zu untersuchen und zu kaufen. Der Blondin schien täglich schöner zu werden; die Namuresinnen aber behaupteten, sein Waarenlager sei das beste in der Stadt, sein Preis der billigste.

Hingegen mit der italienischen Grammatik ging's denn nicht so gut. Italienische Sprachmeister gab's zu Namur nicht. Es war ein mühseliges Geschäft. Dazu kam unverhofft noch eine andere Störung seiner Lektionen.

Die Störung.

Wie er nämlich an einem warmen Sommermorgen, mit der italienischen Grammatik unterm Arm, nach seiner Gewohnheit in das Gärtchen ging, — und wie er in die Laube trat, saß darin ein Frauenzimmer, ebenfalls mit einem Buche in der Hand, und lernte fleißig. Es war ein Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, zart und prangend wie eine Lilie; kurz, ein Mädchen, wie Herr Le Blond in seinem Leben nicht gesehen hatte. Denn solchen warmen Schnee des Angesichts und Halses, und solche Wangen von Karmin aufgeröthet, Lippen wie Gluth, Augenbraunen wie mit chinesischem Tusch gemalt in feinem Halbbogen, und um das

reizende Köpfchen ein dunkeles Lockengewimmel, wie ein Stück der ägyptischen Finsterniß, sah man nicht leicht in der Welt.

Der Blondin stand auch ganz verblüfft. Nicht weniger verlegen war die Schöne beim Eintritt des Blondins, der ihr wie ein Wesen aus einer andern Welt vorkam. Sie schien noch nie einen Blondin gesehen zu haben. In der Verwirrung verbeugte sie sich vor ihm, und er knixte beinahe, und beide baten tausendmal um Verzeihung, ohne sich noch im mindesten beleidigt zu haben. Endlich ward doch ein Gespräch angezettelt; die Schöne führte es zwar lebhaft, aber etwas unverständlich. Denn erstens war des Blondins Seele ihr mehr in die Augen, als in die Ohren getreten; zweitens sprach sie das Französische gar wundersam fremd aus, mit ganzen eingemengten italienischen Redensarten. Doch ergab sich aus Allem, sie beide seien Nachbarn. Das hinter dem Le Blond'schen Garten gelegene Gärtchen gehörte zu dem großen Hause, welches hinterwärts an der Hauptstraße St. Fiacre läge, die mit der langen Straße parallel liege, in welcher Herr Le Blond wohne. Er sei gekommen Italienisch zu lernen; und sie mit einer französischen Grammatik, weil sie erst seit drei Monaten aus Italien angelangt sei, und sich nun so gut als möglich ins Französische einüben wollte.

Wie sie noch beide in diesen gegenseitigen Erklärungen begriffen waren, die etwas langsam zu Stande kamen — denn sie mußten oft Hände und Geberden zu Hilfe nehmen, um das Französische ins Italienische und das Italienische ins Französische zu übersetzen — rief eine weibliche Stimme den Namen J a c q u e l i n e. Darauf beurlaubte sich Jacqueline, und nahm die Grammatik vom Tische und verschwand.

Der Blondin stand noch fest am Boden gewurzelt, und wußte selbst nicht, wie ihm geschehen war. Die Jasminlaube schien ganz verwandelt zu sein; jedes Blättchen durchsichtig wie Smaragd.

Er selbst empfand eine Art Schwindel, als wenn er behext worden wäre. Er setzte sich auf dieselbe Stelle des Bänkchens, wo sie gesessen war, und es durchschauerte ihn, als er die Stelle berührte. Er redete wie im Rausch, und bekomplimentirte sich noch mit der längst verschwundenen Schönheit, als wenn sie zugegen wäre. Jetzt erst verwünschte er recht von Herzen seine Unwissenheit in der süßtönenden Sprache Toskana's. Er schwor auch bei allen Heiligen und Heiliginnen, nun Tag und Nacht die Grammatik nicht fahren zu lassen, um der Nachbarin sagen zu können — — er wußte selbst nicht was?

Wie er aber zur Grammatik griff, sah er ein fremdes Buch auf dem Tische. Es war die französische. Jacqueline hatte, in der verzeihlichen Verwirrung, des Blondins Grammatik genommen. Er wagte kaum das Heiligthum anzutasten, welches ihre zarten Fingerspitzen geweiht hatten, und verwünschte sein Schicksal, daß er nur Herr Le Blond und nicht jene beneidenswürdige italienische Grammatik sei, welche, von Jacqueline entführt, von ihren Händen getragen, jetzt eine Bewohnerin ihres Zimmers war.

Er genas den ganzen Tag nicht; und wären seine Käufer oder Käuferinnen im Laden, saß er gewiß im Hinterstübchen, und starrte durchs Fenster nach der Jasminlaube und zum großen Hause dahinter hin. Erst am Abend fiel ihm bei, daß es schicklich wäre, der schönen Nachbarin die vertauschte Grammatik zurückzutragen und eigenhändig zu überreichen. Er machte sich sogleich auf; in wenigen Sprüngen hatte er durch ein Quergäßchen die geliebte Straße St. Fiacre erreicht. Das große Haus, ein wahrer Palast, war leicht entdeckt. Unten über einem Kaufmannsgewölbe las er mit großer Schrift auf schwarzem Schilde den Namen der Geschwister Buonvicini, Putzhändlerinnen von Milano.

So weit ging Alles gut. Allein jetzt bemächtigte sich seiner eine ungewöhnliche Angst oder Muthlosigkeit. Er ging am Palast

vorüber, die lange Straße hinunter, und erst in ziemlicher Entfernung hatte er sich wieder erholt. „Warum soll ich nicht hineingehen?“ dachte er: „Ich will ja in dem Hause kein Verbrechen üben.“ Er kehrte um. Aber mit jedem Schritte, welchen er dem Palast näher kam, stieg neue Aengstlichkeit in ihm auf. „Was wird sie sagen, wenn sie dich mit der Grammatik erblickt? Wird sie nicht glauben, du seiest ein äußerst zudringlicher Narr? Könntest du nicht warten, bis sie selbst ihr Buch fordert? Und welche von den Geschwistern Buonvicini ist eigentlich Jacqueline? Wer weiß denn, ob sie eben zu Hause ist? Dann wäre die Grammatik fort, das einzige Unterpfand deiner Hoffnungen, sie noch einmal wieder zu sehen.“

Mit solchen Betrachtungen war er schon wieder steifen Schrittes am Palast vorbei, die Straße entlang. Je mehr er sich entfernte, je reger ward die Sehnsucht zum Palast. Er schwenkte wieder um, und ging — richtig wieder vorbei. So trieb er's noch eine Stunde, bis es völlig finster geworden. Dann schlich er ziemlich müde, ziemlich verdrießlich in sein Hinterstübchen heim.

Der Irrthum.

Der gute Blondin tröstete sich indessen bald. Jacquelinens Grammatik legte er, als Geißel für nochmaliges Zusammentreffen mit deren Besitzerin, hinter Schloß und Riegel in Staatsgefangenschaft. Das Nachtessen schmeckte zwar nicht; aber man lebt zuweilen recht gut von Luft, und baut recht schöne Schlösser in die Luft.

So, zum Beispiel, gefiel ihm über die Maßen wohl, daß Jacqueline ihres Standes eine Putzhändlerin war. Der Stand paßte ganz auserwählt für seinen Seiden- und Spitzenladen. Er machte allerlei Pläne; zum Beispiel auch den, daß die reizende Jacqueline die Einzige in der Welt sei, die sich dazu eigne, Herrn Le

Blonds Frau zu werden. Die einzige Frage war nur: wie sie gewinnen?

Der Blondin hatte alles Uebrige gut berechnet, und auch ganz richtig gerechnet, — nur in einem Stücke hatte er sich gewaltig verrechnet. Nämlich, Jacqueline gehörte zwar in den Palast, aber nicht zu den Geschwistern Buonvicini. Sie war die einzige Tochter des französischen Generals de Fano, der in der Belagerung von Namur eine derbe Schußwunde empfangen hatte, und seitdem in der Stadt geblieben war, seiner Haut zu pflegen. Das fiel dem guten Spitzenhändler nicht von weitem ein, daß er nach der Eroberung der Tochter von einem der tapfersten Generale Ludwigs des Vierzehnten trachte. Er, als ein schlechter Politiker, wußte gar nichts vom Dasein eines Generals de Fano.

Jacqueline ihrerseits — denn da ich dem Leser einmal ein Geheimniß verrathen habe, mag ich auch wohl das andere mit in den Kauf geben — Jacqueline war gewiß mit nicht geringerer Verwirrung aus der bezauberten Jasminlaube gegangen. Der Blondin war ihr nicht aus dem Gedächtniß gekommen; die Mädchen haben aber ihr treuestes Gedächtniß im Herzen. Und das Bild eines Blondins im Herzen haben, ist für die Unbefangenheit eines Mädchens eine äußerst mißliche, ja sogar gefährliche Sache.

Sie war begierig zu wissen, wer der Blondin sei. Aber das bloße verdächtige Wort Blondin hätte sie gegen ihre Mutter, oder gegen die Kammerfrau, nicht aussprechen können; sie fürchtete, man möchte gleich etwas anderes errathen. Sie begnügte sich also, nur durch Umwege zur wissenswürdigen Sache zu gelangen; und als sie einmal erfahren hatte, in dem großen Hause, zu welchem die Jasminlaube gehöre, wohne der Präsident des hochlöblichen Oberamtes, war sie schon längst hinlänglich belehrt. Der Blondin war also offenbar der Sohn des Herrn Präsidenten.

Die Vertauschung der Grammatik hatte sie ebenfalls bald genug

bemerkt. Aus einem Papierzeichen schloß sie, daß der Lernbegierige bei der Konjugation io amo stehen geblieben war, was sie schon recht gut und richtig ins Französische durch j'aime zu übersetzen wußte. Sie ward diesmal beim Uebersetzen aber ganz verwirrt und unruhig, und ging mehr als einmal des Tages in das Zimmer ihrer Kammerfrau, wo man durchs Fenster die Jasminlaube sehr deutlich sehen konnte.

Alle Morgen sahen die jungen Leute gleich nach Sonnenaufgang durchs Fenster nach der Laube. Einer wartete nur auf den Andern, um die Grammatik zurückzustellen. Weil aber Jeder wartete und Keiner zuerst erschien, gingen drei Tage fruchtlos vorüber. Jacqueline war recht ungeduldig, und der Blondin starb vor Sehnsucht.

Die Lehrstunden.

Endlich am vierten Morgen — die Sonne war noch nicht einmal aufgestanden — beschloß Herr Le Blond, seine Jasminlaube wieder zu besuchen. Und wie er ans Fenster trat, sah er im Garten der Putzhändlerinnen schon Jacquelinens Gestalt im weißen Morgenkleide zwischen den Gebüschen wandeln. Blitzschnell stand er, die Grammatik unterm Arm, zwischen seinen Blumenbeeten, und stellte sich emsig suchend; beim Bücken aber schielte er verstohlen nach der lebendigen, jenseits der Laube umherwandelnden Blume. Sie näherte sich dem Jasmingewölbe, er auch, man zeigte einander die Gefangenen; man beschloß die Auswechselung derselben.

Als einmal Sprache gewonnen war, gerieth man sehr natürlich auf das Kapitel von der Sprache und deren Erlernung. Jacqueline klagte über Schwierigkeiten des Französischen; der Blondin über das Mühselige des Italienischen. Einer fühlte bei der Klage des Andern die süße Tugend des Mitleidens, und die Anerbietungen

ergaben sich von selbst, daß Einer des Andern Lehrer und Schüler sein wollte. Die erste Stunde nach Sonnenaufgang ward von beiden dem Unterricht geweiht, vermuthlich weil in beiden Grammatiken das Sprichwort stand: Morgenstunde hat Gold im Munde. Und die Jasminlaube taugte für die Lernbegierigen ganz vortrefflich zur Schulstube.

Der Anfang ward auf der Stelle gemacht. Sie setzten sich neben einander auf das Bänkchen, und nahmen sehr ernsthaft die Grammatik zur Hand.

Ohne Zweifel hätte man in den Sprachen gleich in der ersten Stunde die besten Fortschritte gemacht, wäre man einander nur nicht gar zu nahe gesessen. Aber wenn der Blondin von Jacquelinens Arm berührt wurde, oder gar seine Schläfe von einer ihrer schwarzen Locken, durchschauerte es ihn sonderbar; er vergaß den Zusammenhang des Vortrags, und seine Stimme gerieth ins Stocken, als wäre er von Engbrünstigkeit gequält. Oder wenn Jacquelinens Hand unvorsichtig im Nachweisen der Buchstaben und Silben der Grammatik von des Blondins Hand berührt ward, geschah ihr zuweilen, daß sie keinen Buchstaben mehr sehen konnte, ungeachtet sie doch sonst eben nicht über Blindheit zu klagen hatte.

Mit dem Lernen in der ersten Stunde konnte man es nicht gleich zu genau nehmen; man versprach sich mehr von der zweiten. Die Lernbegierde der jungen Leute war so außerordentlich groß, so musterhaft, daß beide schon vor Sonnenaufgang am andern Morgen in der Jasminlaube bei der Grammatik saßen. Allein es begegnete nun, daß der Lehrer zuweilen ganz verwirrt sprach, und die Schülerin so viel Ungeschicklichkeit bewies, daß sie ihren niedlichen Zeigefinger beim Lesen statt auf die untern Zeilen auf die obern legte. Nothwendig mußte er ihre Hand nehmen und sie an die rechte Zeile zurückführen. Aber da verloren beide das Gedächtniß; Keines wußte mehr von der rechten Zeile. Beide waren stumm

wie die Fische, glühten wie im Fieber, und starrten, als wären sie im tiefsten Nachdenken über die Eigenthümlichkeit der zu lernenden Sprache, das Lehrbuch an, dessen Zeilen verworren durch einander liefen.

In der dritten Stunde wollte man, wie billig, nachholen und besser machen, was in den beiden ersten versäumt oder schlecht gerathen war. Bisher hatte der Blondin unterrichtet, jetzt ward die Schülerin Schulmeisterin. Er gestand demüthig, er sei im Selbstunterricht beim Verbum io amo stehen geblieben; und bat die Lehrerin, ihn zu überhören: da er glaube, es ziemlich auswendig zu wissen. Um ihren Vortheil damit zu verbinden, könne sie jedesmal sein Italienisch ins Französische übersetzen.

Man ließ sich aufs Bänkchen nieder; legte die Grammatik weg, und der Blondin, um sich gegen alle Zerstreuung zu schützen, dachte, es sei gerathener, ein- für allemal die Hand seiner Lehrerin zu nehmen, und festzuhalten, um nicht etwa mitten im Aufsagen sie von ungefähr zu berühren Ein stilles Beben ergriff bei dieser Gefangennahme die reizende Lehrerin; aber der Schüler bemerkte es glücklicherweise nicht, weil ihn selbst ein unwillkürliches Zittern befiel.

Nach langem Stillschweigen, was jedoch beiden kurz zu sein dünkte, hob endlich der Blondin die Lektion an: „Das erste Tempus, oder die gegenwärtige Zeit, io amo.“ — Gut, daß er die Uebersetzung erwarten mußte, denn mehr konnte er unmöglich hervorbringen.

Sie übersetzte, indem sie beschämt die Augen niedersenkte, mit flüsternder Stimme: „J'aime, ich liebe.“

Es währte ziemlich lange, ehe er Kraft genug gewann, stotternd zu sagen: „Tu ama.“

Sie unterdrückte zitternd einen Seufzer und sagte: „Tu aimes, du liebst.“

Er fuhr fort, und zog ihre Hand unwillkürlich an seine schlagende Brust: „Egli ama, er liebt.“

„Il aime, er liebt!“ setzte sie leise hinzu und warf verstohlen einen Blick auf ihn. Er hatte die schöne Hand auf der Brust, alles Italienische rein vergessen, und fing an: „Nous aimons, wir lieben.“

„Das ist nicht recht,“ sagte die Lehrerin: „hübsch italienisch müssen Sie es sagen!“

Er sah ihr ins schwarze Auge, und sagte mit einem Gnade bettelnden Blick wieder: „Nous aimons, wir lieben.“

Das Ins Auge sehen taugt durchaus nicht zum Lernen. Sie erwiederte bewußtlos: „Nous aimons, wir lieben;“ besann sich aber schnell, und mahnte ihn wieder, es sei nicht recht.

„Aber,“ sagte er, „es ist doch auch keine Sünde!“ und legte zitternd ihre Hand an seine brennenden Lippen.

Gegen solchen Beweisgrund konnte sie nun freilich nicht viel einwenden. Dennoch ward sie unruhig, vermuthlich über die Vernachlässigung der Sprache. Stumm saßen sie neben einander, und da sich ihre Blicke einander begegneten, sanken ihre Stirnen sanft gegen einander, während beide lispelten: „Nous aimons.“

Mehr als dies lernten sie auch wirklich in dieser Stunde nicht. Aber sie glaubten wunderviel gelernt zu haben, da ihre Seelen mit einander eine neue Sprache redeten, die weder italienisch noch französisch war. Es vergingen volle zwei Stunden über die Lektion, und Einer wußte so viel, als der Andere, da man endlich scheiden mußte.

Der Helfer.

Die Lernbegierde ward von Tag zu Tag größer. Und waren auch zuweilen die Morgen gar kühl, eine einzige Lektion machte

die ganze Luft schwül. Man lernte ohne Grammatik sprechen, denn man hatte außerordentlich viel zu sagen.

Der Blondin liebte freilich nur die Putzhändlerin und Jacqueline den Präsidentensohn; — aber auch, als beide ihren Irrthum erfuhren, ward er nur mit Seufzern und Thränen gebüßt. Man liebte um so inniger, um so geheimer, je hoffnungsloser der Wunsch zur ewigen Verbindung durch Priesterhand war.

„Wenn ich nur reich wäre!“ seufzte er. — „Wenn ich nur arm wäre!“ seufzte sie.

Das Unglück zu vergrößern, kam endlich noch der Winter dazu, machte die verschwiegene Jasminlaube durchsichtiger und streuete Schnee über die Gartengänge, der jeden Fußtritt darin verrieth. Man sah sich seltener, allenfalls von den Fenstern her, oder in der Kirche, oder im Dunkeln auf verabredeten Gängen um die Stadt. Die Liebe weiß immer Wege zu finden.

Trotz aller Wege fand sich aber doch kein einziger zum Ziel. Beide schworen zwar mehrmals ewige Treue, aber zweifelten doch selber, daß sie jemals den Schwur erfüllen könnten.

Eines Tages saß der Blondin in traurigem Nachdenken um sein Schicksal in einem der angesehensten Weinhäuser von Namur. Der Nektar wollte ihm nicht schmecken. Jacquelinen hatte der Unglückliche seit acht Tagen nicht gesprochen. Sie war indessen bei den Großen der Stadt auf Bällen und Gastmählern gewesen, und diesen Tag sogar in seinem eigenen Hause mit ihren Aeltern zum Nachtessen und Tanz beim Oberamtspräsidenten eingeladen. Darum — er ging sonst nie in ein Weinhaus — hatte er in der Verzweiflung gegen Abend seinen Laden geschlossen und war davongelaufen, um nicht anhören zu müssen, wie Jacqueline ihm über dem Kopf tanze. Ach, er war sehr unglücklich.

Neben ihm saß ein Herr im grauen Ueberrock, schon bei Jahren, still und ernst. Er trank ein Glas Pontak ums andere.

„Nicht so,“ sagte endlich derselbe zu ihm, „Sie sind der Herr Le Blond?“

Der Blondin sah ihn an, und erkannte an der breiten Narbe, welche der Fremde über die linke Wange hatte, daß er ihn schon seit zwei Tagen mehrmals gesehen, einmal im Laden bei sich, wo derselbe ein kostbares Stück Seidenzeug gekauft; dann wohl zwanzigmal auf der Straße vor seinem Hause auf und ab; dann in der Kirche; jetzt wieder hier. Der Herr hatte übrigens etwas Widerliches in seinem hagern, gelben Gesicht, und ein Paar Augen, die düster funkelten. Der Blondin beantwortete seine Frage.

„Sie scheinen nicht vergnügt zu sein!“ fuhr der Fremde fort.

„Wohl möglich. Man ist nicht immer bei Laune.“

„Trinken Sie.“

„Das macht mich nicht heiterer.“

„Es thut mir leid. Kann ich Ihnen nicht helfen?“

„Daß ich nicht wüßte.“

„Versuchen Sie's mit mir. Sie interessiren mich, junger Mann, mehr als Sie glauben. Sie kennen mich nicht, aber lassen Sie uns Freunde werden. Ich helfe Ihnen gewiß, wenn Sie nur Vertrauen haben.“

„Sie sind sehr gütig.“

„Hat Sie Jemand beleidigt?“

„Keineswegs, mein Herr.“

„Oder ein verliebter Verdruß?“

„Nichts weniger als das, mein Herr.“

„Oder fehlt's an Geld — ich will ja helfen.“

Der Blondin sah dem zudringlichen Helfer mit großen Augen ins gelbe Gesicht.

„Reden Sie doch!“ fuhr der Helfer fort. „Brauchen Sie viel? Ein paar tausend Livres, oder mehr? Sie sind ein Glückskind. Sie könnten der reichste Mann von ganz Namur sein.“

„Wie so?"

„Das sage ich Ihnen, sobald Sie es sein wollen."

„Wer möchte nicht gern reich sein?"

„Gut. Aber hier — das begreifen Sie — hier, wo jeden Augenblick unser Gespräch behorcht werden kann, läßt sich von solchen Dingen nicht viel reden. Ich bin fremd in Namur. Wollen Sie mich in meinen Gasthof begleiten, mit mir auf meinem Zimmer zu Nacht speisen?"

Der Blondin sah den Fremden mißtrauisch an. Und doch gefiel ihm für den fatalen Abend, da Jacqueline über seinem Hinterstübchen tanzte, das Abenteuer schon der Zerstreuung wegen gar nicht übel. „Ich will's versuchen!" dachte er bei sich, und ging mit.

Der Schatz.

Der Fremde bewohnte im Gasthofe einige prächtige Zimmer. Ein paar Bedienten flogen auf seinen Wink sogleich, ein ausgesuchtes Nachtessen zu bestellen. Der Blondin war betroffen über alles, was er sah; denn er bemerkte, daß der Fremde in seinem grauen Rock ein Mann von ungewöhnlichem Reichthum sein müsse, der sich wohl andere Leute, als einen armen, verliebten Spitzenhändler zur Gesellschaft wählen könnte.

„Mit wem habe ich die Ehre zu reden?" fragte etwas verlegen der Blondin.

„Nennen Sie mich nur Abubeker," erwiederte der Graurock; „ich bin von Geburt eigentlich ein Chaldäer."

„Mein Gott, ein Chaldäer! Wie kommen Sie so weit aus Asien in unsere Gegenden?"

„Wie's wohl so geht," erwiederte jener; „theils Langeweile, theils Wißbegier treiben mich umher. Ich denke von hier ein wenig nach Island zu reisen, sobald die Frühlingswitterung wärmer wird."

„Nach Island! Und sind Sie schon lange aus Asien abgereist?“

Der Chaldäer schien einen Augenblick nachzurechnen, und sagte dann ganz nachlässig: „Wohl, ungefähr in vierzehn Tagen sind es hundert und zweiundzwanzig Jahre, seit ich abreiste.“

Der Blondin glaubte nicht recht gehört zu haben. Der Chaldäer wiederholte ganz trocken: „Hundert und zweiundzwanzig Jahre.“

„Mein Himmel, hundert und zweiundzwanzig Jahre!“ rief der Blondin. „Aber, wenn Sie erlauben, wie alt ungefähr wären Sie?“

„Dreihundert und zwölf Jahre voll.“

„Dreihundert — —“ schrie der Blondin.

„Zwölf Jahre voll!“ setzte der Chaldäer ruhig hinzu: „Ich glaube es wohl, es befremdet Sie das; Sie mögen glauben, ich habe Lust, mit Ihnen zu scherzen. Sie werden noch ganz andere Dinge erleben, wenn Sie mit mir vertrauter werden. Glauben Sie aber, was Sie wollen, und richten Sie den Menschen nie nach seinen Worten, sondern nach seinen Thaten.“

Der Blondin fand diese Reden sehr sonderbar, dachte aber: „Der Herr möchte sein Späßchen mit meiner Leichtgläubigkeit treiben. Wir wollen sehen, wer den Andern am meisten überlistet.“

Die Bedienten meldeten, das Nachtessen sei gerüstet. Man begab sich in einen Speisesaal, der mit Wohlgerüchen erfüllt war. Am Tisch nur zwei Gedecke, für den Blondin und den Chaldäer. Sie setzten sich. Die feinsten Speisen und Weine füllten den Tisch. Die Bedienten zogen sich zurück.

„Jetzt, lieber Freund,“ sagte Abubeker, „lassen wir's uns schmecken; verbannen Sie allen Kummer, der Sie plagt. Reden Sie offenherzig mit mir, wie ich mit Ihnen rede.“

Der Blondin ließ sich's zwar schmecken, ward auch gegen Ende der Mahlzeit ziemlich heiter durch den Geist des köstlichen Weins; aber statt dem Fremden sich zu offenbaren, stieg sein gerechtes Miß-

trauen Er hätte gern mehr von dem Chaldäer gewußt, ungeachtet ihm dieser während der ganzen Essenszeit von Schicksalen zu Wasser und zu Lande unglaubliche Dinge berichtet hatte.

„Ja, Herr Abubeker," sagte der Blondin, „Sie erzählen mir offenbare Feenmährchen. Bilden Sie sich denn wirklich ein, daß Ihnen ein vernünftiger Mensch das aufs Wort glaubt?"

„Es ist mir gleichgültig," versetzte der Chaldäer, „ob Sie mir glauben oder nicht; nur ist es Ihr eigener Schade. Daß ich in geheimen Wissenschaften wohl bewandert bin, mögen Sie aber doch merken. Haben Sie noch nie von der Nekromantie gehört?"

„Allerdings, aber nie viel davon gehalten. So viel ich weiß, läuft es dabei meistens auf Betrug, Gaukelei und Taschenspielerkünste hinaus."

„Gar möglich bei euch unwissenden Leuten hier in Europa; bei uns zu Lande in Chaldäa ist es doch etwas anderes."

„Lassen Sie ein Kunststück sehen!" sagte der Blondin.

„Ich mache keine Kunststücke," erwiederte Abubeker: „Aber — sehen Sie, junger Mann, Ihre Gesichtszüge haben mich für Sie gewonnen. Ich schwöre Ihnen, Sie sind unter einem glücklichen Stern geboren. Reden Sie offen mit mir: worin kann ich Ihnen helfen? Meine Hilfe ist Ihnen mehr werth, als alle Taschenspielerei. Zum Beispiel: sind Sie als Kaufmann in Verlegenheit? Brauchen Sie Geld?"

Der Blondin lächelte mißtrauisch über den Tisch hin: „Es könnte sein."

„Gut!" rief der Chaldäer: „Warum hielten Sie damit zurück und sagten's mir nicht gleich? Sie sind bestimmt, einen Schatz bei den Ruinen der Burg Valerien des Anges zu heben."

„Einen Schatz?"

„Wohl, und noch dazu einen beträchtlichen."

„Warum haben Sie ihn nicht für sich selbst, Herr Abubeker?"

„Weil er mir nicht bestimmt ist, und weil ich ihn gar nicht gebrauche.“

„Wann soll ich ihn heben?“

„Sobald Sie die Reise nach Valerien des Anges machen wollen.“

„Bedarf es dazu noch Vorbereitungen oder besondere Umstände und Anstalten?“

„Nicht die mindesten.“

Der Blondin war an dem trockenen Ernst des Chaldäers fast irre, und doch glaubte er, dieser wolle sich mit ihm belustigen. Er besann sich, und sagte endlich: „Gut, Herr Abubeker. Um Ihnen aber die Wahrheit zu sagen, ich muß morgen schon einen fälligen Wechsel von fünftausend Livres zahlen. Wenn mir der Schatz gewiß ist, würden Sie nicht die Güte haben, mir bis zur Erhebung desselben fünftausend Livres vorzustrecken?“

Der Blondin schwieg und heftete beobachtend seinen Blick auf die Züge des Chaldäers, um sich an dessen unvermeidlicher Verlegenheit zu weiden. Der Chaldäer aber veränderte sein Gesicht nicht im geringsten, und sagte ganz ruhig: „Mit Vergnügen. Sie sollen sie haben.“ Dann wendete sich das Gespräch wieder auf Nekromantie und die Abenteuer des Fremdlings.

Herr Le Blond brach endlich gegen Mitternacht auf und wollte sich beurlauben. Aus Schonung mochte er den großsprecherischen Chaldäer nicht an die fünftausend Livres erinnern, und war mit der angenehmen Zerstreuung zufrieden, die er den Abend in dessen Gesellschaft genossen. Ohnehin hatte er die Geschichte von dem fälligen Wechsel nur erdichtet, um den Nekromanten auf die Probe zu stellen. Allein dieser bat ihn, einen Augenblick zu verweilen, entfernte sich ins Nebenzimmer, brachte vier Geldsäcke und legte einen nach dem andern auf den Tisch. Dann befahl er einem der Bedienten, Herrn Le Blond mit der Laterne zu seiner Wohnung zu begleiten, dem andern, ihm das Geld nachzutragen.

Der Blondin war bestürzt. Er dankte verbindlich und empfahl sich. Die Bedienten begleiteten ihn zu seinem Hause, wo Herrn Le Blonds Diener ihn erwartete. Dem gaben die Diener des Chaldäers das Geld und verschwanden.

Die Reise nach Valerien des Anges.

Dieses in seiner Art außerordentliche Ereigniß brachte den Herrn Le Blond um allen Schlaf. Er mußte beinahe anfangen, das Unglaublichste zu glauben.

Als er folgenden Tages ziemlich spät erwachte, war der Chaldäer sein erster Gedanke, wie es sonst nur Jacqueline zu sein pflegte. Jetzt nüchterner, als vorigen Abend, sah er ein, daß der vorgebliche dreihundert- und zwölfjährige Herr ihn offenbar zum Narren gehabt, und ihn statt mit fünftausend Livres, vermuthlich mit einigen Säckchen voll Sand und Blei heimgeschickt habe. Er mochte die Säcke, die noch immer da lagen, nur nicht aufthun, um sich die Beschämung, so lange als möglich, zu ersparen. Neugier überwog endlich. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er statt Sand und Blei in jedem Säckchen fünfzig Louisd'or fand, neu, wie aus der Münze gekommen.

„Falschmünze und nichts anderes!“ dachte er, und nahm die Goldwage. Alle waren vollwichtig. Er schickte ein paar Stücke zum Goldschmied; sie hatten ihr gehöriges Korn.

Jetzt stand dem Blondin der Verstand still, wie man zu sagen pflegt. An Wahrheit dessen wenigstens, was der Chaldäer von einem Schatze gesprochen hatte, konnte, nach einer so gewichtigen Vorausbezahlung, nicht ganz zu zweifeln sein. Was hätte auch den Fremden bewegen sollen, mit Herrn Le Blond so kostbaren Spaß zu treiben? Es muß etwas an der Sache sein. Der Blondin

beschloß jetzt offenherzig dem Chaldäer seine Noth zu klagen, nämlich seine Armuth, Jacquelinens Liebe und ihrer beider Wunsch.

Er ging sogleich den Morgen zum Herrn Abubeker. Der ältliche Herr, dem man bei der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen gewiß nicht dreihundert- und zwölfjähriges Alter zugemuthet hätte, empfing den Blondin sehr freundschaftlich. „Haben Sie den Wechsel abgethan?“ fragte er. Der Blondin gestand, daß er seinen unbekannten Freund mit der Wechselgeschichte nur habe prüfen wollen; bat um Verzeihung, und versprach ihm jetzt das Innerste seiner Brust aufzuschließen. Er that's; erzählte haarklein von der Jasminlaube, von den Lektionen, von dem Irrthum mit dem Schilde der Geschwister Buonvicini, von Jacquelinens Liebe, von des Generals de Fano Stolz, und daß er keine Hoffnung habe, jemals die Hand der Geliebten zu empfangen.

Der Chaldäer hörte aufmerksam zu. „Freund,“ sagte derselbe endlich nach einigem Besinnen, „warum verzweifeln Sie? Heben Sie den Schatz; kaufen Sie sich ein Landgut mit schönen Einkünften; treten Sie, als reicher Eigenthümer, vor den General, und er schlägt Ihnen seine Tochter nicht ab.“

„Aber täuschen Sie mich nicht mit der Hoffnung eines Schatzes?“

„Welches Interesse kann ich haben, Sie zu betrügen? Hingegen darf ich Ihnen nicht bergen, Sie haben mich mit der Wechselgeschichte getäuscht. Sie hätten es nicht thun sollen. Sie verzögern damit ohne Zweifel die Hebung Ihres Schatzes um einige Tage, vielleicht um einige Wochen, die Sie deswegen länger abwesend sind.“

Der Blondin kämpfte mit sich selber zwischen Zweifel und Zuversicht.

„Was habe ich zu thun, wenn ich mit Ihnen gehen soll?“ fragte er nach einer Weile.

— Sie bestellen Ihr Hauswesen, schweigen gegen Jedermann

von dem, was wir vorhaben, und geben eine Reise vor, die Sie in Handelsgeschäften machen müssen. Am besten, Sie verkaufen Ihr Waarenlager mit Bausch und Bogen. Denn nach Hebung des Schatzes bedürfen Sie dieses Kleinhandels nicht mehr. Oder geben Sie Ihre Habe einem Freund in Verwahrung.

„Darf ich auch Jacquelinen nichts sagen?“

— Von der Abreise wohl; von Ihrer zuversichtlichen Hoffnung wohl, bald im Stande zu sein, öffentlich um ihre Hand werben zu können. Nichts von Valerien des Anges, nichts vom Schatz.

„Wann soll die Reise vor sich gehen?“

— In drei Tagen bin ich nicht mehr in Namur.

Der Blondin versprach, sich zur Abreise zu bereiten. „Denn,“ dachte er, als er wieder in seinem Hinterstübchen allein war, „was wage ich eigentlich? Wird Jacqueline nicht mein, was habe ich von der Welt? Ich will den Schatz heben.“

Ehe drei Tage verflossen, war er fertig; Jacqueline von seiner Abreise belehrt, unter tausend Schwüren mit der Hoffnung des freudigsten Wiedersehens entlassen, und der Seiden- und Spitzenladen geschlossen.

Er setzte sich in des Chaldäers Reisewagen und fuhr mit ihm von Namur ab; aber nicht am hellen Tage, sondern um Mitternacht. Wie die Glocken der Kathedralkirche zwölf Uhr schlugen, gab der Kutscher Abubekers den Pferden die Geißel zu fühlen.

Die Hebung des Schatzes.

Der Chaldäer blieb sich unterwegs gleich, eben so großsprecherisch, eben so unbefangen und zuversichtlich, wie im Gasthof zu Namur. Den ganzen Tag ward schnell mit abwechselnden Pferden gereiset in verschlossener Kutsche. Das Wetter war neblicht und regnerisch. Selbst Trank und Speise ward im Wagen genossen,

nirgends angehalten. Abends in der Dunkelheit hielt man vor einem einsamen Jagdhause, oder dergleichen, in einem Walde. Eine Art Jäger, in ziemlich abgetragenen Kleidern, empfing die Reisenden, führte sie in ein Zimmer, dessen Fensterscheiben meist zerbrochen und mit Papier verklebt waren, dessen ehemals kostbare Tapeten, halb vermodert, in Stücken herunterhingen, und zündete ein wohlthuendes Kaminfeuer an. Des Chaldäers Bediente trugen Wein und kalte Küche herbei, während der Jäger mit seinem Knecht ein paar Matratzen in die Stube auf den Boden legte, um Nachtlager zu rüsten.

„Uebernachten wir hier?“ fragte der Blondin, und sah sich verlegen um, denn es war ihm in dieser Herberge gar nicht geheuer.

„Zehn Schritte von hier ist die Ruine von Valeriens des Anges. Mitternacht zwölf Uhr, nicht später, nicht früher, müssen wir da sein. Trinken wir inzwischen hier bei den warmen Kaminflammen, und erquicken wir uns.“

Den Blondin durchbebte ein kalter Schauer. Alle schreckhaften Erzählungen und sonderbaren Erscheinungen traten ihm schnell ins Gedächtniß, die bei Erhebung unterirdischer Schätze stattgefunden haben sollen. Er fragte: „Werden wir dergleichen auch erleben müssen?“

Der Chaldäer schüttelte lächelnd den Kopf, und sagte: „Possen! Fürchten Sie sich vor Ammenmährchen?“

Man verkürzte den langen Winterabend so gut als möglich bei Wein und Gespräch. Aber der Blondin war theils von der vergangenen schlaflosen Nacht, theils von der Reise selbst sehr ermüdet. Der Chaldäer gab sich alle Mühe, ihn durch wunderbare Erzählungen zu ermuntern.

Als es stark auf Mitternacht ging, ward auch der Chaldäer ernsthafter, und da er Le Blonds Schläfrigkeit bemerkte, stellte er sich vor ihn und fragte: „Sie haben mich doch sonst durch keine

Unwahrheit hintergangen? — Sie könnte Ihnen und mir in den Ruinen nachtheilig werden."

„Ich versichere auf Ehre," sagte Le Blond, „außer der Erdichtung von Wechseln, die ich — —"

„Schon das war übel. Ihre Neigung zum Schlaf in einer so wichtigen, über das Glück Ihrer Tage so entscheidenden Stunde wird mir verdächtig. Ich habe einen ähnlichen Fall erlebt, da ein solcher Schatzheber in vierwöchentliche Ohnmacht verfiel, sobald er den Schatz gehoben hatte."

„Ei, das wäre schrecklich!" rief Le Blond.

„O so schrecklich eben nicht für den Schläfer in seiner Ohnmacht; denn er hatte die lebhaftesten und süßesten Träume von der Welt, und hätte nichts Besseres gewünscht, als nie aus der Ohnmacht zu erwachen. Allein für mich war das Erwarten seiner Genesung und seines Erwachens peinlich."

„Aber der Schatz wurde doch trotz dem gehoben?" fragte der Blondin weiter.

Der Chaldäer sah nach der Uhr, winkte dem Blondin, zu schweigen und ihm zu folgen, zündete eine kleine Blendlaterne an, und stieg eine schmale Treppe hinab. Der Blondin folgte, aber so schlaftrunken, daß er kaum wußte, was er that. Sie gingen eine kurze Strecke durch den Wald bis zum Schutte einer eingefallenen Mauer. Der Chaldäer bedeutete durch Winke, hier liege der Schatz. Während der Chaldäer bei der Blendlaterne in einem Buche las, hatte sich's der Blondin auf einem Mauerstück bequem gemacht und sich zum Ruhen niedergesetzt. Der Chaldäer las noch, als der Blondin in festen Schlaf fiel.

Der Traum.

Das war nun freilich ein Schlaf zur ganz unrechten Zeit. Doch abwehren konnte ihn Herr Le Blond unmöglich. Da er endlich erwachte, oder erwacht zu sein glaubte, war es schon heller Tag. Er rieb sich die Augen aus. Er lag auf einem köstlichen Bett, in der milden Dämmerung grünseidener Umhänge. Er schob diese zurück, und erblickte sich in einem der niedlichsten Schlafgemächer; Stühle und Tische vom feinsten Holz, mit Vergoldungen; die Wände mit schönen Gemälden geschmückt, deren Inhalt meistens die Macht und Schalkheit des Liebesgottes darstellte. Auf einem Tischchen blühten in vergoldeten Vasen mehrere Rosenstöcke.

Es fiel dem guten Blondin schwer, sich an das Vergangene zu erinnern. Er wußte nur sehr dunkel noch vom Kaminfeuer im Waldhause, vom Gang zur alten Mauer, von Abubekers Lesen im Buche bei der Blendlaterne. Er erhob sich im Bett und suchte nach dem Chaldäer.

Auf sein Geräusch öffnete sich eine Nebenthür; ein Kammerdiener in dick mit Gold besetzter Livree trat herein; der winkte hinter sich. Zwei andere Bediente kamen auf den Zehen herbei, und hinter ihnen ein betagter Herr, welcher sogleich schweigend nach des Blondins Puls griff, und ihm darauf in einem silbernen Löffel Arznei reichte.

„Es ist gar nicht nöthig!“ sagte Le Blond: „Ich fühle mich zwar ein wenig betäubt, aber sonst ganz wohl.“

Der Arzt schüttelte den Kopf und sagte: „Ich beschwöre Ew. Durchlaucht, nur diese paar Tropfen! Sie werden Ew. Durchlaucht sehr wohl thun.“

Herr Le Blond betrachtete den Arzt mit großen Augen, und verlangte, man solle ihn mit der Arznei verschonen. Dann erkundigte er sich nach Herrn Abubeker.

Die Anwesenden sahen sich bedenklich unter einander an, und man las deutlich in ihren Mienen, daß sie ihn für wahnsinnig hielten. Endlich fragte der Arzt: „Wen verstehen Ew. Durchlaucht unter dem Abubeker?“

„Ei, der mit mir gestern Abend hier ankam, der Chaldäer.“

„Ew. Durchlaucht sind schon seit geraumer Zeit hier, und kamen in Begleitung der Frau Herzogin, Ihrer Gemahlin, an.“

„Ich? Gemahlin? Herzogin? Geraume Zeit? Ich bitte Sie, verschonen Sie mich mit dem Spaß und Ihren närrischen Titulaturen, und erlauben Sie mir aufzustehen. Wo sind meine Kleider?“

Die Bedienten und der Arzt warfen einander mit peinlicher Verlegenheit Blicke zu. Endlich verneigten sich alle, ihn unterthänigst zu bitten, nur so lange ruhig zu bleiben, bis man von seiner Gemahlin Verhaltungsbefehle eingezogen habe. Einer der Bedienten, meistens alte Leute, ging fort. Der Blondin hielt die Menschen für närrisch, oder das Ganze für Spaß des Chaldäers. Er fragte, ob er zu Valerien des Anges sei?

„Ew. Durchlaucht sind in Ihrem Jagdschlosse Charmes, um in dieser Eingezogenheit Höchst Ihrer Gesundheit zu pflegen!“ erwiederte ein Kammerdiener.

Bald nachher erschien der Abgeschickte mit Befehl, Sr. Durchlaucht die Kleider zu geben.

„Geruhen Ew. Durchlaucht Dero Morgenanzug zu nehmen, oder befehlen Sie die Uniform, oder die Jagdkleider?“

„Nichts! Ich bitte um meine Kleider, und dann dem durchlauchten Spaß ein Ende zu machen.“

Man brachte die Kleider, welche vom feinsten Zeuge, dazu einen Ueberrock, von blauem Tuch, auf dessen linker Seite ein silberner Stern eingestickt war.

Jetzt verlor der Blondin die Geduld. Er forderte seine eigenen Kleider mit Ungestüm. Alle erschraken; und der Arzt hatte noch

Muth, ihn demüthig zu beschwören, nicht ungnädig zu werden; der Zorn könne den schwersten Rückfall der Krankheit verursachen. Andere Kleider, als diese, habe er nie gehabt. Herr Le Blond ergab sich in sein Geschick, und hoffte, sei er einmal angekleidet, den Chaldäer zu finden. Die Bedienten waren geschäftig, ihm beim Ankleiden zu helfen; zum Waschen brachten sie ihm in silbernen Becken wohlriechendes Wasser. Dann ward Frühstück im feinsten chinesischen Porzellan aufgetragen.

Er aß und trank. Alles war ihm fremd und sonderbar. Solche Pracht des Geräthes hatte er in seinem Leben nie gesehen. Er trat ans Fenster; er sah, daß er in einem alten, hochgelegenen Schlosse wohne, mit Aussicht über einen weiten Wald, durch welchen sternfö:mig Alleen gehauen waren.

„Wie weit ist Namur von hier?“ Das wußte keiner. Er fragte wiederholt nach Herrn Abubeker, beschrieb den Chaldäer auf alle Weise, erzählte, daß er dreihundert und zwölf Jahre alt sei, und was er von ihm wußte. Die Bedienten zuckten die Achseln, ihre Unwissenheit zu entschuldigen. Der Arzt versicherte, eine solche Gestalt habe man hier noch nie gesehen; und wegen der dreihundert und zwölf Jahre griff er dem Blondin geschwind wieder nach dem Puls.

„Meine Herren,“ sagte Le Blond verdrießlich: „entweder bin ich närrisch, oder Sie sind es. Denn daß ich wache und gar nicht träume, das fühle ich deutlich. Bei wem bin ich hier?“

„Ihro Durchlaucht sind nebst Ihrer Frau Gemahlin in Hochdero eigenem Schlosse Charmes!“ sagte der Arzt.

„Was Gemahlin? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht länger für einen Wahnsinnigen oder Tölpel. Ich war nie verheirathet. Wo wäre denn meine sogenannte Gemahlin?“

„Ich werde Ihrer Durchlaucht sogleich von Dero Wünschen melden, die Sie äußern!“ rief einer der Bedienten und entfernte sich.

„Possen!“ rief Le Blond, und machte Miene, das Schlafzimmer zu verlassen. Aber er bemerkte, daß er nur in Pantoffeln sei, und forderte seine Stiefeln.

Indessen öffnete einer der Bedienten die Thür sehr weit und sagte: „Ihro Durchlaucht, die Herzogin!“

Die Herzogin.

Im leichten Morgenkleide, welches aber eben so geschmackvoll als kostbar war, trat ein junges Frauenzimmer herein, auf dessen Wink sich ehrfurchtsvoll der Arzt und Bediente entfernten. „Ich will einen Augenblick mit meinem Gemahl allein sein!“ sagte sie: „Bleibt vor der Thür stehen.“

Der Blondin, da er die junge, ihm unbekannte Schöne freundlich gegen sich zuwandern sah, wußte nicht mehr, was sagen. Er verbeugte sich ehrerbietig und machte eine Bewegung, als wollte er sich entschuldigen, konnte aber kein Wort hervorbringen. Sie legte holdlächelnd ihre Hände auf seine Achseln, sah ihm lange schweigend und forschend in die Augen, und sagte dann: „Wie befinden Sie sich heute? Nicht so, Sie wollen gut sein; denken auch nicht mehr an Spitzenladen und Zauberer, Jacquelinen und vergrabene Schätze, von denen Sie immer und ewig seit einem halben Jahre sprechen. Wie froh wäre ich, wenn ich bald wieder mit Ihnen nach Paris an den königlichen Hof zurück könnte! Erst heut' empfing ich von der Herzogin von Nemours Briefe, worin sie sich nach Ihrer Genesung aufs Angelegentlichste erkundigt.“

„Die Herzogin von Nemours?“ sagte der Blondin, dem das vertrauliche Anlehnen der schönen Gestalt, ihr zärtlicher Blick, ihre Stimme ein Erröthen ums andere abjagte und ihn seltsam bewegte: „Gnädige Frau, ich weiß nicht, wo ich bin. Beinahe sollte ich an Hexerei glauben. Ich bitte Sie, reißen Sie mich

aus dem Irrthum. Ich will Ihnen meine ganze Geschichte bis zum heutigen Tage erzählen. Dann richten Sie.“ Er erzählte.

„Mein Gott!“ rief die Herzogin: „das haben Sie schon viel hundertmal erzählt. Eben deswegen mußten wir nach dem Rath der königlichen Leibärzte Paris verlassen, um alles Aufsehen zu vermeiden, welches Ihre Gemüthskrankheit nothwendig erregte. Ich bitte Sie, halten Sie sich wenigstens ruhig; vermeiden Sie Ihre Träumereien, denken Sie gar nicht mehr daran; finden Sie sich wieder in Ihre wirkliche Lage hinein; betrüben Sie mich nicht mehr mit Ihren seltsamen Einbildungen. Wollen Sie das?“

„Alles, was Sie befehlen, gnädige Frau. Aber entweder bin ich jetzt wirklich verrückt, oder ich muß an Zauberei glauben, oder der Zauberer verblendet Sie und alle Ihre Leute. Denn ich schwöre, ich bin kein Herzog; ich bin der Seidenhändler Le Blond von Namur; ich habe —“

„Ach, schon wieder das alte Lied!“ rief die Herzogin unwillig: „Und Sie haben mir doch versprochen, vernünftig zu sein! Also Alles vergebens. Sie kennen mich also noch immer nicht wieder?“

Der Blondin schüttelte den Kopf, und doch war ihm in dem ganzen Wesen, selbst in der Stimme der Herzogin viel Bekanntes. „Es ist mir, als hätte ich schon einmal die Ehre gehabt, in Ihrer Gesellschaft oder Nähe gewesen zu sein; allein ich —“

„Gottlob!“ rief die Herzogin: „Es fängt in Ihrer Vernunft an zu dämmern. Das ist seit langer Zeit das erste Mal, daß ich Sie so reden höre. Nur Geduld! Sie werden sich bald wieder auf Alles besinnen. Schonen Sie Ihrer. Thun Sie sich nur Gewalt an, und verbannen Sie Ihre Einbildungen. Reden Sie wenigstens nie mehr davon; geben Sie sich wenigstens nicht mehr vor unsern Bedienten mit Ihrer Krankheit bloß. Sie sind der Herzog von Melfi; Sie mein Gemahl, und könnten so glücklich sein, wenn Sie nicht . . .“

„Ich der Herzog von Melfi, ich — gnädige Frau — Ihr Gemahl — — in der That, ich muß wahnsinnig sein, wenn ich das glauben soll.“

„Mein Lieber, Sie sind wahnsinnig, weil Sie's nicht glauben; weil Sie immer zum Fenster hinausspringen, wie rasend in die Wälder laufen wollen. Daher mußte ich die Fenster vergittern, die Schloßpforten verriegeln und bewachen lassen; darum habe ich mich seit einigen Tagen von Ihnen entfernt halten müssen; darum muß ich selbst noch die Leute hier an der Thür draußen Wacht stehen lassen. Sie haben mich ja schon einmal tödten wollen, so wenig lieben Sie mich!“

„Was?“ rief Herr Le Blond: „Ich zum Fenster hinausspringen — ich Sie tödten wollen?“ — Mein Verstand läuft im Ring herum. Sagen Sie um Gotteswillen, wie könnte mir das einfallen?“

„Sie wollen mich also nicht mehr erschrecken?“

„Gewiß nicht, gnädige Frau.“

„Wollen nie wieder von Ihren alten Grillen sprechen, wenigstens sich vor Ihren Bedienten nicht mehr lächerlich machen, sondern Herzog, Gebieter, mein Gemahl, kurz Alles das sein, was Sie wirklich sind?“

„Gnädige Frau!“ sagte der Blondin, und traute Augen und Ohren nicht: „Ich weiß zwar in der That nicht, was ich wirklich bin. Den Chaldäer hole der Kukuk! Aber ich bin Alles, was Sie aus mir zu machen für gut finden.“

Da schloß ihn die Herzogin in ihre Arme und drückte ihre schönen Lippen dankbar auf seinen Mund. Es strömte Fiebergluth durch alle seine Adern. Er vergalt schüchtern den Kuß und folgte ihr nun an ihrer Hand in die andern Zimmer.

Der Herzog.

Ein Gemach übertraf das andere an Pracht und Bequemlichkeit. So oft er aber behauptete, in seinem Leben dergleichen nicht gesehen zu haben, hielt ihm die Herzogin lächelnd-drohend die Hand auf den Mund. „Was haben Sie mir versprochen?“ rief sie dann, und er gehorchte willig.

„Ich begreife zwar die ganze Komödie nicht, die man mit mir spielt,“ dachte er bei sich selbst, sobald er, auf das weichste Ruhebett hingeworfen, einen Augenblick allein war: „weiß auch nicht, aus welchen Absichten man mit mir spielt; oder ob ich rase, oder ob der Nekromant, der verdammte Chaldäer, mich bezaubert hat? Inzwischen will ich den Ausgang des Dinges abwarten. Ewig kann es doch nicht währen. Oder“ — hier stockten seine Gedanken; denn er erinnerte sich betroffen, was ihm Herr Abubeker im Waldhause beim Kaminfeuer von einer Person erzählt hatte, der er einen Schatz gehoben, und die in einer vierwöchentlichen Ohnmacht gelegen, worin sie die schönsten Träume von der Welt gehabt zu haben behauptete. „Es wäre,“ dachte er, „der tollste Streich von der Welt, wenn ich im Waldhause ohnmächtig auf der Matratze läge, und der gute Chaldäer neben meinem Bette, während ich hier ein Herzog zu sein glaube oder mit aller Gewalt sein soll. Gleichviel. Ich muß den Verlauf der Dinge abwarten.“

Er spielte in der That auf der Stelle seine Herzogenrolle sehr glücklich. Allein mit der schönen Herzogin, die er als Gemahl behandeln sollte, gerieth er jedesmal in Verlegenheit. Er wagte in Ehrerbietung kaum zu ihr aufzublicken. Nur ihre Zärtlichkeiten konnten ihn kühner machen.

Das Schloß war einsam gelegen, rings in einem ungeheuern Forst begraben, von außen alt und verwittert, auf einem Felsen, mit Gräben umzogen, über welche eine Zugbrücke hing. Von

innen sah man schmale, dunkle Gänge, davon einige selbst am Tage mit Lampen erleuchtet werden mußten. Hingegen herrschte in allen Sälen, Zimmern und Gemächern fürstliche Pracht, verschwenderischer Reichthum, üppiger Ueberfluß an der Tafel. Die Dienerschaft war nicht groß. Drei männliche Bedienten und zwei weibliche, der Arzt und ein halbblinder Kastellan, Köche, Stallknechte machten den Hofstaat aus.

Am meisten interessirte ihn die Herzogin. Er konnte nicht läugnen, daß sie sehr liebenswürdig sei, und bedauerte, freilich nur im Stillen, daß sie in dem unbegreiflichen Wahn beharrte, sie sei seine Gemahlin, und daß sie ihre zärtliche Vertraulichkeit einem Unwürdigen weihe. Aber, wie gesagt, er widersprach zuletzt gar nicht mehr, um sie nicht zu betrüben. Sie war ausgelassen lustig, wenn er gebieterische Miene gegen die Bedienten annahm und den Herzog von Melfi in aller Form darstellte. Sie gab ihm eigenhändig alle drei Stunden von der ihm verordneten Arznei ein, so sehr er auch dagegen protestirte und sich auf sein vollkommenes Wohlbefinden berief. Aber er mußte die Tropfen trinken, um seine reizende Gemahlin nicht zu betrüben. Auch schienen sie schon darum gut, weil sie ihm von ihrer zarten Hand gereicht wurden. Den alten Arzt überhäufte sie mit Lobsprüchen wegen der trefflichen Wirkungen seiner Kunst, an die Niemand weniger, als unser Herzog von Melfi glaubte. Denn mitten in allen unbegreiflichen Umgebungen fühlte er doch, der Irrthum müsse nothwendig auf der Seite der Andern sein, ob ihm gleich unerklärlich blieb, auf welche Weise er in die Feenwelt gerathen sei.

Aber schon nach einigen Tagen hatte er sich an die Feenwelt so ganz gewöhnt, als wäre er seit Kindesbeinen dieses prächtigen Müßiggangs theilhaftig gewesen. Seine Gemahlin schien sich von Tag zu Tag zu verschönern; und selbst Jacquelinens Andenken schien sich durch den Gang der Gegenwart zu verdunkeln. Die Tage flossen

in ungemeiner Schnelligkeit hin; man sang; man spielte Schach und Karten; man ließ sich die neuesten Werke der Dichter vorlesen; man ging endlich sogar auf die Jagd. Die Herzogin war eine treffliche Reiterin, und mit ihrer Flinte traf sie das aufsteigende Wild glücklicher, als der ungeschicktere Herzog, der sich beim Schießen lange Zeit übel geberdete. Aber auch darin erwarb er bald Vollkommenheit, und seine Gemahlin hatte dabei nur einen neuen Triumph, indem sie standhaft behauptete, er wäre unter Allen am Hofe der beste Schütz gewesen, und der König selbst habe ihm einst, bei Erlegung eines sechszehnendigen Hirsches im Park des Herzogs von Orleans, das Zeugniß gegeben, es komme ihm im Jagen keiner gleich.

Wenn der erstaunte Herzog von Melfi dergleichen hörte, pflegte er mit komischer Verziehung des Gesichts hinter den Ohren zu kratzen und zu denken: „Ich weiß leider kein Wörtchen davon. Aber daß ich ein vollkommener Narr geworden, das weiß ich sehr gut.“

Doch dergleichen wagte er nicht mehr laut zu sagen, um nicht auf die Stirn seiner schönen Nachbarin Wölkchen des Verdrusses zusammenzuziehen. Darum verstellte er sich, so gut er konnte, und bald ward ihm der eingeführte Ton Bedürfniß und Gewohnheit. Die Herzogin las ihm aus Briefen verschiedener Fürsten Glückwünsche zu seiner Genesung vor, und was ihm von Allem das Tollste schien, er mußte den Fürsten und Herzogen und Prinzessinnen, selbst dem König Ludwig dem Vierzehnten, für ihre Theilnahme danken, als wäre er längst mit ihnen bekannt gewesen. Seine Gemahlin lachte sich fast krank, wenn er einen seiner Briefe vorlas, worin die kaufmännische Schreibart des Spitzenhändlers mit den Schriften des Herzogs von Melfi bald in Zwietracht oder Eintracht stand.

Das Geheimniß.

Es verstrich in dem Getändel mancher Monat. Der Frühling erschien. Vögel sangen weit umher im Walde. Wiesen grünten. Felsen umspannten sich mit Blumen.

Da dachte der gute Blondin öfters an seine Jasminlaube und an Jacquelinen und die italienischen Lektionen. Es kam ihm zuweilen unbeschreibliche Sehnsucht, und quälte ihn mit Heimweh. Dann ward für ihn das Zauberschloß ein bunt geschmückter Kerker.

Aber, selbst wenn er diese Gefangenschaft hätte verlassen können, er würde es nicht gethan haben, weil er es nicht mehr konnte. Die verschlossenen Thore und aufgezogenen Brücken hielten ihn weniger, als sein Herz. Er liebte seine Gemahlin aufrichtig und von ganzer Seele; und in der That war sie sehr liebenswürdig durch ihr Gemüth. Noch mehr fühlte er sich an sie gefesselt, als sie ihm eines Morgens erröthend und selig gestand: ihre höchsten Wünsche wären erfüllt, Mutter zu werden. Von diesem Augenblick an war sie ihm das Theuerste auf Erden; und wollte Jacquelinens Bild ihm das Gegentheil beweisen, so suchte er sich loszureißen, wie von einer Erbsünde.

Auch die Herzogin schien, seit dem Geständniß, ihre Zärtlichkeit für ihn zu verdoppeln; aber in ihren Augen las er nicht selten unerklärliche Schwermuth, die mit jedem Tag sichtbarer ward. Oft starrte sie ihn lange und schweigend an, und brach dann plötzlich in ein lautes klagendes Schluchzen aus, und ihre Thränen schienen nicht aufhören zu können. Umsonst suchte er sie zu beruhigen, zu trösten, oder ihr die Ursachen ihres Kummers abzuschmeicheln. Sie blieb die Gleiche, und suchte sich wegen ihres wunderlichen Betragens zu entschuldigen mit allerlei Vorwänden. Der Arzt, welchen der bekümmerte Gatte befragte, wiegte den Kopf lächelnd und sagte: „Diese Schwermuth ist sehr erklärlich. Ihre

Durchlaucht geruhen darüber ohne Besorgniß zu sein. Die Umstände Dero Frau Gemahlin bringen es nicht anders mit sich.“

Das schien Sr. Durchlaucht ein sehr vernünftiger Grund zu sein. Wenn er aber die Herzogin, ihre Thränen, ihre Liebkosungen schärfer beobachtete, schien es, als wenn noch ein ganz besonderes Geheimniß auf ihrer Seele laste. Sie sagte sogar einmal die räthselhaften Worte: „Eben daß das Ziel meiner Wünsche erreicht ist, macht mich höchst glücklich und doch höchst traurig.“

Eines Abends, da sie ihren Gemahl fast nicht aus den Armen ließ, und Thränen und Fröhlichkeit bei ihr, wie Sonnenschein und Regen im Aprilwetter, wechselten, beschwor er sie von neuem, ihm das Räthsel ihres wunderlichen Betragens zu lösen. Er bat so dringend, daß sie endlich sagte: „Gut, Sie sollen es morgen erfahren.“ Sie zog ihn zum Nachtessen, und bat ihn, im Glase Wein für diesmal seine Neugier zu begraben.

Als er erwachte, war das Geheimniß, welches ihm die Herzogin offenbaren wollte, der erste seiner Gedanken. Aber er erstaunte nicht wenig, sich auf einer Matratze liegend, in dem alten Zimmer mit zerrissenen Tapeten zu finden, wo er zuletzt mit dem Chaldäer gewesen. Im Kamin glühten noch einige Kohlen. Der alte Jäger in seinem abgetragenen Rock stand am Fenster, und kaum bemerkte er das Erwachen des Schläfers, lief er behend zur Thür hinaus, und rief: „Herr Abubeker, er wacht!“

Der Chaldäer trat nach einigen Augenblicken ins Zimmer, und seine Frage war: „Wie befinden Sie sich?“

„Ganz leidlich; der Kopf ist nur ein wenig betäubt!“ sagte Le Blond: „Aber vor allen Dingen erklären Sie mir, wo ich bin? welches Teufelsspiel treiben Sie mit mir?“

„Wo sollten Sie anders sein, als in Valerien des Anges?“

„Wo ist mein Schloß, meine Gemahlin, die Herzogin von Melfi? Wo sind meine Bedienten?“

Der Chaldäer lachte laut auf: „Es scheint, Sie leben noch in Ihren Träumereien. Aber Scherz bei Seite. Nehmen Sie diese Tinktur; die wird Ihnen alle Kräfte wiedergeben. Denn es ist kein Spaß, über vier Monate bewußtlos da zu liegen. Wir haben viel Noth mit Ihnen gehabt. Hier nehmen Sie diese Tinktur; trinken Sie!“

Der Blondin wollte sich anfangs weigern, aber da der Chaldäer fest versicherte, eher würde er ihm keine Antwort geben, trank er. Es floß wie Feuer durch seine Kehle. „Nun sagen Sie mir,“ fuhr der Blondin fort, wo ist die Herzogin, meine Gemahlin? Ich will schlechterdings zu ihr!“

„Herr Le Blond,“ antwortete der Chaldäer mit der ihm eigenen Trockenheit, „besinnen Sie sich, wo Sie sind, warum Sie hier mit mir ankamen? Machen Sie sich nicht etwa lächerlich, indem Sie aus Träumen reden, wie ein Wahnsinniger. Was wollen Sie mit Ihren Schlössern, Bedienten und Herzoginnen? Vielmehr habe ich das vollkommenste Recht, Ihnen wegen der Angst Vorwürfe zu machen, die Sie mir durch eine Ohnmacht verursachten, an der Sie selbst Schuld waren, weil Sie mich nicht mit aller Offenherzigkeit behandelten. Ich hatte Sie ja mehr denn einmal genug dazu aufgefordert und vor der schlimmen Folge gewarnt. Warum thaten Sie mir das?“

„Scherzen Sie doch nicht, Herr Abubeker!“ rief der Blondin halb unwillig: „Wo ist das alte Schloß Charmes? wo die Herzogin von Melfi, meine Gemahlin?“

Der Chaldäer schüttelte unzufrieden den Kopf und sagte nach einer Weile: „Es gibt in Frankreich keine Herzogin von Melfi, kein Schloß Charmes. Wie kamen Sie, als Seidenhändler, zur Hand einer Prinzessin? Was denken Sie denn? Die ruhige Ueber-

legung eines Augenblicks könnte hinreichen, Sie von Ihrem Wahn zu überzeugen."

„Aber ich habe ja noch Briefe vom Herzog von Orleans, vom Herzog von Guimené, von der Herzogin von Nemours, von — von — ja, vom König selbst!"

„Wo haben Sie sie denn?"

Der Blondin sah sich um. Er lag auf der Matratze, und zwar in seinen Reisekleidern, die er von Namur mitgenommen. Er rieb sich die Augen, rieb die Stirn und sprang auf. Eben ging die Sonne nieder.

„Was ist denn das?" rief Le Blond: „Ist's jetzt Morgen oder Abend?"

„Abend ist's!" antwortete der Chaldäer.

Der Blondin schüttelte den Kopf; er war irre an sich und der Welt. Er ging nachdenkend im Zimmer auf und ab, blieb wieder stehen; untersuchte seine Taschen; und da er gar keine Spur vom herzoglichen Zustande weder um, noch an sich erblickte, rief er: „Was ist denn Blendwerk? Wo ich bin oder wo ich war? Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen, daß ich länger als ein Vierteljahr regelmäßig träumte, wie ich alle Tage aß, trank, schlief und wieder aufstand?"

„Und Sie, mein Herr," versetzte der Chaldäer endlich mit hörbarem Verdruß in der Stimme: „und Sie werden mir doch nicht zumuthen, mich mit Ihnen um den Inhalt Ihrer Träume zu zanken? Denken Sie von Ihrem Zustande, was Sie wollen; aber danken sollten Sie mir, daß ich Sie aus Ihrer Ohnmacht rettete."

„Ihnen danken? Nein, Herr Abubeker, Sie verrechnen sich. Es ist eben nicht ergötzlich, aus einem Herzog von Melfi, Seiden- und Spitzenkrämer zu werden."

„Gut, Herr Le Blond, ich widerspreche nicht mehr," sagte der Chaldäer trocken, „aber meine Zeit ist kostbar. Der Wagen

ist angespannt, wir müssen einsitzen, nach Namur zurück. Ist's gefällig, so folgen Sie mir."

„Keineswegs, nicht von der Stelle, bis ich weiß, wo ich bin. Das Schloß Charmes und meine Gemahlin können nicht weit von hier sein."

„Wenn Sie daran glauben, Herr Le Blond, so bleiben Sie. Ich meines Theils reise ab nach Namur. Leben Sie wohl."

Der Chaldäer machte in der That Miene, davon zu gehen. Es schien dem Blondin nicht räthlich, allein zurückzubleiben in unbekannten Gegenden. Er rief dem Reisegefährten zu, der schon die Thüre öffnete: „He, Herr Abubeker, ein Wort! Was ist denn aus dem Schatz geworden, den wir heben wollten?"

„Davon läßt sich im Wagen sprechen, wenn Ihre Sinne besser entwirrt sein werden."

Der Blondin schüttelte mißvergnügt den Kopf und folgte dem Chaldäer. Der Wagen stand in der That vor dem Waldhäuschen angespannt, Bediente vorn und hinten auf. Man setzte sich ein, und die Pferde flogen durch Wald und Nacht leichtfüßig dahin.

Trennung.

Der Blondin seufzte tief im Stillen, als er neben seinem Zauberer dasaß, der gar keine Neigung zu haben schien, das Schweigen zu brechen. Das flüchtige Fuhrwerk schien ihn in Schlaf einwiegen zu wollen. Herr Le Blond machte inzwischen über diese Flüchtigkeit zwei wichtige Bemerkungen. Die eine bestand in der Vermuthung, daß der Schatz, wenn er gehoben wäre, und im Wagen läge, keine allzugroße Last sein müsse. Die andere, daß Herr Abubeker seinen Zauber bei allem dem in guter Ordnung haben müsse, da man während der Nacht mehrmal Pferde wechselte,

die schon alle bereit standen und die Fortsetzung der schnellen Reise kaum einige Minuten unterbrachen.

„Jetzt auf den Schatz zu kommen," sagte der Blondin, „wie ist's dem ergangen? Haben wir ihn gehoben?"

„Allerdings!" erwiederte der Chaldäer sehr schläfrig: „Er ist durch Ihre Ohnmacht nicht so beträchtlich ausgefallen, als ich erwartete; aber doch bedeutend genug, Ihnen zeitlebens bequeme Tage zu machen."

„Wie viel beträgt er etwa?"

„Ich weiß nicht."

„Haben wir ihn im Wagen?"

„Ja wohl!" sagte gähnend der Chaldäer: „Aber wenn Sie erlauben: ich bin des Schlafs bedürftig. Ich werde es Ihnen recht sehr danken, wenn Sie mir einige Stunden Ruhe gönnen. Denken Sie inzwischen nach, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen."

Abubekers Schläfrigkeit kam dem guten Blondin zu sehr ungelegener Stunde. Er suchte den Reisegefährten durch allerlei Bemerkungen und Fragen munter zu erhalten.

„Das ist schon entschieden!" sagte Herr Le Blond: „Habe ich den Schatz, so reise ich so lange die Kreuz und Quer durch Frankreich, bis ich mein Schloß Charmes und meine Gemahlin wieder gefunden habe."

„Das sicherste Mittel, mein Herr, daß Ihnen das Geld wieder aus dem Kasten verschwindet. Denn Ihr guter Genius gab es Ihnen nicht, daß Sie es für einen Traum verschwenden. — Es thut mir leid um die Mühe, die ich mir für Sie gab. Denn schon jetzt haben Sie durch Ihre thörichten Entschlüsse einen Theil davon eingebüßt. Sie sollen, was Sie haben, mit Weisheit anwenden."

Herr Le Blond gerieth bei dieser Erklärung in eine kleine Ver-

legenheit. „Was nennen Sie denn mit Weisheit anwenden, wenn ich fragen darf?“

„Sie lieben die Tochter des Generals in Namur — wie heißt er doch gleich?“

„Mein Gott!“ schrie der Blondin: „davon kann ja die Rede nicht mehr sein. Ich bin ja schon vermählt. Ich bin nahe daran, Vater zu werden.“

„Ach, schweigen Sie!“ fuhr der Chaldäer heftig auf: „Sie bringen mich mit Ihrer lächerlichen Träumerei in Wuth. Und ich sage Ihnen, durch dies Wort haben Sie abermals einen beträchtlichen Theil Ihres Schatzes verloren. Werden Sie nicht vernünftiger, so kündige ich Ihnen an, daß Sie Alles, und endlich auch selbst mich verlieren.“

Der Blondin schwieg. Der Mann war ihm immer ein Räthsel gewesen; jetzt ward er ihm verdächtig. Er fing an sich zu überreden, der Chaldäer habe mit ihm ein Späßchen getrieben, aber keineswegs einen Schatz heben wollen. Nur konnte er nicht wohl begreifen, warum der Abenteurer sich den Spaß so viel Geld kosten ließ. Auch sein Aufenthalt zu Charmes, der nun schlechterdings zum bloßen Traum gemacht werden sollte, war ihm mehr als Spaß. Er hätte die Unterredung gern fortgesetzt, aber aus dem Schnarchen des Chaldäers schloß er, daß auf mancherlei Anfragen keine Antwort erfolgen würde.

Als nach einer halben Stunde — der Morgen graute schon — der Wagen vor einem Haus hielt neben einer Brücke, um frischen Anspann zu nehmen, gähnte der Chaldäer mächtig auf; doch schien er wieder in den Schlaf zurückkehren zu wollen. Der Blondin konnte sich nicht länger halten, stieß den Nachbar an und sagte: „Offenherzig gesprochen, Herr Abubeker, ich habe Alles wohl überlegt und erwogen; haben Sie mit mir Komödie spielen wollen, oder treiben Sie noch Scherz mit mir? Halten Sie mich denn

in allem Ernst für albern genug, zu glauben, daß ich ein Vierteljahr lang habe ohnmächtig liegen, habe träumen können . . ."

Der Chaldäer pfiff sich ein Morgenlied, um nichts zu hören. Der Blondin aber fuhr ganz ruhig fort: „Sie überreden mich in Ewigkeit nicht. Denn ich bin jetzt im Stande, Ihnen den unwidersprechlichsten Beweis zu geben, daß ich wirklich wachend in Charmes war, wirklich der Gemahl der Herzogin . . ."

Herr Abubeker ließ ihn nicht ausreden, sondern donnerte ihn heftig an, aber in einer wildfremden Sprache, von welcher der Blondin kein Wort verstand.

„Sprechen Sie auch, damit ich Sie verstehe," sagte der Blondin.

„Sie haben Recht; ich vergaß mich, Herr Le Blond!" sagte der Chaldäer, und rückte näher an ihn, und fuhr mit zorniger, doch gedämpfter Stimme fort, indem er Le Blond's Hand mit Heftigkeit drückte: „All mein Warnen und Reden war nun bei Ihnen vergebens. Sie haben sich um einen Theil Ihres Glückes gebracht. Hüten Sie sich, wenn Sie nicht Alles einbüßen wollen. Ich muß Sie auf andere Weise behandeln. Hören Sie mich aufmerksam an! Vergessen Sie Ihren Traum. Lassen Sie in Ihrem ganzen Leben von dessen närrischem Inhalt keine Sylbe über Ihre Lippen kommen, weder gegen mich von diesem Augenblick an, noch gegen irgend einen andern Menschen; noch schreiben Sie davon eine Zeile, noch malen Sie davon. Genug, begraben Sie in Vergessenheit Ihre Träumerei. Unter dieser Bedingung sehen Sie mich einst wieder und Ihr Glück, sonst nie."

Bei diesen Worten öffnete sich die Thür des Wagens; der Chaldäer stieg ab, und im gleichen Augenblick stieg ein breitschultriger, starker Kerl ein, setzte sich ohne Feierlichkeit neben den Blondin, und der Wagen rollte über die Brücke schnell davon.

Herr Le Blond machte zu dem neuen romanhaften Streich große

Augen; noch mehr, als der neue Reisegefährte eine Pistole hervorzog, und sagte: „die ist scharf geladen!“ — dann ein langes Messer hervorzog und sagte: „das ist scharf; wollen Sie die Spitze mit dem Finger prüfen?“

„Ich habe gar keine Neigung dazu, mein Herr,“ sagte der bestürzte Le Blond, „und glaube Ihnen gern auf Ihr Wort. Wozu aber diese Umstände?“

„Beim ersten Schrei, den Sie thun,“ versetzte der Reisegefährte, „bei der ersten verdächtigen Bewegung, die Sie machen, habe ich die Ehre, Ihnen dieses Messer zwischen die Rippen zu stoßen oder die Kugel durch den Kopf zu jagen. Es thut mir unendlich leid, daß wir Beide in so gespannten Verhältnissen leben müssen. Zu Ihrer eigenen Sicherheit muß ich Sie bitten, sich gefälligst die Augen von mir verbinden zu lassen, bis es mir erlaubt sein wird, sie Ihnen wieder zu öffnen.“

„Aber — warum das?“ fragte der Blondin erschrocken.

„Weil Sie mein Gefangener sind!“ antwortete der fürchterliche Nachbar, und zog ein Tuch hervor. „Ist's gefällig?“ fuhr er fort, und spielte mit der Dolchspitze um Herrn Le Blond's Brust.

Wider eine so dringende Einladung ließ sich im Grunde nicht viel sagen. Der Blondin neigte sein Haupt verzagend dem Tuche entgegen, und schnell genug waren ihm die Augen so fest zugeschnürt, daß er auch keinen Schein des Tages mehr wahrnahm.

Nun hatte unser Abenteurer gut Ueberlegung anstellen; denn der Nachbar schien stumm geworden zu sein, und antwortete auf keine Frage. Höchstens bot er von Stunde zu Stunde Wein und kalte Küche. Herr Le Blond bereuete bald, sich mit dem Chaldäer jemals eingelassen zu haben; bald bereuete er, daß er sich dessen Zorn zugezogen, wodurch er auch des Schatzes verlustig geworden. Er gedachte vielmals der letzten Worte Abubekers, und beschloß in seinem Herzen, dessen Befehl zu erfüllen. So blieb

ihm wenigstens Hoffnung, den Wundermann irgend einmal wieder zu sehen. Denn so ganz natürlich ging's mit diesem doch nicht zu.

Ich weiß nun eben nicht, wie lange die Reise dauerte; denn der Blondin, welcher weder Tag noch Nacht unterscheiden konnte, wußte es selbst nicht. Er wachte, schlief dazwischen, träumte, wachte wieder, aß und trank, und fand die Reise sehr lang, weil sie langweilig war. Am meisten quälte ihn, zu wissen, was aus ihm werden solle, wohin es mit ihm ginge? Darauf antwortete aber der Nachbar nie.

Alles auf dem alten Fleck.

„Steigen Sie aus, wenn ich bitten darf!“ sagte der Nachbar.

Herr Le Blond gehorchte. Der Nachbar, wie gewöhnlich, war ihm dazu behülflich. Er stand auf festem Boden, ohne zu wissen, wo, und erwartete, was weiter geschehen solle? Da hörte er den Wagen hinter sich wegfahren. Doch blieb er mißtrauisch still. Als aber nach einer ziemlichen Weile der Nachbar sich nicht wahrnehmen ließ, redete ihn Herr Le Blond an. Keine Antwort. Es kam ein anderer Wagen; der rollte aber vorbei. Er wagte endlich die Binde etwas zu lüpfen. Der Dolch des Nachbars ließ sich deswegen nicht zwischen den Rippen verspüren. Er riß das Tuch von den Augen, er sah darum nicht heller. Alles schwarz und dunkel. Der gute Blondin fürchtete in allem Ernst blind geworden zu sein, wenn er sich nicht umgewendet und erleuchtete Fenster einer langen Reihe Häuser gesehen hätte. Er betrachtete die Gegend genauer. Es war die wohlbekannte Hauptstraße von Namur, in der er wohnte; ja er stand vor dem großen, prächtigen Hause des Oberamts-Präsidenten, und zwar vor seinem eigenthümlichen Seiden- und Spitzenladen, der aber verschlossen war, weil es

Mitternacht sein mochte. Der Reisewagen des Chaldäers und die gefährliche Gesellschaft darin waren verschwunden.

Nach langem Pochen öffnete der schlaftrunkene Ladenhüter des Herrn Le Blond die Thür, nicht wenig verwundert und erfreut, seinen Gebieter wieder zu begrüßen; nahm den Reisekoffer, der vor der Thür auf der Straße stand, und erzählte im Hinterstübchen alle Laden- und Stadtneuigkeiten, die er wußte, und nach welchen der Blondin durchaus nicht begierig war.

Folgenden Morgens — man könnte sagen, folgenden Mittags, denn Herr Le Blond, von seinen Abenteuern und Reisen ermattet, that einen festen Schlaf — war Alles wieder auf der alten Stelle: das Hinterstübchen, die Aussicht auf die Jasminlaube, jeder Tisch, jeder Stuhl, jeder Schrank. Der Blondin rieb sich die Augen — es stand Alles beim Alten. Das Vergangene glich einem Traum; nichts war erklärlich darin; die Geschichte mit dem Herzogthum zu Charmes am allerwenigsten. Es war, so kam's dem Blondin vor, bloße Gaukelei und Teufelei; der vorgebliche Chaldäer entweder der Beelzebub in eigener Person, oder ein Schwarzkünstler, der ihn vermuthlich zu irgend einem Hexenstückchen gebraucht hatte. Er packte mit einiger Neugier seine Reisekiste aus; drei alterthümliche blinde Goldstücke lagen oben auf den Kleidern. Er wühlte begierig weiter, denn er hielt sie für Vorboten eines darunter liegenden Schatzes; aber nichts weiter gab's. Alles Uebrige lag in derselben Ordnung unversehrt, wie er es eigenhändig auf der gleichen Stelle im Hinterstübchen eingepackt hatte den Abend vor der Abreise mit dem Chaldäer nach St. Valerien des Anges.

Nicht Alles auf dem alten Fleck.

Er that einen tiefen Seufzer. Außer den drei alten, blinden Goldstücken und den fünftausend Livres, die ihm der Chaldäer vor

der Abreise im Wirthshause gegeben, hatte er nichts von dem ganzen Abenteuer? Was war da zu thun? Er mußte es sich gefallen lassen, wieder in den Spitzenladen zu treten, und auf die Kundinnen zu warten, die sich aber während seiner Abwesenheit ganz verloren zu haben schienen.

Je weniger er im Laden zu schaffen hatte, je fleißiger lauerte er im Hinterstübchen am Fenster, um die geliebte Jacqueline zu erblicken. Sie kam aber nicht zum Vorschein. Er ging des Tags zwanzigmal in das Gärtchen und in die Jasminlaube, um sich zu zeigen. Alles umsonst. Jacqueline blieb unsichtbar. Aber je öfter er zur Laube kam, je mehr verschwand aus seiner Phantasie das Bild der Herzogin von Melfi; je lebendiger erwachte die Erinnerung an die reizende Jacqueline, an die Seligkeit der Lehrstunden, an die Thränen und Gelübde der ewigen Treue. Mit seiner ewigen Treue hatte es freilich eigenes Bewandtniß gehabt im Schlosse Charmes, das fühlte er wohl selbst; und er fürchtete sich, daß Jacqueline ihm wohl ungefähr auf ähnliche Weise Treue gehalten habe. Dann pflegte ihm recht daran zu liegen, seine ehemalige Herzogenschaft für einen Fiebertraum zu halten, wiewohl sein zartes Gewissen ihm bemerkbar machte, daß Untreue im Traume auch Untreue sei.

Am Abend lief er zwanzigmal die Straße St. Fiacre auf und ab, und beobachtete alle Fenster des großen Hauses, in welchem die Geschwister Buonvicini von Milano wohnten. Aber seine Entdeckungsreisen blieben vergebens. Er sah die schöne, mit jeder Stunde von ihm heißer geliebte Jacqueline nicht.

Am folgenden Tage ward es noch schlimmer. Denn auf sein banges Nachforschen um den General de Fano und dessen Familie erfuhr er — fast wäre er in Ohnmacht gesunken — der Herr General sei schon vor mehreren Wochen von Namur abgereiset, ver-

muthlich nach Italien, und seine gesammte Haushaltung habe ihn begleitet.

Er lief mit dieser entsetzlichen Botschaft ins Hinterstübchen, warf sich auf sein Bett und weinte wie ein Kind. Nun erst fühlte er, was ihm die göttliche Jacqueline gewesen, da er sie ohne Hoffnung verloren sah. Sein Leben war zerrissen. Er verfluchte sein Schicksal und nebenbei den gottlosen Chaldäer, der ihn um seine Treue, um seine Kunden im Spitzenladen, um sein Herzogthum, um seine Herzogin und um Jacquelinen gebracht hatte.

Doch kann man auch nicht immer weinen und fluchen. Der arme Blondin ging wieder in alter Weise seinen kleinen Handelsgeschäften nach, verschloß Gram und Sehnsucht in sich, und schlich ohne Trost, ohne Freude, ohne Freund umher, wie ein Lebensmüder. Von seinem Abenteuer mit dem Chaldäer offenbarte er keinem Menschen, so oft ihn auch wohl Bekannte fragen mochten, wo er während der mehrmonatlichen Abwesenheit gewesen? Er wußte ohnehin selbst nicht, was er von dem Vorfall halten sollte. Denn er vernahm von allen Seiten her, weil er bei Gelehrten und Ungelehrten nachspürte, daß es keinen Herzog und keine Herzogin von Melfi, kein Schloß Charmes, ja nicht einmal ein sogenanntes St. Valerien des Anges gebe. Der Chaldäer war ein Windbeutel vom Hause aus, und hatte sich in seiner Zauberwelt eine ganz eigene Geographie gemacht.

Nach sechs Wochen hatte der Blondin, nur die göttliche Jacqueline nicht, sonst Alles ziemlich vergessen, da begegnete ihm wieder ein

Chaldäerstreich.

Er bekam nämlich eines Morgens vom Briefträger, unter andern Handelsbriefen, einen mit der Aufschrift: Herrn De Blond de Laure. Stadt, Straße und Haus, selbst sein Vorname, waren so richtig angegeben, daß der Brief keinem Andern angehören

konnte, als ihm. Daß man ihm aber sein Le in ein vornehmes De verwandelt hatte, befremdete ihn nicht so sehr, denn das konnte für einen Schreibfehler gelten. Allein der Zusatz de Laure machte ihn doch stutzen. Er erbrach den Brief. Er war datirt vom Landhaus de Laure bei Gaillac, im Gouvernement Languedoc. Der Verfasser des Briefes unterschrieb sich Martin Chrispin, allerunterthänigster Diener und Verwalter des gnädigen Herrn. Der Inhalt war ungefähr folgender: Da Herr St. Valerien des Anges das herrliche Gut de Laure, sammt allen Ländereien und dazu gehörigen Rechtsamen, für Herrn de Blond gekauft habe, wolle sich der bisherige Verwalter seinem neuen Gebieter unterthänigst zu Gnaden empfehlen, und bitten, daß ihm seine jetzige hohe Herrschaft ihr Zutrauen gewähren möge. Alle Dienerschaft auf dem Gute wünsche nichts sehnlicher, als den gnädigen Herrn bald daselbst persönlich verehren zu können. Auch frage der unterthänige Martin Chrispin an, ob er dem gnädigen Herrn, falls er sich nicht sobald nach de Laure bemühen werde, die einlaufenden Gelder vierteljährlich in guten Wechseln übermachen müsse?

Herr Le Blond las den Brief wohl zehnmal. Endlich warf er ihn auf die Seite und sagte: „Der Martin Chrispin ist ein Narr!" — Inzwischen machte ihm doch der Name des Herrn St. Valerien des Anges viel Nachdenken, der das Landgut für ihn gekauft haben sollte. „Steckt da etwa der Chaldäer dahinter, und will er mir einen neuen Streich spielen in seiner Manier?" fragte der Blondin. „Nicht also, Herr Abubeker! Diesmal bekommen Sie mich nicht wieder in Ihr Teufelsgarn." — Er legte den Brief zu den drei alten, blinden Goldstücken.

Acht Tage nachher kam abermals ein ziemlich dicker Brief. Es war ein alter, Form Rechtens ausgefertigter Kaufbrief, vom Gut de Laure, worin Käufer und gegenwärtiger Eigenthümer genannt ward; dabei lagen dankbar ausgestellte Quittungen für die baar

durch Herrn Le Blond an den ehemaligen Besitzer geschehenen Zahlungen. Bei diesen Papieren fand sich ein kleiner Zettel, auf welchem die Worte standen:

Mein Herr!

Hier haben Sie den in eins der angenehmsten und einträglichsten Landgüter verwandelten Schatz. Genießen Sie mit Schweigen.

Abubeker.

Der Blondin hatte durchaus keine Ursache, an der Aechtheit des Kaufbriefes zu zweifeln; dennoch traute er dem Chaldäer nicht. Der jährliche Zins allein von dem Gute in Languedoc betrug ja mehr, als gegenwärtig sein ganzes Vermögen und Waarenlager in Seidenzeugen und Spitzen. Wie hätte der Chaldäer zur Verschenkung so ungeheurer Summen kommen sollen? Welche Absicht konnte der räthselhafte Mann dabei haben? Denn das wollte, trotz allen schon gemachten Erfahrungen, dem Herrn Le Blond nicht in den Kopf, daß der hagere, gelbe Freund Abubeker mit seinen funkelnden Augen aus Chaldäa gekommen, dreihundert und zwölf Jahre alt sei, und in Gottes Welt umher fahre, um irgend einer guten Haut einen verborgenen Schatz zuzuweisen. Das wäre ein Handwerk neuer Art gewesen.

Ganz vorsichtig zog er links und rechts Erkundigungen vom Gouvernement Languedoc, der Stadt Gaillac und den Ländereien von de Laure ein. Und da sich das Dasein dieser Güter nicht länger bezweifeln ließ, wollte er noch über die Aechtheit des zu Gaillac ausgestellten Kaufbriefes Sicherheit. Er wandte sich also eines Tages ohne Umstände an den Oberamtspräsidenten, in dessen Hause er wohnte, erzählte demselben, wie er eine beträchtliche Erbschaft von einem Vetter in Ostindien oder dergleichen gemacht, sich dafür die Güter zu de Laure gekauft habe u. s. w. Der Oberamtspräsident, welcher den Blondin bisher kaum als Miethsmann einiger Aufmerksamkeit werth geachtet, horchte mächtig auf, da er von

den Reichthümern des jungen Mannes hörte. Es kam darauf an, die Aechtheit des Kaufbriefes zu prüfen. Der Oberamtspräsident nahm den Pergamentbrief, verglich Siegel, Unterschriften, machte einen freundlichen Bückling, nannte ihn erst „mein Freund", dann, wie er das Pergament noch einmal betrachtet hatte, „mein bester Herr de Blond", dann, da er die Kaufsumme noch einmal las, „Herr Le Blond", und endlich, da er die Reihe wichtiger Rechtsame durchschaute, welche an den Ländereien hafteten, „Herr de Laure".

Der Blondin ahnete schon aus dieser von Minute zu Minute sich steigernden Artigkeit des Oberamtspräsidenten, daß der Chaldäer ehrlich zu Werke gegangen sei. Man bat ihn, sich niederlassen zu wollen. Man fragte, wie er zu der seltsamen Grille käme, den Spitzenhandel auch nur eine Stunde länger fortzusetzen? Man ersuchte ihn dringend, seine Besuche zu wiederholen; der Präsident bot ihm ein ganzes, noch unbewohntes Stockwerk seines Hauses, Küche, Keller, Stallung, Equipage an.

Das Gerücht von der großen Erbschaft des Blondin lief bald durch ganz Namur; der Seiden- und Spitzenvorrath ward in Bausch und Bogen verkauft; Glückwünsche kamen von allen Seiten, Einladungen in die besten Häuser, wo irgend eine vormalige schöne Kundin wohnte; die halbe Stadt behauptete, mit ihm verwandt zu sein.

Aber das Alles machte ihn nicht glücklicher. Was bisher das Hauptgeschäft seines Lebens war, Geld zu sammeln, ward ihm, nun er sich, wie durch einen Zauberstab, an das glänzende Ziel versetzt fand, ganz gleichgültig. Nur Jacqueline lag ihm im Sinn. Er wäre gar zu gern, mit der Grammatik unterm Arm, wieder Sprachmeister bei ihr geworden. In Namur mochte er nicht bleiben. Er beschloß, den General de Fano in allen Welttheilen aufzusuchen, und sollte er darüber wieder zum armen Manne werden.

Nach de Laure.

Will man Reisen in alle Welttheile machen, muß man Geld haben. Der Blondin verließ Namur, um sich zuerst der Kassen seines unterthänigen Martin Chrispin zu versichern.

Seine Reise war ohne Abenteuer, obgleich er sich unterwegs oft aus dem Wagen legte, um sich nach dem Schlosse Charmes umzusehen. Er hatte schon die Provinz Languedoc erreicht, und fuhr noch Abends von Alby weg, einer anmuthigen Stadt auf der Höhe, um einige Meilen gegen Gaillac zu kommen, als ihm das unverhoffteste aller Abenteuer zustieß.

Er war nämlich ausgestiegen, eine Höhe zu Fuß hinauf zu wandern, während der Wagen langsam nachfuhr. Da kam auf der Landstraße den Berg herab ein vierspänniger Wagen, von einigen Reitern begleitet. Alles im schnellsten Trab. Der Blondin hatte kaum Zeit, auf die Seite zu springen. Indem er den flüchtigen Blick auf die Reisenden im Wagen warf, erkannte er oder glaubte er zu erkennen, was er in Ewigkeit nicht beisammen vermuthet hätte. Da saß der gelbe, hagere Chaldäer im tiefsten Gespräch verloren neben der wunderlieblichen Jacqueline. Er stand wie versteinert, rieb sich die Augen, denn es wollte dunkel vor ihnen werden; sah wieder auf, aber nun sah er gar nichts mehr; denn Wagen, Jacqueline, Chaldäer, Roß und Mann waren verschwunden, wie ein Luftbild. Da er aber das Luftbild noch in der Ferne über den steinigen Weg rasseln hörte, machte er geschwind links um, den Berg hinab, an seinem Wagen vorbei. Seinem Kutscher rief er nur zu, sogleich nach der Stadt Alby umzukehren. Das Umwenden der Kutsche auf der Bergstraße war eben so leicht nicht. Während dazu mit großer Noth die Versuche geschahen, hatte der Blondin schon den Fuß des Hügels erreicht. Die Reisenden aber wurden von ihm nicht mehr erblickt.

Desto unbändiger lief er, bis er athemlos an einem Maulbeerbaum niedersank.

Indem jagten einige andere Reiter daher, an ihm vorüber, kehrten wieder um, da sie ihn erblickten, und fragten, ob ihm in der Gegend ein Wagen begegnet wäre, worin ein Herr mit einem Frauenzimmer gesessen?

„Allerdings!“ rief Le Blond, der nun seinerseits auch fragen wollte. Allein die Reiter ließen ihn nicht zu Worte kommen. Man sah ihnen Angst, Zorn und Eile an. „Hat die Dame geschrien?“ fragten sie.

„Keineswegs!“

„War ihr Mund verknebelt?“

„Ich glaube nicht.“

„Machte sie keinen Versuch, ihrem Entführer zu entrinnen?“

„Entführer?“ stammelte der Blondin, und verlor fast das Bewußtsein.

„Wohin sind sie?“

Der Sprachlose zeigte nur mit der Hand nach der Weltgegend, und die Eilfertigen sprengten davon.

„Also entführt von dem Chaldäer!“ seufzte der Blondin, und stieß alle Verwünschungen gegen denselben aus, die ihm eifersüchtige Wuth einflößen konnte. Zwar fiel ihm bei, daß eigentlich ein dreihundert- und zwölfjähriger Liebhaber kein gefährlicher Nebenbuhler sein sollte; aber wer kann einem Hexenmeister trauen?

Sobald sein Wagen herbeikam, warf er sich hinein, und nun ging's wie geflügelt nach Alby. Es fing schon an zu dämmern, als man in die Stadt einfuhr. Nun war die Frage, wohin weiter in der Nacht.

„Ins Wirthshaus!“ sagte der Blondin, der unterdessen zur Ueberlegung gekommen war. Denn Thorheit schien es ihm, in fremdem Lande, in dunkler Nacht umher zu reisen. Er hoffte

dafür in Alby über Jacquelinen, oder ihren Vater oder den gottlosen Chaldäer etwas zu erfahren.

Er erfuhr aber nichts, ungeachtet er sogar in ein öffentliches Konzert ging, welches den Abend gegeben ward, und wo er alle seine Nachbarn befragte und von einer Entführung erzählte.

Die letzte Erscheinung des Chaldäers.

Er legte sich gramvoll ins Bett. Von der Reise ermüdet, schlief er bald ein. Aber noch graute der Tag kaum, so weckte ihn ein heftiges Rütteln. Er schlug die Augen auf, und sah zwischen seinen beiden Bedienten, welche in Nachtkleidern, schlaftrunken mit brennenden Kerzen vor seinem Bette standen, den Chaldäer. Der Chaldäer winkte; die Diener setzten die Kerzen auf den Nachttisch und entfernten sich.

„Herr Le Blond: ich versprach Ihnen, Sie noch einmal zu sehen!“ sagte der Chaldäer.

„Es ist mir sehr angenehm,“ erwiederte der Blondin, der die ganz unerwartete Erscheinung wie ein Gespenst anstarrte; „aber Herr Abubeker — —“

„Still! Ich heiße hier nicht Abubeker, sondern unter den Franzosen trage ich einen französischen Namen. Ich heiße jetzt St. Valerien des Anges.“

„Ganz wohl, Herr St. Valerien des Anges; aber — —“

„Ich habe mein Werk an Ihnen vollbracht, Herr Le Blond. Jetzt reise ich nach Island, um mir an den Flammen des Hekla den Stein der Weisen zu pulvern.“

„Vortrefflich, Herr St. Valerien des Anges; aber erlauben Sie mir nur eine Frage: muß das Fräulein de Fano auch beim Pulvern helfen?“

„Welche Thorheit!“

„Aber Sie haben meine Geliebte entführt. Nehmen Sie alle meine Schätze wieder, und geben Sie mir Jacquelinen.“

„Ich das Fräulein entführt? Wer sagt Ihnen das?“

„Mein linkes und rechtes Auge. Sie jagten gestern auf der Straße mit ihr an mir vorbei.“

„Unnütze Eifersucht. Ich führte sie Ihnen zu. Ich bin mit einer Fee vermählt auf dem Kaukasus. Ihren bösen Argwohn sollte ich strafen, wenn ich zürnen könnte. — Doch meine Zeit ist kurz. Ihr Glück ist gemacht. Genießen Sie es als ein Weiser. Reden Sie nie von Ihrem Traum, nie davon, wie Sie zu dem Landgut de Laure gekommen sind. Schwätzerei brächte Ihnen den Tod. Verstehen Sie mich? — In dem Augenblick, da Sie dies Gebot übertreten, wird Sie auf meinen Wink, und wäre ich tausend Meilen von Ihnen, einer meiner Dienstgeister ergreifen, durch alle Lüfte davon schleppen und in den brennenden Kessel des Hekla hineinwerfen.“

„Ich möchte ihn nicht bemühen. — Aber Jacqueline?“

„Sie weiß jetzt, daß Sie hier in der Stadt sind.“

„Woher wußten Sie's denn?“

„Hätte es mir nicht meine Kunst gesagt, so müßte ich's auch schon im Konzert gewußt haben, wo ich Sie sah.“

„Und Jacqueline? wo ist sie?“

„Geduld! folgen Sie der Einladung, die heute an Sie kommen wird. Leben Sie wohl. Seien Sie durch Schweigen glücklich.“

Der Chaldäer ging davon.

Herr Le Blond war außer sich. Er sprang aus dem Bette, warf einige Kleider um, rief die Bedienten, schickte sie dem Chaldäer nach, um zu erfahren, ob er vielleicht und wohin er, und ob er etwa mit einem Frauenzimmer verreise. — Ungeachtet der Blondin an das Wort des übernatürlichen Mannes zu glauben anfing, so plagte ihn doch die Eifersucht. Denn er fühlte, Jacque-

line sei wohl mehr werth, als eine hundertjährige Fee auf dem Kaukasus. Er lief auch selbst in der Stadt herum, den Chaldäer noch einmal zu erblicken; aber eben so vergebens, als seine Bedienten. Ganz Alby schlief.

Er mußte sich also auf Abubekers Verheißungen verlassen. „Prellt er mich diesmal nicht," dachte er, „so ist er wahrhaftig ein Ehrenmann; so glaube ich an seine dreihundert und zwölf Jahre, an seinen Kaukasus, an sein Steinepulvern am Heklafeuer, und sogar, daß ich nur von Charmes und meiner Herzogin von Melfi geträumt habe." — Die Zeit ward ihm lang. Er sah den ganzen Morgen zum Fenster hinaus, der Botschaft Jacquelinens oder der Einladung zu ihr gewärtig.

Gegen Mittag ward nach ihm gefragt. Dem Blondin pochte das Herz. Aber er verwunderte sich sehr, als ein stattlicher Herr erschien, der ihm die Einladung brachte, den Erzbischof von Alby zu besuchen und bei ihm zu Mittag zu speisen. Er sagte zwar zu, aber das Ding ward ihm verdächtig. Denn wie kam er dazu, vom Erzbischof eingeladen zu werden? Vielleicht ein Chaldäerstreich, durch den Abubeker Zeit zu gewinnen hoffte, Jacquelinen desto bequemer ins Sichere zu bringen.

Seit der Blondin einmal Herzog gewesen war, wenn auch nur im Traum, war ihm nichts leichter, als eine vornehme Rolle zu spielen. Der erzbischöfliche Hof machte dem Ex-Spitzenhändler daher gar keine Verlegenheit. Mittags kam der Staatswagen Sr. Gnaden; der Herr de Laure im zierlichen Kleide, doch immer als Reisender, stieg ein, und nach wenigen Minuten ward vor dem großen bischöflichen Garten in der Vorstadt Chateauvieux gehalten.

Ende gut, Alles gut.

Er stieg aus. Der Erzbischof mit mehreren Herren wandelte im Garten. Es war ein prächtiger Tag. Die ersten Begrüßungen und Höflichkeiten gingen bald vorüber. Der Blondin schien Allen schon bekannt zu sein; Alle sprachen ihm von seinem prächtigen Landgut de Laure; Alle beklagten, daß sein Freund St. Valerien des Anges so bald und so plötzlich habe abreisen müssen.

„Auch wir müssen nähere Bekanntschaft mit einander schließen," sagte ein alter Herr mit steifem Fuß, „denn durch Ihren Ankauf von de Laure sind wir beide die nächsten Nachbarn geworden. Ich bin der General de Fano. Meine Tochter behauptet, Ihre Bekanntschaft schon in Namur gemacht zu haben."

Der Blondin ward roth und blaß. Der alte General bemerkte es und lächelte schlau. „Geben Sie mir Ihren Arm zur Stütze; das Mädchen ist drüben in der Laube. Es weiß schon, daß Sie hier sind."

Der Blondin bebte, wie vom Fieberfrost ergriffen. Er läugnete nicht, Jacquelinens Bekanntschaft zu Namur gemacht zu haben, und läugnete noch manches Andere nicht, was sonst nicht zu läugnen war. Muthiger setzte er dann hinzu: „Ich wünschte, mein Freund St. Valerien des Anges hätte Ihnen Alles gesagt, was er wußte, was er wohl hätte sagen sollen — daß ich auch gern Ihrem Herzen der nächste Nachbar geworden wäre."

„Das hat er redlich!" erwiederte der General, „und er wird Ihnen auch gesagt haben, daß ich es mir zur Ehre rechne, Sie als meinen Sohn zu begrüßen."

Der Blondin, von Erstaunen und Entzücken übermannt, würde dem General gern dankbar zu Füßen gefallen sein, wenn nicht in dem gleichen Augenblick dessen liebenswürdige Tochter zum Vor-

schein gekommen wäre, vor welcher man den Fußfall noch lieber gethan hätte.

Was soll ich weiter erzählen? Der Chaldäer hatte alles eingeleitet, alles wohl gemacht. Jacqueline wußte durch ihn des geliebten Blondins Glücksvergrößerung, nahe Ankunft — alles. Ihr Vater, welcher sich mit einem steifen Bein aus der Laufbahn der Ehre zurückgezogen und nur ein mäßiges Vermögen erspart hatte, war sehr wohl zufrieden, den reichen Schwiegersohn zu bekommen. Der wunderbare Chaldäer hätte auch wahrscheinlich den großen Landsitz de Laure nicht gekauft, wäre es ihm nicht gewesen, um den liebekranken Blondin recht in Jacquelinens und des Generals Nähe zu pflanzen.

Was soll ich erzählen, daß Herr de Laure, noch an der Tafel des Erzbischofs, zum Bräutigam Jacquelinens proklamirt ward; daß er in Gesellschaft seiner Auserwählten und ihres Vaters in sein Schloß einzog; daß die Hochzeit glänzend war; daß der Blondin aber von allem Glanz dabei doch nichts glänzender fand, als die Thräne der Freude in Jacquelinens Augen, da sie im köstlichen Brautschmuck ihm um den Hals fiel — nur eine flüchtige Minute der Einsamkeit ward dazu benutzt — und sagte, indem sie ihre Arme um ihn schlang, mit seelenvoller Stimme: „Io amo!“ — „Tu ami!“ rief er, und kniete vor der freudestrahlenden Göttin.

„Egli ama!“ rief sie selig, hob ihn auf, und indem beide lispelten: „Noi amiamo!“ erstarben alle andern Worte.

Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen.

Neununddreißigster Geburtstag.

Am 6. Oktober 1806 — ich wohnte in einem etwas erhaben gelegenen kleinen Gelehrtenstübchen zu Berlin — war mein neununddreißigster Geburtstag. Als ich erwachte, die Kirchenglocken läuteten schon, es war an einem Sonntag, überlief mich kalter Schauder. Denn, dacht' ich, übers Jahr ist dein vierzigster Geburtstag; der vierzigste!

Im neunzehnten Jahre erwartet der Jüngling noch mit Vergnügen die Ehre des Zwanzigers; denn so lange er in den Zehnern läuft, hält ihn die Welt für unreif zu allerlei Dingen, für die er doch wohl reif sein möchte. Aber im neunundzwanzigsten Jahre bringt der junge Mann schon sauersüße Miene zum dreißigsten Geburtstag. Die Flatter- und Flitterzeit des Lebens ist vorbei. Aber gar der vierzigste! — ach, — vierzig Jahre! Und ohne Amt und ohne Lebensgenossin!

In diesem Falle war ich; wahrlich nicht aus eigener Schuld. Daher beschloß ich in meinem eigenen Rath, so lange ich noch Mitglied vom Orden der Hagestolzen sein müsse, nie älter als neununddreißig, nie jünger als achtunddreißig zu sein, und sollte ich darüber neunundachtzig werden und neunundneunzig.

Mit diesem verzweiflungsvollen, doch weisen Entschluß stand ich auf und wählte meine Sonntagskleider. Aber, wie gesagt, die Seele war voll bittern Schmerzes.

Bald vierzig, und noch einsam! noch immer nichts, als ein armer Candidatus theologiæ, ohne Anstellung, ohne Aussichten! — nicht einmal die Lehrerstelle an einer Stadtschule hatte ich erringen können. Wozu meine ganze Gelehrsamkeit, mein dreißigjähriger Fleiß, mein, ich darf's wohl sagen, reiner Lebenswandel? Ich hatte keine Verwandte, keine Fürsprecher, keine Gönner. Da lief ich noch immer, Woche aus, Woche ein, von Straße zu Straße, Privatunterricht zu geben, mir ein ärmliches, freudenloses Leben zu fristen. In Erholungsstunden war ich Schriftsteller, arbeitete in Journalen und Almanachen. Ach, das ist saure Arbeit! Die Buchhändler zahlten mir die Prachtschöpfungen meiner Musen nur mit Kupfermünze.

Man hatte mich zwar überall lieb; man lobte meine Talente, aber Keiner half mir — höchstens ward ich zu Gast geladen. O ihr Himmelsträume meiner Jugend, wie hattet ihr mich getäuscht! — Andere, die nicht gearbeitet hatten, freuten sich der Goldärnten. Nun bedauerten sie mich. Hätten sie mich lieber gehaßt! — Und die gute Friederike, ach sie war mir vergebens treu! auch sie mußte verblühen, wie eine Alpenblume in der Einsamkeit, die Niemand kennt.

Hier schossen mir die Thränen ins Auge. Ich überließ mich ungehindert meinem Schmerz. Ich schluchzte und weinte, wie ein Kind. O, hätte mich mein guter Vater das geringste Handwerk erlernen lassen!

Friederike war seit neun Jahren meine versprochene Braut. Fromm, wie eine leidende Heilige, stand sie so unverwandt und vergessen und arm in der Welt, wie ich; sah nur auf mich. Sie war eines Hofraths Tochter, der nach einem Bankerott plötzlich

gestorben war. Ihre alte Mutter, die in einer kleinen Stadt der Neumark an der polnischen Grenze in kläglichen Umständen lebte, war zu arm, um ihre Tochter bei sich zu haben. Friederike diente in einem Hause zu Berlin, als Gesellschafterin einer gnädigen Frau, oder redlicher gesprochen, als — Kammerjungfer, und unterstützte die bedürftige Mutter. — Trotz meines fröhlichen Humors wäre ich oft verzweifelt, hätte mich die edle Friederike nicht wie ein besserer Engel wieder erhoben.

Nun aber rückt' ich den Vierzigern zu, und Friederike war schon sechsundzwanzig! Ich noch immer ein armer frommer Candidatus theologiæ, und sie — Kammerjungfer.

Der Brief.

Unter diesen trostlosen Betrachtungen hatte ich mich angekleidet. Da ward gepocht. Der Briefträger trat herein. Ein dicker Brief; er kostete mich fünf Groschen. Schwere Ausgabe für eine fast zum Boden leere Kandidaten-Kasse!

Ich warf mich gemächlich auf meinen Strohsessel hin, um ein Viertelstündchen aus Adresse und Siegel den Schreiber zu errathen. Das thue ich immer gerne, meine Neugier zu bekämpfen; nebenbei auch, mich am Spiele schöner Hoffnungen zu ergötzen, deren Erfüllung mir aus dem Brief entgegensteigen könnte. Die Frage war, ob ihn öffnen, oder das Lesen bis morgen verschieben? — Denn heute war mein Geburtstag, und an einem Geburtstag mochte ich keine, vielleicht üble, Nachricht lesen. Sie wäre mir schlimme Vorbedeutung fürs ganze Jahr gewesen. Man ist abergläubig, wenn man unglücklich ist, trotz aller Freigeisterei nebenbei.

Ich zog das Loos. Es entschied für Nichtentsiegeln. Böses Zeichen! — „Nein, dem Schicksal Trotz geboten, und die abergläubige Furcht verbannt!“ flüsterte in mir die Neugier im Panzer-

rock des Heldenmuthes. — Weg war das Siegel, und ich las — las, und meine Augen wurden von Thränen dunkel. — Ich mußte den Brief weglegen, um mich zu fassen. Ich las ihn wieder — o ewige Vorsehung, o Friederike! — Ich warf den Brief hin, und mich auf die Knie, und beugte meine Stirn auf den Erdboden nieder, und weinte vielleicht die ersten Thränen des Entzückens in meinem Leben, und dankte dem Allversorger im Himmel für so viele Gnade.

Der Brief kam nämlich von meinem einzigen Gönner, einem Handelsmann in Frankfurt am Main, in dessen Familie ich lange, als Hauslehrer, gelebt hatte. Durch Zufall — o nicht doch; wo ein Gott ist, da ist kein Zufall! — genug, durch Verwendung meines gütigen Freundes hatte ich in den Patrimonialgütern eines mediatisirten Reichsgrafen den förmlichen Ruf als Pfarrer erhalten, mit siebenhundert Gulden Gehalt, freier Wohnung, Garten, Holz u. s. w., und dazu noch die Hoffnung, wenn ich das Glück hätte, dem Herrn Reichsgrafen persönlich zu gefallen, Lehrer seines jungen Sohnes, mit besonderer Gehaltzulage, zu werden. Zu dem Ende sollte ich mich am neunzehnten Oktober unfehlbar in Magdeburg einfinden, wo an diesem Tage der Herr Graf auf einer Reise eintreffen würde, und mich zu sehen verlangte. — Mein Frankfurter Mäcen konnte mir vom Charakter des Grafen, seines Freundes, nicht Lobeserhebungen genug machen. — Im Briefe lag die Vokation selbst eingeschlossen, vom Grafen unterschrieben.

So stand ich nun unverhofft am Ziele meiner zwanzigjährigen Wünsche! — Ich vollendete in der Geschwindigkeit meinen Anzug, und, mit der Vokation in der Tasche, ging ich sogleich — nein, flog ich zu der einzigen Freundin.

Ihre Herrschaft war zum Glück in der Kirche. Ich fand Friederiken allein. Sie erschrak, als sie mich sah. Ich war athemlos. Mein Gesicht glühte. Meine Augen funkelten. Sie führte mich

ängstlich in ihr Stübchen. Ich wollte ihr mein Glück verkünden, aber ich konnte nicht reden. Ich weinte — schloß sie mit Heftigkeit an mein Herz, und legte mein brennendes Gesicht auf ihre Schulter.

Sie zitterte erschrocken in meinen Armen. „Welches Unglück ist Ihnen denn begegnet, daß es Ihren alten schönen Muth so ganz zermalmt hat?“ sagte sie. — „Ach, Friederike!“ rief ich: „des Leidens ist mein Herz gewohnt; ich wollte wohl das schwerste Schicksal mit Lächeln begrüßen. Aber die Freude ist mir ein ungewohnter Gast; gegen sie stehe ich ganz ohne Waffe. Ich schäme mich, aber sie beugt mich Philosophen mit Zentnerlast.“

„Die Freude, Herr Doktor?“ sagte Friederike erstaunt.

Wohlverstanden, ich war von Universitäten her Magister bonarum artium, wollte aber aus modischer Bescheidenheit lieber Doktor der Philosophie, als Meister aller freien Künste heißen.

„Wissen Sie noch,“ rief ich, „als wir uns im Garten von Sanssouci zum ersten Mal gestanden, wie lieb wir uns wären? Es sind nun neun Jahre. O Friederike! und den Schwur der Tugend und Liebe, den wir damals unter dem sternenvollen Himmel vor dem Allgegenwärtigen schworen, haben wir, wenn gleich hoffnungslos, doch treu gehalten, bis heute. Willst du mir nun folgen, Friederike?“ setzte ich leise hinzu und schüchtern; zum ersten Mal nannte ich sie du — „dich erwartet eine ländliche Wohnung, ein freundlicher Garten, ein — willst du mein Glück mit mir theilen? — sieh her, da ist die Vokation, ich bin Pfarrer geworden.“

Sie las die Briefe. Freude umstrahlte ihr schönes Antlitz immer heller, je weiter sie las. So reizend war sie mir nie erschienen. Dann ließ sie die Hände sinken mit den Briefen, und sah stumm und erröthend zu mir empor, und über ihre Wangen

perlten einige Thränen nieder. „Ich gehe mit dir, wohin du willst, Ferdinand!“ stammelte sie, und sank schluchzend an meine Brust. O das erste Du von ihren Lippen und meinen Taufnamen, den ich für mich seit dem Tode meiner geliebten Mutter von keinem Menschen mehr gehört hatte!

Wir waren seliger, als die Engel im höchsten aller Freudenhimmel. Nach einer Weile riß sich die Liebliche von mir los, streckte die gefalteten Hände weinend empor, sank dann auf die Knie, und lag mit dem Gesicht auf dem Stuhl in der Stellung einer Betenden.

Endlich richtete sie sich wieder auf, und indem sie mich mit unbeschreiblich schönem Lächeln ansah, war ihre erste Frage: „Ist denn das Alles wahr? Es ist mir wie Traum. Zeigen Sie mir doch die Briefe. Ich weiß kein Wort mehr von Allem, was darin steht.“

Verlobung und Abschied.

„Es versteht sich von selbst,“ sagte ich, „den Boden meiner Pfarrei betrete ich nicht, ohne vermählt zu sein. Wie könnte ich auch in den ersten Tagen meines Berufs die weltliche Sorge um Anordnung unserer kleinen Wirthschaft übernehmen? Wo ist meine Studierstube? wo unser Wohnzimmer? Du, Friederike, mußt mir doch das Alles zeigen. Du mußt mir das fremde Haus zur freundlichen Heimath machen. Nur vergiß mir nicht, daß mein Arbeitsstübchen ein Fenster hinaus in deinen Blumengarten habe, damit ich dich im Frühjahr zuweilen sehen kann, wenn ich studiere, und du draußen pflanzest.“

Sie erröthete, lächelte verschämt, und wollte davon nichts hören. Aber doch sprach sie von neuen Fensterumhängen, und wie der Garten eingerichtet werden müsse, und ob es nicht besser und

wohlfeiler sei, Alles, was man gebrauche, in Frankfurt einzukaufen? Dann auch von der alten Mama, die wir zu uns nehmen wollten, und von Küche und Keller.

Unter solchen Umständen blieb nun wohl nichts anderes übrig, als ernst ans Werk zu schreiten, die gnädige Herrschaft um Friederikens Entlassung anzugehen, mein Kandidatenstübchen und meine Lektionen aufzukündigen, uns, als Brautleute, von der Kanzel proklamiren zu lassen u. s. w.

Alles ging in löblicher Ordnung von Statten. Glückwünsche und kleine Geschenke träufelten mir von allen Seiten zu. Ich war bald reicher, als ich seit vielen Jahren gewesen. Einer meiner Berliner Freunde, dessen Kinder ich unterrichtet hatte, bot mir zu der bevorstehenden Reise nach Magdeburg seinen leichten Reisewagen an, den ich nicht ausschlug.

Ich versah mich mit den nöthigen Pässen. Es war stürmische Zeit; Krieg und Kriegsgeschrei rings umher. Unser König stand mit seinem Heer schon in Thüringen dem bisher unbezwungenen Napoleon gegenüber. Doch blieben wir ziemlich unbesorgt. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß die Franzosen gleich in den ersten vierzehn Tagen über den Rhein zurückgejagt sein würden. Aus Spekulation hatte ich wirklich in meinem Dachstübchen schon fünfundzwanzig preußische Kriegs- und Siegeslieder gemacht, worin ich alle künftig zu liefernden Schlachten so genau beschrieb, daß nur der Name des Schlachtfeldes hinzuzusetzen übrig blieb. Ich hoffte damit von Buchhändlern in Berlin einen schönen Thaler Geld zu gewinnen. Aus Vorsicht steckte ich das Manuskript der Siegeslieder gleich zu mir, um nöthigen Falls schon in Magdeburg die ersten drucken zu lassen.

Am 14. Oktober, am Tage des Untergangs der alten preußischen Herrlichkeit bei Jena und Auerstädt, nahm ich von Friederiken Abschied. Seit neun Jahren die erste Trennung! Gleich

nach meiner Rückkehr von Magdeburg sollte unsere Hochzeit in Berlin und die Abreise zum Pfarrhause sein. So reizend auch die Fernsicht schimmerte, konnten wir uns doch beim Abschiede damit nicht trösten. Uns war, als würden wir auf ewig von einander gerissen. Ich läugnete zwar, als Doktor der Philosophie, herzhaft alles Ahnungsvermögen des Menschen hinweg; aber als Bräutigam glaubte ich mit frommer Einfalt daran. — „Ferdinand! Ferdinand! Gott sei mit dir! sei glücklich! aber wir sehen uns nie wieder!" rief Friederike schluchzend.

Reise nach Magdeburg.

Am 15. Oktober fuhr ich vergnügt, wie ein Gott, zum Brandenburger Thor hinaus; meine Vokation und die Siegeslieder in der Tasche. In Potsdam mußte ich einiger Geschäfte willen übernachten. Abends ging ich hinaus nach Sanssouci. – Im Garten auf der klassischen Stelle, wo einst die siebenzehnjährige Friederike mir ewige Liebe schwor, erneuerte ich nach neun Jahren mein treues Gelübde. Dann schrieb ich der Theuren bis tief in die Nacht eine Iliade von meinen Hoffnungen und Träumen; schilderte die Seligkeit unsers künftigen häuslichen Lebens in der Pfarrwohnung, fern vom Getümmel der großen Welt.

„Du und ich, Friederike, was bedürfen wir mehr, um den ganzen Himmel auf die Erde niederzuziehen? Unsere Hütte, unser Gärtchen wird für uns der schönste Theil von Gottes Schöpfungen heißen. Unbeneidet von Andern, werden wir selbst Engel nicht beneiden."

Unter den Melodien des letzten Wunsches von Salis entschlummerte ich — meine Träume waren nur buntere, glänzendere Fortsetzungen des Wachens. Früh ging's den andern Tag auf den Weg. Ich war mein eigener Kutscher, und das Roß gar fromm

und brav. Unterwegs pflog ich vorübergehend im Geist Gespräche, die ich in Magdeburg mit dem Grafen halten wollte, um mich ihm von der glänzendsten Seite zu zeigen, — oder mit Friederiken, wenn ich sie im Pfarrhause herumführen würde, und sagen könnte: sieh', Engel, dies ist dein Königreich. Zur Abwechslung hielt ich im Geist auch wohl meine Antrittspredigt in der Kirche, vor allem versammelten Volk, das in mir seinen Seelenhirten ehrte, und vor der anwesenden hohen Herrschaft. Ich sprach sehr rührend; kein Auge in der Gemeinde blieb trocken. Man betete mich fast an. Meine Friederike fiel mir um den Hals, und gab mir den süßesten des Lohns, einen Kuß.

Zu Brandenburg war im Wirthshause alles sehr lebendig. Man sprach von großen Schlachten, die zwischen Napoleon und dem geliebten König vorgefallen sein sollten; Prinz Louis Ferdinands Heldentod bei Saalfeld sei furchtbar gerächt worden; in den Thüringer Wäldern hemmen die Leichname der erschlagenen Weltüberwinder den Lauf der Ströme. — „Und wie ist's dem Kaiser Napoleon ergangen?“ fragte ich dazwischen. — Man vermißt ihn. — „Und der Marschall Lannes?“ — Todt. — „Und Davoust?“ — Todt! — „Und Ney?“ — Todt! — alles todt! —

Da konnte ich mich nicht länger halten — ich griff nach meiner Tasche, um die Siegeshymnen herauszuziehen. Ein alter Mann hinter mir setzte seine Pfeife ab, und bückte sich, wie von ungefähr, und murmelte mir mit der tiefsten Baßstimme ins Ohr: „Wollte Gott, es wäre an dem! aber ich weiß, alles ist falsch. Es ist gewiß großes Unglück begegnet.“

Die Hand ward mir bei diesen Worten in der Tasche lahm. Ich ließ die tyrtäischen Gesänge einstweilen an Ort und Stelle. „Großes Unglück? Und ich in Magdeburg? Konnte sich Napoleon mit seiner Armee nicht zwischen mich und Friederiken drängen?“ Es ergriff mich, wie Fieberfrost.

Aber außer dem alten, unheilweissagenden Manne jubelte das Volk im Wirthszimmer so laut, so überzeugend; jeder beschrieb die Schlachten und Siege des Königs so umständlich mit allen Nebenereignissen, daß man dergleichen schlechterdings nur mit eigenen Augen gesehen oder nur von Augenzeugen erfahren haben konnte. Ich pflichtete, wie billig, der Stimmenmehrheit bei, und ging ruhig schlafen.

Böse Ahnungen.

Am folgenden Tag begegneten mir unterwegs auf der Landstraße einzelne Kuriere, die von Magdeburg oder von der Armee zu kommen schienen, und nach Berlin eilten. Das feierliche Schweigen dieser Eilboten war mir sehr verdächtig; denn die Freude pflegt sich sonst, auch unaufgefordert, mitzutheilen.

In einem Dorfe zwischen Ziesar und Burg war eine große Menge Volks zusammengelaufen. Ich fuhr gegen den Haufen, aber er theilte sich nicht. Nun erst bemerkte ich vor einem großen Hause gesattelte Pferde, und im Hause an den Fenstern preußische Husaren.

„Was gibt's Neues?“ fragte ich die umstehenden Leute, während ich mit dem Wagen hielt. — „Ach, du mein Herr und Gott!“ schrie ein altes Bauernweib: „der König hat ja Alles verloren, und die Franzosen sind schon unterwegs, und vielleicht schon in einer Stunde hier.“

Natürlich gab ich auf die Nachricht nicht viel. Aber doch wollte ich mich näher belehren, und lenkte gegen das große Gebäude, sprang vom Wagen und ging hinein. Alle Stuben wimmelten von Menschen. Husaren, Bauern, Beamte standen gedrängt durch einander, schmauchten ihre Pfeife, tranken, fluchten, erzählten. — Keiner machte ein frohes Gesicht. Bald war die Rede von der

Niederlage der Preußen; von der Nähe der Franzosen; bald von einem Herrn Oberstwachtmeister, der wegen seiner schweren Wunden nicht länger zu Pferde sein konnte, sondern gefahren werden müsse. Man sollte eine Chaise herbeischaffen; man hatte Boten in die Nachbarschaft ausgeschickt.

Ich war außer mir vor Schrecken, suchte ein Plätzchen an einem der Tische, und ließ mir von dem elenden Bier geben, um Gelegenheit zu haben, den Hergang der Dinge genauer zu erfahren und Maßregeln nehmen zu können. Nach zehn Minuten verloren sich die Husaren aus den Stuben; es hieß: sie sitzen auf! Ich drängte mich zum Fenster, um sie abreisen zu sehen, und sah sie wirklich im gleichen Augenblicke davon eilen, und zwischen ihnen — meinen Berliner Reisewagen im vollen Trab davon gehen.

Da hatte ich gut zum Fenster hinausrufen: „Halt, es ist mein Wagen!" — In einer Minute war alles verschwunden. Ich arbeitete mich durch die Menge der Bauern hinaus ins Freie. Der Platz war leer; mein Wagen fort.

„Beruhigen Sie sich!" sagte ein kleiner, hagerer Mann, welcher hier das Ansehen eines Beamten hatte: „der Herr Oberstwachtmeister schickt Ihnen den Wagen heute wieder zurück. Er will ihn nur bis zum nächsten Ort mitnehmen. Der gute Herr war an seinen Wunden sterbenskrank, und wählt den nächsten Weg zu seinen Gütern."

„Wer ist denn aber dieser Herr Oberstwachtmeister?" fragte ich. Keiner wußte es. — „Und wohin ist er mit dem Wagen?" Keiner wußte es. — Ich lief durchs Dorf in der Richtung, wie der Wagen mit seiner Begleitung gegangen war. Vor dem Dorf spaltete sich der Weg in drei bis vier andere. Aber nirgends war eine deutliche Spur der Flüchtlinge zu bemerken; nirgends fand ich Leute, die mir Nachweisung geben konnten; alle waren vor dem großen Hause versammelt, zu dem ich traurig zurückkehrte. Nie-

mand bekümmerte sich um meine Verlegenheit; jeder dachte an die Nähe seiner eigenen Noth, an die Nähe der Franzosen.

„Schreiben Sie, protokolliren Sie das mir widerfahrene Unrecht!" sagte ich zu dem Beamten: „Das ganze Dorf, Sie selbst sind der Gewaltthat Zeuge. Schreiben Sie, daß ich auf Unkosten des Herrn Oberstwachtmeisters hier im Dorfe liegen bleibe und zehre, bis er mir den Wagen zurückgeschickt hat, und daß ich mir übrigens auf dem Wege Rechtens alle übrige Genugthuung vorbehalte."

Der Schreiber schrieb; ich ließ mir Abschrift des Protokolls geben, und legte sie zu den Siegesliedern. Die Nacht verstrich; der folgende Tag verstrich. Meine Ungeduld stieg aufs Höchste. Der Wagen kam nicht wieder.

Nun brach der neunzehnte Oktober an. O Himmel, und der Herr Reichsgraf erwartete mich in Magdeburg! Ich verlangte auf Unkosten des Oberstwachtmeisters eine Fuhre, wenigstens ein Pferd, um mich an meinen Bestimmungsort begeben zu können. Allein der Oberstwachtmeister hatte so wenig Kredit, daß man mir auf seinen Namen nichts, mir sogar, ohne Zahlung meiner Schuld, keinen freien Abzug gestatten wollte.

Zum Glück hatte ich meine Baarschaft bei mir. Ranzioniren konnte ich mich wohl. Aber auch mit meiner Garderobe war der Oberstwachtmeister durchgegangen. Wovon sollte ich dem Berliner Freund für Roß und Wagen Ersatz geben; wovon mir neue Kleider und Wäsche kaufen, mit Friederiken die weite Reise zur Pfarre machen? — Wahrhaftig, eine schwere Prüfung des Glaubens für den designirten Pfarrer!

Ich schnitt mir einen Knotenstock, und wanderte muthig zu Fuß den Weg nach Magdeburg. Der Herr Reichsgraf dort wird dir schon helfen! dachte ich und sang, als ich so einsam durch Duft und Herbstnebel hinwanderte, wohlgemuth mit Salis:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen still und ländlich,
Und ein eigner, kleiner Herd!
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh' —
Ach! — und dieses seufz' ich leise —
Zur Gefährtin sie dazu?

Die Rückkehr.

Einzelne Haufen preußischer Soldaten von allerlei Regimentern, mit und ohne Gewehre, Marketender und Troßwägen kamen mir entgegen, und zogen stillschweigend an mir vorüber. Ich hatte den Muth nicht, die Kriegshelden anzureden.

„Ei, sieh' da, Herr Doktor!“ wohin?“ rief mich eine Stimme an, als ich zwischen den Gartenhägen des Städtchens Burg abermals auf einen Trupp Soldaten stieß. Es war ein Lieutenant, den ich in Berlin kennen gelernt hatte, weil er mit mir in einem Hause wohnte. Ich pflegte ihn immer scherzweise Karl den Großen zu nennen, weil er sein adeliches Geschlechtsregister bis zu diesem Sachsenbekehrer hinaufführte.

„Nach Magdeburg, Herr Lieutenant.“

Sie kommen nicht mehr hinein, Herr Doktor; die Franzosen belagern es schon mit 150,000 Mann. Kehren Sie mit mir um, wenn ich Ihnen rathen darf. Fort nach Berlin! der Feind folgt uns schon auf dem Fuße. Alles ist verloren. Braunschweig todt; Möllendorf gefangen; vom König weiß kein Mensch mehr. Die Reserve unter Prinz Eugen vom Würtemberg ist gestern bei Halle aufgerieben.“

„Aber, Herr Lieutenant, ich muß — muß heute nach Magdeburg.“

„So rennen Sie in die Bajonnette der Franzosen. Glück auf die Reise, Herr Doktor!“ — Indem Karl der Große dies sagte, sprengten zwei Dragoner neben uns weg, und schrien: „Der Feind ist schon bei Wittenberg über die Elbe!“ — Da verdoppelte die Infanterie ihre Schritte, und ich — weil ich doch das Belagerungskorps vor Magdeburg nicht allein abtreiben konnte, leistete schnellfüßig dem Lieutenant Gesellschaft, und kehrte dem Reichsgrafen den Rücken zu. — Adieu Pfarrhaus, Paradiesgarten und Hochzeit!

Solchen Streich hatte mir das Schicksal noch nie gespielt, so alt ich auch geworden war. Die Schlacht von Jena zerstörte alle meine Hoffnungen, die nie blühender gewesen waren. Also wieder Doktor, Hagestolz, und arm wie eine Kirchenmaus! Ich wußte nicht, wer durch Napoleons Kriegsglück mehr verloren hatte, der König oder ich?

Aber nun fand mich mein unbarmherziges Fatum wieder auf dem alten, gewohnten Platz, wo ich ihm Stirn bieten konnte. So lange ich noch etwas zu verlieren hatte, war ich voller Furcht und Zittern. Jetzt, da mir auch nicht mehr das letzte Kleid auf dem Leibe gehörte, wenn der Berliner Freund Roß und Wagen bezahlt haben wollte, kehrte mein heiterer Geist zurück, der alles Unglücks spottete.

Beförderung zum Feldprediger.

„Frisch auf, ich folge der Fahne Karls des Großen!“ sagte ich lachend zum Lieutenant: „und flehe um seinen großmüthigen Schutz bis Berlin.“

„Wetter! Sie sollen dabei so übel nicht fahren. Ich habe noch eine halbe Kompagnie bei mir — alles tapfere Preußen, die den Teufel nicht scheuen. Hätte ich noch eine Kanone, ich würde vor zwei Regimentern Franzosen nicht weichen. Wetter! an des

Herzogs von Braunschweig Stelle wäre mir das bei Jena nicht geschehen. Kommen Sie, Doktor, ich mache Sie zum Feldprediger meiner halben Kompagnie."

So oft wir durch ein Dorf kamen, ließ der Lieutenant seine aus den Flüchtlingen verschiedener Regimenter zusammengesetzte Armee in Reihe und Glied aufmarschiren, und so zog er stolz, beim Wirbel der Trommel, an den Bauern vorüber, indem er kommandirte: „Gewehr in Arm!" Wer kein Gewehr hatte, zog demüthig bei der Bagage hintennach. Als Feldprediger war da mein natürlicher Platz. Ich machte nebenbei Bekanntschaft mit der Marketenderin, welcher der Wagen gehörte. Diese ehrenwerthe Dame ging rüstig zu Fuß neben ihrem magern Gaul her, und erzählte mir sehr umständlich die Geschichten von Saalfeld und Auerstädt, und tadelte Stellungen und Manövres der Preußen auf dem Schlachtfelde. Ich hatte nichts gegen ihre strategischen Beweise einzuwenden. Denn an der Spitze von zweimalhunderttausend Mann eine Schlacht zu verlieren, traue ich mir selbst Geschicklichkeit genug zu.

Elisabeth, so hieß die Kriegskünstlerin — und was noch mehr war, sie glich auch der Königin Elisabeth von England auf ein Haar, wie man sie noch auf Kupferstichen sieht — hatte auch eine hohe Schulter und behauptete, wie die Geliebte des Grafen Essex, ewige Jungfrau sein und bleiben zu wollen — Elisabeth also hatte eine muntere Laune, viel Witz, sogar viel Belesenheit in der neuesten Literatur von Spieß und Kramer, und sang beständig Berliner Opernarien mit helltönender Silberstimme. Weil ich ihren schlechten Branntwein mit baarem Gelde zahlte, — Karl der Große stellte für sich und seine Kriegsmacht nur Bons aus, — hatte ich ihre vorzüglichste Gunst erworben. Vermöge ihres Genies und Branntweinfasses hatte sie auf unsere Truppen, und durch diese auf den Heerführer, so viel Einfluß, daß sie ein wirkliches Mit-

glied des Kriegsrathes ward, und überall mitsprach, wo über Fortsetzung des Zuges gesprochen werden mußte.

Weil ihr altes Roß so marode war, als die Helden von Saalfeld und Auerstädt irgend sein konnten; weil das Branntweinfaß nur dem müden Gaul, die Kompagnie aber treu und fest dem Branntweinfaß, der Oberfeldherr aber der Kompagnie folgte, so dirigirte im Grunde unsere Königin Elisabeth den Zug, und wir machten den Tag nie mehr, als zwei bis drei Meilen. Auch ward es immer so eingerichtet, daß wir unser Nachtquartier nie in einer Stadt, sondern in irgend einem Dorfe nahmen, wo der Soldat freies Spiel, und die Königin für ihren Gaul unentgeldliche Rationen hatte. Einen Tag um den andern gab's Rasttag.

Zwar kamen wir auf diese Weise nicht weit, aber unser Heer vergrößerte sich von Tag zu Tag durch einzelne Haufen Soldaten, die sich ihm zugesellten, so daß wir bald gegen zweihundert Mann stark waren; dabei hatten wir zwei Mann Dragoner und vier Trompeter.

Nun Generaladjutant.

Karl der Große nahm mich am vierten Tage des Abends auf die Seite. Ich sah es ihm längst an, daß er über große Plane brütete. — „Herr Doktor“, sagte er, „im Kriege macht man sein Glück. Ich bin seit acht Jahren Lieutenant; jetzt oder nie werde ich General. Ich kommandire gegenwärtig fast zweihundert Mann. Ehe wir die Oder erreichen, habe ich vielleicht zweitausend gesammelt, die ich unserm König zuführe. Ich führe sie ihm aber erst nach einigen Heldenthaten zu. Ich falle mit meinem Korps in Sachsen ein, und agire dem Feind im Rücken.“

„Wie? Sie wollen nicht nach Berlin?“ fragte ich, und dachte an die verlassene Friederike.

„Nein, rechts ab, gegen Mittenwalde! Doktor, die Feldpredigerstelle taugt für Sie nicht. Ich dächte, Sie würden Soldat. Ich gebe Ihnen einen Militärhut, blauen Ueberrock, Degen und Pferd. — Sie sollen mein Generaladjutant werden. Ich weiß, Sie verstehen Mathematik, und zeichnen gut. Ich kann Sie beim Rekognosziren gebrauchen und zum Krokiren der Gegenden.“

Da half kein Opponiren. Ich nahm die Stelle des Generaladjutanten an, weil sie mir auf den Rücken eines Pferdes half, mit dem ich desto schneller Friederiken wieder zu sehen hoffte. Ich gelobte Karl dem Großen Treue, und vertauschte die designirte Pfarre mit dem Schwert Petri, doch gedachte ich Niemandem ein Ohr abzuhauen.

Der Feldherr zählte noch den gleichen Abend sein Heer, ernannte neue Kapitäne, Korporale und Lieutenante; stellte mich als seinen künftigen Adjutanten vor, und entwickelte den staunenden Preußen seine Riesenplane.

„Ja, Kameraden,“ rief er, und spreizte beide Arme auseinander: „es ist beschlossen! Wir wollen durch unsere Thaten den Namen der Preußen wieder ruhmreich machen. Der Geist des großen Friedrichs umschwebt uns. Das zitternde, blutende Vaterland fleht auf uns — wie, Kameraden, sollen wir in schmähliche Knechtschaft fallen? Was haben wir zu wählen? Sieg und Ruhm von der Welt, oder eine ungeheure Reise in französische Knechtschaft. — Wer mir treu sein, wer mir für Gott, König und Vaterland folgen will, der rufe mit: Sieg oder Tod!“

Diese Rede entflammte das ganze Heer. Die meisten schrien: „Sieg oder Tod!“ nur einige, denen noch nach den Fleischtöpfen Berlins gelüstete, riefen mit komischem Enthusiasmus dazwischen: „Sieg oder Brod!“

Die Königin Elisabeth war auch bei dem feierlichen Auftritt zugegen. Man sah es ihr an, wie empfindlich sie gekränkt sei,

die wichtigste Maßregel ohne ihr Vorwissen ergriffen zu sehen. Eine Prise nahm sie um die andere; bald schüttelte sie den Kopf hohnlächelnd; bald nickte sie für sich trotzig und drohend hin.

Den folgenden Morgen — wir waren unweit Brandenburg — rückte das Heer aus. Karl der Große mit imperatorischer Hoheit voran; ich auf einem hartmäuligen Roß, welches das letzte Nachtquartier auf dem Wege der Requisition hatte liefern müssen, neben ihm. Links ging die breite Landstraße nach Berlin, rechts der enge, kothige Karrweg des Ruhms und unsterblichen Namens nach — Mittenwalde, glaube ich. — Wir, das heißt, der Imperator und ich — ich aber wahrhaftig mit blutendem Herzen — zögerten nicht einen Augenblick am Scheidewege, sondern schlugen die Heldenbahn rechts ein. — Die Armee folgte. Den Schluß des Zuges machte die Marketenderin mit ihrem Wagen. Als sie am Scheidewege war, lenkte sie links ab, in die Straße nach Berlin.

Kaum sah die Arrieregarde das Branntweinfaß den breiten Weg dahinziehen, so schwenkte auch sie, und marschirte ihm, ohne ein Wort zu sagen, nach. Ein Nachbar steckte mit seinem Beispiel den zweiten an; einer nach dem andern drehte sich um, ließ die Unsterblichkeit des Namens im Stich, und folgte dem rumpelnden Wagen, bis der Imperator und ich noch allein beisammen ritten, er vertieft in Kriegsoperationsplanen, ich voller Wehmuth um die verlassene Braut.

Nun denke sich jeder den zügellosen Schmerz Karls des Großen, als er von ungefähr bemerkte, daß sein Heer hinter uns verschwunden war! Da marschirte es hin, dem geliebten Fasse nach, uns den Rücken kehrend, ach, und an der Spitze der Heerschaaren die Königin Elisabeth auf der Branntweintonne sitzend, wie auf einem Triumphwagen. Dabei sang sie mit hellgellender Kehle:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht.

Der Imperator schäumte vor Wuth. Wir ritten der bundesbrüchigen Kriegsschaar nach. Wir kommandirten: Halt! aber erst, als die stolze Königin ihren Wagen in seinem Siegeslaufe zu hemmen geruhte, gehorchten unsere zuchtlosen Helden.

Jetzt stimmte der heldenmüthige Lieutenant seine Philippica mit donnernder Stimme an — nicht Xenophons, nicht Plutarchs Helden sprachen mit größerer Kraft. Die Soldaten hörten der Rede mit vieler Andacht und Aufmerksamkeit zu; doch bemerkte ich, daß sie sich nicht enthalten konnten, von Zeit zu Zeit auf Elisabeths Zauberwagen hinzuschielen, damit er ihnen nicht entwische.

Ich weiß auch nicht, was trotz der Beredsamkeit unsers Oberfeldherrn aus allem zuletzt geworden wäre — denn Königin Elisabeth fing wieder ihr äußerst verdächtiges Wackeln mit dem Kopfe an — wenn nicht ein neuer Auftritt unsere ganze Neugier rege gemacht hätte.

Marsch mit der Armee Karls des Großen.

In vollem Galopp kam plötzlich ein Husarenlieutenant die Berliner Straße daher gegen uns angesprengt. Wie der grimmige Kaiser Chaumigrem in der asiatischen Banise die Geschichte des blutigen, jedoch muthigen Pegu mit einem Donnerwetter von Verwünschungen eröffnet, so kündigte sich uns dieser ohne weiteres Präludium mit einem fünf Minuten langen Fluch an. „Wohin wollt ihr in Teufels Namen? Die Franzosen sind in Berlin eingerückt! Wir sind abgeschnitten. Der König ist über Küstrin nach Westpreußen zurück! Wir müssen versuchen, uns nach der Oder, nach Schlesien zurückzuschleichen!“ —

„Wetter!“ brüllte ihm Karl der Große zu: „Wir sind Preußen, Herr, und schleichen nicht. Wir hauen uns durch!“

Dies Bonmot imponirte dem wüthenden Chaumigrem, der seinen schwarzen Knebelbart strich, und ganz ehrerbietig zu unserm Feldherrn herantritt.

„Wenn Sie sich an meine Truppen anschließen wollen, die ich gesammelt habe, um sie unserm König zu retten," sagte der Lieutenant mit großer Hoheit, „so sind Sie uns willkommen. Ich übergebe Ihnen in diesem Fall das Kommando über die gesammte Kavallerie, welche vorhanden ist (nämlich zwei Dragoner und vier Trompeter), und welche ich sonst noch erwarte; alles aber unter meinem Befehl. — Und jetzt — Bataillon, rechts um! mir nach. Der erste, der nach Berlin denkt, wird als Ausreißer behandelt; ich lasse ihn am ersten besten Baum aufhängen. Marsch!"

Und vorwärts ging's wieder die enge, schmutzige Ehrenbahn nach Mittenwalde. Keiner sah sich nach Berlin mehr um, zwar nicht aus Furcht vor den Galgen-Bäumen, sondern aus Furcht vor den Franzosen. Selbst Elisabeth folgte tief gedemüthigt der Armee; sie war auch bescheiden von ihrer Triumphtonne herabgestiegen. Im ganzen Heere aber herrschte unaussprechliche Bestürzung. Die Franzosen schon in Berlin? Wo kommen die Kerls alle her? Sie schneien doch nicht vom Himmel herab?

Auch ich ließ das Haupt hängen. So hatte Napoleon denn die Hälfte der preußischen Monarchie, die Hauptstadt des Reichs Friedrichs des Großen, und selbst meine Friderike in seiner Gewalt. O, sie hatte wohl Recht, als sie mit unglückahnendem Geiste beim Abschiede rief: „Ferdinand, wir sehen uns nie wieder!"

Welch ein schrecklicher Umschwung der Dinge in wenigen Tagen! Preußens einst vom ganzen Welttheil gefürchteten Heere zertreten; ein herrlich aufgeblühtes Königreich durch einen einzigen Schlag zertrümmert; meine Braut in der Gewalt des galantesten und tapfersten Volks der Welt; mein Patron und Reichsgraf in einer Stadt belagert, die schon Tilly einst verbrannt hatte; meine

Pfarrei, Gott weiß wo? und ich der friedliebende Doctor philosophiæ, Magister bonarum artium, designirter Pfarrer u. s. w., von allem nichts mehr, sondern — Generaladjutant Karls des Großen.

Ohne Scherz, wenn ich, mein Fatum erwägend, zuweilen neben meinem Lieutenant-General oder neben dem grimmigen Chaumigrem hinritt, in Phantasien verloren, mit Friederikens Bild, oder mit meinem Gelehrtenstübchen in Berlin beschäftigt, und dann plötzlich etwa durch einen Fehltritt meiner Rosinante erwachte — die unbekannten Gegenden der Mittelmark vor mir, die fremden Gesichter mit den Knebelbärten neben mir, das fortschreitende Heer hinter mir erblickte — ich mußte mich bei der Nase zupfen, in Arm zwicken, um mich zu überzeugen, daß ich wache.

Zuweilen verdroß es mich, statt kriegerische Abenteuer mitzumachen, nicht auf Flügeln der Liebe nach Berlin geflogen zu sein. Was hätten auch die Marschälle des Kaisers von Frankreich einem armen Magister bonarum artium zu Leide thun wollen, der seine berühmten Siegeslieder glücklicherweise noch nicht hatte drucken lassen? Aber dann versöhnte mich ein einziger Gedanke immer wieder mit meinem Verhängniß — nicht der Gedanke an Friederikens treue Liebe, oder an des Siegers Großmuth, sondern der Gedanke — an meinen Geldbeutel. Wovon sollte ich in Berlin leben? Meine Hauslektionen waren schon Andern übertragen; meine Siegeslieder vergebens gemacht. Als Generaladjutant hatte ich auf gut soldatisch wenigstens freie Zehrung, freies Quartier. Wer weiß, dachte ich, wie weit du es noch in der kriegerischen Laufbahn bringen kannst? War nicht Moreau ein bloßer Advokat, der nachher als Feldherr das Gegenstück zum Xenophontischen Rückzug lieferte? Wer steht dafür, daß nicht auch ein Doktor der Philosophie die Welt durch seine Rückzüge in Erstaunen setzt?

Durch allerlei bösen Wind von Franzosen, die auf der Seite

von Berlin umherschwärmen sollten, wurde unser Heerhaufen immer mehr südwärts verschlagen. Wir sprachen zwar, um uns als Männer zu Großthaten zu begeistern, viel vom Durchhauen; aber Chaumigrem hatte doch mit dem Durchschleichen auch nicht ganz Unrecht gehabt. Denn wir marschirten Kreuz und Quer die elendesten Dorfwege, nicht anders, als gingen wir hausiren. Unser Elisabethswagen hatte vielfachen Vorspann; wir machten zwei Tage lang doppelte Märsche, und die braven Bauern gaben uns treulich Nachricht von allen Seiten, wo sie Franzosen gesehen hatten, und beschenkten uns voll mitleidiger Freigebigkeit mit Nahrung und Trank. Aber Alle riefen: Schlagt euch nach Schlesien. Die Franzosen sind schon in Frankfurt an der Oder."

Ein siegreiches Treffen.

„In der That," sagte der Lieutenant zum grimmigen Chaumigrem und mir, als wir am zweiten Abend nach dem Abmarsch von der Berliner Landstraße unser Hauptquartier in einer elenden Dorfschenke genommen und die Posten ringsum aufgestellt hatten: „in der That operire ich dem Kaiser Napoleon schon im Rücken."

Er lächelte dabei mit wohlgefälliger Miene, die zu verstehen gab, er denke sich noch weit mehr dazu, als er sagte.

„Mag sein," sagte Chaumigrem, „wenn er uns morgen nur nicht auf unserm Rücken operirt!" — Es überlief mich eiskalt, denn ich dachte ganz natürlich auch an den lieben meinigen.

Chaumigrems barbarischer Einfall gab uns Stoff zum Nachdenken. Wir schwiegen alle drei still. Plötzlich fuhren wir von unsern Sitzen auf, und standen steif und gerade, wie die Kerzen — denn im Dorfe fiel ein Gewehrschuß um den andern, und unsere Soldaten schrien draußen: „Franzosen! Feinde! Alles heraus!"

Die Trommel wirbelte; die vier Trompeten schmetterten um

die Wette. Chaumigrem war todtenblaß. Ich, um mein höllisches Entsetzen zu verbergen, wüthete in der Wirthsstube herum, und rief: „Halloh! drauf los, brave Preußen; drauf los!“ und suchte die Thür — war aber, der Himmel weiß es, wie mit Blindheit geschlagen. Ich fand keine Thür; ich sprengte in der Angst der alten Wirthin die Schränke auf, und rief dabei mit immer höher steigender Stimme: „Preußen heraus! brave Preußen, verlaßt mich nicht!“ — Die Wirthin lamentirte kläglich; die Kinder schrien Zeter; Hund und Katzen sprangen flüchtend über Tisch und Stühle bis zum heißen Kachelofen hinauf.

Die Verwirrung, dies Geschrei um mich her, vermehrte mein Grausen, denn ich glaubte nicht anders, als die Franzosen seien schon im Zimmer und spießten unbarmherziger Weise die Kinder. Wenn sich der Himmel nur dies einzige Mal meiner erbarmt, dachte ich, so will ich in meinem Leben nie wieder Generaladjutant sein.

Mein Toben und Lärmen, welches Karl der Große und sein versteinerter Chaumigrem, zum Glück für mich, ganz anders und sehr ehrenvoll für mich auslegten, flößte auch ihnen neuen Muth ein. Sie zogen die Degen, gingen zu den vor dem Hause versammelten Truppen hinaus, und ich folgte ihnen. — Ach wie wohl that mir's, da ich draußen in der Dunkelheit stand! nun sah mich Niemand. - Ich konnte jetzt, wenn die Noth am größten werden sollte, ungestört einen Moreau'schen oder Xenophontischen Rückzug machen. Ich bin nicht furchtsam, aber diesmal hatte mich doch ein panischer Schrecken unterjocht. Ohnehin bin ich von Natur des Abends etwas ängstlicher, als am Tage.

„Adjutant vor, mit zwanzig Mann sogleich zum Kirchhof; dort ist unser Posten angegriffen! Wenn's nöthig ist, schicken Sie her; und wir rücken mit Sukkurs nach. Bis jetzt ist's nur Postengefecht.“ So befahl mir der Lieutenant; zwanzig Mann setzten sich

gegen den aus der grauen Dämmerung hervorschwebenden Kirchthurm in Bewegung, und ich unglückseliger Magister bonarum artium mußte mit dem bloßen Degen voran.

Plagt denn diesen Lieutenant da der Teufel? dachte ich, weiß er denn nicht mehr, daß ich zu Berlin im Dachstübchen wohnte?

Allein es war genug, mir Muth zuzutrauen, und das Ehrgefühl gab mir ihn. Als wir den Kirchhof erreicht hatten, ward mir's plötzlich schwarz vor den Augen, denn wir rückten geradezu gegen eine alte Mauer, auf welcher dürres Gesträuch wehete. Ich aber hielt die Mauer für französische Truppen, die Strauchäste für Bajonnette, sprang auf die Seite, und schrie mit Grausen, als sähe ich Gespenster: „Feuer! gebt Feuer!“

Erst beim Pulverblitz erkannten wir, daß wir einer ehrwürdigen Mauer unser Treffen lieferten.

„Pardon! Pardon!“ riefen aber im gleichen Moment mehrere Stimmen. Und sieben Mann leichter französischer Infanterie krochen unter der Mauer, wo sie sich verborgen hatten, hervor, und — streckten vor dem Magister bonarum artium das Gewehr. Hätten die Narren geschwiegen, wir würden sie nicht bemerkt haben.

Die Gefangenen wurden entwaffnet, gezählt und ins Hauptquartier gebracht. Daß ich mit einigem Stolz vor Karl dem Großen beim Schimmer der Stalllaternen, Lampen und Kienspäne aufzog, läßt sich denken. Er umarmte mich vor der ganzen Armee und sagte: „Herr Adjutant, Ihr Muth, Ihre Klugheit macht Ihnen Ehre. Ich werde Ihr Betragen bei dieser Affaire Sr. Majestät dem König aufs vortheilhafteste vorzustellen wissen.“

Von unsern Gefangenen erfuhren wir nun, was ich aber auch schon auf dem Kirchhof wußte, daß eine Kompagnie französischer leichter Infanterie bestimmt war, in das abgelegene Dorf einquartiert zu werden; daß sie sich jedoch auf der Stelle nach einigem Geplänkel zurückgezogen habe, da sie überrascht war, Preußen

zu finden, und (wie die Feinde glaubten) in großer Zahl (vermuthlich wegen der Menge unserer ausgestellten Wachen, und des Lärmens unserer Trommeln und vier braven Trompeter). Die sieben Gefangenen hatten sich zufällig zu weit vorgewagt.

Ich ließ vor Freuden meine Weltüberwinder aufs beste bewirthen, mit Allem, was man hatte. Es waren in meinem Leben die ersten Menschen, die ich gefangen, die ersten Kriegshelden Napoleons, die ich gesehen hatte. Die Kerls freuten sich dankbar meines Schutzes, und es war mir dabei eigentlich zu Muth, als müßte ich mich um den ihrigen bewerben. Denn als ich sie fragte, ob viel Franzosen in der Gegend herum wären? vernahm ich mit Schaudern, es sei ein ganzes Armeekorps unter Marschall Davoust, von Sachsen aus, im Zuge nach Berlin.

Ich übersetzte diese Aussage meinen anwesenden Generalen.

Karl der Große, entzückt über den Erstlingssieg seines Heeres, rieb sich beständig die Hände, und sagte: „Wetter! also operire ich doch wirklich der französischen Armee im Rücken!“

Chaumigrem hingegen ward wieder bleich, und seine Augen wurden stier und kalt, wie Glasaugen.

Zweites Treffen, und dessen Folgen.

Was mich bei meiner denkwürdigen Waffenthat am meisten erquickte, war die Ueberzeugung, daß durch dieselbe keiner meiner Nächsten das Leben, nicht einmal einen Tropfen Bluts verloren hatte. Freilich war dies nicht mein Verdienst. Das Verdienst aber der Feldherren in den Schlachten, wie in kleinen Treffen, scheint mir überhaupt zweideutig zu sein. Geringscheinende, oft ganz übersehene Ereignisse, der glückliche Einfall eines Korporals, das Bonmot eines Trommelschlägers, die zufällige Stimmung des gemeinen Mannes, wirkt gewiß oft mehr, als das Genie des Be-

fehlshabers im großen Getümmel zum guten Ausgang. Ueberhaupt sind die Regimenter, Bataillone und Kompagnien auf dem Schlachtfelde bei weitem nicht so ganz Maschine, wie man gewöhnlich zu glauben beliebt. Ich wünschte die Schlachten bei Marathon, Pharsalia, Marengo und Jena einmal von einem Allwissenden psychologisch beschrieben zu lesen.

Als der Morgen graute, standen wir schon zum Aufbruch fertig. Es war sehr kalt; aber unser Imperator meinte, wir würden einen heißen Tag erleben. Die Bauern erzählten, daß ringsum alle Dörfer von feindlichen Truppen wimmelten. Im Kriegsrath ward beschlossen, auf Holzwegen durch die Wälder zu defiliren. An Wegweisern fehlte es uns nicht.

Kaum aber hatten wir das Dorf verlassen, so sahen wir vor uns in der Ebene von verschiedenen Seiten her französische Truppen in schnurgerader Richtung gegen uns anrücken, selbst vom Walde, der uns aufnehmen sollte.

Der Lieutenant-General ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Mit stoischer Ruhe stellte er sein Heer in Schlachtordnung.

Der linke Flügel lehnte sich an eine Pfütze, der rechte an einen alten Nußbaum.

„Kameraden," sprach er, „vergeßt heute nicht, daß ihr Preußen seid. Wir haben keine Fahne, aber seht auf den weißen Federbusch meines Hutes, er wird Euch überall auf dem Wege des Ruhms vorschweben."

Dieser Gedanke mahnte mich an Heinrich IV., der einmal unter minder mißlichen Umständen ein Aehnliches sagte.

„Können wir gegen die Uebermacht nicht siegen, so können wir Preußen doch auch nie besiegt werden!" fuhr er fort: „Das Schlimmste, was uns begegnen kann, ist, daß wir heute mit Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen zu Nacht essen, statt in einem elenden märkischen Dorf."

Kräftiger hatte Leonidas nicht zu seinen dem Tode fürs Vaterland geweihten Spartanern bei den Thermopylen gesprochen, als hier mein Karl der Große, welcher den lacedämonischen König, vielleicht ohne zu wissen, sehr unglücklich parodierte.

Unsere Truppen schienen inzwischen den irdischen Speck, die Klöße und Rüben der Mark den Gastmählern im Elysium bescheiden vorzuziehen. Ach, eine Brodrinde aus Friederikens Hand wäre mir auch köstlicher gewesen, als Ambrosia in Gesellschaft aller Helden der Vorwelt.

Es war ein schauerliches Schauspiel, die einzelnen französischen Kolonnen langsam über die Stoppelfelder heranrücken zu sehen. Von Zeit zu Zeit hörte man das Getöse ihrer Trommeln von fern.

Ich saß sehr verlegen auf meinem Rosse unweit des Nußbaumes, am rechten Flügel der Armee; alle Glieder bebten mir vor Frost. Dem guten Chaumigrem, der auf dem linken Flügel an der Pfütze oder einem Weiher postirt war, wo seine vier Trompeter einen wahren Teufelslärm machten, mag auch nicht viel wärmer gewesen sein.

Zum letzten Male vor Eröffnung des Blutbades kam Karl der Große zu mir hergesprengt. „Herr General-Adjutant, heute ist der Tag, wo sich Ihr Genie auszeichnen wird!“ sagte er: „Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, überlassen Sie sich nicht dem Ungestüm Ihres Muthes allzusehr. Bleiben Sie immer besonnen. Falle ich im Treffen, so übernehmen Sie das Kommando. Der Feind ist zu stark. Werden wir geworfen, so ziehen wir ins Dorf hinter uns, und vertheidigen uns bis auf den letzten Mann auf dem Kirchhof.“

Damit sprengte er davon und überließ mich Unglückseligen dem Ungestüm meines Muthes.

Die Königin Elisabeth hatte unterdessen mit ihrem Wagen eine kühne Bewegung um die Pfütze gemacht, vermuthlich einen

dortigen Feldweg zu erreichen. Dies hinderte aber wahrscheinlich den grausamen Chaumigrem an allfälligen Kavallerie=Evolutionen; denn er fluchte mörderlich, und zwang die weinende Marketenderin, mit ihrem Fuhrwerk vor der Fronte des ersten Treffens hinweg ihre Richtung gegen meinen Nußbaum zu nehmen.

Dies zufällige Manöver entschied den betrübten Ausgang der Schlacht, noch ehe sie angefangen hatte.

Fortsetzung.

Denn in eben dem Augenblick, als unsere tapfere Schaar mit den Blicken der Sehnsucht und Liebe an den Schätzen des vorüberfahrenden Wagens hing, donnerte des Feindes erster Kanonenschuß gegen uns. Und, o Schrecken! die Kugel fuhr, wie aufs beste gezielt, mitten ins große Branntweinfaß, daß der Nektar in krystallener Klarheit herausfluthete, während die Rosse mit dem Wagen im Schrecken querfeldein sprengten.

Nun war's, als wäre mit dem Göttertrank der erschlagenen Tonne auch die Seele unsers Heeres entflohen. Das Vordertreffen wankte: die Arrieregarde machte eine retrograde Bewegung nach dem Dorfe zu. Karl der Große rief: vorwärts marsch — aber da war kein Leben mehr; nichts ging vorwärts. Er hatte in der Angst vergessen, daß sein weißer Federbusch auf dem Wege des Ruhms voranleuchten sollte — nun aber hielt er beständig hinter der Fronte, daher glaubten unsere Leute steif und fest, der Weg des Ruhms gehe dem Dorfe zu.

Jetzt fiel der zweite Kanonenschuß. Mein Roß hatte sich schon über den ersten arg verwundert; beim zweiten fing es an, die Unruhe seines Herrn zu theilen. Ich konnte mich nicht enthalten, gelegentlich den Kopf umzudrehen, um mich zu überzeugen, ob der Weg ins Dorf noch sichtbar sei.

Darauf begannen die Feinde ein kleines Gewehrfeuer. Einzelne Kavallerie sprengte gegen unsern Flügel an. Da schrie ich, gleich einem Besessenen: „Feuer! gebt Feuer! schießt!“ — drückte den Hut in die Augen, und dachte: helf' euch Gott! — fort wollte ich, ins Dorf. Aber ehe ich die hartmäulige Bestie unter mir umdrehen konnte, gaben neben mir meine gehorsamen Soldaten Feuer. Darüber erschrak mein Gaul nicht weniger als ich. Er flog mit mir unter dem Nußbaum erst hoch in die Luft, und dann hinaus ins Freie. Ein paar französische Chasseurs zu Pferde schossen auf mich. Da sie mich aber nicht fallen sahen, vielmehr sahen, wie ich mit geschwungenem Säbel (ich hatte zwar den Säbel in der Hand, hielt aber mit der gleichen Hand den Hut am Kopf fest, was mir ein martialisches Ansehen geben mochte), wie, sag' ich, mit Wetterschnelle auf sie losflog, drehten sie um, und jagten davon.

Mein Pegasus, umsonst waren Zaum und Gebiß, hatte den Kopf zwischen die Beine gelegt, und setzte, wie rasend, den Feinden nach. Ich fluchte, ich weinte, ich schrie: „Halt! Brr! halt!“ — Nichts! im Galopp, im gestreckten Galopp riß es mich fort. Die Chasseurs ereilten einen schmalen Fahrweg zwischen Zäunen; mein höllisches Streitroß wählte die gleiche Straße. Die Feinde, die sich nun nicht mehr schwenken konnten, überfiel wahrscheinlich ein Grausen, da ich ihnen, wenn gleich wider meinen Willen, fast im Nacken war. Sie spornten ihre müden Gäule noch mehr, und meine verhexte Rosinante, die muthig mit mir durchging, verdoppelte ihre Sprünge.

Die flüchtigen Chasseurs hielten mich vermuthlich für einen Teufelskerl, der darauf geschworen hatte, ihnen das Blut abzuzapfen. Denn sie sahen sich von Zeit zu Zeit nach mir mit Geberden voller Entsetzen um. Ach, die guten Herren! hätten sie nur gewußt, wie mir bei diesem Siege zu Muthe war.

Und immer weiter, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort im sausenden Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Als wir um die Ecke eines Kieferwaldes bogen, kamen wir auf eine geräumige Fläche, wo von französischer Seite ein Lager aufgeschlagen war. Hier verlor ich den Steigbügel von den Füßen — meine Flüchtlinge zerstreuten sich — einige Soldaten im Lager legten auf mich an und schossen. Meine Bestie that einen Satz seitwärts, und ich fiel, wie ein Sack, herab auf den Boden.

Adieu, Friederike! gute Nacht, falsche Welt! seufzte ich; denn ich so gut, als die Soldaten, glaubten, ich sei todt. Die Kerle sprangen lachend zu mir. Auch die Flüchtlinge kamen zu mir heran. Ich stand zitternd auf. Man forderte mir den Degen ab. Ich gab ihn. Die Infanteristen wollten mich plündern. Die Chasseurs aber nahmen mich in Schutz, und schworen, ich sei ein Mann von Ehre und Muth. Ein so unverdientes Lob vom Feinde selbst freute mich gar sehr, noch mehr aber, daß ich nirgends eine Wunde an mir fühlte.

Jetzt war ich Kriegsgefangener. Man führte mich zu einem einzelnen Bauernhaus; unterwegs büßte ich meine Uhr, meinen Geldbeutel und den goldenen Fingerring ein, den ich zum Andenken Friederikens trug.

Ein Oberst, der neben mehrern Offizieren in dem Bauernhause am Frühstück saß, fragte mich, nachdem man ihm die Geschichte meiner Gefangennahme, und wie ich die Chasseurs bis ins Lager verfolgt habe, erzählt hatte, nach meinem Rang. — Was sollte ich antworten? Designirter Pfarrer? Maître des arts? Docteur en philosophie? — Die Herren hätten mich für wahnsinnig gehalten.

Karl der Große hatte mich zu seinem Generaladjutanten erhoben. Also antwortete ich dem Frager ohne Bedenken: Adjutant-

général. — Kleider machen Leute; aber Titel auch. — Ich mußte mich sogleich mit zum Frühstück niedersetzen — kalten Braten, Malaga, Liqueur. Der humane Oberst sagte mir einige Worte des Trostes wegen meiner Gefangenschaft: „Das ist der Wechsel des Kriegsglücks. Vor fünfzig Jahren hatten die Herren Preußen Friedrich den Großen, wir ein Roßbach; jetzt haben wir Napoleon den Großen, Sie ein Jena."

Kriegsgefangenschaft.

Die Offiziere setzten sich zu Pferde. Ich ward der Wache im Lager übergeben. Den alten Fieberfrost hatte ich noch immer nicht verloren; darum befreundete ich mich mit der Gluth des Wachtfeuers.

Was mag aus dem Lieutenant Leonidas und seiner tapfern Schaar geworden sein? was aus der Königin mit ihrem gesprengten Fasse? seufzte ich. Und was wird aus mir werden? Man hatte mir schon vorläufig angekündigt, ich werde nach Frankfurt an der Oder gebracht, und von dort mit einem Transport Kriegsgefangener nach Frankreich geführt werden. Mein aus dem aufrichtigsten Gemüth dargebotenes Ehrenwort, nie wieder, wenn man mich frei ließe, gegen Se. Majestät den Kaiser der Franzosen die Waffen zu tragen, war vom Obersten nicht angenommen worden. Mein Schicksal, hieß es, müsse höhern Orts entschieden werden.

Also nach Frankreich, du armer Doktor! auf eine Festung. O wie plötzlich hat sich Alles umgestaltet! Säßest du noch auf deinem Dichterstübchen mit der stillen Aussicht auf eine lange Reihe von Dächern; läsest du deinen Plutarch von großen Männern, oder auch nur die Zeitung für die elegante Welt, und Coulissen-Anekdoten bei einer Pfeife Tabak! Was könnte deiner Seligkeit abgehen? Wenn du dein Tagewerk beendigt, deine Lehrstunden von

Haus zu Haus gegeben hättest, würdest du dich mit Friederiken von einer schönen Zukunft unterhalten, oder könntest du in deiner poetischen Einsamkeit neue Grenadierlieder in Vater Gleims Manier schreiben!

Hier fielen mir die preußischen Siegeslieder ein, die ich noch immer in der Tasche bei mir trug. Rasch fuhr ich mit der Hand zu den Mannskripten, sah mich um, ob ich beobachtet wäre, und schleuderte sie ins Feuer. Denn Siegeslieder in feindlicher Gefangenschaft — Lieder voller Hohn und Verachtung gegen Napoleon und sein Heer — die konnten mir den Kopf kosten! — Ich sah sie nun mit eben dem Vergnügen in den Flammen sterben, mit welchem ich sie im Feuer der Begeisterung einst zur Welt gebracht hatte. Selbst daß ich in der ersten Angst zu tief gegriffen, und meine Vokation zum Pfarrer mit verbrannt hatte, konnte meine Freude nicht mindern.

Plötzlich standen einige Soldaten vor mir — dieselben, die mich vom Pferde geschossen — und fragten: „Was haben Sie da heimlich verbrannt?“ Sie ließen einige Worte von Espionage fallen, und vom Füsiliren. Ich war verlegen um eine Antwort: das verbesserte meine Sache nicht. Die Kerls, ich merkte es gar wohl, suchten Händel an mir. Sie erklärten mich verdächtig, führten mich in die Wachthütte, wo ich Ueberrock und Stiefel ausziehen und den Hut abgeben mußte. Sie nahmen das Alles mit sich fort. Ich sah weder die Kerls, noch meine Kleider wieder.

Den Tag über ward ich noch einige Male wegen der verbrannten Papiere in Frage genommen. Und da ich auf meinen Aussagen beharrte, es seien Kleinigkeiten, Familienangelegenheiten, Privatbriefe gewesen, wurde ich von zwei Mann, die Angesichts meiner ihre Gewehre luden, fortgeführt, wie es hieß, ins Quartier des Generals.

Ohne Rock, barhäuptig und barfüßig, im feuchtkalten Oktober-

weiter, mußte ich nun mit meinen Begleitern eine Spazierreise von drei Stunden Weges machen. Kothig und zerlumpt, rein ausgeplündert, war ich ärmer als ein Bettler; denn selbst die Freiheit fehlte mir. Ja sogar mein Leben war ein schlecht versichertes Gut, weil die Franzosen im Felde einen zu kurzen Prozeßgang lieben. Angeklagt wegen Espionage hängt man den armen Teufel auf, oder füsilirt ihn, und bekümmert sich hintennach nicht weiter um ihn, ob er's übel nimmt.

Wiederfinden.

Mit Anbruch der Nacht dehnte sich eine ganze Reihe flammender Wachtfeuer vor meinen Blicken aus. Dahin ging unser Marsch. Hier war ein ansehnliches Lager. Ich ward in ein außer dem Dorf gelegenes, schönes Landhaus geführt. Alle Zimmer glänzten erleuchtet; Schildwachen zu Fuß und zu Pferd vor der Thür. Offiziere in glänzenden Uniformen von allen Waffen gingen aus und ein. Man führte mich vor ein Militärbüreau. Man las den Bericht über mich, fragte um meinen Namen und Grad, und rief dann: „Fort mit ihm zu den andern Gefangenen!“ — Einer der anwesenden Offiziere sagte: „Es ist eine Schande, wie man den ausgeplündert hat!“ — Ein anderer sagte: „Gehen Sie, ich werde um Kleider für Sie sorgen.“

Man führte mich ins Lager, und hier ward ich einem Offizier übergeben, der die Bewachung der Kriegsgefangenen unter sich hatte. Diese lagen neben brennenden Scheiterhaufen umher, und genossen ihr kärgliches Abendbrod. Ich gesellte mich zu ihnen.

Siehe, da saß mit seinem blassen Antlitz und pechschwarzen Knebelbart mein grimmiger Chaumigrem, neben ihm Karl der Große; beide aßen eine dampfende Suppe aus großer irdener

Schüssel, welche die Königin Elisabeth dienstgefällig, in Ermangelung eines Tisches, auf ihrem jungfräulichen Schooß hielt.

„Ei, sieh' da, mein Feldherr!" rief ich entzückt beim Anblick dieser lieben, bekannten Gesichter: „Ist das die Mahlzeit, welche Sie im Elysium bei Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen versprochen hatten?".

Als der Lieutenant meine Stimme hörte, sprang er freudig auf, und schloß mich in seine Arme: „Wie, Herr Adjutant, Sie leben noch? Gottlob, so ist unserm König doch noch ein braver Mann erhalten! O wie viel haben wir Sie schon bedauert. Aber daß Sie auch Ihre verdammte Hitze nicht mäßigen konnten? Ich sah es wohl, wie Sie es mit den Chasseurs aufnahmen, wie Sie sie in die Flucht trieben. Ihr Beispiel begeisterte wieder meine schon etwas muthlosen Leute. Wir stürzten mit gefälltem Bajonnette gegen den Feind. — Verwundete gab es auf beiden Seiten. Wir schlugen uns eine halbe Stunde lang. Aber da waren wir umringt. Wir mußten das Gewehr strecken. Kommen Sie, Herzensadjutant, theilen Sie unsere Suppe mit uns."

Noch einmal ums andere umarmte mich der wackere Lieutenant-General; auch der tapfere Chaumigrem war aufgesprungen, und hatte mich in seine Arme geschlossen. Die Königin bot mir ihren blechernen Löffel, und so vergaß ich mein Elend.

Nach einer halben Stunde kam der wachthabende Offizier mit einem Korporal. „Wer von Ihnen, meine Herren, ist der Generaladjutant?" — Karl der Große lächelte selbstzufrieden, und zeigte mit dem Finger auf mich; denn der französischen Sprache war er nicht mächtig.

„Herr Adjutant," sagte der Offizier, „es thut mir leid, Sie sind schändlich mißhandelt worden. Hier schickt man Ihnen aus dem Hauptquartier einige Kleider, wenn Sie davon Gebrauch machen können, und ein paar Bouteillen Wein zur Erquickung.

Seien Sie überzeugt, daß Franzosen auch ihre Feinde, als Männer von Ehre, zu schätzen wissen, und daß Plünderer und Maradeurs nur Ausnahmen von der Regel sind."

Ich sagte meinen edelmüthigen Feinden das Verbindlichste, was ich ersinnen konnte, und es that mir leid, daß ich für den Augenblick nicht eine schönere Phrase zu spenden hatte, als die, daß mich heut die Eroberer der Welt (les conquérans de l'univers, im Französischen tönt so etwas größer, als in dem gewissenhaften Deutschen) zweimal besiegt hätten. Wir Deutschen mögen uns nun dagegen sträuben, wie wir wollen, die Franzosen sind doch das geistreichste Volk des heutigen Europa's, und die Griechen unsers Weltalters. Selbst ihre gemeinsten Soldaten studieren im Aeußern auf Grazie und Würde, wie bei uns nur Schauspieler auf der Bühne; ein treffender Einfall bezaubert sie, ein guter Gedanke belohnt sie, und das Ehrgefühl erhebt sie alle. — Es ist in dem Volke doch etwas Geistiges, und nicht alles daran Kartoffel und Bier.

Selbstranzionirung.

Den folgenden Tag wurden die Kriegsgefangenen nach Frankfurt an der Oder geführt. Ich kannte die liebe Stadt recht gut, und auch ich hatte die Ehre, vielen wackern Leuten dort bekannt zu sein. Doch schien mir die Ehre gegenwärtig eins der überflüssigsten Güter meines Lebens, weil ich dadurch ums Leben selbst kommen konnte. Denn gesetzt, ein ehrlicher Frankfurter wäre aus der Hausthür hervorgesprungen, hätte den Generaladjutanten als seinen lieben Doktor begrüßt, hätte meinen Kriegs- und Siegesliedern nachgefragt — —

Als der Zug unters Thor kam — o wie schlug mir das Herz! — drückte ich mir den großen Offiziershut tief in die Augen, und

die Nase schob ich nach damaliger Stutzermode tief hinab ins dicke Halstuch. Ich schämte mich, in die wohlbekannte Stadt, wie ein Verbrecher, unter Gefangenen einzuziehen: und Verbrecher war ich doch wohl ein wenig, denn ich war ein wenig Betrüger und Anmaßer von militärischen Würden, die mir nicht gehörten.

Ein Troß von neugierigen Gaffern umschwärmte mich unaufhörlich — ach nein, ich will die guten Leute so hart nicht nennen. Sie kamen auch wohl aus Mitleiden, oder aus Begierde, irgend einen Freund, einen theuern Anverwandten unter uns zu finden. Obschon der Abend dämmerte, verbarg ich mich doch im tiefsten Haufen meiner zerlumpten Schicksalsgefährten, die alle mit offenem Antlitz stolz einherschritten, als wollten sie sagen: seht uns nur an, das leiden wir für König und Vaterland. Ich hätte es zwar mit gutem Gewissen auch sagen können: aber eine Tugend, zu der man wider Willen gekommen ist, sieht der Sünde um ein Haar ähnlich. Endlich kamen wir von Pontius und Pilatus, von General- und Platzkommandant ins Nachtquartier; wir Offiziere in ein schlechtes Wirthshaus zusammengeschoben, mit Ehrenwache, ob wir gleich unser Ehrenwort mündlich und schriftlich gegeben hatten, uns nicht selbst zu ranzioniren.

Ich bekenne, mit diesem Ehrenwort hatte ich's gar nicht ehrlich gemeint. Denn als ich meinen Generaladjutanten-Titel niederschrieb, dachte ich: der Generaladjutant möge sein militärisches Ehrenwort halten, aber ohne Verbindlichkeit für den Herrn Doktor und Magister.

Sobald es dunkel ward, bat ich um Erlaubniß, noch Freunde in der Stadt besuchen zu dürfen; ich meinte irgend eine nachlässige Thorwache. Man schlug es mir höflich ab. Allein da mich Niemand an der Stubenthür aufhielt; da mich Niemand unter der Hausthür fragte: wohin wollen Sie? da mir Niemand auf der Straße den Weg verrannte; da mir es sogar Niemand übel nahm,

daß ich vors Thor ging, frische Luft zu schöpfen — die Schildwache hielt mich vermuthlich für einen französischen Offizier — so trug ich kein Bedenken, mein Glück weiter zu versuchen. Ich lief, auf gut Deutsch gesagt, davon, oder ich ranzionirte mich selbst, wie es edler in der Kriegssprache heißt; denn selbst in dieser hat man Worte erfunden, um Sünden und Schanden zu bedecken, deren sich sonst der Krieg nie schämt; retrograde Bewegungen statt Reißaus; Requisitionen statt Brandschatzungen u. s. w. Ein Beweis von der fortschreitenden Kultur selbst bei dem Stande, der sonst von Amtswegen alle Kultur zu zerstören pflegt, und dem man wenigstens Offenheit und Geradheit nachzurühmen pflegt.

Stallknecht und Kutscher.

Ich mochte eine Stunde gelaufen sein — denn der elenden, kothigen Straße zum Trotz lief ich mich außer Athem — fand ich's räthlich, gemächlicher einher zu schreiten. Unter meinen müden Füßen spürte ich einen milden Sand; rings um mich her säuselte im Abendlüftchen ein Kieferhain; über meinem Haupte wallte der berühmte Silbermond durch graue, gebrochene Wolken. Ich fand meine Lage sehr romantisch, sogar poetisch; hätte aber doch ein gutprosaisches Nachtessen nebst Strohbett nicht verschmäht.

Die Frage entstand: wohin wollen Sie, Herr Exgeneraladjutant? wovon gedenken Sie in Zukunft zu leben? — Ich wußte wahrhaftig weder das eine noch das andere. Und es ist gut, daß man in der Welt zuweilen solche kleinliche Nebendinge nicht weiß. Eben das reizt die Lust des Lebens, wenn man so auf Gerathewohl im Weltall fortschreitet, ohne zu wissen wohin. Neugier und Hoffnung tragen uns weiter. Ich habe einen reichen Mann gekannt, der vollauf zu leben hatte, und den Spleen dazu. Vielleicht war sein Ueberdruß und Ekel am Einerlei des Lebens gerade

eine Folge seines Reichthums. Er verachtete das Leben, das ihm nie eine Sorge machte. Er war nahe daran, Selbstmörder zu werden, vermuthlich um der langen Weile eines Daseins zu entgehen, mit dem er nichts zu machen wußte. Und was hielt ihn von einem Tage zum andern ab, den Faden seiner Stunden zu zerreißen? — Die Haude-Spenersche Zeitung. Er wollte nur noch immer vor seinem Tode wissen, was aus der Welt werden würde? — Und wenn er die Zeitungen gelesen hatte, dachte er: das wäre also nach meinem Tode geschehen, wenn ich mich gestern mit einer Kugel selbstranzionirt hätte. Es ist doch gut, daß ich dies noch vor meinem seligen Ende erfahren habe. Und so überlebte sich der herzbrave Mann von einem Zeitungstage zum andern, bis ein paar Kaufleute die Gefälligkeit hatten, ihm durch einen sehr höflichen Spitzbubenstreich, Bankerott genannt, einen großen Theil seines Vermögens abzunehmen. Nun hatte er Noth zu arbeiten; und die Noth heilte seinen Spleen. Der Hunger ist nie heftiger, als wenn man nicht weiß, womit ihn stillen; und das Leben nie reizender, als wenn man nicht weiß, wie es retten.

Das mochten unterwegs im obenerwähnten säuselnden Kieferhain auch meine Gedanken sein. Ich schleppte mich auf müden Füßen weiter, voller Neugierde, was aus mir noch werden, und wohin ich am Ende von meinem Schicksal verschlagen würde. Da bellten Hunde — da leuchteten ferne Fenster — ich kam also zu einem Dorfe.

Vor dem Wirthshause stand eine offene halbe Chaise mit zwei Rossen bespannt, und zwar in der gleichen Richtung des Wegs, den ich zu wählen hatte. Das Standbrett hinter dem Kasten der Chaise — ich rekognoszirte das Lokal — hatte zum Glück keine Eisenstacheln und Schutzwehren gegen blinde Passagiers, die sich gern auf fremde Kosten durch die Welt schleppen lassen. Also konnte ich — und das war kein geringer Trost — meinem matten

Leichnam ein Ruheplätzchen schaffen, und mit Bequemlichkeit flüchten. — Der Wagen war leer, also der Eigenthümer noch im Wirthshaus. Ich wühlte in meinen Taschen — kein rother Pfenning darin, und doch hätte ich gern ein Stück Brod gekauft. Betteln konnte ich nicht, als Offizier, aber wohl in Requisition setzen. Ich wollte mein Glück versuchen, ich trat ins Haus.

Da lag auf einem alten Futterkasten ein runder Hut, ein Bauernkittel und eine Peitsche. — Heil dem braven Mann, der in der Welt die Geistesgegenwart erfunden hat! — Wetterschnell flog mein militärischer Sturmhut auf den Boden, der grobe Filz auf meinen Kopf; der blaue lange Ueberrock des Offiziers auf den Kasten; mein schlanker Leib in den breitschultrigen Bauernkittel. Hätte ich noch ein Schlachtschwert gehabt, ich würde es gegen die Peitsche vertauscht haben, welche ich dennoch als Zugabe in die Hand nahm, um mich irgendwo einmal meiner Haut wehren zu können, wenn auch nur gegen unhöfliche Dorfhunde.

Daß ich nun, als qualifizirter Dieb, an ein Nachtessen im gleichen Hause nicht denken konnte, verstand sich von selbst. Das war schlimm genug. Aber doch hatte ich nun das Vergnügen, vor französischen Nachstellungen gesicherter, inkognito reisen zu können.

Ich stand noch in der Hausthür, mit dem Gesicht auf der Dorfstraße herumspähend, wo ich verborgen den Wagen beobachten konnte, um bei der Abfahrt mein Plätzchen hinten auf in Besitz zu nehmen. Da sprang jählings hinter mir eine Thüre auf — eine französische Stimme donnerte — ich bekam von zwei gottlosen Fäusten hinterrücks einen so gewaltigen Stoß vorwärts, daß ich, so lang ich war, vor mir hinstürzte in den Koth, so tief er war. Das geschah mit einander in wunderbarlicher Eilfertigkeit. Noch jetzt begreife ich nicht, wie man zu dem allem in so wenigen Augenblicken die nöthige Zeit fand.

„Allons bougre, allons!“ rief der Franzose einmal ums an-

dere, der mich für seinen Fuhrmann halten mochte. Ich war mit mir noch nicht im Reinen, ob ich mich todt stellen, oder als Dieb aufspringen und davon laufen müsse, ehe ich gehenkt würde. Der Franzose entschied für keins von beiden; packte mich mit wahren Teufelskrallen beim Kleid im Nacken, riß mich in die Höhe, pflanzte mich neben das Vorderrad zum Fuhrsitz, und schrie: „Sitzen dif auf!“ — sprang in den Wagen, und rief: „Allons, en avant!“

Mir gleichviel! dachte ich, setzte mich an Kutschers Platz, gab den Pferden einen derben Hieb und jagte zum Dorfe hinaus. Statt des bescheidenen Hintenauf hatte ich nun die Ehrenstelle vorauf. Der um seine Garderobe und Beamtung betrogene Kutscher, nämlich mein Vorfahr, konnte nun statt meiner Generaladjutantendienste thun, falls er nicht freiwillig die Kleider im Stich gelassen hatte, um dem Franzosen inkognito zu entwischen.

Wiederum Mord und Todtschlag.

Je schneller ich fuhr, je öfter wiederholte mein gestrenger Herr im Wagen sein „bon! bon!“ Er schien Eile, und wie ich aus seiner Unruhe und seinen zwischen den Zähnen von Zeit zu Zeit hervorgestoßenen Selbstgesprächen vermuthen konnte, kein heitereres Gewissen zu haben, als ich. Zwischen Mondschatten und Mondschein glaubte ich bemerken zu können, er sei eine von den wichtigen Personen, die man bei der französischen Armee Employés zu nennen pflegt. Für einen Offizier war er zu bürgerlich, für einen Bürger zu militärisch gekleidet.

Unsere Gespräche waren sehr einsilbig; er sprach kein Deutsch, ich, meiner Rolle gemäß, kein Französisch. Fragte er mich: „Isset Polen weit, weit?“ antwortete ich regelmäßig: „Viel weit!“ — Fragte er: „Isset Preuß da?“ so erwiederte ich: „Viel Preußen!“ —

Dann schrie er wie besessen: „Immer zu! immer zu!“ und ich ließ die Pferde springen, so gut sie mochten.

Ich gab ihm endlich zu verstehen, er sollte mir zu essen geben, wenn er hätte. Er verstand mich nicht. Ich sprach von Barmherzigkeit, der Kommissär kannte keine; von Hunger, der Speckwanst verstand das Wort nicht. Brod; da hatte ich's getroffen. Er gab mir ein großes Stück.

Nun saß ich vergnügt auf meinem Bock, wie kein König auf dem Thron, und versöhnte mich mit meiner dienstbaren Stelle, die mir alles gewährte, was ich verlangen konnte. Ob Pfarrer, ob Stallknecht, ob Generaladjutant, ob Magister oder Feldprediger — was kommt zuletzt darauf an? Der Mensch ist in jedem Rock doch immer das Beste; schlimm genug, wenn der Rock das Beste vom Menschen ist. Ich fuhr die Straße nach Polen. Wer weiß, dachte ich, ob du in den Wechseln deiner Schicksale nicht dem Kommando eines Armeekorps an den Ufern der Weichsel entgegenkutschirst? Niemand verzweifle! Es gibt eine Vorsehung. So finster es oft wird, so hell klärt's sich auf. Ich war in der besten Stimmung, zum Zeitvertreib eine Predigt zum Behuf der mir designirten Pfarrei auszuarbeiten, als ich im Mondschein vor mir einige Gewehre blitzen sah. Mein Kommissär bemerkte sie im gleichen Augenblick, zog den Säbel und nahm eine Pistole zur Hand, deren Hahn er spannte. Das Knacken des Hahns hinter mir trieb mir den kalten Schweiß aus.

„Bougre, Bougre! zufahr, immer zu!“ schrie er.

„Halt! wer da? halt! qui vive?“ brüllten einige Soldaten, die mir die Bajonnette ihrer Gewehre fast allzunahe gegen die Rippen hielten.

Wem sollte ich gehorchen? Eine Nothlüge, hoffte ich, sollte mich aus der Verlegenheit ziehen. Da ich die Soldaten für Franzosen hielt, die ihrem Regimente nachzügelten, rief ich, um ihnen

etwas Ehrfurcht einzuflößen: „Messieurs, mein Herr General ist französisch General!“

„Halt! ergebt euch!“ schrien nun mehrere Stimmen.

„Foudre!“ rief der vorgebliche General, und sprang mit einem Satz aus dem Wagen, daß er zwei Kerls zu Boden stürzte.

Er schoß; Piff, Puff, Paff! fielen links und rechts Schüsse — die Kugeln pfiffen mir am Ohr vorbei — meine Pferde wurden noch scheuer, als ich. Im gestreckten Galopp jagten sie davon; meine Peitsche zerbläute ihre Rücken. — Ich hörte noch Säbelgeklirr und Flintenschüsse — und bald von Allem nichts mehr. Ich war gerettet; Dank sei es der Klugheit und Behendigkeit meiner Rosse.

„Verdammte Geschichte!“ brummte ich, und stellte eine chirurgische Untersuchung meines Leichnams vom Scheitel bis zur Sohle an: denn in der ersten Angst glaubte ich von dem Kugelhagel durchlöchert zu sein, wie ein Sieb. Aber kein Haar war mir verwundet.

Desto besser! Aber meine Herrschaft, was war aus ihr geworden? Sollte ich wieder umkehren, nachfragen, mich auch ein wenig zersäbeln und zerbajonnetten lassen? Nein, so weit ging meine Kutschertreue und zärtliche Anhänglichkeit nicht. Der Himmel weiß, was aus dem Commissaire de guerre oder Employé geworden sein mag. Ich habe es nachher nicht erfahren, da ich den gleichen Weg wieder zurückgekommen bin.

Ich fuhr nun langsamer, denn meine Rosse waren an Kräften erschöpft. — Vor mir lag wieder ein kleines Dorf. Jetzt überlegte ich: was beginnen? Dort übernachten, oder weiter eilen? Noch klang mir das Kugelgezisch in den Ohren, und meine Angst rief: „weiter!“ — — Ferner: wem gehören Wagen und Pferde? Antwort: vor der Hand Keinem, als dem gegenwärtigen Besitzer, der ihn weder erobert, noch gestohlen, noch in Requisition gesetzt hat. — Frage: was mit dem fremden Gut machen? verschenken,

verkaufen, behalten? Zum ersten hatte ich keine Lust, zum andern kein Recht, zum dritten kein Geld.

In dieser Verlegenheit kam ich zum Wirthshaus: es war noch nicht so spät, als ich glaubte. Der Stallknecht kam; ich spannte aus, verlangte ein Futter für die Pferde, für mich ein Warmbier, und setzte mich zum Ofen. Im Nothfall hoffte ich mit meinem runden Filzhut und Bauernkittel Bezahlung zu leisten; jener war mir ohnedies zu eng, und dieser zu weit.

Gefährliche Gesellschaft.

Die dicke Wirthin pflanzte sich vor meinen Tisch hin, setzte beide Arme in die Seite, und fragte: ob ich über Nacht zu bleiben gedächte? — Antwort: Nein. — Ob ich noch nach dem Städtchen wolle? — Antwort: Ja! Es war mir recht lieb, daß die Neugierige fragte, denn ich war noch viel neugieriger zu wissen, auf welcher Straße, in welcher Weltgegend ich sei und wohin ich führe. — Ob ich nicht ein junges Frauenzimmer mit dahin nehmen wolle, das zu Fuß angekommen wäre, und jetzt, wegen übergroßer Ermüdung, auf dem Bett läge? es könnte mir ein gutes Trinkgeld eintragen. — Antwort: Recht gern! und das ging mir von Herzen, besonders wegen des Trinkgeldes, dann auch wegen der Gesellschaft. — Ob ich nicht besser thäte, mit Tagesanbruch weiter zu reisen? denn die Nacht sei keines Menschen Freund, zumal bei Kriegszeiten. Es streife viel Franzosenvolk umher, und zerstreutes preußisches Militär, das sich zu retten suche. Es gehe kein Tag ohne Mord und Todtschlag und Plünderung vorüber. — Ich nickte schaudernd mit dem Kopf. — Man wolle mich und das Mamsellchen eine oder zwei Stunden vor Tag wecken; ich käme noch immer zu guter Zeit an Ort und Stelle; meine Herrschaft würde gewiß nicht schmälen. — Das glaubte ich selbst. — Also

blieb ich. Es that mir, den Rossen und dem „Mamsellchen" wohl. Doch beschloß ich, früh aufzubrechen, denn ich berechnete psychologisch gut, des Morgens müsse die Straße am sichersten sein, weil die, welche gut finden, sich des Nachts in Gefahr zu setzen, sich aus Ermüdung oder Furcht vor Tagesanbruch verbergen; und die, welche am Tage wandern wollen, dazu nicht die Nacht zu wählen pflegen.

Mein Stallbett, auf dem ich nur bangen Schlummer hatte, fesselte mich nicht lange. Als es in der Dorfkirche vier Uhr schlug, war ich bei meinen Pferden, herrlichen Kutschgäulen. Ich machte Lärmen im Hause. Während der Knecht anspannte, beleuchtete ich mit der trüben Laterne mein neues Eigenthum, die Chaise. Der Kasten war von mehrern eingedrungenen Flintenkugeln durchlöchert. Im Wagen lag eine Säbelscheide, ohne Säbel, in einer der Seitentaschen befand sich eine zierliche Tabakspfeife mit silberbeschlagenem Meerschaumkopf, dabei ein seidener Tabaksbeutel mit Stickerei, Vergißmeinnichtchen, und darum die zärtlichen Worte: Souvenir de l'amitié. Vermuthlich galante Eroberung meines ehemaligen Herrn, des Employé, von irgend einem deutschen Mädchen. Der Kasten des Wagensitzes war fest verschlossen; den Schlüssel hatte der Employé unnützerweise behalten.

Die Wirthin kam und erzählte mir gähnend haarklein, was ich und meine Pferde alles gegessen und getrunken hätten. Ich fand das sehr langweilig, weil ich es ohnedem wußte, und fertigte sie mit dem Bescheid ab: „Mamsellchen wird schon für mich bezahlen." Dann stieg ich in den Wagen, und setzte mich an die Stelle meiner gewesenen Herrschaft; da saß ich bequemer und wärmer, auch rechnete ich auf angenehme Gespräche mit Mamsellchen.

Es kam endlich; man hob es zu mir in den Wagen; ich rief Adieu, und fort ging's. Aus dem angenehmen Gespräch aber ward nichts. Die Reisegefährtin schob sich in den Winkel des

Wagensitzes so weit als möglich von mir, antwortete einige Mal auf meine bescheidenen Bemerkungen, daß es sehr frisch, oder sehr finster, oder nicht gut fahren sei, ein schläfriges Ja und Nein, und überließ mich meinen fernern Betrachtungen.

Diese Betrachtungen wurden immer wunderlicher, als meine schöne Gesellschafterin — zwar im Dunkeln ließ sich mehr Schönheit ahnen, als sehen — im Schlafe, wie der Wagen schaukelte, sich näher und näher gegen mich senkte. Aus bloßem Mitleiden mit dem guten Kinde, daß es nicht zu sehr umhergeworfen werde, rückte ich ihm drei bis vier Zoll näher. Nach einem Weilchen lehnte der Kopf der Schläferin an meiner Achsel — ein hartes Kissen. Ich legte mit schüchternem Erbarmen meinen linken Arm um ihren schlanken Leib, und hielt die Schlummernde an meiner Brust. Sie schlief sanft wie die Unschuld, und erwachte selbst von den unruhigen Schlägen meines Herzens nicht, während ich wie ein Verbrecher zitterte.

Zum ersten Male lag ein schlafendes Mädchen an meiner Brust — zum ersten Male hielt ich stundenlang ein weibliches Wesen mit dem Arm umschlungen — ach, vergib, Friederike, wenn ich dir in diesen Augenblicken — nein, untreu ward dir meine Seele auch da nicht, denn ich gedachte deiner. Oft bildete ich mir ein, daß ich dich so zur Gefährtin habe; der sanfte Druck, mit dem ich die Fremde an mich zog, galt dir; mein verstohlener Seufzer dir, und dir der gottlose Kuß, den ich leise auf — ihre Haube drückte. Aber zu einem Weibe, dessen Busen nach der Melodie des sanften Odems steigt und fällt, dessen Anschmiegen mit einer fremdartigen Gluth erfüllt, — zu solch einem Wesen setze man einen Mann von Schnee, aber keinen Hagestolz, ach! von neunundreißig Jahren.

Schönes Morgenroth.

Sanft schlich der Wagen im Sande fort. Ich ließ den Pferden ihren beliebigen Schritt, hielt meine schlummernde Unschuld fest im Arm, schloß die müden Augenlieder, um bequemer von Friederiken, Pfarrei und allen Himmeln zu träumen, die mir das Wachen nicht gab, und so ward aus dem willkührlichen Geträum zuletzt wirklicher Schlummer.

Ich und meine Schlafgenossin erwachten fast zu gleicher Zeit, als der Wagen aus dem milden Sande plötzlich über einen holprigen Prügeldamm fuhr. Es war schon hell. Vor uns im Hintergrunde der Landschaft brannte ein prächtiges dunkelglühendes Morgenroth, welches blendend auf unsere Augen fiel.

Erst sah ich auf meine braven Pferde, dann auf meine Reisegesellschafterin. Sie rieb sich mit beiden Händen die Augen; ich rieb mir die meinigen. Dann sahen wir uns ganz trocken einander an. Sie rieb sich wieder die Augen; ich mußte desgleichen thun, denn das Morgenroth hatte mich, glaube ich, blind gemacht. Ich sah sie wieder an; sie mich. Und nun erst war ich überzeugt, daß ich noch schlafe und von Friederiken träume, denn sie saß, so kam es mir jetzt vor, neben mir.

„Aber, mein Gott, Herr Doktor, sind Sie es?“ fragte sie mit ihrer leisen, schönen Silberstimme, und betrachtete bald mein Angesicht und den werdenden Schnurrbart — Ueberrest meiner ehemaligen Generaladjutanten-Uniform — bald meinen beschmierten und zerrissenen Bauernkittel.

„Ach, Friederike!“ rief ich, „wie kommen Sie hieher? und zu mir?“

Jetzt fragten wir nicht mehr. Unsere Augen verdunkelten sich jetzt in den Thränen wehmüthiger Seligkeit — ich ließ das Leitseil fallen — wir schlossen Brust an Brust, Mund an Mund

und in langen Küssen tauschten wir Leben um Leben, Seele um Seele. — — O wir hatten uns wieder; nach der langen, ewigen Trennung, wieder! und wie unverhofft, wie wunderbar! Vergessen war aller Schmerz der Vergangenheit! Vergessen alles Elend des Lebens, meine Sorgen, ihre Thränen; vergessen jede Gewitterwolke der Zukunft. Wir athmeten in einer schönen Welt. Das Irdische fiel von uns — Alles war selige Verklärung.

Nur der verruchte Prügeldamm, auf dem der Wagen so unbarmherzig stieß, daß sich selbst unsere küssenden Lippen beständig von einander verloren und mühsam wieder suchen mußten — nur der Prügeldamm, bei dessen Anlage man vermuthlich solche rührende Scene nicht berechnet hatte — nur er trennte uns, da wir glaubten, der Tod könne uns nicht wieder scheiden. O wie gern wären wir Brust an Brust gestorben.

Ich nahm das Leitseil wieder zur Hand. Und nun ging's ans Fragen her und hin. Und ob wir uns gleich sahen, und ob wir einander gleich fest Hand in Hand hielten, als fürchteten wir, uns im eigenen Wagen von einander zu verlieren, wurden wir doch zweifelhaft, ob wir's auch wirklich wären. — Sie war schöner, als ich sie jemals gesehen; das Morgenroth umstrahlte sie mit einer Glorie. Ich mußte noch einmal das Leitseil fallen lassen.

Was ich von meinen kriegerischen Abenteuern Friederiken erzählte, wissen meine Leser; aber Friederike hörte sie aufmerksamer und begieriger an, als sie gelesen werden mögen. — Die Begebenheiten meiner Verlobten waren ungleich einfacher. Sie hatte von ihrer Herrschaft die Entlassung erhalten. Kurz vor dem Einrücken der Franzosen in die Hauptstadt flüchtete die Herrschaft nach Stettin, und der Himmel weiß, wohin. Friederike schwebte meinetwillen in Todesängsten; bekam endlich einen Brief von ihrer betagten Mutter, und den Befehl, Berlin zu verlassen und zu ihr zu kommen. Sie reisete also, eine gehorsame Tochter, ab, nachdem

sie meinetwillen alle nöthigen Anzeigen hinterlassen hatte; fuhr mit Gelegenheit bis Frankfurt, und machte sich von da, weil die Franzosen alle Pferde und Wagen in Beschlag genommen, oder weil in dem Augenblick Niemand dergleichen zu einer unsichern Reise hergeben mochte, ziemlich heroisch zu Fuß auf den Weg. Müde und matt kam sie gestern Abend in das Dorf, von wo an ich die Ehre hatte, ihr Leibkutscher zu werden.

Es wird Tag.

Unterwegs — auch Liebende wollen gefrühstückt haben, und zum Wohnort von Friederikens Mutter waren es noch einige Meilen — verschwand im ersten Wirthshaus unter scharfem Scheermesser der letzte Rest meiner Generaladjutantur von der Oberlippe. Friederike kaufte mir für ihr Geld — ich weiß nicht, wie sie den Tröbel auskundschaftete — bei dem Amtmann oder Schreiber einen ehrbaren Ueberrock und Hut, so, daß ich doch, ohne Aufsehen zu erregen, bei einem hübschen, wohlgekleideten Mädchen im Wagen sitzen konnte.

So fuhren wir weiter. Es war Tag geworden; auch in unserm Gemüth ward es sonnenheller Tag. Verkündet waren wir von der Kanzel, also Hochzeit mußte gemacht werden. Darüber waren wir einig. Ich sollte unterdessen nach Frankfurt am Main schreiben, um meinen Gönner wegen des Ex-Reichsgrafen und der Pfarre zu befragen. Erwählter Pfarrer war ich doch einmal, trotz dem, daß ich im französischen Bivouac, nebst den Siegesliedern, die Vokation verbrannt hatte. — Friederike hatte beinahe hundert Thaler erspart; davon ließ sich anfangs das Leben fristen. Und wenn alles Unglück zusammenschlug, konnte ich ja irgendwo noch eine Winkelschule anlegen. Mit Brod und Wasser, das fühlten

wir, konnten wir glücklich sein: nur nicht von einander getrennt, auch bei allem Ueberfluß nicht.

Indem wir uns in unserer bittern Armuth selig priesen, sie von wohlfeilen Suppen, ich von der Einnahme eines fleißigen Schulmeisters sprach, ging's kling! kling! auf dem Fußboden des Wagens. — Wir sahen hinab. Es war ein blanker Louisd'or.

„Hast du ihn verloren?“ fragte ich Friederiken.

„Ich habe kein Gold!“ sagte sie.

Wir nahmen die milde Gabe, als Nachlaß meines seligen Employé, für meinen Kutscherlohn.

Nach einer Weile abermals kling! kling! — wieder ein Louisd'or. — „Wahrhaftig,“ sagte ich, „wir haben einen guten Schutzgeist, oder eine gütige Fee, die unser frommes Gespräch gehört hat.“ Ich hob auch diesen auf, und sah fleißig umher, ob er noch Brüder habe. Alles war leer. Es that mir leid. Bald darauf erneuerte sich das Herenspiel zum dritten Mal.

„Hier ist's nicht richtig in der Chaise!“ sagte ich, und hielt die Pferde an. Es blitzte mir aus dem Spalt des Kastens von unserm Wagensitz ein viertes Goldstück entgegen. Da war die Goldquelle entdeckt. — Ich erbrach den verschlossenen Sitz mit Gewalt, und fand, was ich immer für das Geräusch und Klirren einer Kette gehalten, einen durchgeriebenen Geldsack. Andere Geldsäckchen lagen, fester gebunden, vertraulich neben einander. Wie mein Employé zu diesem Schatz gekommen, wußte ich nicht: ob er ihm oder Andern gehörte, galt mir gleich. Aber Friederike und ich erkannten einhellig, diese Summe sei für unsere bescheidenen Wünsche zu groß — wir könnten sie nicht behalten. Wir legten auch die drei Louisd'or zu den andern, verwahrten das Geld besser, und fuhren gelassen davon, als hätten wir nichts gefunden.

Die alte Mutter Friederikens, entzückt uns zu umarmen, empfing uns segnend. Unser Schatz ward ihr in Verwahrung gegeben; aber

ungeachtet aller Nachfragen, die ich wegen Wagen, Pferd, verlornem Geld in die öffentlichen Blätter einrücken ließ, meldete sich nach mehreren Monaten kein Mensch dazu.

So endeten meine Abenteuer. Ich war reicher, als ich es je zu werden Hoffnung haben konnte, und die schöne Friederike mein Weibchen.

Dem Berliner Freund sandte ich Entschädigung für sein Fuhrwerk, um welches mich der Herr Oberwachtmeister geprellt hatte; der Pfarrei entsagte ich, und ein erträgliches Landgut, in einer der reizendsten Gegenden, eine von jungen Linden und Kastanienbäumen umschattete Wohnung, die Raum genug für Friederiken, ihre Mutter und mich hat, umschließt mein Paradies.

Die Bohne.

Ich war in Verzweiflung — erzählte in einer Abendgesellschaft der junge Banquier Walter — neun Wochen lang hatte ich mich in Wien herumgetrieben; in allen Gesellschaften, bei allen Anlässen, in allen Polizeibüreaux hatte ich das Fräulein von Tarnau, die Tante, die Kammerjungfer beschrieben! keine Seele konnte mir Auskunft geben, wohin sie gekommen. An gutem Rath fehlte es freilich nicht, denn der ist immer wohlfeil. Man wies mich nach allen Richtungen der Windrose hinaus, um meine Göttin zu sehen.

Aber in Wien war sie nicht mehr. Ungeachtet mir das im Gasthofe, wo sie gewohnt hatte, sehr deutlich gesagt wurde, ungeachtet ich dasselbe Zimmer bewohnte, welches einst das ihrige gewesen, suchte ich sie doch noch immer. Ich war in allen Kirchen und Messen, auf den Redouten und Bällen, in allen Schauspielen und Lustorten. Genug, der Liebe Mühe blieb umsonst. Meine Heilige war verschwunden.

So verließ ich trostlos die Kaiserstadt, und kehrte im bösesten Winterwetter nach meiner Heimath zurück.

Um Ihnen aber das ganze Seltsame meines Schicksals klar zu machen, muß ich Ihnen erzählen, wie ich das Fräulein kennen

lernte. Sie werden in meiner Geschichte viel Wundersames finden; aber in der Liebe ist Alles Roman.

Vor drei Jahren machte ich eine Geschäftsreise nach Wien. Unserm Hause drohte damals großer Verlust durch Bankozettel. Es gelang mir, das Unglück abzuwenden, und nun wollte ich von der Gelegenheit Nutzen ziehen und Wiens gesammte Herrlichkeit genießen. „Wer weiß," dachte ich, „du kommst in deinem Leben nicht wieder nach Wien!"

Meine Bekannten zogen mich in alle ihre Gesellschaften; ich ward in manchen Familienzirkel eingeführt; die Mütter empfingen mich sehr gütig, die schönen Wienerinnen meiner Bekanntschaft nicht minder. Man wußte, ich sei unvermählt, und der Name unsers Hauses war den Vätern nicht fremd. Ich galt allenthalben als der reiche Banquier, und jeder machte mich zum Herrn von Walter.

Wegen der Eigenheiten und Launen meines guten alten Vaters, dachte ich noch an kein Heirathen. Desto ungebundener flatterte ich von einer Schönheit zur andern. Sie waren mir alle lieb, aber lieben konnte und wollte ich keine.

„Das Fräulein von Tarnau wird ebenfalls erwartet!" lispelte in einer Gesellschaft einst eine ältliche Dame in meiner Nähe ihrer jungen Nachbarin zu.

„Es ist ein gutes, liebes Kind," erwiederte die Nachbarin, „sie würde noch manchmal für schön gelten können, wenn sie nicht das häßliche Gebrechen hätte."

„Ah!" sprach die ältliche Dame: „Sie meinen das Muttermaal, das sie auf der Brust, gerade unterm Hals hat? Man sagt, es gleiche einer Maus!"

„Einer Maus? Pardon, gnädige Frau, wenn's weiter nichts

wäre, hätte sie eben nicht nöthig, sich so nonnenhaft bis ans Kinn zu vermummen. Nein, es sieht vollkommen einem Kameel mit zwei Höckern, vier Füßen und langem Halse ähnlich."

„Glauben Sie das nicht!" sprach eine Dritte, welche sich nun in das Gespräch mischte: „Ich weiß die Sache genau. Es ist ein Muttermaal von ganz eigener Art, von ungeheurer Größe. Der ganze Busen ist schwarzgrau, wie Kaffee! und hinauf bis zum Halse, denken Sie nur, ich bitte Sie um Gottes willen, hinauf bis zum Halse mit dünnen, weißen Haaren bewachsen!"

„Ei, das ist entsetzlich!" rief die alte Dame.

„Ja, wenn mir solch ein Unglück zugewachsen wäre," sagte eine der beiden Jüngern, und schlug die Augen sittsam zu ihrem Busen nieder, um welchen, wie ein Nebel um Schnee, eine zarte Gaze spielte: „Ich glaube wahrhaftig, ich lebte nicht mehr."

Jetzt mengten sich auch Andere in das Gespräch; Jeder bestätigte die Geschichte; aber Alle bedauerten das Fräulein von Tarnau wegen dieses Uebels.

Die Thür öffnete sich. Das Fräulein von Tarnau und ihre Tante traten herein.

Das Fräulein, wäre es mir nicht auch schon durch jene Unterhaltung merkwürdig geworden, hätte mich durch seine Schönheit und Grazie überraschen müssen. Ein Ideal, wie wir es zuweilen in den Bildern von Angelika Kaufmann bewundern, ein — nein, lächeln Sie nicht; ich war damals noch nicht verliebt; jetzt bin ich vermählt; also ist Wahrheit in meinem Munde.

Genug, die schöne Tarnau eroberte Blicke und Herzen aller Männer; alle nahten sich ihr mit einer durch süßes Mitleiden erhöhten Theilnahme. Aber ihre Brust war undurchdringlich verschleiert bis unter den Hals. Eben das erinnerte unaufhörlich diesen an die Maus, jenen ans Kameel. „Ach!" dachte Jeder im Stillen: „warum war das Schicksal so grausam, und entstellte das

reizendste Geschöpf unter der Sonne auf so empfindliche Art!" — Und, ich läugne es nicht, ich dachte es auch.

Ich bin von Natur nicht neugierig, aber den Abend plagte mich diese Sünde, wie noch nie. Auch der schönste Busen war mir gleichgültig; aber der häßlichste des liebenswürdigsten Mädchens zog meine Blicke an. Unaufhörlich schwärmten meine Augen um die Falten des dichten Schleiers; ich wiederholte die Entdeckungsreise von Viertelstunde zu Viertelstunde; ich fand immer Gelegenheit, der holden Unglücklichen am nächsten zu stehen. Umsonst!

Man tanzte. Schon standen mehrere Paare bereit; die schöne Tarnau blieb unaufgefordert. — Was doch die Einbildung thut! — Ich forderte sie auf; sie gab mir die Hand. Nun blieb ich den ganzen Abend ihr Tänzer.

Sie schwebte so leicht um mich her, wie eine von Titania's Elfen, und in allen ihren Bewegungen, ihrem Lächeln, ihren Blicken, ihren Worten voll so unaussprechlicher Anmuth — ach, Schade um das Meisterstück der Natur, die ihr herrlichstes Werk in unbarmherziger Laune verdarb!

Man schied spät aus einander. Die schöne Unglückliche hatte mich entzückt. Sie war so harmlos und selig und unbefangen — ach, sie wußte zum Glück nicht, was ich schon wußte, und was Alle wußten! Desto besser für sie. Ich war nicht Phantast genug, um mich auf der Stelle zu verlieben, wiewohl sie es werth gewesen wäre. Allein, das gestehe ich gern, noch nie hatte mich ein weibliches Wesen in solchem Grade für sich eingenommen. Ein inniges Mitleiden bewegte mein Herz. Und solch ein Engel verdiente doch wohl ein wenig Mitleiden!

Vermuthlich hätte ich sie schon den ersten Tag vergessen — vergessen? nein, das möchte ich doch nicht sagen; denn an eines der bizarrsten Spiele der Natur, wo der Zauber des Schönen mit dem Häßlichsten alles Häßlichen vermischt war, denkt man wohl

noch. Aber als ich von einem Gang zurückkam, und die Treppen meines Gasthofs hinaufging, kam mir die Tante mit dem Fräulein sehr unvermuthet von oben herab entgegen.

Natürlich, man blieb stehen. Man fragte sich gegenseitig um das Befinden seit gestern. Wir wunderten uns, mit einander unter gleichem Dache gewohnt zu haben, ohne es zu wissen. Ich äußerte darüber mein Vergnügen, und bat um die Erlaubniß, die Damen in gelegenen Stunden auf ihrem Zimmer sehen zu dürfen. Bei diesem Worte sehen sah ich wirklich — denn meine Neugier regte sich wieder — nach den Gegenden des häßlichen Muttermaals. Aber ein dicker Shawl, sorgfältig unterm Kinn mit einer Nadel zusammengeheftet, umschlang des Fräuleins Brust und Schultern; d'rum blickte ich lieber in das himmlisch schöne Gesicht hinauf.

Sie gingen die Treppen hinab, ich schnell in mein Zimmer, um noch zum Fenster hinaus die schlanke Gestalt zu sehen. Sie stiegen in einen Wagen und fuhren davon. „Ach," seufzte ich: „Jammerschade, daß solch ein Engel so widerlich verunstaltet sein muß!"

Was mir erlaubt war, unterließ ich auch nicht. Ich machte von Zeit zu Zeit den Damen einen Besuch. Sie waren fremd in Wien, wie ich, und nur durch ein Augsburger Haus, von dem sie Wechsel hatten, an meinen Bekannten empfohlen, bei dem ich sie vorigen Abend kennen gelernt hatte.

Ich führte die Hausgenossinnen in den Prater, ins Schauspiel, und wo es etwas zu sehen gab. Die schöne Josephine — ich will das Fräulein nennen, wie die Tante sie nannte — entfaltete der schönen Eigenschaften des Herzens und Geistes immer mehr, je bekannter sie mit mir ward. Aber das entging mir nicht! je länger unsere Bekanntschaft dauerte, je vorsichtiger verhüllte sie die traurig verunstaltete Brust. Josephine war das vollkommenste weibliche Wesen, das ich in meinem Leben gesehen; aber ganz vollkommen darf doch unterm Monde nichts sein!

Weil wir uns täglich sahen, wurden wir täglich vertrauter. Es war zuletzt, als gehörte ich ganz zu ihnen. Die Tante behandelte mich mit jener Vertrautheit, die man auf Reisen so leicht zu einander gewinnt. In Josephinens Aeußerungen schien ich milde Spuren der Freundschaft zu finden. War ich einmal durch Geschäfte verhindert, bei den Damen zur bestimmten Zeit zu erscheinen, so mußte ich sogar kleine Vorwürfe hören, und wenn mich dann Josephine starr und schweigend eine Zeit lang ansah, als wollte sie mein ganzes Wesen durchschauen und fragen: wer bist du? — ach, ich weiß nicht, wie mir ward!

Und zuletzt hinderten mich keine Geschäfte mehr. Ich erschien mit dem Glockenschlag.

Allein der Himmel dauerte nicht lange. Ich erhielt einen Brief von Hause. Meinen guten Vater hatte der Schlag gerührt; er sehnte sich nach mir. Ich sollte eilen, wenn ich ihn in dieser Welt noch einmal umarmen wollte.

Der Brief kam des Morgens. In einer halben Stunde war gepackt; die Post vor dem Gasthof. Ich war vor Schrecken wie von Sinnen. Mein Bedienter meldete, Alles sei berichtigt; ich könne einsteigen. Ich ging wie ein Träumender zur Straße hinab, dachte an keinen Abschied von den Hausgenossinnen, und eben wollte man mich in den Wagen heben, als eine Stimme von oben herab rief: „Wo wollen Sie hin?“

Das war Josephinens süße Stimme. Ich blickte hinauf; sie lag am Fenster, und wiederholte die Frage. Meine Besinnung kehrte zurück. Ich flog wieder in den Gasthof, die Treppen hinauf, um wenigstens zu thun, was Höflichkeit und Freundschaft befahl.

Ich klopfte an. Die Thür sprang auf. Josephine, noch im einfachen Morgenkleide, trat mir zuerst entgegen, und dann mit dem Ausdruck des lebhaftesten Schreckens einen Schritt zurück.

„Mein Gott!“ rief sie, „was fehlt Ihnen? was ist Ihnen begegnet? Wie sind Sie so bleich und entstellt!“

Indem sie das mit heftiger Bewegung sprach, und ihre Hand ausstreckte, die meinige zu ergreifen, fiel ihr Kaschmirshawl, den sie nur leicht umgeworfen hatte, vorn auseinander. Und — mögen mir's die Manen meines guten Vaters verzeihen — aber die Neugier ist eine der zudringlichsten Sünden! — Ich vergaß Reise, Schlagfluß und Extrapost, und hatte nur Augen für das geoffenbarte Geheimniß von Josephinens Brust.

Denken Sie sich mein Erstaunen! — Ich sah eine Brust hell und weiß wie Elfenbein, und zwei Zoll tief unter dem Grübchen des alabasternen Halses, das berüchtigte Muttermaal. Aber es war keine Maus, kein Kameel, sondern ein dunkelbrauner Fleck der Haut von der Größe und selbst von der Gestalt einer Bohne. Man hätte schwören mögen, es liege da eine Schminkbohne von bräunlicher Farbe auf dem blendenden Schnee.

Zwar zog Josephine, erröthend und schnell genug, den Shawl wieder zusammen — aber sprechen konnte ich nun doch nicht. War es der Schlagfluß, war es die Bohne, genug, ich stand betäubt da, wie eine Bildsäule.

„Um des Himmels willen!“ rief die Tante: „sagen Sie doch, was ist Ihnen geschehen? Haben Sie ein Unglück gehabt?“

„Meinen Vater hat der Schlag gerührt — er ringt mit dem Tode — ich muß Sie verlassen.“

Das war Alles, was ich endlich hervorbringen konnte. Ich küßte den Damen die Hände, und nahm Abschied. Bei diesem Abschied hielt Josephine einen Augenblick lang — aber es war auch nur einen Augenblick! — meine Hand krampfhaft in der ihrigen geschlossen. Ihr Gesicht schien mir bläßer und ihr Auge naß. Aber vielleicht war dem auch nicht so; denn ich sah fast nichts; es dämmerte Alles schattenhaft vor meinen Blicken.

Im Wagen war Alles vergessen, nur nicht meines guten Vaters Todeskampf. Ich fuhr Tag und Nacht; ich lebte, wie im Fieber. Die Tage meiner Reise waren die fürchterlichsten meines Lebens. Nur in den verworrenen Träumen, die mich umgaukelten, hatte ich dann und wann noch einen frohen Augenblick; nur dann und wann zeigte mir Morpheus oder das Fieber auch die dunkle Bohne im Schnee.

Als der Wagen endlich vor dem väterlichen Hause still hielt, traten mir einige meiner Verwandten entgegen, alle in schwarzen Trauerkleidern. Es war geschehen. Mein Vater hatte die Welt verlassen; seine Asche ruhte im Grabe.

Ich will hier nicht sagen, wie gewaltig mein Schmerz war. Ich liebte meinen Vater, auch bei allen seinen Launen, mit der dankbarsten, kindlichsten Zärtlichkeit. Schrecken, Kummer und die Anstrengungen der Reise warfen meine Gesundheit nieder. Ich fiel in ein hitziges Fieber, und das war mir Wohlthat; denn ich vergaß Alles. Ein Vierteljahr lang verließ ich das Krankenlager nicht. Und da ich genas, und die Welt und die Vergangenheit wieder, wie aus zerfließenden Nebeln, vor mein Bewußtsein trat, war ich so gelassen, so kalt, als wäre nichts vorgegangen, als hätte ich meine Gefühle alle eingebüßt.

Durch des Vaters plötzlichen Hintritt und durch die lange Dauer der Krankheit waren die Geschäfte meines Hauses in einige Verwirrung gerathen. Ein Glück für mich! Da gab es der Arbeit vollauf und Zerstreuung genug!

Doch binnen Jahr und Tag war Alles geordnet; ich der Herr meines Hauses. Und wie der schwarze Krepp von Arm und Hut verschwand, nahten sich Vettern, Tanten und Basen mit Hochzeitsplanen. Solche Ausbrüche vetterlicher und bäslicher Fürsorge sind so unvermeidliche Wirkungen der Nothwendigkeit, als Geburt und Tod. Ich ließ den Projektmachern ihren Lauf, und bekümmerte

mich nicht viel um ihre Rathen und Thaten. Kein Vetter, keine Tante, Hymens allzeitfertige Diener, vermögen so viel, als ein einziges, artiges Mädchen allein und zur rechten Stunde. Aber in unserer ganzen Stadt und Nachbarschaft war kein artiges Mädchen — nein, das wäre Verleumdung, allein die magische Stunde fehlte!

Jedessen brachte mich doch das beständige Fragen und Antworten zum Nachdenken. Ich bemerkte wirklich, daß ich allein war; daß mir etwas fehlte. Mein Haus war, seit des Vaters Tode, eine wahre Einöde geworden. Und doch kannte ich unter den zehntausend Jungfrauen, die ich je gesehen, keine, mit der ich mein Leben und meine Wüste hätte theilen mögen.

Da fiel mir, ich weiß nicht wie? — denn das war eine längst vergessene Geschichte — mein Aufenthalt in Wien und die schöne Tarnau ein. Zum Glück war ich auf meinem Zimmer einzig, denn ich glaube, daß ich bei der Erinnerung feuerroth geworden bin; wenigstens sprang ich plötzlich vom Sofa auf, streckte in heftiger Gemüthsbewegung die Arme weit durch die Luft aus, als wollte ich das Götterbild damit umfangen, und seufzte — ich rief mit Entzücken, mit Schmerz, mit Sehnsucht und Verzagen: „Josephine! Josephine!“

Das, glaube ich, war die magische Stunde. — — Mein Unheil zu vergrößern, ließ mich in der folgenden Nacht der Gott der Träume die Bohne im Schnee sehen. Josephine war schön genug für mich; aber die kupplerische Einbildung verklärte sie nun mit überirdischer Herrlichkeit. — Lache Keiner! Ich hatte mich nüchtern zu Bette gelegt, und stand, von der gewaltigen Leidenschaft berauscht, am andern Morgen auf.

Nun erst war mein Haus öde und wüst, wie das alte Chaos der Schöpfung gewesen sein mag. Ich suchte Josephinen überall, ich sah sie überall. Ich dachte sie mir als mein Weib, bald dort

mit kleiner häuslicher Arbeit am hohen Fenstersitz, bald dort am Klavier, und mich hinter ihr horchend; bald neben mir im Sofa am kleinen runden Tisch beim Frühstück. Alle ihre unbeschreibliche Anmuth, ihr Lächeln, ihr Blick, ihr Nachtigallenton wirkte in diesen Verblendungen noch unendlich schöner. Ich blieb meiner nicht mächtig, ich war in einem Strom von Empfindungen aller Art aufgelöst; bald hätte ich im Uebermaß der Seligkeit, die ich mir träumte, jauchzen, bald vor Schmerz weinen mögen, wenn ich mir Josephinen dachte, wie sie mich vielleicht verwerfen könnte. Ich mag aber auch mitunter wirklich gejauchzt und geweint haben, denn ich glich einem wahnsinnigen Träumer, der nur unter seinen Idealen daheim, und für die Außenwelt taub und blind ist.

Der Zustand war mir selbst unerträglich. Ich richtete meine Geschäfte ein, ließ die Postpferde bestellen, und flog in meinem Wagen nach Wien.

Freilich kamen mir unterwegs dann und wann sehr nüchterne Ueberlegungen. Was kann sich nicht in sechszehn Monaten alles geändert haben! dachte ich. Vielleicht liebt sie einen Andern. Vielleicht ist sie schon vermählt. Sie hat nicht über sich allein zu verfügen, sie ist jung, hat Aeltern, Verwandte, und diese haben Rücksichten, auf die unsereins nicht immer sieht; sie ist vom Adelstande.

Ich besann mich dann wohl noch auf das ehemalige freundschaftliche Verhältniß, tröstete mich durch die Erinnerung an ihr blasses Gesicht, an ihr bethräntes Auge, an ihren innigen, unwillkürlichen Händedruck beim Abschiede. Aus Allem leitete ich Beweise von Josephinens Empfindungen für mich, sogar Beweise von Liebe, ungeachtet sich jene Erscheinungen auch wohl anders erklären ließen. Aber um nicht zu verzweifeln, mußte ich mich überreden, ich sei dem Fräulein von Tarnau nicht gleichgültig gewesen. Lieber kein Leben, als ein Leben ohne sie; lieber Wahnsinn und glücklich, als Wahrheit und elend!

Unter solchen Empfindungen und Ueberlegungen kam ich wieder in Wien an. Erst als ich in der Ferne die Thürme vor mir sah, fiel mir ein, daß ich, der alle Möglichkeiten berechnet hatte, doch die einzige nicht in Erwägung genommen: Josephine sei vor einem Jahre eine Fremde gewesen, wie ich, und schwerlich noch da.

Wie mir's in Wien ging, habe ich gleich anfangs erzählt. Das Fräulein von Tarnau war verschwunden. Der Gasthof hatte einen neuen Herrn bekommen; da konnte mir kein Mensch rathen. Alle meine Bekannten wußten so wenig von ihr, und wohin sie gereiset, als ich. Man schrieb, mir zu Gefallen, nach Augsburg, von wo sie oder ihre Tante Wechsel und Empfehlungsbriefe mitgebracht hatte. Aber der Augsburger Korrespondent war in der Zeit gestorben, und seine Erben konnten von keinem Fräulein von Tarnau Auskunft geben.

Genug, ich war in Verzweiflung. Am unbarmherzigsten zürnte ich gegen mich selbst. Denn war's nicht meine Schuld, daß ich bei meinem ersten Aufenthalt in Wien so unverzeihlich nachlässig gewesen, und mich um nichts bekümmert hatte, was sie, ihre Familie, ihren Wohnort betraf? Freilich, damals dachte ich auch noch nicht daran, daß ich mich fünf Vierteljahre nachher in sie verlieben würde.

Was mich in meinen Schmerzen am meisten erquickte, meine Leidenschaft aber nur gewaltiger anfachte, waren ihre Zimmer. Diese bewohnte ich nun. Ich fand da noch die gleichen Möbeln; den gleichen Stuhl, auf dem sie gesessen; den gleichen Tisch, an dem sie geschrieben hatte. Alles Vergangene lebte so hell, so gegenwärtig um mich, daß ich zuweilen erschrocken von meinem Sitze auffuhr, wenn etwas an der Stubenthür vorüberrauschte, und ich meinte, sie werde es sein, und mit der Tante hereintreten.

Im Zimmer selbst blieb nichts ununtersucht, denn ich hoffte noch irgend eine Spur von ihr zu entdecken. Zwanzigmal musterte ich die Wände vom Boden zur Decke, um unter den Inschriften vieler Reisenden vielleicht auch ihren Namen, eine Anzeige ihres Vaterlandes zu finden. Alles umsonst.

Seltsam — aber unbedeutend genug, gleich den ersten Tag, da ich das Zimmer bezog, fand ich in einem Ziehkästchen des Schreibtisches — lache nur Niemand! — eine schöne, glänzende braune Bohne. Man weiß, welch' ein heiliges Symbol mir diese Frucht geworden war. Und nun gar ein Fund in Josephinens Zimmer! — Ich hob die Bohne sorgfältig auf. Und als ich nun die beste Hoffnung aufgab, die Liebenswürdige je wieder unterm Monde zu finden, nahm ich die Bohne, trug sie zu einem Juwelier, ließ sie in Gold fassen, um sie beständig an seidener Schnur auf meiner Brust zu tragen, als Andenken an die Liebenswürdigste ihres Geschlechts, als ewige Erinnerung an meinen — tragischen Roman.

So schied ich aus Wien. Ich war sehr unglücklich, sehr trostlos. Ich schwor, mich nie zu vermählen. Ach, man schwört in der Uebereilung mancherlei!

Ich kam mir in meinem Vaterstädtchen wie ein Wittwer vor; alle Mädchen schienen mir unerträglich, fade und alltäglich; ich vergrub mich in Geschäften; zerstreute mich mit gewagten Unternehmungen; sah keine Gesellschaften; mied allen Umgang. Nur Josephinens Bild schwebte beständig, wie ein Engel, um mich her, und die Bohne auf meiner Brust war mir ein so liebes Eigenthum, als hätte ich das Kleinod von ihrer eigenen Hand empfangen. Man gönne doch dem Unglücklichen seine Träume! Ich bildete mir zuletzt selber ein, die schöne Tarnau habe die Bohne eigenhändig in das Ziehkästchen des Schreibtisches gelegt. Ein beseligender

Wahnsinn ist am Ende so gut, wie alle Philosophie, durch welche man sich selig machen möchte.

Mein Aeußeres muß freilich nicht so viel Seligkeit haben vermuthen lassen; denn Alle hielten mich für melancholisch, krank und dem Untergange nahe. Vettern und Basen bestürmten mich mit Bitten, Einladungen, Zerstreuungen; sogar Doktoren wurden mir ins Haus geschickt. Ich mochte von Allem nichts.

Um aber die Quäler los zu werden, und zu zeigen, daß ich noch sei, wie ein anderer Mensch, ließ ich mir's gefallen, dann und wann in der Woche eine der Abendgesellschaften meiner Freunde zu besuchen.

So nahm ich einst auch die Einladung des Justizraths Hildebrand an. Nun werden Sie die wunderbare Katastrophe meines Lebens hören.

Ich fuhr etwas spät zum Justizrath; Geschäfte hatten mich aufgehalten. Schon war die Gesellschaft mir bekannt, mit Ausnahme eines Einzigen, der mir als Oberstlieutenant in russischen Diensten, und seit Kurzem Besitzer des Priestischen Gutes, anderthalb Stunden von unserer Stadt gelegen, vorgestellt ward. Ich hörte wenig auf das; machte mein stummes Kompliment, legte den Hut ab und setzte mich. Man war gesprächig, mir desto lieber, denn ich hatte keine sonderliche Lust zu plaudern.

Der russische Oberstlieutenant, ein großer, starker Mann, von angenehmer, Ehrfurcht erregender Bildung, schon über die Sechszig hinaus, aber noch voller Feuer, beschäftigte meine Aufmerksamkeit am meisten. Er trug einen Orden im Knopfloch; auf Stirn und Wange ein paar Narben. Seine Stimme war sehr laut und gebieterisch; man merkte ihm den kommandirenden Offizier an. Die Rede war bald von Persien, bald von der Moldau. Der Oberst-

lieutenant hatte da Feldzüge mitgemacht; man ließ sich gern von ihm erzählen, und er erzählte gut.

Nach dem Nachtessen ließ der Justizrath Punsch herumgehen bei Tisch: Die Unterhaltung war indessen lebhafter geworden. Der alte Offizier sprach von einer Schlacht, und wie er, an einer Brustwunde verblutet, vom Pferde gesunken und von den Türken gefangen genommen worden wäre. In der Lebhaftigkeit seines Vortrages riß er die Weste von einander, seine Brustwunde zu zeigen; da bemerkte man, daß er an seidener Schnur eine kleine goldene Kapsel auf der Brust trug. Er selbst nahm die Schnur hervor und rief: „Alles raubten mir die Janitscharen, nur dies Juwel, das Köstlichste meiner Besitzungen, rettete ich!“

Natürlich, Jeder glaubte, es sei ein Diamant von seltener Gr[illegible] oder eine Perle von ungeheuerm Werth darin; eine Beute a[illegible]m Orient.

„Ach, nicht doch!“ rief der Oberstlieutenant: „es ist nur eine Bohne!“

„Eine Bohne?“ schrien Alle.

Ich ward feuerroth, glaube ich, oder todtenblaß, oder abwechselnd eins um das andere; denn ich wußte mich vor Schrecken kaum zu fassen. „Wie kommt der Mann zu einer Bohne, die er, als ein Heiligthum, in Gold gefaßt, an seidener Schnur auf seiner Brust trägt, gerade wie ich? — Denke sich Jeder in meine Lage, und wie mir zu Muthe sein mußte. Gern hätte ich erfahren, warum er die Bohne trüge, aber ich war wie gelähmt. Ich konnte keine Silbe hervorbringen. Ich stürzte ein Glas Punsch hinunter, um mir Muth zu der Frage zu machen. Ehe ich sie aber that, war sie schon von allen Anwesenden gethan.

„Das will ich Ihnen wohl sagen!“ sprach der alte Offizier, und stopfte seine Pfeife: „Aber ich fürchte, die Geschichte ist Ihnen nicht interessant genug. Laden Sie Ihre Pfeifen, meine Herren.“

Jeder gehorchte, sogar ich, der sonst nicht raucht. Doch nahm ich die kalte Pfeife an die Lippen, aus bloßer Furcht, der Oberstlieutenant möchte nicht erzählen, wenn er mich ohne das beliebte Instrument sähe.

Meine Herren, ich war im fünfzehnten Jahre Kadet, im zwanzigsten Lieutenant, sagte der alte Herr. — Aber im fünfundzwanzigsten Jahr ist man noch weit mehr, als nur Lieutenant. Man ist ein Gott, nota bene! wenn man verliebt ist. Und das war ich.

Unser Oberst hatte eine Tochter, das schönste, geistvollste Mädchen im ganzen Königreich, und ich hatte, nebst zwei gesunden Augen, ein extragesundes Herz. Daraus erklär' ich Alles. Die junge Gräfin von Oberndorf — ich aber nannte sie in der Stille lieber bei ihrem Taufnamen Sophie, denn ich war, nota bene! kein Graf — also Sophie war sechszehn Jahre alt, und, wie gesagt, ich fünfundzwanzig. Sie werden ohne Mühe begreifen, was daraus für Unheil entstehen mußte. Es war ganz unvermeidlich, sage ich Ihnen. Jeder von Ihnen sieht das gewiß ein; aber der Herr Oberst, der sonst in Regimentssachen einen Sperberblick hatte, sah das gar nicht; doch, nota bene! meine Liebe war halter auch nicht Regimentssache.

Uebrigens galt ich viel bei ihm; er hatte mich lieb, wie einen Sohn; er hatte meine Aeltern gekannt, die nun todt waren. Er vertrat bei mir Vaterstelle, und ich wäre um Alles in der Welt gern sein Sohn gewesen. Aber daran durfte nicht gedacht werden. Er war Oberst, ich Lieutenant; er Graf, ich nicht; er reich, wie ein Crösus, ich blutarm. Nun wissen Sie Alles. Der Abstand unter uns war zu groß.

Die Gräfin Sophie nahm es mit Titel, Armuth und Lieutenantsstelle nicht halb so genau, als der alte Kriegsheld; allein sie war auch in vielen Stücken klüger, als er.

Ich bemerkte zwar, daß sie gegen mich freundlicher, als gegen jeden andern Offizier war; daß sie sich mit mir am liebsten unterhielt; mit mir am liebsten tanzte; im Sommer mit mir am liebsten im Garten ging, und sich im Winter von mir am liebsten im Schlitten fahren ließ — daraus konnte ich indessen noch nicht schließen, ob sie mich liebe. Aber daß ich sie liebte, anbetete, vergötterte, das wußte ich nur zu wohl.

Tausendmal wollte ich ihr Alles bekennen, war ich im Begriff zu ihren Füßen hinzusinken — aber, lieber Gott, ich bin seitdem, weiß nicht wie oft, mit leichterm Herzen nebst meinem Bataillon gegen Batterien Sturm gelaufen, als damals der herrlichen Sophie nur einen Schritt näher. Es ging nicht, sage ich.

Doch, ich will Sie mit meinen Liebes- und Leidensgeschichten nicht lange aufhalten, sondern gleich die Hauptsache erzählen.

Ich mußte eines Abends dem Herrn Obersten Rapport bringen. Er war nicht zu Hause; das war halter kein großes Unglück; denn Gräfin Sophie saß allein im Zimmer, und erlaubte mir, den Vater bei ihr zu erwarten.

Gar wunderlich ging es uns. Trafen wir in größern Gesellschaften zusammen, so konnten wir des Plauderns nie ein Ende finden; waren wir hingegen allein, was man nennt, unter vier Augen, so wußten wir nichts zu sagen. Ach, wir wußten es wohl, aber, nota bene! wir konnten es nur nicht sagen! — Ich weiß nicht, meine Herren, ob es Ihnen in Ihren jüngern Jahren je so fatal gegangen ist.

Vor der jungen Gräfin lag auf dem Tische, zwischen den brennenden Kerzen, ein umgelegtes Damenbrett. Man nannte das Ding ein Mühlenspiel; dabei lagen eben so viele weiße, als bunte Bohnen, mit denen man auf dem Spielbrett Plätze zu bezeichnen hat.

Nach einer langen Pause in unserm Gespräch — doch dergleichen

Pausen waren, nota bene! nichts weniger als langweilig — invitirte mich die Gräfin zum Spiel. Sie gab mir die bunten Bohnen und behielt die weißen. Sie gebührten ihr schon der Unschuldsfarbe wegen. Wir spielten. Ihre Mühle war jeden Augenblick voll. Das konnte nicht fehlen, es mußte unter uns Zank geben; und ich zankte gern mit ihr, denn im Zank konnte ich ihr so manches sagen, was ich bei ruhigem Blute ihr nie zu sagen den Muth gehabt hätte.

Nun war's, als wären wir in großer Gesellschaft, das heißt, wir plauderten um die Wette. Gräfin Sophie hatte Geist und Witz; sie lachte, neckte mich, und trieb mich mit ihren Einfällen so in die Enge, daß ich in der Verzweiflung nicht wußte, was antworten? Ich nahm in der Erbitterung eine meiner braunen Bohnen, und um die schöne Spötterin zu strafen, die mich so schelmisch triumphirend anlächelte, warf ich ihr die Bohne zu. Die Bohne flog im Bogenwurf und bedrohte das feine Näschen meiner Gegnerin; aber wie sie den schönen Kopf zurückbog, um der leichten Bombe auszuweichen — ach! fiel mein Geschoß durch die Falten ihres Halstuchs hinab zum Busen. Zum Glück war's kein Pfeil.

Und doch erschrak ich, und Alles glühte in mir vor Angst. Sophie ward roth und senkte ihre Augen schamhaft nieder. Nun waren Scherz und Spiel und Zank vorbei. Ich konnte nicht reden, und sie war stumm. Ich mußte fürchten, durch meine Unart ihren Zorn verdient zu haben. Ich blickte schüchtern zu ihr hinüber; sie sah auf und gab mir einen etwas düstern Blick. — Das konnte ich nicht ertragen. Ich stand auf; ich bog meine Knie vor der Angebeteten, drückte ihre Hand an meine Lippen, und flehte Verzeihung. Sie antwortete keine Silbe, aber doch entzog sie mir die Hand nicht.

„O Gräfin, o theure Sophie! zürnen Sie mir nicht. Ich würde sterben," rief ich, „wenn Sie mir böse wären. Denn nur für

Sie, nur durch Sie lebe ich. Ohne Sie ist mein Dasein nichts werth. Sie sind meine Seele, mein Himmel, mein Alles."

Genug, ein Wort gab das andere. Ich erzählte ihr mit Thränen im Auge so viel, und sie, mit Thränen im Auge, hörte so viel! Ich bat um Antwort und ließ ihr doch keine Zeit zur Antwort, und nota bene! der Herr Oberst stand drei Schritte vor uns im Zimmer, ohne daß Sophie, noch ich, ihn gehört oder gesehen hatten, wie er hereintrat. Ich glaube, der muß wie ein Gespenst geschlichen sein. Gott habe ihn selig! er ist jetzt im Paradiese.

Sehr überraschend kam uns daher das Donnerwetter seiner fürchterlichen Stimme, mit der er uns Unglücklichen eine ganze Reihe alter und neuer Regimentsflüche zuschnob. Ich sprang auf, ihm entgegen. Sophie, ohne die Besinnung zu verlieren, desgleichen. Wir wollten uns entschuldigen, wenn da was zu entschuldigen war. Er aber ließ uns nicht zur Sprache kommen.

„Schweigt!" rief er mit einer Gewalt, als hätte er, statt mit zwei Sündern, mit zwei Regimentern Kavallerie zu verhandeln: „Du, Sophie, verreisest morgen. — Sie, Herr Lieutenant, fordern Ihren Abschied, oder verlassen die Provinz, oder sind des Todes."

Damit drehte sich der Oberst um, und verließ hastig das Zimmer. Ich gestehe, des Mannes Klugheit mitten in seinem Ungestüm verdient Bewunderung. Denn ich halte es für sehr klug, daß er uns allein ließ, wir hatten uns noch viel zu sagen.

Gräfin Sophie stand mitten im Zimmer da, das schöne Haupt auf die Brust niedergesenkt, die Hände schlaff vor sich hingefaltet, wie eine Bildsäule.

„O Sophie!" sagte ich, und stürzte zu ihr, umschlang sie mit meinen Armen und drückte sie mit Inbrunst an mein Herz: „Sophie, nun verliere ich Sie auf ewig!"

„Nein," erwiederte sie fest: „nicht auf ewig. So lange ich

athme, bleibt Ihr Andenken in meinem Herzen." Und dies sagte sie mit einem Tone · o! mit einer Stimme, die mir tief durch alle Nerven bebte.

„Bin ich Ihnen etwas werth, Sophie?" fragte ich leise, und drückte meine glühende Lippe auf ihren Rosenmund. Sie sagte nicht Ja, nicht Nein, aber erwiederte meinen Kuß, und ich verlor die Erde unter den Füßen; meine Seele hatte keinen Leib mehr; ich berührte die Sterne; ich wußte nun von der Seligkeit der Serafim.

Sie weinte. Ihr Schluchzen erweckte mich.

„O Sophie," rief ich, sank zu ihren Füßen und umarmte ihre Knie: „Ich schwöre es dir: Dir gehöre ich allein, so lange ich athme, und wohin mich auch mein Schicksal verschlagen mag!"

Nun entstand Todtenstille — unsere Seelen schworen zusammen. Plötzlich fiel etwas auf den Boden nieder. Es war die unglückselige Bohne, welche an allen unsern Leiden schuld gewesen. Ich nahm sie, stand auf, und hielt sie Sophien mit den Worten vor: „Dies ist das Werk der Vorsehung! Ich behalte sie zum Andenken dieses Abends."

Die Gräfin schloß mich mit Heftigkeit in die Arme; ihre Augen glänzten schöner. „Ja, es ist eine Vorsehung!" lispelte sie, wandte sich ab und ging in ein Nebenzimmer.

Am folgenden Morgen, oder vielmehr schon in der Nacht war sie verreiset. Der Oberst behandelte mich auf der Parade mit verächtlicher Kälte. Ich kam um Entlassung ein, erhielt sie, und nun reisete ich ab. Wohin? war mir gleichgültig. Freunde gaben mir Empfehlungen nach Petersburg und versorgten mich mit Reisegeld.

„Es ist halter eine Vorsehung!" dachte ich, und reisete dem rauhen Norden zu. Sophie war mir auf immer verloren; nichts hatte ich mehr von ihr, als die schmerzliche Erinnerung, und — die verhängnißvolle Bohne. Diese ließ ich zu Königsberg in

Gold fassen, und so trage ich sie nun seit zweiundvierzig Jahren getreu auf meiner Brust.

Die erhaltenen Empfehlungen gewannen mir bald eine Oberlieutenantsstelle. Das Leben war mir ziemlich gleichgültig, darum war ich ziemlich tapfer. Ich schlug mich in Asien und Europa herum; bekam Beute, Ehre, Orden, und was sich der Soldat sonst wünscht. Nach etlichen und zwanzig Jahren hatte ich's endlich bis zum Oberstlieutenant gebracht. Ich war dabei alt geworden, meine Jünglingshistorien waren halter vergessen, nota bene! aber die Bohne blieb mir nicht minder lieb.

Als ich in der Schlacht bei Kiburn im Liman Anno achtundachtzig von den Janitscharen gefangen ward — es war ein heißer Tag, der Prinz von Nassau machte seine Sache gut! — da plünderten mich die Janitscharen rein aus; aber die heilige Bohne fanden sie doch nicht. Sie war auch vom Blut meiner Brustwunde ganz gebadet. Da dachte ich zu sterben. Ich ward von den Ungläubigen zwei Tage lang herumgeschleppt, aber immer von unserer Reiterei verfolgt, ließen sie mich zuletzt halbtodt auf freiem Felde liegen. Da fanden mich unsere Leute. Sie erbarmten sich mein. Ich kam ins Lazareth, und mußte, um mich wieder ganz herzustellen, an der Spitze eines Transports nach Moskau zurück.

Die Ruhe gefiel mir wohl. Ich hatte zu leben, und darum ward mir auch das Leben lieb. Nach zwanzig Jahren Dienst und sieben ehrenvollen Wunden konnte ich auf ehrenvolle Entlassung hoffen. Ich empfing sie, mit Pension. Das war mir recht, nota bene! aber nicht lange Moskau ist eine behagliche Stadt, aber Unsereinem, der kein Kaufmann ist, doch langweilig. Petersburg ist eine schöne Stadt, aber all' ihre Pracht war doch nicht reizend genug, um mich des Städtchens vergessen zu lassen, wo ich mit dem Obersten von Oberndorf, und, nota bene! mit Sophien vor zwanzig Jahren in Garnison gewesen war.

Zu versäumen hatte ich nichts. „Willst doch das Städtchen einmal wieder sehen, und, wenn's sein kann, auch die Geliebte deiner Jugend, die nun entweder Großmama oder — todt ist. Lieber Gott, es wird sich indessen Vieles geändert haben!" dachte ich.

Die Pässe kamen an, und ich reisete ab, sah mich fein um in allen Städten, denn ich hatte nichts zu eilen, und also gelangte ich auch zu unserm ehemaligen Garnisonsstädtchen.

Lieber Gott, als ich nun den schwarzen spitzigen Kirchthurm mit vergoldetem Knopf hinter den vielen Gärten und Obstbäumen hervorsteigen sah, wie klopfte mir da das Herz! aber, nota bene! nicht des Kirchthurms wegen, sondern ich dachte an Sophien, und daß wohl ihr Grab nicht weit vom Kirchthurm sein möchte.

Es kannte mich Niemand mehr in der Stadt. Es ist wohl wahr, ein Vierteljahrhundert ist lange Zeit! Das Regiment, bei dem ich ehemals gestanden, war nicht mehr hier; statt dessen lagen hier Dragoner. Der Oberst von Oberndorf war gestorben vor vielen Jahren, und seine Tochter auf ihren Gütern in Mähren, hieß es, unweit Brünn. Ob sie noch lebe, wußte Niemand.

„Willst auch noch hin!" dachte ich: „Und wenn die Edle im Grabe liegt, so besuchst du ihr Grab, nimmst davon etwas Erde, lässest sie in Gold fassen und trägst sie statt der Bohne!"

In Brünn erfuhr ich mit freudigem Schrecken, sie lebe, wohne fünf Stunden von der Stadt auf einem schönen Gute und heiße noch immer Gräfin von Oberndorf.

Geschwind ich auf und dahin!" Man zeigte mir einen schönen Landsitz, umgeben von geschmackvollen Gartenanlagen. „Da wohnt sie!" — Ich bebte wieder, wie damals, da ich Lieutenant war, und hatte doch vor den Türken nicht gebebt.

Ich stieg aus dem Wagen. Schon sah ich die Holde, wie sie voll himmlischer Anmuth und Verwirrung mich erkennen würde.

„Ach, Weiberherzen! ob sie mich nur noch lieben mag?“ dachte ich, und ging mit ungewissen Schritten durch den Garten.

Unter einer Laube von rothblühenden Akazien vor der Thür des Landhauses saßen zwei ältliche Damen und zwei jüngere Frauenzimmer. Sie lasen. Aber Sophien sah ich nicht.

Ich entschuldigte die Störung, welche ich verursachte; denn sie schienen alle durch mein plötzliches Erscheinen überrascht zu sein.

„Wen suchen Sie?“ fragte mich eine der ältern Damen.

„Kann ich die Ehre haben, der Gräfin Sophie von Oberndorf meine Aufwartung zu machen?“ sagte ich.

„Das bin ich selbst!“ erwiederte zu meinem Erstaunen die beinahe Vierzigjährige. Es war mir als hätt' ich einen Anfall vom Schwindel.

„Erlauben Sie, daß ich mich setze, mir ist nicht wohl!“ seufzte ich, und setzte mich, ohne eine Antwort abzuwarten. Lieber Gott, welche Verwandlung! Wohin war die blühendste aller Schönheiten geflohen! — Ich kam aus meinen Täuschungen zurück; ich besann mich auf das Vierteljahrhundert. Es war Sophie, ja, sie war's! aber die verblühte Sophie.

„Mit wem habe ich die Ehre mich zu unterhalten?“ fragte sie mich. Ach, also sie kannte mich nicht mehr!

Ich wollte eine Szene vor den andern Damen vermeiden, und bat nur um einen Augenblick unter vier Augen. — Die Gräfin führte mich ins Haus, dann links in ein großes Zimmer. Das Erste, was mir in die Augen fiel, war das große in Oel gemalte Bildniß ihres Vaters. — Ich konnte lange keine Worte finden, mein Herz war so beklemmt. Ich starrte das Bild des Obersten an, bis mir die Augen von einer Thräne verdunkelt wurden. — „Ja, Alter,“ stammelte ich leise und mit einer Stimme, die nicht sehr fest war: „siehe nur deine Sophie an! — O, du hast an uns nicht wohl gethan!“

Die Gräfin stand verlegen neben mir, und schien sich vor meinen Deklamationen zu fürchten. Ich wollte sie aus der peinlichen Lage befreien, und konnte doch nicht mehr sprechen. Die Wehmuth hatte sich meiner zu sehr bemächtigt.

„Ihnen ist nicht wohl, mein Herr!“ sagte die Gräfin und sah sich ängstlich nach der Thür um.

„O sehr!“ seufzte ich: „Kennen Sie mich nicht!“

Sie faßte mich jetzt schärfer ins Auge, und schüttelte leise das Haupt. — Nun riß ich die Schnur mit der Bohne aus meinem Busen hervor, kniete vor ihr nieder, und sagte: „Ach, Sophie, kennen Sie diese Bohne noch, die uns vor fünfundzwanzig Jahren trennte? Ich habe sie treu bewahrt. — Sophie, damals sagten Sie, es gibt eine Vorsehung. Ja, es gibt eine.“

„Mein Gott!“ lallte sie mit matter Stimme, und ging an mir hinweg, warf sich aufs Sofa und wollte sich das bleich gewordene Gesicht verhüllen, hatte aber die Kraft nicht mehr. Sie hatte mich erkannt. Sie liebte mich noch.

Ich rief die Frauenzimmer zur Hilfe, die mit Entsetzen ihre Freundin erblaßt, und einen fremden Offizier in Thränen vor ihr hinknien sahen. Noch ehe sie Wasser und Riechfläschchen gebracht hatten, war die Gräfin schon wieder zu sich selber gekommen. Sie rieb sich die Augen, wie eine Träumende. Dann brach ein heftiger Thränenstrom hervor; sie schluchzte wie untröstlich, umschlang meinen Nacken mit ihren Armen und rief nur meinen Namen.

Genug, meine Herren, das war ein Augenblick, Engel hätten über uns weinen müssen. — Nun dachte ich nicht mehr ans Abschiednehmen. Die Gräfin behielt mich als Gast. O, wie viel hatten wir uns zu erzählen, wie treu hatte sie mich geliebt! — Was der alte Oberst einst verhindert hatte, das verhinderte nun weder er, noch seine Familie mehr. Sophie ward meine Gemahlin;

wohl etwas spät und doch nicht zu spät. Unsere Seelen liebten noch mit jugendlicher Gluth.

Meine Geschichte, oder die Geschichte dieser Bohne, ist damit zu Ende, nota bene! noch nicht ganz. Denn ich muß doch sagen, daß das Kind, welches mir meine Sophie gebar, gerade auf der Brust ein Muttermaal mit auf die Welt brachte, wie eine Bohne gestaltet. Seltsames Spiel der Natur! Aber das Mädchen ist mir darum nur um so lieber.

So erzählte der Oberstlieutenant, aber ich hörte nichts mehr. Alles drehte sich mit mir im Kreise herum; vor meinen Ohren war's ein Brausen und Sausen, wie vom Meere. Nur zwischendurch ertönte mir noch der Name Josephine.

Indem ward gemeldet, der Wagen des Oberstlieutenants sei vorgefahren. „Schlechterdings nicht," rief der Justizrath, „ich lasse Sie nicht zurück in der Nacht."

„Ha," sprach der Oberstlieutenant, „es ist eine liebliche Nacht, und herrlicher Mondschein dazu."

Man meldete meinen Wagen. Ich stand auf, ging zum Oberstlieutenant, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Sie heißen von Tarnau?"

Er verbeugte sich bejahend.

„Ich bitte Sie, bringen Sie diese Nacht bei mir zu," sagte ich, „es liegt viel daran. Sie dürfen nicht fort. Ich habe mit Ihnen Wichtiges zu reden." Ich sagte das so ernst, ich möchte sagen bewußtlos hin, und dabei zitterte ich so heftig fieberisch, daß der Alte nicht wußte, was er aus mir machen sollte. — Trotz dem blieb er standhaft. Er wollte zurück. Es brachte mich seine Halsstarrigkeit fast zum Verzweifeln.

„Kommen Sie!" sagte ich, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn gewaltsam auf die Seite, wo ich die Schnur aus der Brust

zog und ihm die Bohne vorhielt: „Sehen Sie — nicht bloß Spiele der Natur — Spiele des Verhängnisses — auch ich trage die Bohne."

Der alte Herr riß die Augen weit auf, betrachtete mein Kleinod, schüttelte den Kopf und sagte endlich: „Mit solchem Talisman kann man nach meinem Tode noch meinen Geist beschwören. Ich bleibe und fahre mit Ihnen, wohin Sie wollen."

Er ging mit dem Justizrath, seinen Wagen abzubestellen. Weil ich ihm aber doch etwas verdächtig vorgekommen sein mochte, zog er Erkundigungen über mich ein. Der Justizrath war artig genug, ihm von mir alles Liebe und Schöne zu sagen. Ich bemerkte das, als sie wieder ins Zimmer hereintraten. Der alte Herr war so freundlich und wohlgelaunt, wie vorher. Er reichte mir ein Glas Punsch, und rief: „Also die Bohnen sollen leben! Nota bene, und worauf sie deuten." Wir stießen an. Das Leben kehrte wieder in mich zurück.

„Also, Sie sind der Herr von Walter?" hob er wieder nach einer Weile an.

„Nur Walter schlechtweg."

„Und waren vor etwa einem Jahr in Wien?"

„Da war ich!" antwortete ich, und mir ward, als verwandelte sich mein Wesen in eine Feuerflamme.

„So, so!" sagte er: „Meine Schwägerin hot mir viel von Ihnen erzählt. Sie wohnten mit ihr im gleichen Gasthof. Sie haben viel Aufmerksamkeit für die gute Dame gehabt — dafür wird sie Ihnen noch mündlich danken."

Jetzt ward das Gespräch wieder allgemeiner, bis Alles zum Abschied aufbrach. Der Oberstlieutenant fuhr mit mir nach Hause. Ich brachte ihn sogleich in das für ihn bestimmte Zimmer.

„Und nun?" fragte er: „Ich bin Ihnen bisher gehorsam gewesen. Was haben Sie Wichtiges mit mir?"

Ich fing von Wien an, von der Tante, von Josephinen.

„Das weiß ich Alles!“ rief er: „Aber zum Teufel, wie hängt das mit der Bohne zusammen, die Sie mir zeigten?“

Ich legte nun Generalbeichte ab. Er erfuhr Alles.

„Das weiß ich Alles!“ rief er wieder: „Aber die Bohne, die Bohne!“

Nun erzählte ich ihm die zweite Reise nach Wien.

Er lachte laut auf, und schloß mich freundlich in die Arme. — „Nun nichts mehr! Morgen sprechen wir mehr. Denn Sie begreifen wohl, ich habe dabei nichts zu sagen. Was wollen Sie von mir? — Morgen fahren Sie mit mir hinaus aufs Gut. Da werden Sie Josephinen sehen; da werden Sie meine Sophie kennen lernen. Das ist klar, man muß sich einander kennen lernen.“

Wir schieden; ich ging zu Bette, aber schlafen konnte ich nicht, als in fieberischem Geträume.

„Herr Walter, jetzt rund heraus mit der Wahrheit!“ sagte der Herr von Tarnau am folgenden Morgen beim Frühstück: „Ich weiß, Sie sind ein reicher Mann; ich sehe, Sie sind ein junger Mann, vor dem die Mädchen eben nicht aus Entsetzen ins Kloster laufen; ich höre, Sie sind ein Biedermann, welchen alle Welt schätzt; ich erfahre nun von Ihnen, Sie sind ein verliebter Mann. Aber das zusammengenommen, Herr, wiegt noch nicht schwer genug, um . . .“

„Mir fehlt das Adelsdiplom!“ fiel ich ihm ins Wort.

„Nein, Herr, wo Geist und Herz Gottesadel haben, da ist Menschenadel zuletzt entbehrlich. Ich war auch nur gemeiner Edelmann, und Gräfin Sophie liebte mich doch.“

„Was fehlt mir?“ fragte ich.

„Das sage ich Ihnen jetzt, nota bene, weil es Morgen ist,

Des Abends, wenn der Mensch durch des ganzen Tages Last und Mühe erdrückt, und der stärkste Mann schwächer, der größte etwas kleiner geworden ist, des Abends soll man keinem einen Strohhalm auf die Schulter legen. Also rund heraus: mit Ihrer Bohne da ist's ein anderes, als es mit der meinigen war. Die meinige war das Werk der Vorsehung; erst ein Stein des Aergernisses; dann ein Eckstein und Grundpfeiler treuer Liebe; endlich eine Welt, die sich zwischen vereint gewesene Herzen warf, und zuletzt die Boussole, welche uns wieder zusammenführte. Ihre Liebe ist großes Spiel der Phantasie. Ich lebte für Sophien seit dem Augenblicke, da ich sie sah; Sie aber kamen erst ein gutes Jahr hintennach auf den Einfall, Josephinen zu lieben. Sie begreifen, dagegen läßt sich nichts einwenden. Sie werden von Ihrem Traum erwachen, wenn Sie meine Tochter wiedersehen, und sich die Himmlische Ihrer Einbildungen in ein ganz natürliches, irdisches Mädchen verwandelt. Endlich, und nota bene! greifen wir ohne anders in der Fronte an: Josephine liebt Sie nicht.“

„Das ist hart!“ seufzte ich: „aber sind Sie dessen gewiß?“

„Wir fahren heute auf mein Gut, da werden Sie sich überzeugen. Was ich von Ihnen und Ihrem Aufenthalt in Wien weiß, habe ich von meiner Schwägerin, nicht von meiner Tochter, die sich kaum erinnern mag, wie Sie heißen. — Noch mehr, wir haben einen gefährlichen Nachbar, den jungen Grafen von Holten. Er besucht uns oft; Josephine sieht ihn gern. Ich ertappte sie oft, wenn ihre Blicke minutenlang mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, und wenn sie mein Belauschen bemerkte, ward sie feuerroth und hüpfte lachend und singend davon.“

„Wenn's so ist, Herr Oberstlieutenant,“ — sagte ich nach einer langen Pause, in der ich mich zu sammeln suchte: „wenn's so ist, fahre ich nicht mit Ihnen. Mir ist besser, Ihre Tochter nie wieder zu sehen.“

„Sie irren sich. Ihre Ruhe ist mir lieb. Sie müssen sie sehen, um Ihre Einbildung zu berichtigen und vollkommen zu genesen."

Nach langem Für und Wider setzte ich mich zu ihm in den Wagen. In der That spürte ich wohl, die Phantasie möchte mir einen Streich gespielt haben. So lange ich in meinen Liebesträumen allein lebte, ward ich meinem Ideal so innig vertraut, schmückte ich Josephinen mit so verklärenden Reizen aus, dichtete ich ihr — denn es that meiner Schwärmerei wohl! — so stille, zarte, treue, stumme Gegenliebe an, daß ich erst jetzt, da ich das erste Mal mit einer dritten Person über meine Herzensangelegenheit Worte wechselte, bemerkte, die Hälfte meiner Geschichte sei von mir selbst erfunden. So lange ein Gedanke oder eine Empfindung nicht ausgesprochen ist, kennen wir deren Gestalt nicht. Erst die Hülle des Gedankens, das Wort, gibt den Vorstellungen Bestimmtheit und Wesen, scheidet den Traum von Wahrheit, und setzt den Geist ins Verhältniß, über sie, wie von ihm gesonderte, fremde Wesen zu urtheilen.

Es war ein schöner Junimorgen, als wir nach dem Tarnauschen Gute hinausfuhren, und — worüber ich selbst erstaunte — mein Gemüth blieb so hell und ruhig, wie es seit einem Jahre nicht gewesen war. Meine einfachen, höflichen Verhältnisse zu Josephinen und ihrer Tante während des ersten Aufenthalts zu Wien standen so klar vor meiner Erinnerung da, daß ich selbst nicht begreifen konnte, wie ich noch gestern, und seit Monaten und Tagen daraus einen Fieberrausch geschaffen hatte. Ja, das Aergste war, ich erkannte jetzt, daß ich Josephinen in Wien gar nicht geliebt hatte; daß ich sie auch jetzt nicht liebte, wiewohl ich sie sehr liebenswürdig finden konnte.

Der Wagen hielt vor einer einfachen Villa still. Die Bedienten sprangen herbei. Der Oberstlieutenant führte mich in ein Zimmer, wo uns ein paar betagte Damen freundlich entgegen traten.

Er nannte ihnen meinen Namen; dann, indem er die älteste der Frauen in seinen Arm nahm, sagte er: „Und dies ist meine Sophie!“

Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll vor der sechszigjährigen Matrone, die mir durch die Erzählung vom gestrigen Abend so interessant geworden. „Ach!“ seufzte ich still im Herzen: „was sind Jugend und Schönheit!“

Beinahe hätte ich glauben sollen, der welterfahrene Veteran habe den Inhalt des Seufzers mir aus den Augen gelesen. Er drückte die Hand seiner Gemahlin küssend an den Mund, und sagte lächelnd: „Nicht so, Freund? Wenn man die alten Herren und Frauen sieht, man kann sich fast nicht überreden, daß sie auch einmal jung gewesen sein sollen; und sieht man die Jungfrau in aller Frische ihres schönen Blühens, man würde wetten wollen, sie könne nie Runzeln und graues Haar bekommen.“

Die Tante Josephinens erkannte mich so gut, als ich sie. Sie sagte mir viel Verbindliches; wir setzten uns um den Tisch; wir frühstückten, den Damen zur Gesellschaft, zum andernmale.

„Und wo steckt Josephine?“ fragte der Alte: „Sie wird sich freuen, ihre Wiener Bekanntschaft zu erneuern.“

„Sie ist mit Graf Holten hinaus in den Garten. Da sind noch Aurikeln zu begießen, ehe die Sonne zu hoch tritt!“ entgegnete die Tante; und ich bekam ein kleines Frösteln. Alle meine alten Einbildungen waren dahin. — Doch faßte ich mich schnell. Ich hatte hier niemals Ansprüche gehabt; ich hatte keine zu verlieren. Ich fing beinahe an, mich der Thorheiten meines Herzens und der Geniesprünge meiner Phantasie zu schämen. Ich ward munter, stimmte in den unbefangenen fröhlichen Ton der Gesellschaft, und erzählte der Tante sogar, wie ich sie bei meinem zweiten Aufenthalt in Wien so peinlich vermißt hätte.

Während des Gesprächs trat ein junger Mann, von edler,

äußerer Bildung, ins Zimmer. Sein Gesicht war blaß, sein Auge todt und düster; in seinem Wesen lag etwas Unnatürliches, Verstörtes.

„Gnädige Frauen," sagte er hastig und eintönig, als hätte er die Anrede einstudirt, „erlauben Sie, daß ich mich bei Ihnen beurlaube. Ich verreise heute nach der Residenz — ich habe — ich bin — ich werde vielleicht einige Zeit abwesend sein. Es ist eine weite Reise vielleicht."

Der Oberstlieutenant hatte den Kopf nach ihm umgedreht, und sah ihn unbeweglich an.

„Was ficht Sie an, Graf Holten?" rief er: „Sie sehen aus wie einer, der einen Mord begangen hat."

„Nein," erwiederte mit gewaltsamem Lächeln der junge Mann, „wie einer, an dem ein Mord begangen worden ist."

Darauf küßte er den Damen die Hände, umarmte den Oberstlieutenant und flog wieder zur Thür hinaus, ohne ein Wort weiter zu sagen. Der Oberstlieutenant ihm rasch nach. Die Frauenzimmer waren in bitterer Verlegenheit. Ich erfuhr, dieser junge Mann sei der Graf Holten aus der Nachbarschaft; gestern Abend, wie oft geschehen, zum Besuch angekommen; noch vor einer Stunde sehr vergnügt gewesen, und nun sich selbst nicht mehr ähnlich.

„Was ist ihm begegnet?" fragten die Damen den Oberstlieutenant, als er nach geraumer Zeit wieder zurückkam.

Der Alte ward ernsthaft, schüttelte den Kopf, und lächelte endlich zu seiner Sophie hinüber und sagte: „Frage doch Josephinen."

„Hätte Sie ihn beleidigt?" forschte die Tante betroffen.

„Wie man's nimmt!" erwiederte er: „Es ist eine lange Geschichte, der Graf aber gab sie mir mit zwei, drei Worten: „Ich liebte, und ward nicht wieder geliebt."

Indem öffnete sich die Thür, und das Fräulein von Tar-

nau trat herein. Sie war's! und liebenswürdiger, schöner, als ich sie in Wien, anmuthiger, als ich sie in meinen Träumen gesehen. Ich stand auf, wollte ihr entgegen — — aber meine Knie wankten, ich war festgebannt — ich stammelte unzusammenhängende Worte — war der glücklichste und elendeste aller Sterblichen.

Hoch erröthend stand Josephine unter der Thür, starrte mich an, wie eine Geistererscheinung, und trat dann, bald von ihrer Ueberraschung genesen, lächelnd zum Tische vor. Nun, nach den ersten umgewechselten Begrüßungen, ward das Räthsel unsers unvermutheten Zusammentreffens gelöset, ich erzählte, daß ich erst gestern von ihrem Hiersein erfahren; sie, daß ihr Vater die mährischen Güter unangenehmer Familienverhältnisse willen verkauft, und sich hier in der reizendsten Landschaft von der Welt angesiedelt habe.

„Ach, Tante, liebe Tante!“ rief sie, indem sie die Hand der Tante in ihre beiden schloß, und an ihre Brust drückte, und mich mit Blicken musterte, aus denen die Freude unzweideutig schimmerte: „Habe ich's Ihnen nicht gesagt? habe ich nicht Recht gehabt?“

Die alte Tante warf lächelnd einen Schweigen fordernden Blick auf Josephinen. — Die Mutter schlug die Augen nieder, um eine gewisse Verwirrung zu verbergen. Der alte Vater beobachtete mit forschendem Blick Einen um den Andern, stand auf, und raunte mir mit lauter Stimme in die Ohren: „Herr Walter, es will mich bedünken, Sie haben die Bohne dennoch am rechten Ort gefunden. — Aber du, Josephine, was hast du mit dem Grafen gehabt, daß er, nota bene! im Sturm davongegangen?“

Josephine antwortete ausweichend. — Alle erhoben sich. Man ging in den Garten. Der Oberstlieutenant zeigte mir seine Gebäude, Wiesen, Aecker, Ställe, Scheunen, während die Frauenzimmer im Pavillon des Gartens in lebhafter Unterredung waren.

Nach einer langweiligen halben Stunde kamen wir von der ökonomischen Reise zu ihnen zurück. Nun ward der alte Herr auf die Seite genommen, und Josephine mir zur Begleitung gegeben.

Ich nahm mir vor, gegen Josephinen sehr zurückhaltend zu sein, — ich fürchtete das Schicksal des Grafen Holten. Wir sprachen von unserer Bekanntschaft in Wien, von unsern damaligen Unterhaltungen, Spazierfahrten und kleinen Schicksalen. „Ach!“ rief Josephine, „und wenn Sie wüßten, was ich Ihretwegen gelitten, da Sie so plötzlich von uns gerissen wurden. Gewiß, seitdem ist kein — — ja, wir haben noch oft von Ihnen gesprochen.“

Nun — wie hätte ich anders können? — nun erzählte auch ich meine Schicksale, meine zweite Reise nach Wien, mein Wohnen in ihren Zimmern — und immer leiser, immer schüchterner — den Fund der Bohne — meine Heimkehr in die Vaterstadt — die Geschichte des gestrigen Abends. Dann schwieg ich. Aufzusehen wagte ich nicht. Ich wühlte mit dem Fuß im Sande. Josephinens Schweigen dauerte lange.

Endlich war mir's, als hörte ich schluchzen. Ich sah auf. Sie hatte ihr Gesicht ins Schnupftuch verhüllt. — Mit zitternder Stimme fragte ich: „Um Gotteswillen, Fräulein, war Ihnen meine Aufrichtigkeit unangenehm?“

Sie ließ das Schnupftuch fallen, und sah mich mit verweinten Augen lächelnd an. „Ist das Alles Wahrheit?“ fragte sie nach einer Pause. Ich riß die Schnur mit der Bohne von meinem Halse, und hielt sie ihr dar mit den Worten: „Die zeugt für mich.“

Sie nahm die Schnur wie aus Neugier, um die goldene Einfassung zu betrachten. Sie weinte heftiger. Da lehnte sie sich auf meinen Arm, legte ihre Stirn auf meine Achseln und sagte: „Ich glaube an eine Vorsehung, Walter!“

Da schloß ich meine Arme um das himmlische Geschöpf, und rief: „O könnte ich jetzt sterben!“ — Sie sah erschrocken zu mir auf.

Die Stimmen der Kommenden zwischen den Gebüschen der kleinen englischen Anlagen mahnten uns, ihnen entgegenzugehen. Josephine hatte noch die Schnur mit der Bohne in der Hand, als wir vor ihren Aeltern standen. Der Oberstlieutenant sah es, und lachte laut auf. — Josephine verbarg ihr schönes Antlitz an der Brust der zärtlichen Mutter — doch wozu noch die Worte alle? Sie wissen ja, daß Josephinen meine Gattin ist; ich wollte Ihnen nur den Roman meiner Liebe erzählen.

Die Nacht in Brczwezmcisl.

Fahrt nach Brczwezmcisl.

Ich zweifle gar nicht, das Jahr 1796 mag wohl manche schreckliche Nacht gehabt haben, zumal für die Italiener und Deutschen. Es war das erste Siegesjahr Napoleon Bonaparte's und die Zeit von Moreau's Rückzug. Damals hatte ich in meiner Vaterstadt auf der Universität die akademischen Studien beendigt; war Doktor beider Rechte, und hätte mich wohl unterstanden, den Prozeß sämmtlicher europäischer Kaiser und Könige mit der damaligen französischen Republik zu schlichten, wenn man nur Grotius, Puffendorf und mich zum Schiedsrichter verlangt hätte.

Ich war inzwischen bloß zum Justizkommissär einer kleinen Stadt des neuen Ostpreußens ausersehen. Viel Ehre für mich. Mit dem einen Fuß schon im Amte, während mit dem andern noch im akademischen Hörsaale, heißt seltenes Glück. Das dankte ich der Eroberung oder Schöpfung eines neuen Ostpreußens und dem Falle Koszinsko's. Man macht es zwar dem höchstseligen König — wir andere Christen sterben nur schlechtweg selig, und die Bettler vermuthlich nur tiefstselig; man sagt, im Tode sind wir einander alle gleich, ich beweise im Vorbeigehen das Gegentheil! — Also man macht ihm zwar zum Vorwurf, an einer schreienden Ungerechtigkeit Theil genommen zu haben, da er ein selbstständiges Volk verschlingen half; aber ohne diese kleine Un-

gerechtigkeit, ich möchte sie gar nicht schreiend nennen, wären tausend preußische Musensöhne ohne Anstellung geblieben. In der Natur wird Eines Tod das Leben des Andern; der Häring ist für den Magen des Wallfisches, und das gesammte Thier- und Pflanzenreich; auch das Steinreich, wenn es nicht zuweilen unverdaulich wäre, für den Magen des Menschen da. Uebrigens läßt sich sehr gut beweisen, daß ein Mädchen, welches seine Ehre, und ein Volk, welches seine Selbstständigkeit überlebt, ihres eigenen Unglückes schuldig sind. Denn wer sterben kann, ist unbezwingbar, und eben der Tod ist der feste Stützpunkt eines großen, ruhmreichen Lebens.

Meine Mutter gab mir ihren besten Segen, nebst Wäsche und Reisegeld, und so reisete ich meiner glänzenden Bestimmung nach Neu-Ostpreußen entgegen, von dem die heutigen Geographen nichts mehr wissen, ungeachtet es doch kein Zauber- und Feenland war, das auf den Wink eines Oberon entsteht und verschwindet. Ich will meine Leser mit keiner langen Reisebeschreibung ermüden. Flaches Land, flache Menschen, grobe Postwagen, grobe Postbeamte, elende Straßen, elender Verkehr, und nebenbei Jedermann auf seinen Misthaufen stolz, wie ein Perser-Schach auf seinen Thron. Es ist einer der vortrefflichsten Gedanken der Natur, daß sie jedem ihrer Wesen ein eigenes Element anwies, worin es sich mit Behaglichkeit bewegen kann. Der Fisch verschmachtet in der Luft, der polnische Jude in der Eleganz eines Boudoirs.

Also kurz und gut, ich kam eines Abends vor Sonnenuntergang nach, ich glaube es hieß Brczwezmcisl, einem freundlichen Städtchen; freundlich, obgleich die Häuser rußig, schwarz, die Straßen ungepflastert, kothig, die Menschen nicht säuberlich waren. Aber ein Kohlenbrenner kann in seiner Art so freundlich aussehen, wie eine Operntänzerin, deren Fußtriller von Kennern beklatscht werden.

Ich hatte mir das Brczwezmcisl, meinen Berufsort, viel schreck-

licher vorgestellt; vermuthlich fand ich's gerade deswegen freundlicher. Der Name des Orts, als ich ihn zum ersten Mal aussprechen wollte, hat mir fast einen Kinnbackenkrampf zugezogen. Daher mochte meine heimliche Furcht vor der Stadt selbst stammen. Der Name hat immer bedeutenden Einfluß auf unsere Vorstellung von den Dingen. Und weil das Gute und Böse in der Welt weniger in den Dingen selbst, als in unserer Vorstellung von ihnen wohnt, ist Veredlung der Namen eine wahre Verschönerung des Lebens.

Zur Vergrößerung meiner Furcht vor der neuostpreußischen Bühne meiner Rechtskunst mochte auch nicht wenig der Umstand beigetragen haben, daß ich bisher im Leben noch nicht weiter von meinem Geburtsort gekommen war, als man etwa dessen Thurmspitze sehen konnte. Ungeachtet ich wohl aus den Lehrbüchern der Erdbeschreibung wußte, daß die Menschenfresser ziemlich entfernt wohnten, erregte es doch zuweilen mein billiges Erstaunen, daß man mich nicht unterwegs ein paarmal todt schlug, wo Ort und Zeit dazu gelegen waren, und nicht Hund und Hahn um mein plötzliches Verschwinden vom Erdball gekräht haben würden. Wahrhaftig, man gewinnt erst Vertrauen auf die Menschheit, wenn man sich ihr, als Fremdling und Gast, auf Gnade und Ungnade überläßt. Menschenfeinde sind die vollendetsten, engherzigsten Selbstsüchtlinge; Selbstsucht ist eine Seelenkrankheit, die aus der Stetigkeit des Aufenthalts entspringt. Wer Egoisten heilen will, muß sie auf Reisen schicken. Luftänderung thut dem Gemüth so wohl, als dem Leibe.

Als ich mein Brczwezmcisl vom Postwagen hinab zum ersten Male erblickte — es schien aus der Ferne ein aus der Ebene steigender Kothhaufen zu sein; aber Berlin und Paris stellen sich mit ihren Palästen dem, der in den Wolken schifft, wohl auch nicht prächtiger dar — klopfte mir das Herz gewaltig. Dort also war

das Ziel meiner Reise, der Anfang meiner öffentlichen Laufbahn, vielleicht auch das Ende derselben, wenn mich etwa die in Neuostpreußen verwandelten Polaken, als Söldner ihrer Unterdrücker, bei einem Aufruhr niederzumachen Lust bekommen haben würden. Ich kannte dort keine Seele, als einen ehemaligen Universitätsfreund, Namens Burkhardt, der zu Brczwezmcisl als Obersteuereinnehmer, aber auch erst seit Kurzem, angestellt war. Er wußte von meiner Ankunft; er hatte mir vorläufig eine Wohnung gemiethet und das Nöthige zu meinem Empfang angeordnet, weil ich ihn darum gebeten. Dieser Burkhardt, der mir vorzeiten ein sehr gleichgültiger Mensch gewesen, mit dem ich auf der Universität wenigen Umgang gehabt, den ich sogar auf Anrathen meiner Mutter gemieden hatte, weil er unter den Studenten als Säufer, Spieler und Raufer berüchtigt war, gewann in meiner Hochachtung und Freundschaft, je näher ich an Brczwezmcisl kam. Ich schwor ihm unterwegs Liebe und Treue bis in den Tod. Er war ja der einzige von meinen Bekannten in der wildfremden polnischen Stadt; gleichsam der Mitschiffbrüchige, welcher sich, auf demselben Brette, aus den Wellen an die wüste Insel gerettet hatte.

Ich bin eigentlich gar nicht abergläubig; aber doch kann ich mich nicht enthalten, dann und wann auf Vorbedeutungen zu halten. Wenn keine erscheinen wollen, mache ich mir sie. Ich glaube, man thut dergleichen im Müßiggang des Geistes; es ist ein Spiel, das für den Augenblick unterhaltend sein kann. So nahm ich mir vor, auf die erste Person Acht zu haben, die mir aus dem Thore der Stadt entgegenkommen würde. Ich setzte fest, ein junges Mädchen sollte mir zum glücklichen, ein Mann zum übeln Vorzeichen dienen. Ich war noch nicht mit der Anordnung der verschiedenen möglichen Zeichen fertig, als ich schon das Thor vor mir sah, aus welchem eine, wie es schien, sehr wohl gebaute, junge Brczwezmcislerin hervortrat. Vortrefflich! Ich hätte mit meinen von dem

preußischen Postwagen pflichtmäßig zerstoßenen und zermalmten Gliedern hinabfliegen und die polnische Grazie anbeten mögen. Ich faßte sie scharf ins Auge, mir ihre Züge tief einzuprägen, und wischte meine Lorgnette — denn ich bin etwas kurzsichtig — vom letzten Sonnenstäubchen rein.

Wie wir aber einander näher waren, bemerkte ich bald, die Venus von Brczwezmcisl sei etwas häßlicher Natur, zwar schlank, aber schlank wie eine Schwindsüchtige, dürr, eingebogen, mit platter Brust. Auch das Gesicht war platt, nämlich ohne Nase, die durch irgend einen traurigen Unfall verloren gegangen sein mochte. Ich hätte geschworen, es wäre ein Todtenkopf, wenn nicht seltsamer Weise zwischen den Zähnen ein Stück Fleisch hervorgehangen wäre. Ich traute meinen Augen kaum. Wie ich's jedoch näher durch die Brille betrachtete, merkte ich wohl, die patriotische Polin streckte vor mir zum Zeichen des Abscheu's die Zunge heraus. Ich zog geschwind den Hut ab, und dankte höflich für das Kompliment. Das meinige war der Polin vermuthlich so unerwartet, als mir das ihrige. Sie nahm die Zunge zurück und lachte so unmäßig, daß sie fast am Husten erstickte.

Unter diesen scherzhaften Umständen kam ich in die Stadt. Der Wagen hielt vor dem Posthause. Der preußische Adler über der Thür, ganz neu gemalt, war, vermuthlich von patriotischen Gassenbuben, mit frischen Kothflecken beworfen. Die Klauen des königlichen Vogels lagen ganz unter Unflath begraben, entweder weil das vielgepriesene Raubthier mit den Klauen eben so viel, als mit dem Schnabel zu sündigen pflegt; oder weil die Polen zu verstehen geben wollten, Preußen habe am Neuostpreußischen so viel erwischt, als der gemalte Adler zwischen den Pfoten trage.

Die alte Starostei.

Ich fragte den Herrn Postmeister sehr höflich nach der Wohnung des Herrn Obersteuereinnehmers Burkhardt. Der Mann schien nicht wohl zu hören, denn er gab keine Antwort. Da er sich aber bald darauf doch mit einem Briefträger unterhielt, schloß ich aus seiner Stummheit, er wolle mich durch die weltbekannte Postgrobheit überzeugen, daß ich in der That nirgendwo anders, als an einem der wohleingerichtetsten Postbüreau sei. Nach der sechsten Anfrage fuhr er mich heftig an, was ich wolle? Ich fragte zum siebenten Mal dasselbe, und zwar mit der verbindlichsten Berliner oder Leipziger Artigkeit.

„In der alten Starostei!“ schnauzte er mich an.

„Um Vergebung, wenn ich fragen darf, wollen Sie mir nicht gefälligst sagen, wo ich die alte Starostei finde?“

„Ich habe keine Zeit. Peter, führe ihn hin.“

Peter führte mich. Der Postmeister, der zum Antworten keine Zeit hatte, sah, die Pfeife rauchend, zum Fenster hinaus, auf der Straße mir nach. Vermuthlich Neugier. Bei aller mir angebornen Höflichkeit war ich doch im Herzen ergrimmt über die unanständige Behandlung. Ich ballte in meiner Rocktasche drohend die Faust und dachte: „Nur Geduld, Herr Postmeister, fällt Er einmal der Justiz in die Klauen, deren wohlbestellter königlicher Kommissär ich zu sein die Ehre habe, werde ich Ihm Seine Flegelhaftigkeit auf die allerzierlichste Weise einpfeffern. Der Herr Postmeister sollen zeitlebens meiner Rechtskniffe gedenken.“

Peter, ein zerlumpter Polak, der mich führte, verstand und sprach das Deutsche nur höchst mühsam. Mein Gespräch mit ihm war daher so verworren und schauderhaft, daß ich es in meinem Leben nicht vergessen werde. Der Kerl sah dazu abscheulich drein mit seinem gelben, spitznasigen Gesicht und dem schwarzen strup-

pigen Haar, ungefähr wie es unsere nord- und süddeutschen Zierbengel zu tragen pflegten, wenn sie schön thun wollten. Statt des Tituskopfes zeigten sie uns gewöhnlich die Nachbildung eines struppigen Weichselzopfes.

„Lieber Freund," sprach ich, während wir langsam im tiefen Kothe wateten, „will Er mir doch wohl sagen, ob Er den Herrn Burkhardt kennt?"

— Die alte Starostei! antwortete Peter.

„Ganz recht, bester Freund. Er weiß doch, daß ich zum Herrn Obereinnehmer will?"

— Die alte Starostei.

„Gut. Was soll ich aber in seiner alten Starostei?"

— Sterben!

„Das hole der Teufel! Das kommt mir nicht in den Sinn."

— Mausetodt! sterben!

„Warum? Was habe ich verbrochen?"

— Preuße! Kein Polak!

„Ich bin ein Preuße."

— Weiß gut.

„Warum denn sterben? Wie meint Er's?"

— So und so und so! — Der Kerl stieß, als hätte er einen Dolch in der Faust. Dann zeigte er auf sein Herz, ächzte und verdrehte gräßlich die Augen. Mir ward bei der Unterredung ganz übel. Denn verrückt konnte Peter nicht sein, er sah mir ziemlich verständig aus, und Wahnsinnige hat man doch nicht leicht zu Handlangern auf der Post.

„Wir verstehen uns vielleicht nicht vollkommen, scharmanter Freund!" fing ich endlich wieder an. „Was will Er mit dem Sterben sagen?"

— Todt machen. Dabei sah er mich wild von der Seite an.

„Was? Todt?"

— Wenn Nacht ist!

„Nacht? Die nächste Nacht? Er ist nicht wohl bei Trost!“

— Gar wohl Polak, aber Preuße nicht.

Ich schüttelte den Kopf und schwieg. Offenbar verstanden wir beide einander nicht. Und doch lag in den Reden des trotzigen Kerls etwas Fürchterliches. Denn der Haß der Polen gegen die Deutschen, oder was dasselbe sagen wollte, gegen die Preußen, war mir bekannt. Es hatte schon hin und wieder Unglück gegeben. Wie, wenn der Kerl mich warnen wollte? Oder wenn der dumme Tölpel durch seinen Uebermuth eine allen Preußen bevorstehende Mordnacht verrathen hätte? — Ich ward nachdenkend und beschloß, meinem Freund und Landsmann Burkhardt das Gespräch mitzutheilen, als wir vor der sogenannten alten Starostei ankamen. Es war ein altes, hohes, steinernes Haus in einer stillen, abgelegenen Straße. Schon ehe wir dazu kamen, bemerkte ich, daß die, welche vor dem Hause vorüber gingen, scheue, verstohlene Blicke auf das grauschwarze Gebäude warfen. Eben so that mein Führer. Der sagte nun kein Wort mehr, sondern zeigte mit dem Finger auf die Hausthür, und schob sich ohne Gruß und Lebewohl davon.

Allerdings war mein Eintritt und Empfang in Brczwezmcisl nicht gar anmuthig und einladend gewesen. Die ersten Personen, welche mich hier begrüßten, die unhöfliche Dame unter dem Thor, der grobe, neuostpreußische Postmeister und der kauderwelsche verpreußete Polak hatten mir Lust und Liebe sowohl zu meinem neuen Aufenthaltsort, als zu meinem Justizkommissariat verbittert. Ich pries mich glücklich, endlich zu einem Menschen zu gelangen, der wenigstens mit mir schon einmal die gleiche Luft geathmet. Zwar Herr Burkhardt hatte nicht des besten Rufes genossen bei uns zu Lande; allein was ändert sich nicht im Menschen mit dem Wechsel der Umstände? Ist die Gemüthsart etwas anderes, als das Werk

der Umgebungen? Der Schwache wird in der Angst zum Riesen; der Feige in der Schlachtgefahr zum Helden; Herkules unter Weibern zum Flachsspinner. Und gesetzt, mein Obereinnehmer hätte bisher für seinen König Alles, nur für sich selbst keine bessern Grundsätze eingenommen gehabt: noch besser immer ein gutmüthiger Zecher, als das schwindsüchtige nasenlose Geripp mit der Zunge; besser ein leichtsinniger Spieler, als ein raffinirt grober Postmeister; besser ein tapferer Raufer und Schläger zur Gesellschaft, als ein mißvergnügter Polake. Vielmehr Burkhardts letztgenannte Untugend gereichte ihm in meinen Augen zum größten Verdienst; denn — unter uns gesagt — mein sanfter, bescheidener, schüchterner Charakter, den Mama oft hochgepriesen, konnte mir unter den Polen beim ersten Aufstand zum schmählichsten Verderben gereichen. Es gibt Tugenden, die an ihrem Ort zur Sünde, und Sünden, die zur Tugend werden können. Es ist nicht Alles zu allen Zeiten das Gleiche, ungeachtet es das Gleiche geblieben.

Wie ich durch die hohe Pforte in die sogenannte alte Starostei eintrat, gerieth ich in Verlegenheit, wo meinen alten lieben Freund Burkhardt finden? Das Haus war groß. Das Kreischen der verrosteten Thürangeln hallte im ganzen Gebäude wieder: doch nahm das Niemand für ein Zeichen, nachzusehen, wer da sei? Ich stieg die breiten Steintreppen muthig hinauf.

Weil ich links eine Stubenthür bemerkte, pochte ich fein höflich an. Kein Mensch entgegnete mit freundlichem „Herein!“ Ich pochte stärker. Alles stumm. Mein Klopfen weckte den Widerhall im zweiten und dritten Stock des Hauses. Ich ward ungeduldig. Ich sehnte mich, endlich dem lieben Seelenfreund Burkhardt ans Herz zu sinken, ihn in meine Arme zu schließen. Ich öffnete die Stubenthür, trat hinein und sah mitten im Zimmer einen Sarg. Der Todte, der darin lag, konnte mir freilich kein freundliches Herein rufen.

Ich bin von Natur gegen die Lebendigen sehr höflich; noch weit mehr gegen die Todten. So leise, als möglich, wollte ich mich zurückziehen, als ich gleichen Augenblicks bemerkte, der Schläfer im Sarg sei kein anderer, denn der Obersteuereinnehmer Burkhardt, von welchem nun selbst der Tod die letzte Steuer eingezogen. Da lag er, unbekümmert um Weinglas und Karten, so ernst und feierlich, daß ich mich kaum unterstand, an seine Lieblingsfreuden zu denken. In seiner Miene war eine Fremdheit gegen das menschliche Leben, als hätte er nie mit demselben zu schaffen gehabt. Ich glaube wohl, wenn eine unbekannte allmächtige Hand den Schleier des Jenseits lüpft, das äußere Auge bricht und das innere hellsehend wird, da mag das irdische Leben winzig genug erscheinen, und alle Aufmerksamkeit nur dorthin streben.

Betroffen schlich ich aus der Todtenstube weg, in den finstern einsamen Hausgang. Jetzt erst überfiel mich das Grausen des Lebens vor dem Todten, daß ich kaum begreifen konnte, woher ich Muth genommen, dem Leichnam so lange ins Antlitz zu schauen. Zu gleicher Zeit erschrak ich vor meiner eigenen Verlassenheit, in der ich nun lebte. Denn da stand ich hundert Meilen weit von meiner theuern Vaterstadt, vom mütterlichen Hause, in einer Stadt, deren Namen ich nie gehört hatte, bis ich ihr Justizkommissär sein sollte, um sie zu entpolaken. Mein einziger Bekannter und erst kaum von mir adoptirter Herzensfreund hatte sich im vollen Sinne des Worts aus dem Staube gemacht, selbst aus dem Staube seiner Hülle, und mich ohne Rath und Trost mir selbst überlassen. Die Frage war: wohin soll ich mein Haupt legen? wo hat mir der Todte die Wohnung bestellt?

Indem schrien die rostigen Thürangeln der Hauspforte so durchdringend, daß mir der Klang fast alle Nerven zerriß. Ein windiger, flüchtiger Kerl in Bedientenlivree sprang die Treppe herauf, gaffte mich verwundert an, und wendete mir endlich das Wort

zu. Mir zitterten die Knie. Ich ließ den Kerl nach Herzenslust reden; aber der Schreck hatte mir die ersten Minuten zum Antworten die Sprache genommen. Ohnehin hatte ich auch die Sprache schon vorher nicht gehabt, die dieser Bursche redete, denn es war die polnische.

Als er mich ohne Zeichen der Erwiederung vor sich stehen sah, und sich nun ins Deutsche übersetzte, welches er so geläufig, wie ein Berliner, sprach, gewann ich Kraft, nannte meinen Namen, Stand, Beruf und alle Abenteuer seit meinem Einzug in die verwünschte Stadt, an deren Namen ich noch immer erstickte. Plötzlich ward er freundlich, zog den Hut ab, und erzählte mir mit vielen Umständen, was hiernach in löblicher Kürze folgt:

Nämlich er, der Erzähler, heiße Lebrecht; sei des seligen Herrn Obersteuereinnehmers Dolmetsch und treuester Diener gewesen bis gestern Nachts, da es dem Himmel gefallen, den vortrefflichen Herrn Obersteuereinnehmer aus dieser Zeitlichkeit in ein besseres Sein zu befördern. Die Beförderung wäre freilich ganz gegen die Neigung des Seligen gewesen, der lieber bei seinem Einnehmerposten geblieben wäre. Allein da er sich gestern mit einigen polnischen Edelleuten ins Spiel eingelassen, und beim Glase Wein in ihm der preußische Stolz und in den Polen der sarmatische Patriotismus wach geworden, hätte es anfangs einen lebhaften Wort-, dann Ohrfeigenwechsel gesetzt, worauf einer der Sarmaten dem seligen Herrn drei bis vier Messerstiche ins Herz gegeben, ungeachtet schon einer derselben zum Tod hinreichend gewesen wäre. Um allen Verdrießlichkeiten mit der neuostpreußischen Justiz auszuweichen, hätten die Sieger noch in der gleichen Nacht sich, man wisse nicht wohin, entfernt. Der Wohlselige habe noch kurz vor seinem Hintritt in die bessere Welt für den erwarteten Justizkommissär, nämlich für mich, einige Zimmer gemiethet, eingerichtet, Hausrath aller Art gekauft, sogar eine wohlerfahrene

deutsche Köchin gedungen, die jeden Augenblick in Dienst eintreten könne, so daß ich wohl versorgt sei. Vorläufig bemerkte der Erzähler Lebrecht, daß die Polen geschworne Feinde der Preußen wären, und ich daher mich an Kleinigkeiten gewöhnen müsse, wie diejenige gewesen, welche mir die stumme Beredsamkeit der Dame unterm Thor ausgedrückt habe. Er erklärte zwar den Peter für einen albernen Tropf, der mir ohne Zweifel nur den Tod des Herrn Obersteuereinnehmers habe anzeigen wollen, wofür ihm ein hinlänglicher Vorrath an Worten gefehlt. Daher möge ein beiderseitiges Mißverständniß entstanden sein. Doch wolle er, der Erzähler, mir nichtsdestoweniger gerathen haben, vorsichtig zu sein, weil die Polen in einer wahrhaft stillen Wuth wären. Er selber, der Lebrecht, sei fest entschlossen, sich sogleich nach Beerdigung seines unglücklichen Herrn aus der Stadt zu entfernen.

Nach diesem Berichte führte er mich die breite steinerne Treppe hinab, um mir meine neue Wohnung anzuweisen. Durch eine Reihe großer, hoher, öder Zimmer brachte er mich in einen geräumigen Saal; darin stand ein aufgeschlagenes Bett, von gelben damastenen alten Umhängen beschattet; ein alter Tisch mit halbvergoldeten Füßen; ein halbes Dutzend staubiger Sessel. Ein ungeheurer, mit goldenem Schnörkelwerk umzogener, blinder Spiegel hing an der Wand, deren gewirkte, bunte Tapeten, auf welchen die schönsten Geschichten des alten Testaments prangten, halbvermodert, an manchen Stellen nur noch fetzenweise daschwebten. König Salomon auf dem Thron, um zu richten, hatte den Kopf verloren, und dem lüsternen Greise in Susannens Bade waren die verbrecherischen Hände abgefault.

Es schien mir durchaus in dieser Einöde nicht heimisch. Ich hätte lieber ein Wirthshaus zum Aufenthalt gewählt, und — hätte ich's nur gethan! Aber theils aus Schüchternheit, theils um zu zeigen, daß ich mich vor der Nähe des Todten nicht fürchtete,

schwieg ich. Denn ich zweifelte nicht daran, daß Lebrecht und wahrscheinlich auch die wohlerfahrene Köchin mir die Nacht Gesellschaft leisten würden. Lebrecht zündete behend zwei Kerzen an, die auf dem goldfüßigen Tisch bereit standen; schon fing es an zu dunkeln. Dann empfahl er sich, um mir kalte Küche zum Nachtessen, Wein und andere Bedürfnisse herbeizuschaffen, meinen Koffer vom Posthause holen zu lassen und der wohlerfahrenen Köchin von meiner Ankunft und ihren Pflichten Anzeige zu geben. Der Koffer kam, das Nachtessen desgleichen. Lebrecht aber, sobald er sein ausgelegtes Geld von mir empfangen, wünschte mir gute Nacht und ging.

Ich verstand ihn erst, als er verschwunden war, so schnell machte sich der Kerl, nach eingestrichener Zahlung, davon. Ich sprang erschrocken auf, ihm nachzugehen, ihn zu bitten, mich nie zu verlassen. Aber Scham hielt mich wieder zurück. Sollte ich den elenden Menschen zum Zeugen meiner Furchtsamkeit machen? Ich zweifelte nicht, er werde droben in irgend einem Zimmer seines ermordeten Herrn übernachten. Aber da hörte ich die Angeln der Hauspforte kreischen. Es drang mir durch Mark und Bein. Ich eilte ans Fenster, und sah den Burschen über die Gasse fliegen, als verfolgte ihn der Tod. Bald war er im Finstern verschwunden; ich mit dem Leichnam in der alten Starostei allein.

Die Schildwacht.

Ich glaube an keine Gespenster; des Nachts aber fürchte ich sie. Sehr natürlich. Wer wollte auch alles Mögliche glauben? Aber man hofft und fürchtet leicht alles Mögliche.

Die Todtenstille, die alten zerlumpten Tapeten in dem großen Saal, das Unheimliche und Fremde, der Todte über meinem Haupt — der Nationalhaß der Polaken — alles trug dazu bei, mich zu verstimmen. Ich mochte nicht essen, ungeachtet mich hun-

gerte, ich mochte nicht schlafen, so ermüdet ich auch war. Ich ging ans Fenster, um zu versuchen, ob ich im Nothfall auf diesem Wege die Straße gewinnen könne; denn ich fürchtete, mich in dem gewaltigen Hause und in dem Labyrinth von Gängen und Zimmern zu verlieren, ehe ich die Hausflur erreichte. Allein starke Eisenstäbe verrammelten den Ausweg.

In dem Augenblicke ward Alles in der Starostei lebendig; ich hörte Thüren auf- und zugehen, Tritte nahe und ferne schallen, Stimmen dumpf ertönen. Ich begriff nicht, woher plötzlich dies rege Weben und Leben? Aber eben das Unbegreifliche versteht man immer am schnellsten. Eine innere Stimme warnte mich und sprach: „Es gilt dir! Der dumme Peter hatte die Mordanschläge der Polaken verrathen — rette dich!“ Ein kalter Fieberschauer ergoß sich durch meine Nerven. Ich sah die Blutdürstigen, wie sie unter einander die Art meines Todes verabredeten. Ich hörte sie näher und näher kommen. Ich hörte sie schon in den Vorzimmern, die zu meinem Saale führten. Ihre Stimmen flüsterten leiser. Ich sprang auf, verriegelte die Thür, und in demselben Augenblicke versuchte man die Thür von außen zu öffnen. Ich wagte kaum zu athmen, um mich nicht durch das Geräusch meines Athemzugs zu verrathen. An der Sprache der Flüsternden vernahm ich, das es Polen waren. Zum Unglück hatte ich gleich nach Empfang meines Berufs zum Justizkommissariat so viel polnische Worte gelernt, daß ich ungefähr auch verstand, man spreche von Blut, Tod und Preußen. Meine Kniee bebten; kalter Schweiß rann mir von der Stirn. Noch einmal ward von außen der Versuch gemacht, die Thür meines Saals zu öffnen, aber es schien, als fürchte man Geräusch zu machen. Ich hörte die Menschen sich wieder entfernen, oder vielmehr davon schleichen.

Sei es, daß die Polaken es auf mein Leben, oder nur auf mein Geld abgesehen hatten; sei es, daß sie ihre Anschläge ohne Lärmen

ausführen, oder den Versuch auf andere Weise erneuern wollten: ich beschloß sogleich mein Licht zu löschen, damit sie es nicht von der Straße erblicken und mich daran erkennen möchten. Wer stand mir gut dafür, daß nicht einer der Kerls, wenn er mich wahrnahm, durchs Fenster schoß?

Die Nacht ist keines Menschen Freundin; darum ist der Mensch ein eingeborner Feind der Finsterniß, und selbst Kinder, die noch nie von Geistererscheinungen und Gespenstern gehört haben, scheuen sich im Dunkeln vor etwas, das sie nicht kennen. Kaum saß ich im Finstern da, die fernern Schicksale dieser Nacht einsam erwartend, so stiegen vor meiner erschrockenen Einbildung die abscheulichsten Möglichkeiten auf. Ein Feind oder ein Unglück, das man sehen kann, sind nicht halb so entsetzlich, als solche, denen man sich blindlings hinliefern muß, ohne sie zu kennen. Umsonst suchte ich mich zu zerstreuen; umsonst beschloß ich, mich auf das Bett zu werfen und den Schlaf zu suchen. Ich konnte nirgends dauern. Das Bett hatte den widerlichen Geruch von Leichenmoder; und saß ich im Zimmer, erschreckte mich von Zeit zu Zeit ein Knistern, wie von einem lebendigen Wesen in meiner Nähe. Am meisten spielte vor mir die Gestalt des ermordeten Obereinnehmers. Seine kalten, steifen Gesichtszüge wurden mir so grausenhaft beredt, daß ich endlich alle meine fahrende Habe darum gegeben hätte, wäre ich nur im Freien gewesen, oder bei guten, freundlichen Leuten.

Die Geisterstunde schlug. Jeder Schlag der Thurmuhr erschütterte mich durch das Innerste. Zwar schalt ich mich selbst einen abergläubigen Narren, einen furchtsamen Hasen, aber mein Schelten besserte mich nicht. Endlich, sei es aus Verzweiflung oder Heroismus, denn diesen qualvollen Zustand konnte ich nicht länger ertragen, sprang ich auf, tappte durch die Finsterniß den Saal entlang zur Thür, riegelte sie auf, und war entschlossen, sollte es auch mein Leben kosten, ins Freie zu gelangen.

Wie die Thür aber aufging — Himmel, welch ein Anblick! Ich taumelte erschrocken zurück, denn solche Schildwacht hatte ich da nicht erwartet.

Die Todesangst.

Beim dunkeln Schein einer alten Lampe, die seitwärts auf einem Tischlein stand, sah ich mitten im Vorzimmer den ermordeten Obersteuereinnehmer im Sarge, wie ich ihn den Abend vorher oben gesehen hatte; und diesmal noch dazu deutlich mit den schwarzen Blutflecken des Hemdes, die das erste Mal von einem Bahrtuche verdeckt gewesen waren. Ich suchte mich zu fassen; mir einzureden, diese Erscheinung sei Gaukelei meiner Fantasie; ich trat näher. Aber wie mein Fuß an den Sarg am Boden stieß, daß es dumpf tönte, und es schien, als rege sich die Leiche, als versuche sie die Augen aufzuschlagen, da verschwand mir fast alles Bewußtsein. Ich floh mit Entsetzen in meinen Saal zurück, und stürzte rücklings auf das Bett nieder.

Indem entstand am Sarge ein lautes Gepolter. Ich mußte beinahe glauben, der Obersteuereinnehmer sei vom Tode erwacht; denn es war ein Geräusch eines sich mühsam Erhebenden. Ich vernahm ein dumpfes Stöhnen. Ich sah bald darauf im Dunkeln die Gestalt des Ermordeten unter der Thür meines Saales stehen, sich an den Pfosten haltend, langsam in den Saal hineinschwanken oder taumeln, und im Dunkeln verschwinden. Während mein Unglaube noch einmal versuchte, alles zu längnen, was ich gehört und gesehen hatte, widerlegte ihn das Gespenst, oder der Todte, oder Lebendiggewordene schauderhaft genug. Denn dieser, so lang und bleiernschwer er war, lagerte sich auf mein Bett, und zwar über meinen Leib, mit seinem kalten Rücken über mein Gesicht, so daß mir kaum Luft genug zum Athmen blieb.

Ich begreife noch zur Stunde nicht, wie ich mit dem Leben davon kam. Denn mein Schreck war wohl ein tödtlicher zu nennen. Auch muß ich in einer langen Ohnmacht gelegen haben. Denn als ich unter meiner fürchterlichen Last wieder die Glocke schlagen hörte, und meinte, es werde ein Uhr sein, das erwünschte Ende der Geisterstunde, der Augenblick meiner Erlösung, war es zwei Uhr.

Jeder denke sich meine gräßliche Lage. Rings um mich Moderduft, und der Leichnam auf mir athmend, erwärmt, röchelnd, wie zu einem zweiten Sterben; — ich selbst halb erstarrt theils vor Schrecken und Entkräftung, theils unter der zentnerschweren Last. Alles Elend in Dante's Hölle ist Kleinigkeit gegen einen Zustand, wie dieser. Ich hatte nicht die Kraft, mich unter dem Kadaver hervorzuarbeiten, der zum andern Mal auf mir sterben wollte; und hätte ich die Kraft gehabt, vielleicht hätte mir der Muth gefehlt, es zu thun, denn ich spürte deutlich, der Unglückselige, welcher nach erster Verblutung seiner Wunden vermuthlich nur in eine schwere Ohnmacht gefallen, dann für todt gehalten und auf gut polnisch in einen Sarg geworfen war, rang erst jetzt mit dem wahren Tode. Er schien sich nicht ermannen, nicht leben, nicht sterben zu können. Und das mußte ich auf mir selbst geschehen lassen; ich mußte das Sterbekissen des Steuereinnehmers sein!

Manchmal hatte ich gute Lust, alles seit meiner Ankunft in Brczwezmcisl Vorgefallene für einen Teufelstraum zu halten, wenn ich mir meiner Noth in ihrer großen Mannigfaltigkeit nicht allzudeutlich bewußt gewesen wäre. Und doch würde ich mich zuletzt überredet haben, die ganze Schreckensnacht mit ihren Erscheinungen sei Traum und nichts als Traum, wenn nicht ein neues Ereigniß, ein empfindlicheres, als jedes der vorhergehenden, mich von der Wahrheit meines vollen Wachens überzeugt hätte.

Tageslicht.

Es war nämlich schon Tag — ich konnte es zwar nicht sehen, denn der sterbende Freund verdeckte mir mit seinen Schulterblättern fest die Augen — aber ich konnte es am Geräusche der Gehenden und Fahrenden auf der Straße errathen — da hörte ich Menschentritte und Menschenstimmen in dem Zimmer. Ich verstand nicht, was man redete; denn es war polnisch. Aber ich bemerkte wohl, daß man sich mit dem Sarge beschäftigte. „Ohne Zweifel," dachte ich, „werden sie den Todten suchen und mich erlösen." — So geschah es auch, aber auf eine Weise, die ich nicht vermuthen konnte.

Einer der Suchenden schlug mit einem schwankenden spanischen Rohr so unbarmherzig auf den Verstorbenen oder Sterbenden, daß derselbe plötzlich aufsprang, und auf geraden Beinen vor dem Bette stand. Auch auf meine Wenigkeit waren vom Uebermaß des spanischen Rohrs so viele Hiebe abgefallen, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut aufzuschreien und schnurgerade hinter dem Todten zu stehen. Diese altpolnische und neuostpreußische Methode, Leute vom Tode zu retten, war zwar probat — dagegen ließ sich nichts einwenden, denn die Erfahrung sprach laut dafür; allein auch so derb, daß man fast das Sterben dem Leben vorgezogen hätte.

Wie ich mich aber beim Tageslicht recht umsah, bemerkte ich, daß das Zimmer voller Menschen war, meistens Polen. Die Hiebe hatte ein Polizeikommissär ausgetheilt, der beauftragt war, die Leiche des Fremdlings beerdigen zu lassen. Der Steuereinnehmer lag noch immer todt im Sarge, und zwar im Vorzimmer, wohin ihn die besoffenen Polaken gestellt hatten, weil es ihnen befohlen war, den Sarg herabzutragen in das ehemalige Pförtnerstübchen. Sie hatten aber mein Vorzimmer statt des Pförtnerstübchens gewählt, und einen ihrer bezechten Kameraden, als Wacht, beim Leichnam gelassen, der vermuthlich eingeschlafen, von meinem Ge-

räusch in der Nacht erweckt, instinktmäßig zu meinem Bett gekommen war und da seinen Branteweinrausch verschlafen hatte.

Mich hatte die gottlose Geschichte so arg mitgenommen, daß ich in ein hitziges Fieber verfiel, in welchem ich die Geschichte der einzigen schrecklichen Nacht sieben Wochen lang träumte. Noch jetzt — Dank sei der polnischen Insurrektion! ich bin nicht mehr Justizkommissär von Brczwezmcisl — darf ich an das neuostpreußische Abenteuer kaum ohne Schaudern denken. Doch erzähle ich's gern; theils mag es manchen vergnügen, theils manchen belehren. Es ist nicht gut, daß man das fürchtet, was man doch nicht glaubt.

Das Bein.

Im Herbst 1782 erhielt der Wundarzt Louis Thevenet zu Calais die schriftliche, doch ohne Namensunterschrift gelassene Einladung, sich folgendes Tagen auf ein nahe an der Straße von Paris gelegenes Landhaus zu begeben, und alles zu einer Amputation nöthige Geräth mitzubringen. Thevenet war damals weit und breit als der geschickteste Mann in seiner Kunst bekannt; es war sogar nichts Ungewöhnliches, daß man ihn über den Kanal nach England holen ließ, um von seinen Einsichten Gebrauch zu machen. Er hatte lange bei der Armee gedient; etwas Barsches in seinem Wesen, und doch mußte man ihn wegen seiner natürlichen Gutmüthigkeit lieben.

Thevenet wunderte sich über das anonyme Billet. Zeit und Stunde und Ort waren mit der größten Genauigkeit angegeben, wann und wo man ihn erwarte, aber, wie gesagt, die Unterschrift fehlte. — „Will mich vermuthlich einer unserer Gecken in die blaue Luft hinausschicken!“ dachte er und ging nicht.

Drei Tage nachher empfing er die gleiche Einladung, aber noch dringender, mit der Anzeige, es werde Morgens um neun Uhr ein Wagen vor seinem Hause halten, um ihn abzuholen.

In der That, mit dem Glockenschlage neun Uhr des folgenden Morgens erscheint ein zierlicher offener Wagen. Thevenet macht keine Umstände weiter und setzte sich ein.

Vor dem Thor fragte er den Kutscher: „Zu wem führt Ihr mich?“

Dieser antwortete: „things unknown to me I am not concerned;“ was ungefähr so viel heißen soll, als: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Also ein Engländer. — „Ihr seid ein Flegel!“ erwiederte Thevenet.

Der Wagen hielt endlich vor dem bezeichneten Landhause still. „Zu wem soll ich? wer wohnt hier? wer ist hier krank?“ fragte Thevenet den Kutscher, ehe er ausstieg. Dieser gab die vorige Antwort, und der Arzt dankte auf die vorige Art.

An der Hausthür empfing ihn ein schöner, junger Mann, von ungefähr achtundzwanzig Jahren, der ihn eine Treppe hinauf in ein großes Zimmer führte. Die Sprache verrieth's, der junge Mann war ein Brite. Thevenet redete ihn also englisch an, und bekam freundliche Antwort.

„Sie haben mich rufen lassen?“ fragte der Wundarzt.

— Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühe mich zu besuchen, antwortete der Brite, wollen Sie sich niederlassen? Hier stehen Chokolade, Kaffee, Wein, falls Sie noch vor der Operation etwas genießen wollen.

„Zeigen Sie mir erst den Kranken, Sir. Ich muß den Schaden untersuchen, ob Amputation nothwendig sei.“

— Sie ist nöthig, Herr Thevenet. Setzen Sie sich nur. Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich an. Hier ist eine Börse mit zweihundert Guineen, ich bestimme Sie Ihnen, als Zahlung für die Operation, die Sie vornehmen sollen. Es bleibt nicht dabei, wenn Sie sie glücklich beendigen. — Widrigenfalls, oder wenn Sie sich weigern, meine Wünsche zu erfüllen, sehen Sie hier das scharf geladene Pistol — Sie sind in meiner Gewalt — ich schieße Sie, Gott verdamme mich, nieder.

„Sir, vor Ihrem Pistol fürchte ich mich nicht. Aber was verlangen Sie? Nur heraus mit der Sprache, ohne Vorreden! was soll ich hier?"

— Sie müssen mir das rechte Bein abschneiden.

„Von Herzen gern, Sir, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu. Allein, wenn mir recht ist, das Bein scheint sehr gesund zu sein. Sie sprangen die Treppe vor mir hinauf, wie ein Seiltänzer. Was fehlt dem Bein?"

— Nichts. Ich wünsche, daß es mir fehle.

„Sir, Sie sind ein Narr."

— Das bekümmert Sie nicht, Herr Thevenet.

„Was hat das schöne Bein gesündigt?"

— Nichts! Aber sind Sie entschlossen, mir es wegzunehmen?

„Sir, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zeugen Ihres sonst hellen und gesunden Verstandes."

— Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?

„Sir, sobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verstümmelung angeben."

— Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht sagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber, ich wette, Herr, ich wette, Sie selbst sollen nach Jahresfrist gestehen, daß meine Gründe die edelsten waren, von diesem Bein befreit zu sein.

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beschäftigungsart."

— Das Alles erfahren Sie künftig. Jetzt nicht. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.

„Ein Ehrenmann droht seinem Arzte nicht mit Pistolen. Ich habe Pflichten, selbst gegen Sie, als Unbekannten. Ich verstümmle Sie nicht ohne Noth. Haben Sie Lust, Meuchelmörder eines schuldigen Hausvaters zu werden, so schießen Sie."

— Gut, Herr Thevenet, sagte der Brite, und nahm das Pistol,

ich schieße Sie nicht, aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung oder aus Furcht vor der Kugel thun, müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.

„Und wie das, Sir?“

— Ich zerschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor Ihren Augen.

Der Brite setzte sich, nahm das Pistol und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Rühren Sie sich nicht,“ sagte der Brite, „oder ich drücke ab. — Nur Antwort auf eine einzige Frage: wollen Sie meine Schmerzen unnützerweise vergrößern und verlängern?“

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabakspfeife an, und schwor, sie solle ihm nicht ausgehen. Er hielt Wort. Das Bein lag todt am Boden. Der Brite rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzt, den er mit jedem Tage höher schätzte; dankte mit Freudenthränen für den Verlust seines Beins, und segelte nach England zurück mit einem hölzernen Stelzfuß.

Ungefähr achtzehn Wochen nach der Abreise desselben erhielt Meister Thevenet einen Brief aus England, ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigeschlossen, als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit, eine Anweisung von zweihundert und fünfzig Guineen auf Herrn Panchaud, Banquier in Paris. Sie haben mich zum

Glücklichsten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich eines Gliedes beraubten, welches das Hinderniß meiner irdischen Glückseligkeit war.

„Braver Mann! Mögen Sie jetzt die Ursache meiner närrischen Laune, wie Sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund zu einer Selbstverstümmelung, wie die meinige, geben. Ich schlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran gethan, sie nicht anzunehmen.

„Nach meiner zweiten Heimkunft aus Ostindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenste Weib. Ich betete sie an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen leuchteten meinen Verwandten ein; mir nur ihre Schönheit, ihr himmlisches Gemüth. Ich mischte mich in die Schaar ihrer Bewunderer. Ach, bester Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der Unglücklichste meiner Nebenbuhler zu werden; sie liebte mich, vor allen Männern mich; — verhehlte es nicht, und verstieß mich eben deswegen. Umsonst bat ich um ihre Hand — umsonst baten ihre Aeltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich.

„Lange konnte ich die Ursache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den sie, wie sie selbst gestand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schwestern verrieth mir endlich das Geheimniß. Miß Harley war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den Naturfehler — einbeinig zu sein, und fürchtete sich eben dieser Unvollkommenheit willen, meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde sie einst deswegen gering achten.

„Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, bester Thevenet, und ich war es!

„Ich kam mit dem täuschenden Holzfuß nach London zurück. Mein Erstes war, Miß Harley aufzusuchen. Man hatte ausgesprengt, und ich selbst hatte es voraus nach England geschrieben,

ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sei mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erste Mal sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimniß, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nur um so zärtlicher. O braver Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilie dahin geben.

„So lange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach London; besuchen Sie uns; lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und dann sagen Sie noch einmal: „ich sei ein Narr."

Charles Temple."

Herr Thevenet theilte die Anekdote und den Brief seinen Freunden mit, und lachte jedesmal aus vollem Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!" rief er.

Folgendes war seine Antwort:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk. So muß ich es wohl nennen, weil ich's nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Britin. Es ist wahr, ein Bein ist viel für ein schönes, tugendhaftes und zärtliches Weib, doch nicht zuviel, wenn man am Ende nicht beim Tausch betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen, auch andern Männern kostete wohl ihre Schöne eine Rippe, andern sogar den Kopf.

„Bei dem Allem erlauben Sie mir, ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich, für den Augenblick haben Sie Recht. Sie wohnen jetzt im Paradiese des Ehefrühlings. Aber auch ich habe Recht, nur mit dem Unterschiede, daß mein Recht

sehr langsam reif wird, wie jede Wahrheit, die man sich lange weigert anzunehmen.

„Sir, geben Sie Acht! ich fürchte, nach zwei Jahren bereuen Sie, daß Sie sich das Bein über dem Knie abnehmen ließen. Sie werden finden, es hätte wohl unter dem Knie sein können. Nach drei Jahren werden Sie überzeugt sein, es wäre mit dem Verlust des Fußes genug gewesen. Nach vier Jahren werden Sie behaupten, schon die Aufopferung der großen Zehe, und nach fünf Jahren, die Amputation der kleinen Zehe sei zu viel. Nach sechs Jahren werden Sie mir eingestehen, es wäre am Beschneiden der Nägel genug gewesen.

„Alles das sage ich unbeschadet der Verdienste Ihrer reizenden Gemahlin. Damen können Schönheiten und Tugenden unveränderter bewahren, als die Männer ihre Urtheile. In meiner Jugend hätte ich alle Tage für die Geliebte das Leben, in meinem Leben aber kein Bein hingegeben; jenes würde mich nie, dies zeitlebens gereut haben. Denn hätte ich's gethan, ich würde noch heute sagen: „Thevenet, du warst ein Narr! Womit ich ich die Ehre habe zu sein, Sir, Ihr gehorsamster Diener.

G. Thevenet.“

Im Jahr 1793, während der revolutionären Schreckenszeit, flüchtete Herr Thevenet, den ein jüngerer Wundarzt in Verdacht der Aristokratie gebracht hatte, nach London, um sein Leben vor dem Messer der Alles gleichmachenden Guillotine zu retten.

Aus Langerweile, oder um Bekanntschaft anzuspinnen, fragte er Sir Charles Temple nach.

Man wies ihm dessen Palast. Er ließ sich melden, und ward angenommen. In einem Lehnsessel, beim schäumenden Porter, am Kamin, umringt von zwanzig Zeitungen, saß ein dicker Herr; er konnte kaum aufstehen, so schwerfällig war er.

„Ei, willkommen, Herr Thevenet!“ rief der dicke Herr, der wirklich kein Anderer, als Sir Temple war: „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich sitzen bleibe, aber der vermaledeite Stelzfuß hindert mich an Allem. — Freund, Sie kommen vermuthlich, um nachzusehen, ob Ihr Recht reif geworden sei?

„Ich komme als Flüchtling, und suche Schutz bei Ihnen.“

„Sie müssen bei mir wohnen; denn wahrhaftig, Sie sind ein weiser Mann. Sie müssen mich trösten. Wahrhaftig, Thevenet, heute wäre ich vielleicht Admiral der blauen Flagge, hätte mich nicht das gottlose Stelzbein für den Dienst meines Vaterlandes untauglich gemacht. Da lese ich nun Zeitungen, und fluche mich braun und blau, daß ich nirgends dabei sein kann. Kommen Sie, trösten Sie mich!“

„Ihre Frau Gemahlin wird Sie besser zu trösten wissen, als ich.“

„Nichts davon. Ihr Stelzfuß hindert sie am Tanzen, darum ergab sie sich den Karten und der Medisance. Es ist kein Auskommen mit ihr. Uebrigens ein braves Weib.“

„Wie, so hätte ich doch damals Recht gehabt?“

„O vollkommen, lieber Thevenet! aber schweigen wir davon! Ich habe einen dummen Streich gemacht. Hätte ich mein Bein wieder, ich gäbe nicht den Abschnitzel eines Nagels davon! Unter uns gesagt, ich war ein Narr! — aber behalten Sie diese Wahrheit für sich.“

Es ist sehr möglich!

Der kürzlich verstorbene Staatsrath Stryk führte fast bei jeder Gelegenheit die ihm zur Gewohnheit gewordene Redensart im Munde: Es ist sehr möglich. Nicht selten lief sie sogar in seine amtlichen Vorträge mit unter, die er über Verwaltungsgegenstände des Landesherrn schriftlich, oder im Kreise der übrigen Amtsgenossen und der Minister machte. Dann gab es, auch bei den allerernsthaftesten Anlässen, ein stilles Lächeln, wie ein Lächeln bei des Nachbars Schwächen zu sein pflegt. Das konnte nicht fehlen. Gewisse Leute sehen des Nachbars Schwächen mit stets verjüngtem Vergnügen.

Inzwischen war und blieb der Staatsrath Stryk ein angesehener, hochachtbarer Mann. Die nach einander folgenden Landesfürsten schätzten ihn, und zogen ihn immer wieder hervor, weil er mit seinen Kenntnissen, mit seiner Gewandtheit in Geschäften wesentliche Dienste leisten konnte. Jedermann gab zu, er sei ein gelehrter Mann, ein Mann von Takt, wie man ihn wegen der ihm eigenen Menschenkenntniß nannte, die er so richtig anzuwenden wußte. Ja, man hielt ihn für gelehrter, als er war, für klüger, als er war; selbst gute Köpfe hatten nicht nur Ehrfurcht und Achtung für ihn, sondern sogar eine gewisse Scheu, weil sie denen nicht recht trauen, die klüger sind, als sie. Und doch war der Staatsrath Stryk ein grundehrlicher, offener, gewissenhafter

Mann, dem man nichts Böses nachsagen konnte. Aber eben daß man das nicht konnte, galt wieder als Beweis seiner Erzfeinheit, und als triftiger Grund, sich vor dem Manne in Acht zu nehmen. Der Glaube an seine Klugheit ging so weit, daß man ihn allgemein für den weitsehendsten Politiker, für einen wahren Propheten hielt. Und an dem Allem war seine sprüchwörtliche Redensart schuld: Es ist sehr möglich!

Es wird unsern Lesern nicht unangenehm sein, folgende Beiträge zur Charakteristik dieses in der Geschichte seines Vaterlandes merkwürdigen Mannes zu erhalten. Wir verdanken sie seinen nächsten Verwandten. Zum Theil gab er sie selber in einer Art Tagebuch, das er in frühern Jahren fleißig unterhielt. Das Wichtigste bleibt immer sein Sprüchwort, das er überall anbrachte: Es ist sehr möglich!

Denn wenn es ihm zuweilen, ihm selbst unerwartet, entfuhr, sprach er doch nie gedankenlos. Oft veranlaßte es ihn, wenn es ihm einmal entschlüpft war, den Folgen davon weiter nachzuforschen, und es berichtigte oder bestimmte dann seine Ansichten der Dinge und leitete demzufolge seine Handlungsweise. Das Sprüchwort übte also über seine Denkart, über sein Thun und Lassen und über den Gang seiner Schicksale einen großen, entscheidenden Einfluß. Wer sollte dies glauben? Gerade von einem Manne von Verstand und Einsicht glauben? Und doch „war es sehr möglich."

Er selbst wußte dies von sich wohl. Dennoch blieb er nicht nur seinen vier Wörtern getreu, sondern wollte sogar in vollem Ernst, daß sich sein einziger Sohn dieselben angewöhnen sollte. Der junge Mann, der, wie es junge Leute zu haben pflegen, sich einbildete, in mancherlei Dingen besser zu sehen, als der alte Herr, fand solche Zumuthung etwas sonderbar.

„Ihnen verzeiht man die kleine Eigenheit gern, lieber Vater,"

„Sir, vor Ihrem Pistol fürchte ich mich nicht. Aber was verlangen Sie? Nur heraus mit der Sprache, ohne Vorreden! was soll ich hier?“

— Sie müssen mir das rechte Bein abschneiden.

„Von Herzen gern, Sir, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu. Allein, wenn mir recht ist, das Bein scheint sehr gesund zu sein. Sie sprangen die Treppe vor mir hinauf, wie ein Seiltänzer. Was fehlt dem Bein?“

— Nichts. Ich wünsche, daß es mir fehle.

„Sir, Sie sind ein Narr.“

— Das bekümmert Sie nicht, Herr Thevenet.

„Was hat das schöne Bein gesündigt?“

— Nichts! Aber sind Sie entschlossen, mir es wegzunehmen?

„Sir, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zeugen Ihres sonst heilen und gesunden Verstandes.“

— Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?

„Sir, sobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verstümmelung angeben.“

— Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht sagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber, ich wette, Herr, ich wette, Sie selbst sollen nach Jahresfrist gestehen, daß meine Gründe die edelsten waren, von diesem Bein befreit zu sein.

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beschäftigungsart.“

— Das Alles erfahren Sie künftig. Jetzt nicht. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.

„Ein Ehrenmann droht seinem Arzte nicht mit Pistolen. Ich habe Pflichten, selbst gegen Sie, als Unbekannten. Ich verstümmle Sie nicht ohne Noth. Haben Sie Lust, Meuchelmörder eines schuldigen Hausvaters zu werden, so schießen Sie.“

— Gut, Herr Thevenet, sagte der Britte, und nahm das Pistol,

ich schieße Sie nicht, aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung oder aus Furcht vor der Kugel thun, müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.

„Und wie das, Sir?“

— Ich zerschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor Ihren Augen.

Der Brite setzte sich, nahm das Pistol und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Rühren Sie sich nicht,“ sagte der Brite, „oder ich drücke ab. — Nur Antwort auf eine einzige Frage: wollen Sie meine Schmerzen unnützerweise vergrößern und verlängern?“

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabakspfeife an, und schwor, sie solle ihm nicht ausgehen. Er hielt Wort. Das Bein lag todt am Boden. Der Brite rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzt, den er mit jedem Tage höher schätzte; dankte mit Freudenthränen für den Verlust seines Beins, und segelte nach England zurück mit einem hölzernen Stelzfuß.

Ungefähr achtzehn Wochen nach der Abreise desselben erhielt Meister Thevenet einen Brief aus England, ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigeschlossen, als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit, eine Anweisung von zweihundert und fünfzig Guineen auf Herrn Panchaud, Banquier in Paris. Sie haben mich zum

Glücklichsten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich eines Gliedes beraubten, welches das Hinderniß meiner irdischen Glückseligkeit war.

„Braver Mann! Mögen Sie jetzt die Ursache meiner närrischen Laune, wie Sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund zu einer Selbstverstümmelung, wie die meinige, geben. Ich schlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran gethan, sie nicht anzunehmen.

„Nach meiner zweiten Heimkunft aus Ostindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenste Weib. Ich betete sie an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen leuchteten meinen Verwandten ein; mir nur ihre Schönheit, ihr himmlisches Gemüth. Ich mischte mich in die Schaar ihrer Bewunderer. Ach, bester Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der Unglücklichste meiner Nebenbuhler zu werden; sie liebte mich, vor allen Männern mich; — verhehlte es nicht, und verstieß mich eben deswegen. Umsonst bat ich um ihre Hand — umsonst baten ihre Aeltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich.

„Lange konnte ich die Ursache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den sie, wie sie selbst gestand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schwestern verrieth mir endlich das Geheimniß. Miß Harley war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den Naturfehler — einbeinig zu sein, und fürchtete sich eben dieser Unvollkommenheit willen, meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde sie einst deswegen gering achten.

„Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, bester Thevenet, und ich war es!

„Ich kam mit dem täuschenden Holzfuß nach London zurück. Mein Erstes war, Miß Harley aufzusuchen. Man hatte ausgesprengt, und ich selbst hatte es voraus nach England geschrieben,

ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sei mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erste Mal sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimniß, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nur um so zärtlicher. O braver Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilie dahin geben.

„So lange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach London; besuchen Sie uns; lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und dann sagen Sie noch einmal: „ich sei ein Narr.“

Charles Temple.“

Herr Thevenet theilte die Anekdote und den Brief seinen Freunden mit, und lachte jedesmal aus vollem Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!“ rief er.

Folgendes war seine Antwort:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk. So muß ich es wohl nennen, weil ich's nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Britin. Es ist wahr, ein Bein ist viel für ein schönes, tugendhaftes und zärtliches Weib, doch nicht zuviel, wenn man am Ende nicht beim Tausch betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen, auch andern Männern kostete wohl ihre Schöne eine Rippe, andern sogar den Kopf.

„Bei dem Allem erlauben Sie mir, ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich, für den Augenblick haben Sie Recht. Sie wohnen jetzt im Paradiese des Ehefrühlings. Aber auch ich habe Recht, nur mit dem Unterschiede, daß mein Recht

Es ist sehr möglich!

Der kürzlich verstorbene Staatsrath Stryk führte fast bei jeder Gelegenheit die ihm zur Gewohnheit gewordene Redensart im Munde: Es ist sehr möglich. Nicht selten lief sie sogar in seine amtlichen Vorträge mit unter, die er über Verwaltungsgegenstände des Landesherrn schriftlich, oder im Kreise der übrigen Amtsgenossen und der Minister machte. Dann gab es, auch bei den allerernsthaftesten Anlässen, ein stilles Lächeln, wie ein Lächeln bei des Nachbars Schwächen zu sein pflegt. Das konnte nicht fehlen. Gewisse Leute sehen des Nachbars Schwächen mit stets verjüngtem Vergnügen.

Inzwischen war und blieb der Staatsrath Stryk ein angesehener, hochachtbarer Mann. Die nach einander folgenden Landesfürsten schätzten ihn, und zogen ihn immer wieder hervor, weil er mit seinen Kenntnissen, mit seiner Gewandtheit in Geschäften wesentliche Dienste leisten konnte. Jedermann gab zu, er sei ein gelehrter Mann, ein Mann von Takt, wie man ihn wegen der ihm eigenen Menschenkenntniß nannte, die er so richtig anzuwenden wußte. Ja, man hielt ihn für gelehrter, als er war, für klüger, als er war; selbst gute Köpfe hatten nicht nur Ehrfurcht und Achtung für ihn, sondern sogar eine gewisse Scheu, weil sie denen nicht recht trauen, die klüger sind, als sie. Und doch war der Staatsrath Stryk ein grundehrlicher, offener, gewissenhafter

Mann, dem man nichts Böses nachsagen konnte. Aber eben daß man das nicht konnte, galt wieder als Beweis seiner Erzfeinheit, und als triftiger Grund, sich vor dem Manne in Acht zu nehmen. Der Glaube an seine Klugheit ging so weit, daß man ihn allgemein für den weitsehendsten Politiker, für einen wahren Propheten hielt. Und an dem Allem war seine sprüchwörtliche Redensart schuld: Es ist sehr möglich!

Es wird unsern Lesern nicht unangenehm sein, folgende Beiträge zur Charakteristik dieses in der Geschichte seines Vaterlandes merkwürdigen Mannes zu erhalten. Wir verdanken sie seinen nächsten Verwandten. Zum Theil gab er sie selber in einer Art Tagebuch, das er in frühern Jahren fleißig unterhielt. Das Wichtigste bleibt immer sein Sprüchwort, das er überall anbrachte: Es ist sehr möglich!

Denn wenn es ihm zuweilen, ihm selbst unerwartet, entfuhr, sprach er doch nie gedankenlos. Oft veranlaßte es ihn, wenn es ihm einmal entschlüpft war, den Folgen davon weiter nachzuforschen, und es berichtigte oder bestimmte dann seine Ansichten der Dinge und leitete demzufolge seine Handlungsweise. Das Sprüchwort übte also über seine Denkart, über sein Thun und Lassen und über den Gang seiner Schicksale einen großen, entscheidenden Einfluß. Wer sollte dies glauben? Gerade von einem Manne von Verstand und Einsicht glauben? Und doch „war es sehr möglich.“

Er selbst wußte dies von sich wohl. Dennoch blieb er nicht nur seinen vier Wörtern getreu, sondern wollte sogar in vollem Ernst, daß sich sein einziger Sohn dieselben angewöhnen sollte. Der junge Mann, der, wie es junge Leute zu haben pflegen, sich einbildete, in mancherlei Dingen besser zu sehen, als der alte Herr, fand solche Zumuthung etwas sonderbar.

„Ihnen verzeiht man die kleine Eigenheit gern, lieber Vater,“

sagte er, „aber an mir würde man sie lächerlich finden, weil sie offenbare Nachäffung und eine recht absichtlich und freiwillig angenommene Redensart wäre.“

„Das ist sehr möglich, lieber Fritz!“ versetzte der Staatsrath: „Aber was ist daran gelegen, wenn solch ein paar Wörter dir Ruhe, Gleichmuth, Besonnenheit und Lebensglück geben? Der Gewinn ist zu groß. Und willst du das Wort nicht laut sagen, aus Furcht vor Spöttern, so beschwör' ich dich, denke es wenigstens bei jeder Gelegenheit für dich im Stillen.“

„Aber, Väterchen, wozu das? Ihre Vorliebe zu dieser Redensart geht doch beinahe zu weit, wie es mir vorkömmt.“

„Kind, ich habe für die Redensart nicht so viel Vorliebe, als für dich; darum wünsche ich sie und mit ihr meine Seelenruhe, mein inneres Glück, auf dich zu vererben. Glaube doch nicht, daß mein Sprüchwort mir ganz zufällig zur Gewohnheit geworden sei. Nein, es war ursprünglich eine recht absichtliche und freiwillig angenommene Redensart. Ich verdanke ihr aber Alles, was ich bin und habe.“

„Was bewog Sie denn, diese Eigenheit anzunehmen?“

„Das Unglück meiner Jugend und die Verzweiflung. Nur durch diese elenden Wörter richtete ich mich wieder empor und ward meiner selbst Meister. Deine Großältern waren herrliche, gottesfürchtige Personen; großes Vermögen aber besaßen sie nicht. Was ich von ihnen erbte, reichte zur Noth hin, daß ich meine Lehrzeit auf der hohen Schule anständig zubringen konnte, und noch einige Jahre darüber hinaus zu leben hatte. Ich war ein junger, unverdorbener Mensch, hatte brav gelernt, und war beinahe zu edelsinnig, weil ich nur unter den Urbildern des Höchsten und Edelsten lebte. Das brachte mir viel Unheil; denn ich verkannte die Welt, und glaubte sie, je nach Umständen bald von lauter Engeln, bald von lauter Teufeln bevölkert.“

„Das begegnet mir wohl, wider Willen, auch jetzt noch!“ sagte Fritz.

„Das ist sehr möglich,“ antwortete der Staatsrath, „denn ein junger Mensch, der nicht in diesen Irrthum verfällt, hat entweder nie ein ganz reines oder kein warmes Herz gehabt. Man muß einmal da hindurch. — Nun weiter. Ich mußte lange unentgeldlich in den Dikasterien arbeiten, ehe ich einen Titel und endlich ein Aemtlein mit magerm Gehalt empfing. Das ist so der Lauf der Dinge. Ich wußte es voraus. Man durfte nicht wissen, daß ich arm sei, sonst hätte ich bei Hohen und Niedern weit weniger Achtung genossen, als ich verdiente. Ich war also beständig äußerst sauber gekleidet, was man damals galant hieß, jetzt elegant. Ich wohnte in schönen Zimmern; ich erschien in den vornehmsten Gesellschaften. Ich scheute mich sogar nicht, von Zeit zu Zeit kleine Lustpartien mitzumachen, die etwas Geld kosteten. Dabei war ich ohne Schulden, und das wollte von jungen Herren meines Alters und Standes viel sagen. Ich stellte mich überall wohlhabender, als ich war. Und das Alles bewirkte ich mit wenigem Gelde. Niemand wußte, daß ich das ganze Jahr hindurch magerer lebte, als ein Baugefangener. Salz und Brod und Wasser nebst Milch war meine beständige Kost. Bei allem dem war ich sehr glücklich, weil mein Herz vollen Genuß hatte, nicht nur im Bewußtsein erfüllter Pflichten, oder in jugendlichen Hoffnungen von einer goldenen Zukunft, sondern auch sonst noch. Ich war überall willkommen und geliebt. Die Weiber hatten mich gern. Unter den Männern war ich wohl gelitten. Allein von allen Männern hatte ich nur einen einzigen auserwählten, geprüften Freund, einen Advokaten Schneemüller. Wir waren beide ein Herz und eine Seele. Schon auf der Hochschule hatte er sich in einem Duell für mich beinahe aufgeopfert. Er bewies sich in Noth und Weh bewährt. — Von allen Frauenzimmern galt mir nur eins über alle. Es war die Tochter

des Generals van Tyten. Sie hieß Philippine. Ich liebte sie Jahre lang schweigend; liebte, ohne zu wissen, wie ich liebte. Es war beinahe nur stumme Abgötterei; aber mein ganzes Leben ward durch diese Liebe geheiligt. Niemand erfuhr den Zustand meines Innern: ich wagte Keinem davon zu sprechen. Denn was dem Gemüth das Allerheiligste ist, wird durch den Laut des Wortes, auch des reinsten, gleichsam entweiht. Daher spricht Niemand gern einem Andern von seiner Liebe, und Niemand gern im gesellschaftlichen Leben von seiner innersten Religion."

„Auch Ihrem Freunde vertrauten Sie sich nicht?"

„Nein, auch ihm nicht; schon deswegen nicht, weil ich in meiner Dürftigkeit, in meiner Amtslosigkeit, in meiner Bürgerlichkeit gar nicht an die reiche, hochgeborne Generalstochter ernstlich denken durfte. Hingegen erfuhr ich von Schneemüllern zuerst, was ich nie geglaubt hätte, daß man allgemein sage, ich sei Philippinens Günstling; sie liebe mich mit romanhafter Schwärmerei, es habe deswegen zwischen ihr und ihrer Mutter sogar kleine Auftritte gegeben. Was ich Schneemüllern nicht glaubte, davon war ich ein halbes Jahr nachher überzeugt, als Zufälle Philippinen und mich enger zusammenführten und endlich unser beiderseitiges Geheimniß entsiegelten. Natürlich, wir schworen uns ewige Liebe und lieber den Tod, als Untreue zu ertragen. Von nun an war ich im Himmel. — Um diese Zeit strömten auch von außen alle Gunstbezeugungen Fortunens über mich zusammen. Ich ward Hofkammerrath der verwittweten Herzogin, und genoß einen mäßigen, doch anständigen Gehalt. Die Kluft zwischen meiner und Philippinens Hand war nicht mehr unausfüllbar. Der General brauchte mich und ward traulicher, und seine Frau hatte gegen Philippinens Schwärmereien keine so häufigen Einwendungen mehr zu machen. Bald nachher fiel mir aus Batavia eine bedeutende Erbschaft von einem dort verstorbenen Vetter zu. Die Gelder waren in Amsterdam, nach

geschehener Legitimation, zu erheben. Ich ward selig, nicht des Geldes, sondern Philippinens wegen. Gerade damals warb ein hübscher junger Mann, ein Graf, ein Günstling unsers damaligen Landesherrn, um ihre Liebe. Sie spöttelte dazu. Sie küßte meine kleinen eifersüchtigen Besorgnisse hinweg. Sie selbst forderte mich nun auf, bei den Aeltern um ihre Hand anzuhalten. Das war mir natürlich ein schweres Stück Arbeit. Doch machte ich Anstalt. Zugleich sollte ich, wegen des Erbes, nach Amsterdam. Das fiel mir sehr ungelegen, theils weil ich mich ohne Todeskrankheit nicht auf so lange Zeit von Philippinen trennen zu können glaubte; theils weil sie selber gegen meine persönliche Hinreise sprach; theils auch, weil mir der junge Graf gar zu reich, zu hübsch, zu zudringlich vorkam. Wir wurden endlich einig, und Freund Schneemüller reiste statt meiner, mit allen obrigkeitlichen Papieren, Zeugnissen und nöthigen Vollmachten versehen, nach Amsterdam."

„Sie haben mir," sagte Fritz, „doch noch nie von diesem Ihrem Freund gesprochen."

„Kann sein," erwiederte der Staatsrath, „das erklärt sich von selbst. Es vergingen Wochen und Tage. Mein Freund und Mandatarius schrieb nie. Ich bestürmte ihn mit Briefen. Ich kam sogar auf den Gedanken, er sei krank, sehr krank. Die Freundschaft überwand die Liebe; ich reiste nach Amsterdam. Philippine war bei meiner Abreise außer sich vor Schmerz. Sie sank, als ich von ihr ging, ihrer Mutter ohnmächtig in den Arm. — Auf der ganzen Reise fragte ich Schneemüllern nach. Ich fand seinen Namen in allen Postbüchern. Ich kam nach Amsterdam. Er war da gewesen. Er hatte das Testament und die Summen in Wechseln erhoben, einige Wechsel sogleich zu Geld gemacht, andere gegen Banknoten ausgetauscht, andere gegen andere Wechsel. Ihn selbst fand ich nirgends. Das kam mir sonderbar vor. Endlich erfuhr ich mit Erstaunen, ein Mann von seiner Gestalt habe sich auf ein ameri-

kanisches Schiff begeben, schon vor zwei Monaten, also bald nach Bezug der Erbschaft. Ich rief immer: es ist nicht möglich! Allein ich erhielt bestimmte Gewißheit. Da war's möglich. Mein Freund, mein bester Freund hatte mich betrogen.

„Abscheulich!“ rief Fritz.

„Ich reiste zurück mit zerrissenem Herzen. Wohl hätte ich das Geld verschmerzt, aber die Treulosigkeit meines Hausfreundes konnte ich nicht verschmerzen. Er raubte mir das Vertrauen und den Glauben an die Menschheit. Als ich in unserer Stadt angekommen war, wäre ich gern sogleich zum General van Tyten, zu Philippinen geflogen, die vorläufig das Unglück zwar schon aus einem Briefe von mir erfahren hatte. Doch es war zu spät Abends. Mein Hauswirth begrüßte mich freundlich. „Was gibt's denn Neues bei uns?“ fragte ich. — „Nicht sonderlich viel. Daß das Fräulein von Tyten vor vier Wochen vermählt ist, wissen Sie!“ sagte er. — „Nicht möglich! Nicht möglich! Vermählt? was? die Tochter des Generals van Tyten? mit wem? mit dem Grafen? — was? nicht möglich!“ rief ich. — „Allerdings möglich!“ erwiederte er, und erzählte mir ganz ruhig alle Umstände haarklein, woraus erhellte, daß meine Philippine sich gar nicht gesträubt habe, dem hübschen, reichen, am Hofe sehr bedeutenden Grafen die Hand zu geben, sobald er darum angehalten hatte, und dies mochte kurz nach dem Empfang des Briefes geschehen sein, welchen ich dem Grafen aus Amsterdam von Schneemüllers Schurkerei geschrieben hatte. Ich glaubte aber an das Geschwätz meines Hauswirths nicht, und rief immer: es ist unmöglich! Ich glaubte die ganze Nacht nicht daran, wohl aber den folgenden Morgen; denn da vernahm ich von allen Seiten und vom General selbst die Bestätigung.“

„Abscheulich, abscheulich!“ rief Fritz, und drückte die Hand fest an sein Herz, als wollte er es vor dem Zerspringen bewahren.

Der alte Staatsrath sagte: „Nun ja, so rief ich auch. Nun,

von allen Seiten und so betrogen, — nun glaube ich an nichts mehr fest auf Erden, an die Liebe keines Mädchens, an den Schwur keines Mannes, an die Dauer keines Schicksals. Was mir unmöglich erschienen, war geschehen. Nun hielt ich auch das Unmöglichste für möglich, nur nicht, daß der Mensch und sein Loos beständig sei. Und wenn man mir auch das Unwahrscheinlichste sagte, antwortete ich: Es ist sehr möglich! — In den vier Worten lag von da an das System meiner gesammten Lebensweisheit. Ich nahm mir vor, mir die Worte bei jedem Anlaß zu wiederholen. Ich fand darin Trost, in der Tiefe meines Elends. Diese Worte bewahrten mich vor Verzweiflung. Ich lernte, daß ich auf nichts mehr zählen sollte, als auf mich selbst. Kannst du, dachte ich manchmal, kannst du denn noch jemals auf Erden froh werden? — Es ist sehr möglich! war dann mein Refrain, und er bestätigte sich. Seitdem behielt ich ihn bei. Die größte Huld des Glückes berauschte mich nachher nicht mehr; ich dachte an die Vergänglichkeit und das Unglück, und sagte: Es ist sehr möglich! Ich hatte seitdem keine größere Freude, als an dem Tage, lieber Fritz, als du geboren wurdest. Aber ich mäßigte mein Entzücken mit dem Gedanken: du könntest mir durch den Tod entrissen oder ein ungerathenes Kind werden. Da sagte ich: Es ist sehr möglich! und ward nüchtern und auf alles Böse gefaßt."

„Gott sei Dank, Väterchen," rief Fritz, „es ist beides nicht eingetroffen!"

„Gleichviel, mein Sohn, aber es war sehr möglich. Seitdem ich mein Sprüchwort habe, nehme ich jede angenehme Stunde, wie ein Geschenk des Himmels, ohne es für bleibend zu halten, und überrascht mich kein Uebel mehr, denn ich bin darauf gefaßt, und weiß, es hört endlich auf. Es ist Alles sehr möglich. Darum rathe ich dir, eigne dir diese Idee an. Sie muß sich aber durch beständigen Gebrauch in dein ganzes Wesen auflösen, sich

gleichsam in deinem ganzen Nervenbau verknörpeln — sonst frommt sie nichts, und du bleibst charakterlos."

„Wir Menschen alle," fuhr der Staatsrath fort, „werden bei unsern wichtigsten und unwichtigsten Begebenheiten und Handlungen von einer in dem Augenblick erst schnell aufsteigenden, oft uns selbst fast unbewußten Idee geleitet. Sie ist dann des Augenblicks und der Umstände flüchtiges Ereigniß, und zwar so sehr, daß man sich hintennach oft nicht einmal Rechenschaft geben kann, warum man eigentlich im entscheidenden Moment gerade so und nicht anders handelte. Unwissende glauben an göttliche oder satanische Inspiration. Daher können auch nur äußerst wenige Menschen dafür gut stehen, wie sie allenfalls unter diesen oder jenen Verhältnissen handeln würden. Sie können es nicht; denn beim Heransturz des Verhängnisses sind sie meistens ihrer selbst nicht mächtig, wie betäubt, wie berauscht, weil ihrem Geiste alle Festigkeit, ich möchte sagen, das starke Knochengeripp, die fixe Idee der höchsten Lebensweisheit, der starke Christussinn, das Verachten des Irdischen und seines Spiels, das Hinschauen auf das Ewigwahre, Ewiggute fehlt. — Um sich solches eigen zu machen, muß man ein sehr einfaches Mittel, dem Geiste eine Krücke, irgend einen überall anzubringenden Widerspruch, wählen. Steht es dann und wann auch nicht wohl an: ei nun, was schadet's? Genug, wenn nur das Wahrste und Erhabenste zur bloßen Gewohnheit wird, das heißt, zur andern Natur, aber nicht zur thierischen gedankenlosen, sondern zur vollbewußten. Das gibt Stärke, das gibt Stetigkeit. Darum folge meinem Rath! Es ist dir sehr möglich."

Mit der Stärke und Stetigkeit des Gemüthes hatte es beim Staatsrath Stryk seine volle Richtigkeit; inzwischen zog ihm sein Sprüchwort doch zuweilen auch manchen Verdruß zu, was wenig-

stens andern Leuten wohl Verdruß gewesen wäre. Aber ihn focht nichts so leicht an.

Zum Beispiel war er eines Tages in der Ministerialversammlung, welcher der Kurfürst beiwohnte. Es war zur Zeit des französischen Revolutionstaumels. Man sprach nach aufgehobener Sitzung von den neuesten Vorfällen in Paris, in Lyon, in Straßburg; sprach von der ungeheuern Verwandlung der französischen Nation, von der ehemaligen Abgötterei, die sie mit ihren Königen getrieben, und von ihrer nunmehrigen Freudentrunkenheit beim Sturz des Thrones.

„Das ist das schändlichste Volk auf Gottes Erdboden!“ rief der Kurfürst: „Kein anderes Volk könnte das. Denk' ich an meine Unterthanen — nie, deß bin ich gewiß, werden sie von solchem Schwindel ergriffen werden, nie vor einem Andern kniebeugen. Halten Sie es für möglich? Was meinen Sie, Stryk?“

Der Staatsrath hatte in dem Augenblicke an etwas Anderes gedacht, die Worte seines Herrn nur halb gehört, und zuckte verlegen die Achseln, indem er nach seiner Gewohnheit sagte: „Es ist doch sehr möglich!“

Der Kurfürst stutzte. „Wie verstehen Sie das?“ rief er: „Glauben Sie, es werde je ein Augenblick kommen, da meine Unterthanen froh sein könnten, mich verloren zu haben?“

„Es ist sehr möglich!“ sagte Stryk mit Besonnenheit: „Man kann nichts voraus wissen. Niemand ist unzuverlässiger, als ein Volk; denn das Volk besteht aus Menschen, von denen sich jeder selbst mehr liebt, als den Fürsten. Eine neue Ordnung der Dinge bringt neue Hoffnungen; und immer sind Hoffnungen verführerischer, als der Besitz des Gutes selber. So sehr Ew. kurfürstliche Durchlaucht von allen Ihren Unterthanen geliebt werden, und so sehr Sie die Liebe derselben verdienen: doch wollte ich nicht schwören, daß nicht, bei verwandelten Umständen, dies Volk alle Wohlthaten vergessen, und zu Ehren einer Republik, oder eines andern

Herrn, Freudenfeste und Illuminationen anstellen, die kurfürstlichen Wappen abreißen und beschimpfen könnte. O ja, es ist sehr möglich."

„Sie sind nicht gescheit!" versetzte der Kurfürst heftig und wandte ihm den Rücken. Stryk fiel in Ungnade. Jedermann sagte damals: Stryk ist ein Narr.

Einige Jahre nachher drangen die Franzosen glücklich über den Rhein. Der Kurfürst mit seinem Hofstaat flüchtete. Man jauchzte Freiheit und Gleichheit hinter ihm her, stellte Freudenfeste und Illuminationen an, und riß die kurfürstlichen Wappen ab.

Stryk, als ein kenntnißvoller, brauchbarer Mann, fand auch unter der neuen Ordnung der Dinge seine Anstellung, und um so mehr, da bekannt genug geworden, weswegen er beim vertriebenen Landesherrn in Ungnade gefallen war. Man betrachtete ihn gewissermaßen als ein Schlachtopfer des Fürsten-Despotismus. Das Neue befestigte sich, und Stryk trug durch seine Thätigkeit und Geschäftskunde dazu nicht wenig bei.

Ungeachtet seines natürlichen Feuers ließ er sich doch nie zur politischen Schwärmerei hinreißen. Er hielt es auch nie mit einer Partei; das mußte ihn jeder Partei verdächtig machen. Die Jakobiner hießen ihn einen verkappten Royalisten, die Royalisten hießen ihn einen verkappten Jakobiner. Er lachte zu beiden Titeln und that seine Pflicht.

Eines Tages erschien ein Regierungskommissär, dem man, wie sich von selbst versteht, die größten Ehrenbezeugungen erwies. Jeder drängte sich zu demselben; Jeder suchte sich bei ihm einige Wichtigkeit zu geben. Mitunter fehlte es auch nicht an Leuten, die über den braven Stryk und die Zweideutigkeit seiner republikanischen Gesinnungen ihr dienstwilliges Wörtchen an Mann brachten. Der Kommissär, da er einst mit Stryk in großer, glänzender Gesellschaft zusammentraf, wo mancher feurige Toast auf die

Freiheit der Welt, auf die Rechte der Völker, auf die Siege der Republik angebracht worden war, wandte sich auch zu Stryk. „Ich wundere mich nur," sagte er, „daß die Könige es noch wagen, wider uns zu streiten. Denn sie beschleunigen damit ihren eigenen Sturz. Die Revolution macht die Runde um die Welt. Was hoffen denn die Leute? Bilden sie sich ein, die große Nation mit den Waffen zu beugen und die Bourbonen zurückzuführen? — Die Thoren! Eher würde ganz Europa untergehen. Was meinen Sie, Bürger: ist es einem vernünftigen Manne gedenkbar, daß in Frankreich jemals wieder ein Thron aufgebauet wird?"

„Unwahrscheinlich allerdings," sagte Stryk, „aber es ist sehr möglich."

„Was? sehr möglich?" schrie der Kommissär mit donnernder Stimme, daß die ganze Gesellschaft zusammenfuhr: „Wer an der Dauer der Freiheit zweifelt, hat sie noch nie geliebt. Es thut mir leid, daß einer der ersten Beamten solche Gesinnungen nährt. Wie können Sie sich auch nur entschuldigen?"

„Entschuldigen?" sagte Stryk ganz ruhig: „Das ist sehr möglich. Das freie Athen gewöhnte sich erst an einen Perikles, dann an einen König von Macedonien. Rom hatte erst Triumvirate, dann einen Cäsar und zuletzt Neronen. England tödtete seinen König, hatte einen Cromwell, hintennach wieder Könige."

„Was wollen Sie mit Ihren Römern, Athenern und Engländern?" rief der Kommissär: „Was wollen Sie mit diesen elenden, charakterlosen Völkern, die der Ketten werth waren? Sie werden sie doch nicht mit den Franzosen in Vergleich setzen? Aber ich verzeihe Ihnen Ihre schiefe Ansicht. Sie sind kein geborner Franzose."

Es war jedoch dem Kommissär mit dem Verzeihen kein besonderer Ernst; denn Stryk verlor bald darauf seine Stelle. Er mußte sich sogar gefallen lassen, wegen verdächtigen Reden in Verhaft und peinliche Untersuchung zu gerathen.

Einige Jahre nachher ward Bonaparte erster Konsul, erst für zehn Jahre, dann für Lebenszeit, dann Kaiser und König. Stryk ward gleich anfangs wegen seiner Einsicht, Rechtschaffenheit, und weil er von jeher zu denen gehört hatte, die man die Gemäßigten nannte, wieder in Amt und Würden eingesetzt. Von dieser Zeit an genoß er in seinem Kreise höherer Achtung, als je. So manches, was er zuvor gesagt hatte, war erfüllt. Man hielt ihn für einen politischen Fernseher.

Napoleon verwandelte die Welt und verschenkte Kronen. Auch Stryk ward der Diener einer dieser Kronen und genoß die größten Ehren. Nun war kein Mensch mehr Republikaner. Jeder kroch vor dem neuen Herrscher. Ja, Niemand wollte jemals zu den Republikanern gehört haben, sondern Jeglicher behauptete, von dem Schwindel, der einst Alle befallen hatte, frei geblieben zu sein. Man rechnete es zur bittersten Schande, nicht allezeit gut königlich gedacht zu haben.

„Ich finde darin keine Schande,“ sagte Stryk, als sich einst darüber zwischen seinen besten Freunden Vorwürfe und Wortwechsel erhoben: „ich glaube, ihr Alle habt, da der Schnupfen umging, davon befallen werden können. Und kommt ähnliche Witterung wieder, könnet ihr auch den Schnupfen noch einmal bekommen. Es ist sehr möglich.“

„Wie? Halten Sie uns Alle für so schwache, arme Sünder?“ riefen sie insgesammt: „Wahrlich, ich für meine Person,“ setzte Jeder hinzu, „lasse mich nicht leicht von dem politischen Modefieber besiegen!“

„Da fällt mir immer,“ sagte Stryk, „aus Addisons Zuschauer, der Sultan von Egypten ein. Dieser Sultan that sich etwas darauf zu gut, ein starker Geist zu sein. Nichts war ihm

lächerlicher, als was der Koran von des Propheten Mahumed überirdischer Reise erzählt. Laut der Sure des Korans ward der Prophet nämlich, da er eines Morgens im Bette lag, vom Engel Gabriel durch Paradies und Hölle und alle sieben Himmel geführt; er hörte, er sah da Alles, was vorging, hielt mit Gott neunzigtausend Unterredungen, und das Alles in so kurzer Zeit, daß der Prophet sein Bett noch warm fand, da ihn der Engel Gabriel wieder hineinlegte, ja, daß das Wasser eines Kruges, den er bei Anfang der Himmelfahrt vor seinem Bette umgestoßen hatte, noch nicht einmal ganz ausgeflossen war. — Es spöttelte der Sultan eines Tages über die Geschichte auch in Gegenwart eines türkischen Heiligen, der im Rufe stand, Wunder verrichten zu können. Dieser nahm es auf sich, den Sultan von seinem Unglauben zu heilen, wenn er thun wolle, was ihm geboten würde. Der Sultan nahm den Mönch beim Wort. Der Heilige führte den Herrn der Gläubigen zu einer Kufe, die bis an den Rand voll Wassers war. Der ganze Hofstaat war zugegen, und umringte neugierig die Kufe. Der Mönch gebot dem Fürsten, den ganzen Kopf ins Wasser zu tauchen und augenblicklich wieder herauszuziehen. Der Sultan that es. Kaum aber hatte er den Kopf im Wasser, sah er sich am Fuße eines Gebirges, unfern dem Meeresgestade, ganz einsam. Man denke sich sein Entsetzen! Er verwünschte den Mönch und schwor, ihm den Herenmeisterstreich zeitlebens nicht zu verzeihen. Allein was half's? Er mußte sich wohl in sein Schicksal ergeben. Zum Glück bemerkte er Leute in einem Walde. Es waren Holzfäller. Mit Rath derselben kam er zu einer jenseits des Waldes gelegenen Stadt. Allein er befand sich weit von Egypten, am kaspischen Meere. Niemand kannte ihn. Er wagte nun nicht zu sagen, daß er der Sultan von Egypten wäre. Nach mancherlei Abenteuern gewann er die Gunst eines reichen Mannes und heirathete dessen schöne Tochter. Mit dieser hatte er vierzehn Kinder, näm-

lich sieben Knaben und sieben Mädchen. Seine Frau starb endlich, und nach mehrern Jahren gerieth er durch verschiedene Unglücksfälle, Krieg und Krankheit ins größte Elend. So weit kam es, daß er in den Straßen der Stadt sein Brod betteln mußte. Er weinte oft bittere Thränen, wenn er seinen gegenwärtigen betrübten Zustand mit der Pracht des ehemaligen egyptischen Palastes verglich, und hielt sein Loos für Strafe und Züchtigung des vielbewiesenen Unglaubens. Er beschloß, Buße zu thun und sich nach Mekka durchzubetteln. Er vollbrachte die Wallfahrt glücklich. Ehe er aber die heilige Stätte berührte, wollte er sich durch eine Waschung vorbereiten. Er ging zum Fluß, entkleidete sich, tauchte ganz unter und erhob sich wieder. Neues Wunder! Wie er den Kopf herauszog, stand er nicht im Fluß, sondern dicht vor der Kufe, bei seinen Höflingen und dem Mönch, der ihn geheißen hatte, den Kopf ins Wasser zu stecken. Trotz seines Erstaunens und seiner Freude konnte er sich doch des Grimmes gegen den Mönch nicht enthalten, der ihm den boshaften Streich gespielt und ihn so vielen Gefahren und Leiden preisgegeben hatte. Aber das Erstaunen des Sultans stieg aufs Höchste, als er vom ganzen Hofe, dem er seine Schicksale erzählte, vernahm: er wäre gar nicht von der Kufe weggegangen, sondern habe diesen Augenblick erst den Kopf ins Wasser getaucht und eben so plötzlich ihn wieder zurückgezogen.

„Ihr Herren,“ fuhr der Staatsrath fort, „seid wohl alle im Falle unsers Sultans von Egypten. Hätte man euch vor der Revolution gesagt, was ihr alle während derselben thun würdet, ihr hättet es nicht geglaubt. Jetzt habt ihr den Kopf aus der Kufe gezogen, und wollt nun nicht Wort haben, was ihr zur Zeit der Wunder dachtet, fühltet, lebtet. Sollten die ausgewanderten Bourbonen und Adelichen je wieder nach Frankreich zurückkommen, ich wette, sie halten die ganze Geschichte seit 1789 für nicht geschehen, und stehen, wie der Sultan von Egypten,

fröhlich vor der Kufe, und betrachten die Jammerjahre, wie eine träumerische Selbsttäuschung."

Man lächelte. „Nun, nun," sagten Einige: „der Herr Staatsrath mag in Manchem Recht haben. Aber sollte man im Ernst wohl denken, daß die armen Bourbonen je wieder zurückkommen? Das gehört nun doch ins Reich der Unmöglichkeit."

„Hm, es ist sehr möglich!" sagte Stryk. Und in der That erlebte er auch noch diesen Umschwung der Dinge, und wie Alles wieder ins vorige Geleise der politischen Ordnung zurücktrat.

Der Umschwung konnte für einen Mann von Stryks Denkart nicht gefährlich sein, besonders da er bei dem Napoleonischen Monarchenthum zuletzt abermals in Ungnade gefallen war. Man erzählte sich: Napoleon habe von seiner politischen Sehergabe gehört. Kurz vor der Abreise des Kaisers aus Frankreich zum Feldzuge nach Rußland ging einer seiner Generale zum Staatsrath und fragte ihn beiläufig, was er vom Ausgang des Feldzuges halte? — Der alte Geschäftsmann wunderte sich über die Frage, und wollte nicht antworten. Dem General kam dies sonderbar vor. „Ich denke, wir feiern die Weihnachten in Petersburg," sagte er; „es scheint aber, Sie fürchten von der Unternehmung schlechtes Gelingen." Der Staatsrath zuckte nach seiner Gewohnheit die Achseln und versetzte: Es ist sehr möglich. Das brachte ihm Schaden. Er ist ein Narr, hieß es, und sein Name verschwand ganz von selbst auf der Liste der Staatsräthe. Da aber die verbündeten Mächte in Frankreich einrückten und allenthalben die Napoleonischen Schöpfungen zerstört wurden, sagte Jedermann: Stryk ist ein Prophet. Das ist immer das Schicksal der Weisern.

Seine Ungnade unter der Regierung der Anmaßer (wie nun plötzlich die verbannten Kaiser und Könige illegitimer Herkunft

hießen) gereichte ihm zur Gnade bei dem neuen legitimen Landesfürsten. Doch fehlte wenig, sein Sprüchwort hätte ihn auch bei diesem wieder in übeln Ruf gebracht.

Denn als der Fürst eines Tages den Staatsrath fühlen ließ, man halte ihn für einen Achselträger, weil er bei allen Wechseln der Regierungen immer obenan geblieben wäre, und daß er es sogleich mit keiner treu gemeint haben möge, antwortete der alte Mann ganz trocken nach seiner Gewohnheit: Es ist sehr möglich; denn, setzte er schnell hinzu, indem er sich besann, „ich war allezeit ein treuer Staatsdiener.“

„Das ist platter Widerspruch!“ rief der Souverän: „wie können Sie sich als einen treuen Staatsdiener proklamiren, wenn Sie heut' einem rechtmäßigen, morgen einem unrechtmäßigen Herrn den Hof machen?“

„Eben weil ich mich immer befliß, kein Herrendiener, sondern ein Staatsdiener zu sein. Unter unrechtmäßigen Herren oder übeldenkenden Herren ist es jedem redlichen Freund des Vaterlandes doppelte Pflicht, dem Staate zu helfen.“

„Was Staat?“ fragte der Souverän: „Ich rede von der Regierung. Können Sie die vom Staate getrennt denken?“

„Nein, allergnädigster Herr; wohl aber die Person getrennt von der Regierung.“

Der Souverän warf einen finstern Blick auf den Staatsrath, und sagte: „Das ist Revolutionssprache, die jetzt nicht mehr gelten soll. Merken Sie sich das: Ich und der Staat sind ungefähr dasselbe. Sie sind nicht der Diener des Staats, sondern mein Diener für den Staat.“

Der Staatsrath verbeugte sich schweigend. Nach einiger Zeit

ward er seines Alters wegen zwar vom Amte entlassen, aber doch mit Beibehaltung seines Gehaltes.

Auch in seiner Abgeschiedenheit von den öffentlichen Geschäften behielt er das einmal erworbene Ansehen und besonders den Ruf eines politischen Sehers. Denn alle Staatsveränderungen hatte er nach seiner Weise lange und mit auffallender Sicherheit vorausgesagt, so daß man sich gern mit einer Art Aberglaubens an ihn wendete, um seine Meinung wegen der Zukunft zu erfahren.

Als man ihm einst über seine seltene Gabe ein Kompliment machte, konnte er sich des Lachens nicht enthalten. „Man kann," sagte er, „unter Leuten, die schlechterdings blind sein wollen, ganz wohlfeil zur Würde eines Sehers und Weissagers gelangen. Mit gesundem Menschenverstand und kaltem Blut reicht man weit, wenn alle Welt in leidenschaftlicher Heftigkeit wider einander rennt und sich über die Dinge, wie sie sind, verblendet."

„Könnten Sie uns nur Ihre Seherkraft mittheilen!" sagte einer seiner Bewunderer.

„Es ist sehr möglich!" gab er zur Antwort! „Um in die Zukunft zu schauen, muß man rückwärts sehen, nicht vorwärts. — Rückwärts in die Vergangenheit, da hängt der Prophetenspiegel. Aber unsere Minister sehen nicht gern dahin; ohnedem haben sie vom vielen Lesen der Bittschriften, Lobreden und diplomatischen Noten kurzes, verdorbenes Gesicht."

„Aber was sagen Sie von der jetzigen Zeit."

„Sie bleibt nicht, mit Allem, was in ihr ist. Gegen diese Prophezeiung läßt sich nichts einwenden!" sagte der Alte.

„Also meinen Sie, die Unruhen und Aenderungen seien noch nicht zu Ende! Und doch ist der böse Geist unter die Ratten und Mäuse von St. Helena verbannt. Woher sollte er wieder kommen?

Oder glauben Sie, er oder Seinesgleichen könne wieder erscheinen und Spuk treiben?"

Der Staatsrath zuckte die Achseln: „Es ist sehr möglich. Uebrigens hat der böse Geist nicht die südamerikanische, nicht die französische Revolution gemacht; er hat aber das, was die Revolutionen im menschlichen Geschlecht beschleunigt, mächtig befördert, weil er, seiner Dynastie wegen, dagegen kämpfte, nämlich gegen Wahrheit, Aufklärung, Freiheit, Recht, nicht nur bei den Franzosen, sondern auch bei andern Völkern. Das weckte auch die andern Völker. Nun will man aber wieder mit Waffengewalt, mit Inquisition, Tortur, Nunziaturen, diplomatischen Pfiffen, Haarbeuteln, Perrücken, Spießruthenlaufen, Adelspatenten, Ordensbändern, Staubbesen, ewigen Bündnissen, Censurgesetzen und dergleichen altlöblichen Dingen zum ewigen Frieden helfen. So geschah es schon zur Zeit Franklins und Washingtons, zur Zeit der Bastillen, zur Zeit der Davouste und Palms. Dieselben Mittel und Ursachen werden dieselben Wirkungen haben. Darauf verlaßt euch."

Erzählungen im Nebel.

Nachfolgende kleine Erzählungen, welche zuerst im rheinischen Taschenbuch 1831 erschienen, gründen sich auf wirkliche, theils in alten Chroniken, theils im mündlichen Ueberlieferungen bewahrte Sagen.

1.

Die Thee-Gesellschaft.

Wir hatten uns nun auf der prachtvollen Höhe des Rigi-Berges, nach einem der schönsten Sommertage, ganz vergebens gefreut, das stille Einschlummern der weiten Welt zu unsern Füßen zu beobachten. Es erschienen weder die vielen goldigflammenden Seen ringsum, die man unserer Einbildung vorläufig geschildert hatte, noch jene rothglühenden Gletscherspitzen hoch über der Nacht der Thäler. Ein scharfer, frostiger Windstrom, welcher selbst die winterhaftesten Vermummungen der Berggäste durchzog, und den ganzen Rigi zuletzt in dichte Nebel begrub, hatte alle Lustfahrer, wie uns, in die hölzernen Gasthöfe dieser Alpenwelt zurückgetrieben.

Während Tante Martha uns in ihrem Zimmer den Thee, mit jener feierlichen Wichtigkeit, bereitete, welche ein Geschäft

wichtiger Art nothwendig fordert, trat ihre Nichte Cölestine aus der dicken, faltigen Winterhülle eines weiten Mantels schlank, wie ein Schneeglöckchen, hervor, das sich durch die Verschneiung des Märzes Bahn bricht. Sie achtete des Jammers nicht, welchen wir Andern über die fehlgeschlagene Hoffnung gerechtermaßen anstimmten. Sie stand am kleinen Fenster und betrachtete durch die Scheiben die Spiele des gaukelnden Nebels, wie dieser bald Alles in graue Finsterniß verschlang; bald zerriß und aus seinem Schoose eine ungeheure schwarze Berggestalt hervorspringen ließ, um sie wieder nach wenigen Augenblicken zu verschleiern; bald sich in dichtere Massen zusammenrollte und sie an der Hütte, wie Riesengeister, vorüberfahren ließ.

„Es ist doch schön!“ unterbrach sie, zufrieden mit jedem ihrer Schicksale, das Klagelied der Männer: „Es ist wunderschön, und mahnt mich an die grauenvollen Einsamkeiten des blinden, schottischen Barden. Wie kommt's auch, daß unser prachtvolles Alpenreich, daß die riesenhaften Umgebungen unserer Schweizerthäler noch keinen Homer, keinen Ossian hervorbrachten?“

„Sehr natürlich!“ erwiederte unser Professor der Weltgeschichte, Herr Gubert, indem er die goldene Tabaksdose zwischen den Fingern sich mühlenartig drehen ließ: „Wir haben keine Riesenmenschen, wie wir Riesenberge haben. Hätten wir einen Achilles, oder Fingal, in unserer Vorwelt gekannt, würde sich wohl der Ossian und Homer eingefunden haben. Wir sind im Besitz einer prächtigen Bühne; aber die großen Schauspieler mangeln darauf. Was läßt sich am Ende aus einer bloßen Bühnenbeschreibung Besseres machen, als etwa ein Lehrgedicht von den Alpen, wie Haller schrieb?“

„Dazu gesellte sich unglücklicher Weise wohl noch ein anderer, kleiner Uebelstand,“ fiel Wunibald ein: „die Schweiz ist durchaus an dichterischen Geistern von hohen Empfängnissen entblößt

Die Thaten eines Achilles zu singen, muß der Sänger selbst ein Achilles auf der Harfe sein. Natur und Schicksal machen den glücklichen Feldherrn und Streiter; aber die Heldenwerke des Halbgottes verrichtet der Genius des Dichters allein. Wohl rühmen auch wir uns unsterblicher Sänger; aber sie stehen, sonderbar genug, zu den riesigen, wilden Schöpfungen unserer Gebirgswelt, im vollen Gegensatz. Wie die Fantasie der Bewohner des flachen Landes gern Riesen träumt, weil bei ihnen Alles niedrig ist, und hingegen der Gebirgsmensch kleine, schalkhafte Zwerge, Rübezahle und Schrätteli, sieht, weil das Große ihm das Gewohnte ist: so dichtete Salomon Geßner, im Angesicht der ewigen Gletscher, seine Idyllen von einer kleinen Unschuldwelt in unübertroffener Lieblichkeit, und Gaudenz von Salis besang am Fuß des schroffen, von tausendjährigen Wettern zerrissenen, Calandafelsen, die stille Laube, den Bach und die darin, als Schiff des Kindes, schwimmende Nußschale."

„Und was sagen Sie dazu?" fragt die geschäftige Tante mich, indem sie mir zur Tasse Thee den Zucker bot: „Ich fürchte, Cölestine hat mit ihrer Frage das Feuer einer Gelehrten-Fehde angeblasen."

„Sorgen Sie nicht!" gab ich zur Antwort: „Ich stimme nicht nur unsern Vormännern bei, sondern ergänze ihre Lösung der Aufgabe noch durch eine kleine Nachhilfe. Es fehlt nämlich unserer schönen Schweizergeschichte ganz und gar der historisch-religiöse Hintergrund des Altersthums, gleichsam das ungewisse Licht einer geschichtlichen Morgendämmerung der Sagen, Fabeln, Wunder und Mythen. Nicht daß sie von jeher mangelten; aber sie sind ausgestorben im Glauben, Ahnen und Gesang unseres Volkes. Darum konnte sie kein Pisistratide bei uns zu einer Ilias und Odyssee, kein Makpherson zu einem Fingal, kein Bischof Piligrim, oder wer sonst, zu einem Nibelungen-Sang vereinen.

Und ohne diesen romantischen Hintergrund allgemein geltender Ueberlieferungen im Volk, ohne diesen bestehenden Glauben an überirdische Mächte, die in der Urzeit handelten, läßt sich höchstens mit Ariost und Tasso, ein Zaubermährchen aus dem Mittelalter, oder, mit Voß, eine Luise der heutigen Welt, schaffen."

„Sie haben Recht!" rief Wunibald: „Selbst das alte Friesenlied, welches noch Johannes Müller zu Ehren zog, wird nicht einmal mehr in den Thälern des Hasli gesungen. Und doch war es vielleicht der letzte Nachhall der Ursache vom Einzug der Kymern des Nordens in unser Gebirg. Mit ihm ist die Sage vom Suiter, Swey und Hasi, den Häuptlingen der Einwanderer, verwandt. Wunderbar klingt damit auch die skandinavische Sage zusammen, welche unser Karl von Bonstetten aus Dänemark mitbrachte, vom Zug der tapfern Nordhelden gen Italien, wie sie unterwegs unsere helvetische Wistlisburg belagerten und verbrannten."

„Wir hätten," fiel mir der Professor ins Wort: „zu unserer Geschichte wohl des fabelhaften Hintergrundes zu einem Epos genug, wollte sich nur Jemand einmal Mühe geben, die Bruchstücke dazu aus halbverweseten Chroniken, oder aus Erzählungen zu sammeln, die man noch Abends beim Schimmer der Herdflamme in den Alphütten vernimmt. Da würden wir im Wunderlande der Schratten, Feen, weissagenden Träume, Heiligen, Helden, Ungeheuer und Günstlinge überirdischer Wesen wandern. Wie romantisch stellte uns, zum Beispiel, der letzte Propst von Embrach in seiner Chronik den Ursprung von Zürich und Aachen auf; oder die Sage und die Erbauung von Schaffhausen, von Solothurn dar, oder das Entstehen anderer Städte und Burgen, oder die Benennung von vielen Bergen, Thälern und Quellen!"

„O lieber Professor," rief Tante Martha: „ersetzen Sie uns doch die Stelle des romantischen Propstes von Embrach. Eine abenteuerliche Geschichte nimmt sich nirgends besser aus, als in

den Nebeln des Rigi. Erzählen Sie geschwind den Ursprung von Zürich!“

Cölestine rückte im Augenblick ihren Strohsessel dicht zum Sitz des gelehrten Mannes, klopfte ihm schmeichelnd die Achsel, und sagte: „Bitte, bitte! Zürich ist mir lieb. Wenn Sie uns erzählen, will ich Ihnen dafür auch recht gut sein.“

„Für den Preis ließe sich eins wagen!“ versetzte der alte Herr: „obwohl ich eigentlich mit meinem Gedächtniß nicht auf dem besten Fuße stehe, und ich die Chronik des Heinrich Brennwald längst nicht mehr gesehen.“

„Um nicht geringern Preis wüßt' ich auch eine höchst glaubwürdige, wundervolle Sage von Stierenbach im Waldnacher Thal zu berichten,“ sagte Wunibald.

„Und sollt' ich leer ausgehen?“ rief ich: „da ich doch die Geschichte von der schönen Alpenkönigin weiß?“

„Erzählen Sie nur; Alle der Reihe nach!“ sagte Cölestine ungeduldig: „Um den Preis werden wir hernach gewiß einig. Und sollt' ich zuletzt damit nicht ausreichen, hilft mir die Tante gütig nach.“

Professor Hubert sann eine Weile schweigend, indem er auf der Dose mit den Fingern trommelte, hustete und begann.

2.

Der Ursprung von Zürich und Aachen.

Mit der Pracht der neuen Kaiserkrone kam Karl der Große von Rom über das Alpengebirg in den weiten, wilden Arboner-Gau. Dieser umfaßte beinahe die ganze Morgenhälfte des alten helvetischen Landes, mit vielen unbekannten Bergen, Seen und nie durchwanderten Wäldern. Es war in den Wildnissen nicht ge-

heuer. Die finstern Gehölze und Sümpfe verbargen grausiges Ungeziefer aller Art; Drachenschlangen und Lindwürmer nisteten noch in den Felsklüften des Gebirgs.

Der Kaiser jedoch gelangte wohlbehalten zum großen Waldsee, wo vor Alters ein Ort, genannt Thuricum, an einer schönen Stätte gelegen haben soll, an welcher der Limmatstrom noch jetzt seine blaßgrünen Wellen aus dem See hervorrollt. Zwar das Thuricum der Römer war längst verschwunden. Dichter Rasen und wucherndes Gebüsch bedeckten das Gestein gewesener Tempel und Paläste. Aber noch stand da, von rauher Bauart, eine geringe Burg; und hin und wieder eine Gasthütte, Wallfahrer zu bewirthen, die zu den Gebeinen der Märtyrer St. Felix und Regula kamen; oder auch Kauffahrer, die, aus Welschland über den hohen Septimer her, mit Saumthieren und Waaren, längs dem Seeufer, nach Frankreich zogen.

Hier beschloß Kaiser Karl von den Beschwerden der mühseligen Reise auszuruhen; die letzten Sprossen des Heidenthums zu vertilgen und Recht und Gericht zu pflegen im Arboner-Gau. Darum ließ er einen Pfeiler aufrichten an der heiligen Stätte, welche weiland von dem Blute der Märtyrer geröthet worden war; und an den Pfeiler ließ er eine Glocke befestigen; die weit über den stillen See hinaufschalle, und daran noch ein herabhängendes Seil binden, daß Jedermann die Glocke anziehen könne. Auch ward im Gau verkündet; wer zur Mittagsstunde läuten werde, dem solle von kaiserlicher Majestät, nach gerechter Klage, Gerechtigkeit werden.

Eines Tages nun tönte die Säulenglocke, und der Kaiser sandte, zu sehen, wer den Strang zöge. Doch ward Niemand erblickt. Andern Tags scholl die Glocke noch heller; aber die Boten des Kaisers sahen abermals keinen Menschen dabei. Also geschah auch am dritten Tage. Darum gebot der König und Herr seinen Knechten, sie sollten sich um die Mittagsstunde beim Platz der heiligen Blut-

zeugen verbergen, und den Thäter belauschen. Allein diese kehrten mit Zagen und Grausen zum Kaiser zurück und sprachen: „Es ist eine große goldgrüne Schlange zur Mittagsstunde gekommen, die sich unter dem Pfeiler aufgebäumt, den Strang mit ihrem glänzenden Leib umwickelt und die Säulenglocke geläutet hat."

„Gleichviel, wer Gerechtigkeit von uns begehrt, Mensch oder Thier!" antwortete der König: „Wir sind dieselbe, ohne Unterschied, jedem unserer Unterthanen schuldig."

Alsobald erhob er sich vom Mittagsmahle, und begab sich, mit gesammtem Hofgesinde, ungesäumt zur heiligen Stätte. Da kroch eine große goldgrüne Schlange gegen ihn; streckte sich wundersam aus dem Grase hoch auf; verneigte sich dreimal, wie in tiefster Ehrerbietung vor kaiserlicher Hoheit, und kroch wieder davon, dem Ufer der Limmat zu. Als der Kaiser solches sah, und wie sie von Zeit zu Zeit das Haupt erhob, als wolle sie schauen, ob er ihr folge, ging er schnurstracks nach mit aller Begleitung.

Da sah er die Schlange vor einer Höhle von bemoostem Gestein, zornig und zischend und züngelnd. In der Höhle aber saß fauchend, mit Feueraugen, eine ungeheure Kröte auf dem beschriebenen Stein eines niedergestürzten Heidenaltars. Unter dem Altar lagen silberhell leuchtend die Eier der Schlange. Nun verstand König Karl die Klage des nothleidenden Thiers und sprach: „Schlange oder nicht; jedem Geschöpfe gebührt sein Recht! Zerret das Unthier aus der Höhle, welches auf dem Heidenaltar wie auf einem Throne sitzt, und der Mutter die Jungen raubt. Zündet ein Feuer an und verbrennt das Unthier. Ich aber sag' euch, also will ich in diesen Gauen das verborgene Heidenthum ausrotten, welches die Erstlinge des Christenthums zerstören will. In Ehren der Blutzeugen Felix und Regula soll ein Münster an die Stätte der Glockensäule entstehen zum Gedächtniß dieses Ereignisses und eine Schule daneben zur Erleuchtung des ganzen Arboner-Gaues."

Wie er geboten, geschah. Aber des andern Tages, als der Kaiser fröhlich beim Mahle saß, schlüpfte, zur Verwunderung aller Gäste, die goldgrüne Schlange zur Pforte des Saales herein. Dreimal richtete sie den Leib auf; dreimal verneigte sie sich mit Demuth vor des Kaisers Hoheit; dann schwang sie sich auf den Tisch, umringelte des Kaisers goldenen Trinkbecher; ließ ein Gerstenkorn, eine Weinbeere und einen Rubin in den Wein fallen und verschwand.

Der Kaiser betrachtete den edeln Stein bewundernd, dessen Licht und Pracht alle Gäste priesen. Das Gerstenkorn aber und die Weinbeere warf er durchs Fenster hinaus, in die Allmend.

Darauf rief er Baumeister aus fernen Landen, ließ ein großes, prachtvolles Münster erbauen und eine Schule daneben, welche noch heut' seinen Namen mit Ruhm trägt. Es kam von allen Enden viel Volks herbei, der Andacht, oder Wissenschaft, oder des Gewerbes wegen, und siedelte sich an, daß binnen kurzer Zeit eine schöne Stadt gesehen ward an der Stelle von Thuricums Hütten. Das ist Zürich. Der Menge der Bauleute, und des Volks aber gebrach es nie an Nahrung. Denn die verachtete Weinbeere und das Gerstenkorn wucherten so gewaltig durch die Allmenden links und rechts dem See, daß rechts alles von Rebengebüschen bedeckt ward und links, hoch zu den Bergen auf, die Aehren stiegen.

Als der Professor hier einen Augenblick im Erzählen ruhte, sagte Tante Martha: „Das Mährchen wäre ganz artig; aber die Kröte darin ist ein sehr unpoetisches, garstiges Thier."

„Auch schmeckt das Ganze etwas legendenartig nach der Embracher Mönchszelle," bemerkte Wunibald: „Eine barbarische wunderliche Schöpfung unbeholfener Einbildungskraft, die das Seltsame ohne Zweck zusammenhäuft. Wie abstechend davon zeigt sich die schöne Fabelwelt der Helenen! Eben durch ihren tiefern Sinn

haben die griechischen Mythen den ewigen Werth empfangen, sind sie die Hieroglyphe der Jahrhunderte geworden, und hat sich das Götterthum, dessen Verlust Schiller betrauerte, gleichsam noch, als Kirche und Glauben der Poesie, erhalten."

„Wahrhaftig!" rief Hubert: „bleibt mir doch mit aller Höhe und Tiefe der Weisheit von den Volkssagen weg. Die Fabel von den kadmei'schen Drachenzähnen bei der Gründung Thebens hat für mich so viel Geist und Ungeist, als Meister Heinrich Brennwalds Sage von der zürcherischen Höflichkeit der goldgrünen Schlange. So viel ist gewiß, Karl der Große war im Jahr 800 wirklich in Thuricum. Und das ist genug! Mit der verborgenen Weisheit in den griechischen Fabeln hat es eigene Bewandtniß. Sinnvolle Dichter mögen ihren Sinn erst in das bunte Kleid der überlieferten Geschichten gehüllt haben. Bringt zur Embracher Chronik noch einen Kram von mystischer Naturphilosophie und Symbolik: so gewinnen die Schweizersagen so viel geheime Wahrheit und Bedeutsamkeit, als die indischen und griechischen."

„Und das wäre, dünkt mich, so schwer nicht," sagt' ich: „Die Schlange, das alte Sinnbild der Ewigkeit, deutet hier offenbar den ewigen Glauben der Christen an, welche seinen Samen schon im Arboner-Gau niedergelegt hatte. Die Kröte auf dem römischen Altar ist unzweideutig die Darstellerin des noch im Dunkeln herrschenden Heidenthums. Daß Karl den Rubin dem Gerstenkorne und der Weinbeere vorzog und diese wegwarf in die Allmend, lehrt eben sowohl, wie Fürsten das Glänzende höher stellen, denn das Nützliche; als auch, wie erst die Fremden Anbau in die Schweiz gebracht und die Triptolemen unsers Landes geworden sind.

„Es ist nur schade," sagte Tante Martha: „daß der Rubin so dürftig davon kömmt. Er hätte die Hauptrolle spielen müssen."

„Die Geschichte meines Propstes ist noch nicht geschlossen,"

versetzte Hubert. „Hören Sie, was aus dem edeln Stein geworden ist.“

Kaiser Karl gab den Rubin, als Liebeszeichen, an seine Gemahlin. Und von Stund an verwandelte sich sein ganzes Gemüth zu ihr. Er fand die Kaiserin so reizend, daß er sich nicht mehr von ihr trennen konnte. Entfernten ihn Reichs- oder Kriegsgeschäfte, erkrankte er fast in schwermüthiger Sehnsucht, und gesundete nicht, bis er ihr Antlitz wieder sah. Dessen verwunderte sich selbst die kaiserliche Frau, und sie erkannte aus Allem, daß dem Steine eine verborgene Kraft inwohne. Darum trug sie ihn stets bei sich, und sogar, als sie starb, verbarg sie ihn unter ihre Zunge, damit er nicht in eines andern Weibes Gewalt gerathe.

Nach dem Tode der Kaiserin ward ihr Gemahl aber untröstlich. Ihr Grabgewölbe, von einer silbernen Lampe erhellt, dünkte ihn prächtiger, denn die prachtreichste seiner hundert Pfalzen. Dahin begab er sich Tags und Nachts, und rief mit zärtlicher Inbrunst den Namen der Todten. Es luden ihn umsonst die Großen des Reichs zur Arbeit ein, und die Paladine zum Streit gegen die ungläubigen Sarazenen.

Auch der große Roland trat eines Tages in die fürstliche Gruft, seinen Herrn und Gebieter zu wecken und zu mahnen. Doch der ungestüme Ritter stieß unvorsichtig mit seinem Helm an die prangende Silberampel, daß sie erlosch. Wie er nun den Kaiser aus der Finsterniß des Gewölbes hinwegführte und noch einmal hinter sich sah, erblickt' er einen rubinrothen Glanz um den Mund der Kaiserin. Darum ging er abermals in das Grabgewölbe, das Wunder in der Nähe zu schauen; entdeckte den edeln Stein im Mund der Leiche und nahm ihn zu sich.

Zur selbigen Stunde vergaß Kaiser Karl die Gruft und seine Gemahlin, aber sein Vetter Roland ward ihm der Allerliebste von

den zwölf Paladinen. Ohne ihn mocht' er nicht leben, ohne ihn nicht speisen und schlafen. Dessen erstaunte der tapfere Roland nicht wenig, und er sann lange darüber und versuchte Vieles, bis er den Zauber verstand, der in dem Steine geheim lag. Da sprach der Ritter stolz: „Fern sei von mir, daß ich diesem Steine mehr danken soll, als meiner Tapferkeit, Frommheit und Treue!“ Und er warf den Rubin verächtlich in einen westphälischen Sumpf, worin sich warme Quellen versaßen.

Von diesem Tage an gewann Kaiser Karl die Quellen also lieb, daß er sie köstlich auffassen und mit Gebäuden umringen ließ. Nur in ihren warmen Quellen gewann sein Leib Ruhe und Heil. Er baute Aachen zur vornehmsten Stadt seines Reichs, und setzte dahin seinen kaiserlichen Stuhl. Auch einen wunderreichen Dom richtete er daselbst auf, worin sein Grab, und dazu ein Chorherrenstift, welches mit dem Stifte von Zürich ewige Verbrüderung eingehen mußte.

„Allerliebst!“ rief Tante Martha: „fast in morgenländischem Geschmack, wie Tausend und eine Nacht! Nur den Rubin hätte man sollen in der Schweiz behalten.“

„Unsere Alten,“ sagt' ich, „hatten vom hohen Werth der edeln Steine gar schlechte Kenntniß. Sie wissen ja, den wallnußgroßen Diamant aus der burgundischen Beute verkaufte ein Soldat bei Grandson um wahres Bettelgeld an einen Mönch. In der rohen Sitteneinfalt der Völker geht das Nützliche dem Schönen weit vor; bei veredelter Bildung erst paart sich Beides; dann im Zustand der verwilderten Bildung oder verfeinerten Thierartigkeit, nimmt das Schöne und Ueppige den Rang vor allem Guten und Nützlichen ein.“

„Sie vergessen Rolands Wort und That,“ bemerkte mir Fräulein Cölestine: „Der Held zog dem Schönen und Nützlichen das

Gute vor; eigenen Werth dem fremden. Das ist wohl der höchste Bildungsstand. Die Kaiserin hingegen hatte noch nicht Muth genug, den Wunderstein zu verschmähen.“

„Und welches Frauenzimmer hätte den Muth?“ fiel Wunibald lächelnd ein: „Besitzt nicht jedes Mädchen, im frischen Glanz der Jugendschönheit, seinen Zauberrubin? Wie viele unserer Schönen möchten sich freiwillig dieses Talismans der Natur entschlagen?“

„Wohlan!“ rief Hubert: „Da sehen wir offenbar, welch eine tiefe, geheimnißvolle Fülle der Weisheit in den Sagen und alten Volksmährchen unsers Landes ruht. Wenn diese nicht mit indischen, griechischen und nordischen wetteifern, liegt die Schuld nur an der Geistesarmuth unserer Ausleger, Symboliker und Naturphilosophen.“

„Sie haben uns noch die Sage von der Gründung Schaffhausens versprochen, lieber Professor,“ sagte die Tante.

„Ich bin wirklich im besten Zuge,“ erwiederte dieser: „Hören Sie mit geziemender Andacht zu!“

3.

Schaffhausens Gründung.

Wo heut' zwischen anmuthigen Hügeln und Gebäuden, in fruchtbarem Gelände, der größte Wasserfall Europa's aus kochender Tiefe Wolken um Wolken emporstößt, war zu Anfang des eilften Jahrhunderts weit umher, durch Klekgau und Hegau, Alles Wald. Der Klekgau mitternachtwärts dem Rhein, streckte sich vom Randenberg bis zum Seklersee; der Hegau vom See bis zur jungen Donau. Dies Waldland war die Alode der mächtigen Grafen von Nellenburg. Nur sehr zerstreut fand man in den Gehölzen bei Hütten, Höfen und Meiereien der Leibeigenen aufgebrochenes Land. Auf Bergen und Hügeln schwebten, wie riesige

Gebietergestalten, die Burgen der Leibherren, Baronen und Freiherren, über Urwäldern.

Ein Jüngling zog durch den Forst, gelockt vom donnernden Ruf des Rheinfalls, der gleich dem Wiederhall ferner Gewitter rauschte. Ein schlichter Wamms von Büffelleder, auf dem Rücken der Köcher, im Gürtel der Dolch, an der Hüfte das breite, kurze Schwert, in der Faust die Armbrust, zeigten damalige Ausrüstung eines Jägers.

Plötzlich fuhr ein schwarzer Widder aus dem Gebüsch; um den Hals einen silbernen Reif, die gekrümmten Hörner mit Feldblumen umkränzt. Der Widder legte sich fromm zu des Jägers Füßen; sprang aber eben so schnell wieder auf und davon. Denn ein Wolf setzte ihm mit lechzendem Rachen nach. Aber der Jüngling warf sich zwischen Widder und Wolf, stieß sein helles Schwert in den Schlund des struppigen Raubthiers und ging von dannen.

Da kam eilends der schöne Widder zurück, legte sich odemlos zu des Jägers Füßen; sprang aber eben so schnell wieder auf und davon. Denn in gewaltigen Katzensprüngen, über Dorn und Busch, rannte ein grimmiger Bär daher und ihm nach. Der Jüngling trat furchtlos zwischen Bär und Widder, den glänzenden Dolch in der Faust. Das Unthier aber richtete sich auf und umkrallte ihn mit den zottigen Tatzen. Beide stürzten ringend zu Boden, bis des Jünglings Hand die Kehle des Ungeheuers zusammengewürgt, sein Dolch dessen Herz durchstochen hatte. Dann hob er die weggeworfene Armbrust vom Boden auf, und ging, vom Kampf erschöpft, von dannen.

Doch zum drittenmal kehrte der verfolgte Widder zurück, legte sich stöhnend zu des Jägers Füßen, und blickte kläglich zu ihm auf, als fleh' er Hilfe von ihm. Denn durch die verschlungenen Zweige des Unterholzes stürzte brausend, mit drohend gesenkten Hörnern, ein Auerochs heran. Der Jüngling sah es und warf sich verwegen zwischen Widder und Auerochs. Klirrend flog vom stählernen Bogen

der Todespfeil in die breite Brust des bärtigen Büffels. Die Erde zitterte vom Fall desselben.

Nun führte der Sieger den Widder, als gute Beute, mit sich am silbernen Reif; oder vielmehr ihn der Widder dem Rheine zu, gegen den Uferplatz, wo damals die Scaffen oder Schiffe, des nahen Wasserfalls wegen, die Waaren auszuladen pflegten. Darum hieß der Platz, von den Scaffen und einzelnen Schiffhäusern, Scaffhausen, heutiges Tages Schaffhausen. Aber noch sah der Jüngling die Schiffe und Hütten nicht; sondern er trat aus dem Dickicht in eine sonnenhelle Wiese, vom finstern Waldkranz umgürtet.

In der Mitte der Wiese hob eine mächtige Linde den Riesenstamm mit schattigen Zweigen zum Himmel. Darunter saß eine junge Hirtin in grüner Dämmerung, von zwölf schneeweißen Lämmern umringt. Sie saß in großer Traurigkeit. Als sie aber den Widder und den Jüngling vor sich sah, lächelten ihre blauen Augen zu diesem auf und sie sprach: „Jäger, der Widder ist mein, des Herrn von Randenburg Gabe!“

Er antwortete: „Hirtin, der Widder ist mein. Ich hab' ihn dem hungrigen Wolfe entrissen, dem zottigen Bären, dem bärtigen Büffel. Und ich gebe ihn nicht, du lösest ihn denn mit einem Kuß der rothen Lippen von mir.“

Sie sah erröthend zum Jüngling auf; zu den glühenden Wangen des Jünglings, umweht von der Finsterniß der schwarzen Locken. Und sie fühlte, er sei schöner, als gut für ihr Herz sein könne. Darum sprach sie: „Den Preis darf ich nicht geben. Nimm, Jäger, den silbernen Reif.“

Er antwortete: „Den Widder darf ich nicht geben, nicht für den silbernen Reif. Doch für den Kuß den Widder, und den goldenen Reif dazu!“ — Das sagte der Waldmann vor der jungen Hirtin knieend; zog vom Finger einen goldenen Ring und küßte sie um all' ihre Ruhe.

Weinend sprach sie: „Warum thust du mir also, du geringer Knecht! Sieh', ich bin Idda, des Grafen von Kirchberg Tochter. Er ist mit vielen Andern in den Schiffhäusern beim Herrn von Randenburg."

Der Jäger antwortete: „Bist du Idda, des Grafen von Kirchberg Tochter, so bin ich Eberhard, Eppo's des Grafen von Nellenburg Sohn. Schäme dich deines Kusses nicht."

Und er führte sie mit ihrer kleinen Heerde zu den Schiffhäusern; bald darauf ins väterliche Stammschloß, als seine Gemahlin, mit großer Pracht. Nun kamen viele selige Tage und Jahre. Der Ruhm von Idda's Schönheit und Eberhards Tapferkeit in Turnieren und Schlachtfeldern, ging weit durchs Land. Sie blühte unter ihren sechs blühenden Söhnen; er stand reich und groß vor des Kaisers und Papstes Thron.

Als aber endlich die Tage des Alters kamen, und auf Idda's Wangen das Rosenroth blich; und die Finsterniß von Eberhards schwarzen Locken wie silbergrauer Nebel ward, sprach er zu ihr: „Nun ist's an der Zeit, dem Himmel ein Dankaltar zu erhöhen; den Enkeln ein Denkmal unserer Frömmigkeit. Sag' an, wo ist die schönste Stätte zum prächtigen Münster, daß ich dahin die Baumeister sende? — Wie sie aber beide lange vergebens gesonnen hatten, legten sie Pilgerkleider an und wanderten durch die Auen und Wälder des Hegau's und Klekgau's, bis sie den donnernden Gesang des Rheinfalls hörten. Da trat ihnen aus seiner Bethütte ein hundertjähriger Waldbruder entgegen, schon hienieden im Ruf der Heiligkeit. Und als er ihr Gesuch vernommen und die Knieenden gesegnet hatte, sprach er: „Liebe Kindlein, Euch soll geholfen sein! Denn in der Nacht vor Allerheiligen hatt' ich im Traum ein himmlisches Gesicht. Eine sonnenhelle Wiese grünte vor mir, vom Wald umfangen; und aus der Mitte der Wiese streckte der Riesenstamm einer Linde seine schattigen Zweige zum Himmel.

Ein Jäger und eine Hirtin, ein schwarzer Widder und zwölf schneeweiße Lämmlein standen bei der Linde; und es rief eine Stimme vom Himmel: „Da du gesündigt, da sollst du dich heiligen!“ Alsbald zerfloß die Linde, wie Nebel, und ward ein Münster, mit reicher Kirche; der Wipfel des Baumes zum hohen Dom. Statt der Heerde stand da der Erlöser mit den heiligen zwölf Boten. Ich sah den Jäger betend in frommer Mönchstracht, und die Hirtin, als bußfertige Nonne, zu den Füßen der heiligen Agnes.“

Eberhard und Idda hatten, da sie von der Wiesenlinde hörten, mit Erröthen ihren Blick vor dem heiligen Manne zur Erde gesenkt. Nun zweifelten sie nicht an der Wahrheit der Offenbarung, und sie gingen, das Gelübde zu erfüllen und das heiligende Plätzchen zu suchen. Dort, in der grünen Dämmerung der Linde, gaben sie einander, wie einst den ersten, nun im Leben den letzten Kuß.

Ohne Rast baute Eberhard zwölf Jahre lang, bis Münster und Kirche vollendet waren. Diese schmückte er mit zwölf Kapellen, zwölf Säulen, zwölf Glocken und zwölf Altären in Ehren der heiligen zwölf Boten. Am Tage Allerheiligen aber weihte er das Münster dem Erlöser. Idda baute, nicht fern davon, ein Frauenkloster, der heiligen Agnes geweiht. Und es reiheten sich bald ganze Gassen von Häusern der Arbeiter, Künstler, Handwerker aller Art, und Wirthe um Kirche und Kloster, also, daß wenige Jahrzehnte nach dem Tode des Stifters statt der einsamen Wiese am Rhein, hier eine Stadt gesehen ward, umringt von zwölf Thürmen, mit Zoll und Münzen und Märkten. Das Münster allein beherbergte 300 Personen. So ward die Stadt Schaffhausen.

„Immer Mönche, Einsiedler und wieder Mönche!“ rief Wunibald, als Hubert geendet hatte: „Leute, die aus ihren Träumereien mehr Vortheil ziehen, als achtbare Menschen aus ihrer Weis-

heit; und für einen unschuldigen Kuß sogleich Münster und Kirche, wie einen Schadenersatz, für sich begehren!“

„Sie haben Recht!“ sagte Martha: „Ich sähe allerdings auch in unsern Sagen lieber ritterliche Helden, Turniere, Lindwürmer und Drachen, wie in der Sage vom Struthahn von Winkelried. Aber der alte Adel der Schweizer ist ausgestorben und mit ihm die Ueberlieferung seiner Thaten.“

„Ich bitt' um Verzeihung!“ versetzte der Professor: „Weder die Franzosen noch die Deutschen haben ältere Adelsgeschlechter. Ein Landenberg von Zürich glänzte schon im Konstanzer Turnier vom Jahr 948; ein Flekenstein von Luzern im Jahr 968. Die Halwyle vom Aargau, die Bonstetten von Bern wurden schon im Jahr 1080 gepriesene Namen. Es fehlte nie an Helden und Heldinnen, nur an Dichtern, die ihnen Unsterblichkeit schenkten.“

„Heldinnen sogar?“ fiel ihm Cölestine ins Wort: „Wo sind die helvetischen Iphigenien und Medeen?“

„O,“ erwiederte Hubert: „Die Medeen und Medusen wollen wir den Griechen gern überlassen, und in den Klöstern hat man der armen Iphigenien genug geopfert. Wir bei uns tragen und lieben nur Sagen von muthigen Mädchen, gütigen Müttern, treuen Weibern, so brav wie die Weiber von Weinsberg. Hätte Bürger in der Schweiz gesungen, er würde die schöne Ursula von Homberg gepriesen haben, welche den Hermann von Rhynegg aus der belagerten Burg Auenstein bei Aarau im Jahre 1389 auf dem Rücken davon trug; oder die liebenswürdige Emma von Glarus, welche ihren Mann auf ähnliche Weise im Schwabenkriege aus dem Schloß Blumenstein am Rhein vor dem Zorn der belagerten Schweizer rettete.“

„Oder wo hatten die Griechen ein Mütterchen so brav, als Wilhelmine von Chalans, Gräfin von Valangin?“ rief ich: „Die armen Leute zu Chezard erlagen im sechszehnten Jahrhundert unter

der Last des Zehnten, und baten um einen Nachlaß. „Kinderchen," sagte die achtzigjährige Gräfin: „Ich erlasse Euch die Hälfte des Zehntens von allem Land, was ich in einem Tage umgehen kann!" Und sie ging vom frühen Morgen bis späten Abend an einem langen Sommertage um ein beträchtliches Gebiet. Das zahlt noch heut' nur den halben Zehnten.

„Ganz vortrefflich," sagte Wunibald: „doch bleibt's hausgebackenes Brod, ehrliche Prosa! Aber das Ueberirdische, Wunderhafte fehlt, die Poesie des Volksgeistes, die in griechischen Sagen waltet. Wenn wir die Mönchslegenden und ihre Wunder abziehen, die immer mit Stiftung einer Kirche und eines Klosters, wie heutige Romane, mit einer Hochzeit schließen: so bleiben nur noch Mährchen ohne höhern Geist übrig, wie die vom Gersauer Geiger, der seinem hungernden Knaben Steine zu essen hinwarf, und ihn verhungern ließ bei Kindlismord hier unten am Rigi; oder die vom armen Ritter Wernhard von Aegerten, der auf der Mauer seines Schlosses im Harnisch reitet, um anzudeuten, er habe kein Streitroß; oder andere dergleichen ungesalzene Ammen- und Bauerngeschichten, nicht einmal so gut, wie ein deutscher Doktor Faust, oder Rübezahl."

„Aber," entgegnete Cölestine: „Sie ließen uns doch eine wundervolle Sage aus dem Waldnacher Thal hoffen?"

„Nun ja," erwiederte Wunibald: „es ist die einzige mir bekannte, in welcher der Geschmack der Klosterzellen und Spinnstuben nicht hervorstechend ist. Hören Sie also."

4.

Die Sage von Waldnach.

Von Attinghausen im Lande Uri führt ein Hirtenweg durch die Einsamkeiten des Gebirges, neun Stunden Weges weit, ins Thal

von Engelberg. Ich selbst bin hingewandert. Er steigt jäh auf ins hohe Alpenthal von Waldnach; dann, zwischen ewigem Eis auf grüner Trift, über die Sureneк, mehr denn 7000 Schuh hoch, und nieder, in die Suren-Alpen nach dem stillen Thalgelände von Engelberg.

In alten Zeiten, da die grünen Surenen noch denen von Engelberg angehörten, konnte weder Mensch noch Vieh durch dies Gebirg. Denn droben hausete ein Ungeheuer, genannt der Boghy. Es hatte die Gestalt einer Geiß, aber die Größe eines gewaltigen Ochsen. Sein Schwanz war schuppig und gelenk, wie eine Schlange; aus seinem Rachen knisterten dunkelblaue Flammen. Die Sage ging, ein böser Berggeist habe sich in eine schöne Ziege verliebt, und das wüste Thier sei das Kind des Bösen. Auch wußte man schon seit hundert Jahren in Uri, durch Druidenweisheit eines alten Mannes, wie der Boghy nur von einem schwarzen Stier getödtet werden könne, der nie Gras und Heu gefressen habe. Und der Stier müsse gelettet werden an den Haarzöpfen einer Jungfrau, von goldgelbem Haar und von schwarzen Augen; und getrieben werden von einem Jüngling mit blauen Augen und schwarzen Haaren. Doch beide sollten sich zum Werke freiwillig entschließen. Seit dieser Zeit sahen die Jünglinge und Mädchen von Uri sich einander immer neugierig in die Augen; und die Gewohnheit ist ihnen bis auf unsere Zeiten verblieben, ohne daß sie jedoch davon den wahren Grund wissen.

Die Leute von Engelberg lachten aber dazu und verhießen denen von Uri die grünen Alpen in den Surenen, wenn sie das mörderische Ungethüm des Gebirgs überwänden. Während sie aber lachten, thaten die von Attinghausen ein Gelübde mit Beschluß: Wenn sich ein solches Paar freiwillig dem Kampf und Tode weihe, solle dem Niemand wehren, denn es geschehe für das Vaterland. — Nun sahen alle blauäugigen Männer von Uri den blonden Schönen

ihrer Thäler immer eifriger und tiefer in die Augen, aus wahrer Liebe zum Vaterlande. Doch die Leute im Engelberg lachten immer lauter.

Aber sie lachten wohl mit Unrecht. Denn da war der junge Gemsjäger Aebi von Attinghausen, der hatte Augen, dunkelblau wie die Blumen der kleinen Enzian, und Locken schwalbenschwarz. Dazu hatt' er auch das gesetzlich vorgeschriebene Augenpaar eines blonden Mädchens entdeckt, und zwar nicht ohne große Gefahr und Mühe. Denn die Augen der schönen Monica blendeten ihn so sehr, daß er lange nicht die Farbe bestimmt wußte; und als er sie endlich wußte, ward ihm, wenn er sie sah, alles vor den blauen Augen schwarz. Der schönen Monica mit Goldflechten ums zarte Haupt ging's nicht viel besser. Beide konnten sich kaum ansehen, wenn sie beisammen waren; sie schlugen lange Zeit vor einander die Augen nieder. Aber dafür sahen sie einander desto häufiger nach, bis sie sich gewöhnt hatten an das Schwere.

Wenn's nun der schönen Monica blau ward vor den Augen, und dem Aebi hinwieder schwarz, dachten sie freilich an den Boghy nicht. Doch Monica's Vater, Rudi Fürst, der die größte Heerde und die reichsten Alpen hatte, schien den jungen Gemsjäger selber für den erschrecklichsten Boghy zu halten. Er verwies ihn von seinem Hof und Hause, und ließ sich von der weinenden Tochter keines Bessern belehren. Aebi war armer Aeltern Sohn; besaß nichts, als Bogen und Pfeil.

Doch heimlich, allnächtlich im Sternenlicht, war er bei Monica zu Kilt. Da klagten sich beide ihr Leid. Und wenn er sprach: „Darf ich nicht um dich werben, so werb' ich um stillen Tod!“ antwortete sie: „Viel süßer ist, mit dir sterben, denn Liebes- und Lebensnoth.“ Und sie sagten sich dies so oft, bis sie eins wurden, vor die Gemeinde zu treten, mit freiwilligem Entschluß, das Gebirg ob Waldnach frei zu machen und die Surenen zu gewinnen.

Als das versammelte Volk dies vernahm, wurden Aebi und Monica unter den Schutz der Gemeinde gestellt. Die Alten von Uri freuten sich des jungen Heldenpaares. Doch still trauerten alle Knaben um Monica; still weinten alle Mädchen, wenn sie an Aebi dachten.

Zu Attinghausen ward jederzeit ein schwarzer Stier gehalten, den nährte kein Gras und kein Heu; nur Milch allein. Den kränzten nun die Knaben mit allerlei Heil- und Wunderkräutern, mit Engelsüß und Pimpernelle, Waldmeister, Tausendgüldenlaub, Meisterwurz und Gottesgnad; die Töchter von Attinghausen aber fügten dazu Immergrün und Mannstreu, Liebstöckel, Alpenröslein, Maaslieb und Veilchen. Dann ging der Zug ins Gebirg; voran das schöne Kampf- und Opferpaar neben dem schwarzen Stier; schweigend folgte das Volk in einiger Ferne, bis zum Anfange des Alpthales von Waldnach.– Da blieb die Menge scheu zurück und sah mit Grausen Aebi und Monica mit dem Stiere weiter ins Thal hinauf ziehen, wohin seit vielen hundert Jahren keines Menschen Fuß getreten war. Drei Tage und drei Nächte sollte aber das Opferpaar einsam in dieser Alp leben und sich im Gebet zum Kampf bereiten. Darum hatten die Leute von Attinghausen zugerüstetes Bauholz den Berg heraufgetragen, einen Stall für den Stier, und Obdach für die Beter zu errichten. Aber zur Verwunderung Aller stand an den Felsen, links dem Bächlein, schon ein neuer Stierengaden gebaut, schöner als irgend einer in Uri. Und sie sahen noch mehr, was offenbar von der geheimnißvollen Wirthschaft der Unholden und Berggeister herstammte. Jenseits des Stierengadens saßen tausend schwarze Raben; die gingen und hüpften geschäftig durcheinander, als hätten sie Wichtiges zu berathen. Und wie Aebi und Monica mit dem Stier zum Gaden traten, flogen zwei der Raben auf, und einem nie gesehenen Schlosse zu, das von der Höhe links der Surenegg, dem finstern Rothstock ge-

genüber, glänzte. Es glänzte in grüner Alp, mit Mauern, Zinnen und Thürmlein, wie helles Silberwerk. Deß erschrak alles Volk und ging schweigend in die Heimathen zurück.

Wie nun am nächsten Morgen drei herzhafte Männer von Attinghausen zum Stierengaden kamen, als Boten der Gemeinde, nach dem Kampfstier zu schauen und dem Opferpaar Nahrung zu bringen, sprachen der Jüngling und die Jungfrau: „Bemühet euch nicht; denn hier oben ist wohl hausen und leben. Fromme Bergmännlein in langen Schleppgewändern tragen uns Zuckerbrod zu auf goldenen Schüsseln; gebratenes Fleisch des Steinbocks und Murmelthiers, auch Gemsenkäs und Gemsenmilch in Fülle. Wird es finstere Nacht, so leuchten die Fenster des Surenenschlosses wunderhell herab, wie Vollmond; und wo die tausend Raben sitzen, erklingen bis Sonnenaufgang Schalmeien und Geigen gar fröhlich. — Deß wunderten sich die drei Männer und sie brachten die Botschaft ihrem Volke.

Am zweiten Morgen aber kehrten sie zum Stierengaden zurück und fanden ihn prächtig umhangen mit Kränzen von purpurnen Enzianen, Schneerosen, Steinnelken, braunen Stendeln, die Vanille duften, Primeln, milchweißem Mannsschild mit grünen und rothen Sternen, blauen Alpenglöckchen und Berg-Anemonen. Und Aebi und Monica traten ihnen freudig entgegen, Hand in Hand, beide in schneeweißen Feierkleidern mit nachschleifenden Schleppen und güldenen Gürteln um den Leib. Sie sprachen: „Gehet und verkündet dem Volk, morgen soll es kommen und schauen, wie wir den Boghy angehen, bis er erlegt ist. Aber wir kehren nicht zu euch zurück. Morgen feiern wir im silbernen Schlosse der Berggeister die Hochzeit!“ Und sie gaben jedem der Männer zum Abschiede einen Gemskäs, mit der Mahnung: „Lasset, so oft ihr esset, davon ein geringes Bißlein übrig, und dieses Bißlein wird

über Nacht wieder zum ganzen Käse werden, als wär' er nie angeschnitten."

Die Boten hinterbrachten dem Volke, was sie gesehen und gehört hatten, und am dritten Morgen versammelte sich eine unzählige Menschenmenge auf Waldnach beim Stierengaden.

Da trat Monica hervor im schneeweißen Gewande, um den Leib einen goldenen Gürtel, in der Hand einen grünen Lärchenzweig. Sie ging und sah nach dem Volk nicht um. Ihr folgte der Kampfstier; seine Hörner waren an Monica's Haarflechten geknüpft. So führten sie ihn gegen die Raben und den Surenberg. Aebi, im weißen Schleppkleide und Goldgürtel, trieb von hinten den Kampfstier, einen grünen Arvenzweig in der Hand, aber er sah nicht nach dem Volke zurück.

Nun fuhren rauschend die tausend Raben auf, und bildeten in der Luft fliegend einen weiten schwarzen Kreis, der stets über den Wanderern sich schreiend drehte, bald hoch zum Himmel stieg, daß er daran zum kleinen Ring ward, bald wieder wachsend in die Tiefe herabsank. Am Surenberg knüpfte Aebi Monica's goldene Haarflechte von den Hörnern des Stiers und beide trieben mit ihren Zweigen ihn aufwärts zu den Alpwiesen des Suren. Dort kam von der Höhe mit furchtbaren Sprüngen der Boghy herab; ein Ziegenbock von Gestalt, größer als der Stier. Das Ungethüm hatte Augen, wie glühende Kohlen; schlug mit dem Schlangenschwanz seine Rippen und blies schwefelblaue Flammen aus dem weiten Rachen. Nun prasselten die Hörner der Thiere gegen einander, daß das Thal wiederhallte, wie wenn Felsschutt von den Berghalden niederrasselte. Immerdar trieben Aebi und Monica mit ihren Zweigen den Stier an. Immerdar drehte sich der schwarze Rabenkreis lärmend in der Luft über den Kämpfern. Und auf allen Felsen ringsum standen wunderliche Zuschauer, kleine Männer, kaum drei Spannen groß. Einige warfen Steine gegen den Boghy;

andere lachten; andere tanzten vor Lust. Keiner wußte, von wannen sie gekommen sein mochten

Plötzlich stieß der Boghy ein so schreckliches Gebrüll aus, daß der Rabenkreis hoch zum Himmel fuhr, die Bergmännchen in die Felsspalten schlüpften, und die Leute von Uri zurückwichen; ein Horn des Boghy war gebrochen; auch ein Horn des Stiers. Aber der Schädel des Boghy war zerschmettert; und die stachlichen Zweige Aebi's und Monica's schlugen quälend in die blutende Wunde. Da stürzte das Unthier fliehend und verzweifelnd in einen Felsenschlund hinunter. Ihm nach der heilige Stier. Und nun tönten Cymbeln und Pfeifen aus allen Felsenspalten des Gebirgs.

Aber Aebi und Monica wandelten, Hand in Hand, aufwärts; über ihnen schwebend der Kranz der Raben. Sie wandelten aufwärts über Gestein und Klippe, himmelhohe, schroffe Felswände hinauf zum Silberschloß, mittagwärts dem Surengrath. Es war, als trüge sie die Luft. Und wie sie zum Schloß kamen, sah man ihnen viele Bergmännchen und Schratten feierlich entgegenziehen über die grünen Wiesen, alle in schimmernden Prachtkleidern. Aber Aebi und Monica waren nun selbst klein geworden, wie Schratten und diesen in Allem gleich.

Noch heutiges Tages heißt jener Berg der Schloßberg; aber seit ein vorwitziger Jäger die einsame, silberne Burg besuchen wollte, ist sie verschwunden und ein großer Schneegletscher daraus geworden. Noch heute gehören die Surenen-Alpen denen von Attinghausen; noch heute zeigt man den Boghyschlund und Stierengaden der Waldnach, und im Fels einen Huftritt des heiligen Kampfstiers. Niemand weiß, wo sein und des Boghy Leib geblieben. Man sagt, beide seien von den Bergmännlein verscharrt worden. Nichts mehr hat man gefunden, als das Horn des siegenden Stiers von Uri. Dies ist lange Zeit zum Andenken aufbewahrt

worden, und im Kampf der Kriege ward es, statt der Schlacht-trompete, geblasen.

Als Wunibald hier im Erzählen endete, sagte Cölestine: „Schon als Kind habe ich von diesen kleinen Bergmännlein gehört und habe sie geliebt und zu sehen gehofft. Viele im Volke glauben auch jetzt noch an diese niedlichen, dienstgefälligen Halbgeister. Ich möchte klagen, wie Schiller um die Götter Griechenlands, daß sie bei uns ganz verschwunden sind. Immer hörte ich mit Lust und Grauen von ihnen."

„Ich gestehe, Wunibald," rief der Professor: „Sie haben es besser getroffen, als ich. Das ist ächte Gebirgsmythologie! Unsere Schrättlein sind in den Alpen, was die ossianischen Nebel-gebilde im haidereichen Hochschottland, oder das kleine nordische Troll-Pack in den schwedischen Kjölen. Auch sie tanzten bei uns im Mondlicht, auf Frühlingswiesen, wie die Elfen Skanziens, und hinterließen im Grase die sichtbaren Ringe vom leisen Druck ihrer Fersen. Neckend und schalkhaft, aber dabei nicht plump und tückisch, wie der Rübezahl des schlesischen Riesengebirges, halfen sie heimlich und gütig fleißigen Hausmüttern am Herde, frommen Hirten im Stall und auf der Weide, und arbeitsamen Pflügern im Felde."

„Nun weiß ich doch," fiel hier die Tante ein: „woher eigent-lich das Uri-Horn der Alten. Mir gefällt in der Sage Alles wohl; selbst daß Monica und Aebi zuletzt Schrättli geworden sind. Nur die wüsten Raben hätte ich dieser Sage so gern erlassen, als der Ihrigen, Herr Professor, die Kröte auf dem Heidenstein."

„Mit nichten!" rief Wunibald: „Ich liebe den Raben in seinem schwarzen Glanz. Was die Tauben den Morgenländern, das sind die Raben den Nordländern. Es ist in ihrem Wesen und Treiben etwas Geheimnißvolles und Ernstes. Für das Alterthum lag sogar in ihrem Fluge, wie in ihrem Geschrei, Weissagung. Die lange

Dauer ihres Lebens, und ihre Klugheit wurden von jeher beachtet. Ein Rabe war's, der vom Stuhle Odins alltäglich ausflog, um dem Gotte in Walhalla Nachrichten von der Welt zu bringen. Immerdar erschien dieser Vogel bei außerordentlichen Ereignissen, wie ein wahrer Schicksals-Vertrauter, den Menschen warnend, mahnend, rufend. Denken Sie an die Raben von Einsiedeln, durch welche die Mörder des heiligen Mainrad verfolgt und entdeckt wurden!"

„Ei nicht in Legenden und Volkssagen nur," sagte Cölestine: „wahrlich auch in der Wirklichkeit! Haben Sie die Geschichte der Kinder Meyer von Aarau vergessen, wie die vor etwa zwanzig Jahren auf der Reise, in ihrer Chaise vom plötzlich geschwollenen Waldstrom umgeworfen, sich hinaus auf das Wagenrad setzen mußten? Da wäre in den reißenden, wachsenden Stromfluthen beim gewaltigen Windsturm keine Hülfe für sie gewesen, hätten nicht ein paar Raben fort und fort schreiend mit ihren Flügeln gegen das Fenster eines entfernten Bauernhauses angeschlagen, bis die Leute verwundert hinaustraten, und bis sie die Raben zum Waldstrom zurückfliegen und die Kinder in der Ferne über dem Wasser sitzen sahen. Es ist doch etwas Wunderhaftes um diese finstern Geschöpfe!"

„Sei dem, wie ihm wolle," erwiederte Tante Martha: „Vorigen Sommer stahl mir ein solcher Schicksalsrabe im Garten vor meinen Augen einen silbernen Fingerhut; zum Glück hatte ich kein so schlimmes Loos, als die arme Ida von Toggenburg mit ihrem köstlichen Fingerring. Doch, wir wollen nicht zanken!" fuhr sie fort und wandte sich zu mir: „Die Reihe trifft Sie nun. Lassen Sie uns nicht lange bitten. Wovon erzählen Sie uns?"

„Kündigte ich nicht schon die schöne Alpenkönigin an?" gab ich zur Antwort.

„Allerdings!" entgegnete der Professor: „Drum spitze ich die Ohren. Nun gibt's eine neue Titania, Königin der Elfen, wir,

werden die gewaltigen Kräfte und Geister der Natur, die Schöpfungen der Dinge sehen."

„Die Erwartung nicht zu hoch gespannt!" erwiederte ich: „Die Schweiz hat in ihrem Sagenkreise nicht, wie Indien oder Aegypten, Griechenland oder Skandinavien, zu Gottheiten gestaltete Naturmächte; keine Theogonien oder Geogonien. Die Römer verdrängten die Götter des gallischen Helvetiens; dann wieder Gothen, Allemannen, Burigunden und Franken, Schwert und Kruzifix in der Faust, die Götter des römischen Helvetiens. Kirchen und Klöster herrschten in den Thälern; nur in den Winkeln der Gebirge blieben die Berggeister, Schratten, burigundischen Feen und Waldmännlein zurück bei den Flüchtlingen, die sich vor den eindrängenden Völkerschwärmen in das Hochland retteten."

„Nun doch, lassen Sie uns hören!" rief Cölestine.

Ich begann.

5.

Der Hirt von Hellsee.

Man hatte bisher in keiner höhern Landesgegend der Schweiz Ueberbleibsel von Festungswerken, Gräbern und Wohnstätten einer längst verschwundenen und vergessenen Vorwelt erblickt, als beim Dörfchen Ellisried, im bernischen Oberlande, unweit Grasburg und Schwarzenburg. Es senkt sich da der zackige Kamm des Gebirgs vom Stockhorn über den Ganterisch, Gurnigel und Guggisberg zwischen den Strömen der Sense und des Schwarzwassers nieder. Daß auch die Römer dort gehauset haben mögen, beurkunden zwar noch die häufigen Ziegelstücke römischer Art, die man nicht gar tief unter der Erde zerstreut antrifft; aber ohne Zweifel fanden sie hier schon bei ihrem Eindringen eine uralt-helvetische Stadt, wie sie auch schon das alte Windisch fanden, oder die

große Wiflisburg, letztere nur etwa drei Stunden von dieser Berggegend entfernt. Wenigstens war die Lage des Orts weder für Handelsverkehr, noch Kriegsverhältnisse einladend; hier kein Fluß, kein großer See, keine Straße über das Gebirg. Selbst was sich noch von dem runden Erdwall, und dem Graben darum, erkennen läßt, verräth kaum römisches Werk.

Inzwischen beharrt aus ältester Zeit die Sage dieser Gegenden, daß da einst eine Stadt gestanden, als noch, von Wäldern umkränzt, dort ein geweihter See erblickt wurde. Er ward der Helisee genannt und eben so die Stadt. Auch der See, welcher wohl nie von beträchtlichem Umfang war, hat sich verloren, vermuthlich mit den Quellen, die ihn ehemals nährten. Er ward zum Moor, dann zum feuchten Grund und Ried. Die Namen der Ortschaften Ellisried, Gazenried, Kumried u. s. w. dort herum, deuten noch darauf zurück.

In den Tagen vor der christlichen Kirchentrennung fand sogar ein junger Hirt, welchen man den schönen Erni nannte, in einem kleinen unterirdischen Gewölbe, ein zwei Schuh hohes Marmorbild. Er war der Sohn einer armen Wittwe, deren zwei Kühe und deren Ziegen er hirtete, und auf deren Gebot er Mauerschutt, welcher sich unter der Oberfläche des Rasens in einem abgelegenen Gebüsch zeigte, hinwegräumen mußte, vielleicht einen verborgenen Schatz zu entdecken. Das Marmorbild war eine zarte, weibliche Gestalt, von ungemeiner Anmuth, mit einem Gesicht voller Kindlichkeit und Majestät. Ein langes, faltenreiches Gewand floß von den halbentblößten Achseln bis zu den Füßen nieder, die unter dem Saum des für diese Gestalt offenbar zu langen Gewandes, wie unter einem Hügel von Falten, begraben lagen. Um den schlanken Leib spannte sich ein breiter Gürtel, in dessen Mitte ein Sonnenbild zu sehen war. Die Bildsäule ruhte auf einem schwarzen Stein, worin fünf Buchstaben gegraben waren.

Erni, den die wunderbare Schönheit dieser jungfräulichen Gestalt fast bis zur Anbetung begeisterte, zweifelte nicht, daß es das Bild einer Heiligen sei. Er verheimlichte es, sprach selbst seiner Mutter nicht davon, aus Furcht, man werde ihm die geliebte Bildsäule nehmen. Aber den schwarzen Stein trug er zum Pfarrer von Wahleren, um doch aus der Inschrift den Namen seiner Heiligen zu erfahren. Dieser aber las den Namen Helva, schüttelte den Kopf, behauptete, es sei das keine Heilige, und behielt den Stein.

Heilige oder nicht, Erni kniete oft entzückt vor dieser kindlich-schönen Helva, betete mit Inbrunst, wie viele Gebete er erlernt hatte; küßte anfangs nur mit Ehrfurcht den faltigen Saum ihres Gewandes; endlich vertraulicher auch das niedliche Köpfchen, trotz der Hoheit und Würde in dessen Miene. Die Schönste der schönen Guggisbergerinnen hatte ihn nie so gerührt, wie zierlich sie sich auch das bunte Tuch ums Haupt schlangen, und wie rosenfarben die Knie unter dem Saum ihres kurzen Rockes hervorschimmern mochten. Er hatte das gefährliche Alter von 25 Jahren erreicht, ohne zu wissen, wo sein Herz in ihm war. Während er die lebendigen Mädchen bisher, die ihn doch den schönen Erni nannten, gleichgültig ansah, als wären sie von Stein gemacht, liebte er jetzt den Marmorstein in hirtlicher Einsamkeit, als wär' er lebendig. Oft nahm er das zarte Gebild in seinen Arm, als könnt' er es erwärmen; und zuweilen glaubt' er den jugendlichen Busen desselben sich heben und senken zu sehen.

So lag er auch einmal im abendlichen Zwielicht an einer zerrissenen Felswand im Gebüsch, als er mit Erstaunen zu seinen Füßen ein kleines, rauhes Männlein mit schneeweißem Haar erblickte. Das lächelte ihn an, und sagte: „Fürchte dich nicht, denn ich bin Mungg, Helva's Bruder. Gib mir das Bild meiner Schwester, ich gebe dir dafür die schönste Jungfrau, die im Gebirg wohnt.“

Aber Erni rief mit Grausen: „Hebe dich von mir! Sonne und Mond bescheinen nichts, das der Schönheit meiner Heiligen gleicht.“ Der Alte gehorchte und ging lächelnd davon. Aber siehe, da kam ein Anderer, kaum drei Schuh hoch, der am Arme einen Korb trug, von Kristallen geflochten, angefüllt mit edeln, durchsichtigen Steinen, die alle Farben blitzten. Auch er lächelte freundlich und sprach: „Fürchte dich nicht, denn ich bin Eiger, Helva's Bruder. Gib mir das Bild meiner Schwester, ich gebe dir dafür diese Demanten, Rubinen und Saphire, köstlicher, als aller Könige Schatz.“ Doch Erni erwiederte mit Unwillen: „Hebe dich von mir! Sonne und Mond bescheinen nichts, das an Kostbarkeit meiner Heiligen gleicht.“ Auch dieser Alte wandte sich lächelnd, doch gehorsam, hinweg und verlor sich im Gesträuch. Erni aber umfaßte die geliebte Gestalt nur mit größerer Innigkeit in seinen Armen, und als wollt' er den unempfindlichen Stein in seinen Träumen beleben, schloß er die Augen.

Doch sonderbar klang ihm ein Ton ins Gehör, rein, durchdringend, zart und weich, wie die Stimme der Harfensaite im Winde: „Fürchte dich nicht, denn ich bin Helva, die Alpenkönigin. Gib mir das Bild und liebe mich selber. Der Mensch soll keine Götter haben neben Gott.“

Er öffnete die Augen und wähnte den Himmel vor sich offen zu sehen. Das Laub der Gebüsche und Bäume um ihn her schimmerte in einem milden Licht, wie es der Tag nicht, aber auch wie es die Nacht nicht bringt. Von allen Seiten erblickte er in diesem Lichtschimmer niedliche, wundersame Mädchengestalten, zwar alle nur von der Größe fünfjähriger Kinder, aber nicht in deren unvollendetem Wuchs, sondern im feinsten Ebenmaß jungfräulichen Gliederbaues ausgebildet. Wie im Himmel der Maler die Engel zwischen Wolken, schwebten diese zierlichen Huldinnen unter den Blüthen der Gebüsche, oder wiegten sich in anmuthigen Stellun-

gen, sitzend und gehend, auf den Zweigen derselben. Aller Gewande fielen verhüllend und faltig weit über die Füßchen nieder; und insgesammt alle Gewande weiß und doch mannigfach, wie erröthend, erblauend, ergrünend, in andere Färbung hinüberschillernd. Man konnte ihren Stoff nicht erkennen; es war kein Gewebe; er glich dem Wasser, wenn es, glänzend und beweglich, über den Felsen, wie ein wehender Schleier, schwebend fällt. Jede Einzelne dieser Jungfrauen war für sich allein so schön, daß ihr nichts in ihrer Eigenthümlichkeit vergleichbar sein könnte; und doch stand in der Mitte derselben die Alpenkönigin, als wäre sie die Alleinschöne. Lilien und Nelken, Tulipanen und Rosen, Veilchen und Aurikeln, Hyazinthen und Dalien, alle einzeln sind bewunderns-würdig, und doch prangt im Chor der Blumen die Rose mit einem Zauber, als wäre sie die Alleinbewunderungswürdige.

Erni, vor ihr auf den Knien, rief: „Helva, meine Heilige!“ — Sie antwortete: „Heilig allein ist Gott! Wir sind Werke seiner Hand, wie die Menschen, wenn auch Wesen anderer Art, denn sie. Einst liebt' ich unter den Sterblichen zu wandeln, ihnen sichtbar und hilfreich, hier am heiligen See, bis sie das Geschöpf statt des Schöpfers verehrten. Zertrümmere dies Bild, Jüngling, liebe mich, bete Gott an.“

Er zertrümmerte das Bild und sagte: „Wie darf ich dich lieben, du Wesen höherer Art?“ Die Jungfrau antwortete: „Wie die Taube, oder das Lamm, oder der treue Hund den Menschen als ein höheres Wesen liebt: so liebe mich; so darf ich dich lieben. Kannst du es: so folge mir nach in meine Wohnungen und lebe ohne Sünde bei mir. Ich will dir die ewigen Wunder der Allmacht zeigen. Wehe aber, wenn du der Sünde zufällst.“

Hier floß ein Schauer durch Erni's Glieder und er fragte: „Was ist Sünde in deinen Wohnungen?“ — Sie antwortete: „Was sie im Himmel und auf Erden ist, Empörung gegen die

Natur, die da ist Gottesgesetz. Darum waltet in den Gesetzen und Kirchen der Menschen des Sündlichen so viel, wegen des Streites mit der Natur; und darum wohnt im Leben der Sterblichen des Leidens so viel. Wenn der Mensch ein Thier auf thierische Weise liebgewinnt, ist er Sünder; und du bist es, wenn du mich menschlich, wie eine menschliche Jungfrau, liebgewinnst; ich warne dich!“

„O du Ueberirdische, wie könnt' ich dich anders lieben, denn als eine Göttlichere?“ rief Erni: „Nimm mich zu dir. Verlaß mich nicht!“

Da legte sie zärtlich ihre Hände auf seine Achseln, und sprach: „Ich liebe dich ja!“ und die Begleiterinnen Helva's umringten freudig, wie schwebend in den Lüften, das Paar, und jauchzten mit süßen Stimmen. Helva neigte aber ihr Haupt zum Haupt des seligen Jünglings, ihre Lippen zu seinen Lippen. Er küßte sie zitternd und doch, als wollt' er ihr ganzes Wesen einathmen und eintrinken. Ihr Kuß aber war wie der Seufzer eines lauen Frühlingslüftchens, ein Hauchen gegen das Innere seines Mundes. Es durchdrang ihn, wie ein zweites Leben.

„Folge mir!“ sagte sie und wandelte gegen eine Spalte der Felswand, in die sie glänzend eindrang. Der Hirt von Helisee zögerte einen Augenblick; aber ungewiß, ob seine Gestalt sich gegen die Spalte verdünnerte, oder ob diese sich gegen ihn erweiterte: er fand Raum und folgte ihr, und Alle von der Begleitung der Alpenkönigin, wie er.

Bald ging die naßkalte Bergluft in glänzende Kristallhöhlen auseinander, und von den Höhlen zogen sich Gänge nach allen Richtungen. Man hörte Quellen rauschen mit melodischem Getön; man sah die hohen Gangwände und Gewölbe von einem prächtigen Geader der Silber-, Gold- und Platina-, der Kupfer- und Zinnstufen durchlaufen. Doch dies Alles erregte Erni's Verwunderung kaum so sehr, als daß Helva und ihre reizenden Gespielinnen hier

nicht mehr klein waren, sondern hohen Jungfrauen vom edelsten Wuchs glichen, ihm an Größe beinah' gleich. Nur wußt' er nicht zu bestimmen, ob sie in dieser Unterwelt höher gewachsen wären, oder er sich zu ihrer niedlichen Kleinheit verjüngt habe, weil jeder vergleichende Maßstab für ihn mangelte.

Als der traumhaft wandernde Zug, wie unter hohen Tempelgewölben von Granit, mit Perlenglanz des Glimmers schimmernd, weiter gekommen war, zitterte Erni neben der Alpenkönigin; denn er fühlte zuweilen unter seinen Sohlen nur Luft, statt des festen Bodens. „Fürchte dich nicht, denn ich bin Helva!“ sagte sie: „Wo die Luft dichter wird, schwimmt zuletzt das Schwere in ihr, als Leichtes, wie im Wasser das Holz!“ Und bei diesen Worten schlang die Schöne des unterirdischen Reichs ihren Arm um ihn, drückte den Jüngling sanft an ihre Brust und hauchte ihm zärtlich ihren Kuß an. „Fürchte dich nicht!“ sagte sie am Ausgang der Felsen, wo sich ein unendlicher Abgrund nach unten und nach oben vor ihnen zeigte: „Wir stehen am hohlen Innern der Erdenwelt!“ Damit drückte sie ihn noch einmal an ihre Brust und stürzte mit ihm in das unempfindbare Leere, in das stille Nichts hinein, wie in einen Nachthimmel. Aber in der Tiefe drunten, wie oben in der Höhe funkelten bläuliche, röthliche, weißliche Lichter, wie Millionen Sterne; es war nicht hell, und doch heiter. Und Helva's Gespielen gaukelten im eigenthümlichen Lichtglanz mit Gesang durch diesen Sternenhimmel, wie wunderbare Meteore. Erni's Herz pochte nicht mehr furchtsam, aber selig, indem er wie Helva ihn, so er ihren Göttinnenleib mit seinem Arm umwunden hielt.

Unerwartet fand sich wieder festes Land. Und wieder traten ihnen Säulenhallen entgegen, hochgewölbt und erleuchtet, als wären sie selber aus Strahlen gebaut. Als man nach geraumer Zeit im weiten Bogengang dahin gekommen war, wo zur Linken und Rechten breite Kristallstraßen ausliefen: sagte Helva: „Siehe,

links führt der Weg zur Wohnung Munggs, meines Bruders; rechts zum Palaste Eigers, meines Bruders; mitten inne mein jungfräuliches Gemach, das dich beherbergen wird. Es ragen unsere ewigen Häuser über die Länder der Menschen hinweg bis zu den Wolken des Himmels; und unsere Dächer sind aus ewigem Eise gebaut. Zieh' nun ein in meine Hallen, o mein sterblicher Liebling; mir hat sie mein Vater errichtet und ausgeschmückt; mein Vater, der Allerregende, Allbewegende; Jol, der Sohn Aethers, Jol, das ewige Licht!"

„So wahr ich lebe!" unterbrach mich hier der Professor, indem er eine Prise nahm: „So wahr ich lebe, da haben wir eine Mythe, eine schweizerische, so prächtig, wie irgend eine orientalische!"

„Aber schweigen Sie doch!" rief Tante Martha unwillig: „Da ist von Ihnen recht irdisch ins Heiligthum des Unter- oder Ueberirdischen eingebrochen. Eben jetzt vielleicht kömmt das Beste."

„Ei was," schrie Hubert: „das Beste ist überall nicht Farbenprunk der Phantasie, sondern der darin eingekleidete Geist. Hören Sie doch, ein Mythos ersten Ranges, sag' ich! Merken Sie denn nicht Helva's Volk, die Helvetier, Helva, und die Elfen mit ihr, die nordischen Alfa, Berggeister! Das celtische Alp, weiß; Alpen; Helva! Merken Sie denn nicht die Paläste des Geschwisters am Grindelwald und Staubbach? Das Haus der ewigen Jungfrau zwischen Eiger und Mungg. Mönch sagen wir heute, aber ich behaupte, grundfalsch. Der Berg und sein Name bestand früher, als jedes Kloster. Mungg heißt noch heut' im uralten Deutsch der Bergkantone das in der Gletschernähe hausende Murmelthier. Und nicht zu vergessen, Helva, die Tochter des Lichts, des alten Jols, dessen Namen und Säulen heute noch aus der Urzeit der Julierberg Rhätiens trägt, des Sonnengottes

vom celtischen Alterthum, des Frühlingbringers, dem noch heute in vielen Thälern der Alpen und des Jura das Schweizervolk aus alter Sitte entgegenjolt!"

„Ach, Sie machen mich durch Ihre begeisterte Gelehrtheit ganz böse!" sagte Cölestine verdrossen: „Ich möchte lieber wissen, ob der schöne Erni — — —"

„Die schöne Helva menschlich lieben werde?" fiel ihr Wunibald lächelnd ins Wort.

„Ich wette," schaltete der Professor ein: „der schöne Kühhirt von Ellisried hat so wenig, als Homers göttlicher Sauhirt von Ithaka, ein Wort aus Plato's Seelen- oder Geisterliebe gekannt."

„Ich bitte," sagte Cölestine zu mir, „erzählen Sie doch weiter; sonst verlier' ich allen Zusammenhang."

„Ich habe ihn selbst schon verloren," antwortete ich: „oder weiß keinen andern, als den zwischen Anfang und Ende, die in dieser Sage, oder Fabel, oder Mythe ziemlich nahe beisammen liegen. Hören Sie also den Beschluß."

Man erzählt, Erni hab' ihm Palast der Jungfrau unaussprechliche Seligkeiten genossen; doch Niemand weiß, wie sie beschaffen waren, eben weil sie nicht ausgesprochen werden konnten. Auch soll ihm durch den Anhauch der Alpenkönigin zu seinen fünf Sinnen ein sechster aufgeschlossen worden sein, also, daß er, wohin er sich in der Welt mit seinen Gedanken versetzte, Alles vernahm, was daselbst wohnte und geschah. Ihm zeigte Eiger, der Bruder Helva's, das Spiel der Stoffe und Kräfte; wie sich unsichtbare Gase in Spathe, Kristalle und Erze verkörpern; zeigte ihm die ungeheuern Seen der Unterwelt, aus welchen die Hunger- und Maibrunnen, wie die unvergänglichen Quellen der Oberwelt rinnen; desgleichen die wundersamen Werkstätten, in denen die Heilwasser

und heißen Quellen bereitet werden, oder die Erdbeben sich entwickeln. Hier war eine andere Welt, eine andere Schöpfungspracht, eine andere Naturgröße, als droben auf der Erdoberfläche. Aber die Schratten und Elfen genossen beide keine gewöhnlichen Speisen. Doch in der Oberwelt, wo sie sich oft ergehen, bedürfen sie anderer Lebensweise und Nahrung. Mungg, der Bruder Helva's, zeigte dem schönen Erni, auf den Giebeln der Gletscher, die Heerden seiner Gemsen, Steinböcke, Murmelthiere, die Nester seiner Steinadler und des übrigen Gewildes der Höhen, die den Schratten und Elfen droben zur Lust und Speise dienen.

Jeden Tag fragte die reizende Alpenkönigin ihren Liebling: „Wie gefällt es dir bei uns?" Und jeden Tag antwortete er: „O, daß ich ewig bei dir wohnen könnte!"

„Armer Sterblicher," sagte sie, „du bist, als unvollkommenes Geschöpf, weit schnellern Veränderungen unterworfen, denn wir, auf höhern Stufen in der Reihe der Wesen. Dein Jahr ist unser Tag. Dein Wohnplatz auf der Erdenrinde draußen mit allen ihren Ländern und Weltmeeren, allen Paradiesen und Wüsten, ist nur eine kleine Abtheilung unsers eigenen Wohnplatzes, der das Aeußere wie das Innere des Weltalls in sich faßt. Alles ist drinnen wie draußen belebt; Alles ewig in der Stadt der Unendlichkeit; nirgends Tod des Wesenden, weil in Gott kein Tod ist."

„Ach!" seufzte Erni: „daß du eine Sterbliche wärest, oder daß ich wäre wie du!"

Helva antwortete ihm: „Dein Wunsch ist menschlich-verwegen, und dünkt mich närrisch. Was würdest du von deinem treuen Haushund sagen, wenn er verlangte, Gott solle dich zu seines Gleichen umschaffen? Und wie das Thier, traumhaft und trübe in seinen Vorstellungen, zum Menschen steht: so steht der Mensch mit seinem Witz und Scharfsinn, trüb und traumhaft, zu uns. Sein Geist blickte unter sich in die Tiefen der Natur, oder über sich.

in das Ueberirdische, überall findet er Dunkelheiten, unentwirrbare Räthsel; und, statt der Erkenntniß, bleibt ihm nur Ahnen und Glauben. Wir aber, wenn wir durch die Abstufungen der Seelen, des Lebens, der Naturkräfte und Stoffe hinunterschauen, erkennen mit Klarheit, und freuen uns des Wissens, wo der Sterbliche nur Ahnung in sich trägt. Doch auch für uns, wenn wir über uns in Glanz und Herrlichkeit des Gottesreichs schauen, bleibt dann nur stilles Ahnen übrig, und auch wir erkennen, wie tief wir dastehen!"

Der schöne Erni verstand vom Allem, was sie sagte, keine Silbe; auch bekümmerte ihn das wenig. Er achtete nur auf die lieblichen Bewegungen der Lippen, wenn sie sprach; auf das heilige Erglänzen ihrer Augen; auf das zärtliche Lächeln, welches in ihrem Antlitz, wie sichtbare Seligkeit, wohnte. Dann empfing er sie mit seinen Armen; dann küßte er diese Lippen, diese Augen, dieses Lächeln, und er wußte selbst nicht, wie ihm dabei ward; er wußte nicht, daß er seine Heilige jeden Tag menschlicher liebte. Und wie konnte er anders, der Arme!

Immer wandelte er bei ihr; immer blühte sie reizender vor ihm. Nur jeden Tag eine einzige Stunde entfernte sie sich vom ihm, um, wie sie sagte, ein Bad zu nehmen. Dahin durfte er nicht folgen. Fünf Tage lang zwar überwand er sich, aus Furcht vor Helva's Zorn, sogar nicht einmal an die Badegrotte zu denken. Aber am sechsten Tage versetzte er sich in Gedanken dahin; er war dieser Gedanken und ihrer wilden Sehnsucht nicht länger Meister. „Was ich denke, kann sie nicht wissen!" meinte er, und: „Denken ist noch keine Missethat!" setzte er hinzu.

Da fand er sich, wie im Traume, auf dem Weg zur Grotte, und vor derselben einen feuerfarbenen Vorhang; aber durchaus sah er nicht, was hinter demselben vorging. Nun erst bedachte er, daß er mit Hilfe seines sechsten Sinnes zwar alles Irdische, jede

Gegend, jedes Treiben und Thun von Menschen und Thieren gegenwärtig zaubern konnte, aber nie war er fähig, der abwesenden Schratten und Elfen Arbeit und Leben zu beobachten. Das machte ihn nun traurig. Er saß betrübt und still da, als die Alpenkönigin wieder zu ihm trat, liebenswürdiger, denn er sie je gesehen. Sie bemerkte seinen Kummer. Sie fürchtete, ihn quäle Langeweile und Heimweh zu den Menschen. Sie beugte sich liebkosend über ihn nieder, und schmeichelte ihm voll des zärtlichsten Mitleids. Doch diese Liebkosungen, statt die geheime Gluth seines Innern zu löschen, fachten sie nur gewaltiger an.

Und, als Helva am siebenten Tage wieder zur heiligen Grotte gegangen war, vermochte er's nicht länger über sich. Er schlich ihr nach. Er stand an dem feuerfarbenen Vorhang. Er zitterte. Er bewegte die Strahlendecke zurück und sah in das Heiligthum, wo die schöne Helva im Bade saß. Aber dies Bad war nur ein rosenfarbenes Gewölk, in welchem die Jungfrau, zur Hälfte eingetaucht, ihm ihren alabasterweißen Rücken zukehrte, während zwei dienende Elfen einen aus dem Gewölk hervorgestreckten Fuß ihrer Königin küßten. Dies Füßchen, welches er noch nie unter dem langen, faltenreichen Gewande gesehen hatte, war kein gewöhnlicher Mädchenfuß, sondern ging sonderbar, wie ein Fächer, auseinander mit Schwimmhaut und glänzenden Federn.

Die Elfen erblickten den sündigen Sterblichen und schrien voll Grausen laut auf, tauchten ihre Hände in das Rosengewölk und sprengten ihm davon entgegen. Es fuhr ihm in die Augen wie stechende Funken. Er sah nichts mehr. In seiner Blindheit taumelte er mit Entsetzen zurück und her und hin. Um ihn war ein Donner und Toben, als bräche das weite Weltgebäu über seinem Haupte zusammen. Er schwankte zitternd und stürzte endlich nieder. Zum Glück aber fingen ihn zwei Arme auf, und eine rohe Männerstimme sprach: „Taugenichts, wo schwärmst du seit sieben

Jahren herum, und kömmst nun, elender denn ein Bettler, nach Ellisried zurück in diesen Kleidern, die verfault und verwest sind?"

„Wer bist du! Ich sehe dich nicht. O ich bin blind!" rief Erni.

„Ich bin der Bruder deiner Mutter, die vor Gram und Herzeleid vor sechs Jahren gestorben."

Da weinte Erni bitterlich und ließ sich ins Dorf führen. Die Mädchen erkannten den schönen Erni nicht mehr; er glich einem hagern Gespenst. Und wenn er von den außerordentlichen Dingen erzählte, die ihm begegnet waren, wollte man ihm kaum glauben. Er aber seufzte immer den Namen Helva's, verschmähte Speis' und Trank, und starb am dritten Tage mit dem Seufzer: Helva!

„Herr, rief der Professor, als ich endete: „Sie müssen, ich beschwöre Sie, diese Sage zu Papier bringen; ich lasse sie von einem unserer alterthümelnden Landespoeten ins Versmaß der Nibelungen bringen, und werde sie, von einem ästhetisch-philosophisch-mythologisch-philologisch-historischen Commentar begleitet, in die Lesewelt hinauswerfen.

„Schön," rief Wunibald: „Vereinigen Sie sich beide, ich erbitte mir indessen von Fräulein Cölestine einen Commentar über die geheimnißschwere Verheißung: „Ich will Ihnen auch recht gut dafür sein." Das Dafür hab' ich gegeben!"

„Sehen Sie, sehen Sie!" rief Cölestine hastig, zeigte mit der einen Hand zum Fenster und ergriff mit der andern ihren Mantel, indem sie zur Thür sprang: „Der Nebel ist verflogen. Die Sonne steht am Untergang!

Damit war sie zur Thür hinaus; die Tante ihr nach. Wir Andern fanden nichts zweckmäßiger, als ihnen in Wind und Wetter auf die Höhe zu folgen.

Die isländischen Briefe.

1.

Frau Stoben besaß das schönste Landgut in der ganzen Gegend. Sie liebte sonst Einsamkeit; aber seit vier Wochen war ihr Schloß der Sammelplatz der frohen Welt. Ein Festtag verdrängte den andern. Frau Stoben schien sich in dem fröhlichen Getümmel zu verjüngen. Aber nicht Feste, Kränzchen, Bälle waren es, was ihr Herz erquickte. Die hätte sie immer haben können; sie gehörte zu den reichsten Eigenthümern im Lande.

Nein, sie war mehr als reich; eine zärtliche und glückliche Mutter. Ihr Sohn Theodor war von seinen Reisen zurückgekommen. Drei Jahre lang hatte sie ihn nicht mehr gesehen, sogar gefürchtet, seine Reiselust möchte ihn verführen, nie wiederzukehren; denn keine andere Leidenschaft schien das Herz des jungen Mannes zu rühren, als der Hang, fremde Länder, ferne Völker zu sehen. Darum erschöpfte sie sich in Erfindungen, ihm den Aufenthalt in den väterlichen Gütern lieb zu machen; ihn mit allerlei Banden an die Heimath zu fesseln. Aber die rauschenden Freuden, die glänzenden Zerstreuungen waren nicht vonnöthen; gewaltiger als Alles zog ihn das milde Mutterherz an sich. Ein solches Herz hätte er nicht wieder gefunden unter allen Zonen, bei den Menschen schwarz und weiß, olivenfarbig und kupferroth.

„O Mutter, liebe Mutter, ich bin ja glücklich!“ rief er manchmal, und küßte mit Inbrunst die theure Hand, welche ihn erzogen hatte: „Ach, wer so geliebt wird, so innig, so rein, der soll nichts mehr wünschen. Ich verlasse Sie gewiß nicht!“

Und ob er ihr gleich es tausendmal versicherte, blieb sie doch immer Zweiflerin. „Noch fesselt ihn der Reiz der Neuheit; aber wenn ihm nun dies Alles alt wird — dann sehnt er sich weiter.“ So dachte sie im Stillen. Und was sie von ihm sah und hörte, vermehrte ihren Verdacht. Wie sollte sie sich's auch erklären, daß er, sonst still und einförmig in der Unterhaltung, lebendiger ward, wenn das Gespräch über unbekannte Völkerschaften rollte? — wie sich's erklären, daß er aus der ganzen Bibliothek des Herrn Magister Habakuk, dermaligen Pfarrers im nächsten Dorf, nur einige Reisebeschreibungen zum Lesen wählte, und die besten Predigten, moralischen Betrachtungen, Geschichten aus der alten und neuen Welt unbetastet ließ?

Seit einigen Wochen wohnte auch Therese, ihre einzige Tochter, bei ihr. Diese war an den Landrath Kulm verheirathet. Die jungen Eheleute hatten der Mutter Gebot gehorcht, und waren aus der Residenz gekommen, fünfzehn Meilen weit, um die allgemeine Freude zu theilen. Beide wetteiferten, der Mutter geheime Sorgen zu mildern.

„Lassen Sie ihn heirathen!“ sagte der Landrath: „dann bleibt er gewiß. Nichts fesselt mehr an Herd, Vaterland und Menschheit, als eine glückliche Ehe. Der Hagestolz gehört Niemanden, ist ein Weltbürger, ein ewiger Jude, ohne Rast, immer auf Reisen und ohne Ziel.“

„Wenn er sich nicht in eine schöne Lappländerin verliebt hat,“ setzte Therese hinzu, „so wird's uns hier nicht fehlen.“

„Aber denkt doch, Kinder!“ seufzte Frau Stoben: „er hat seit vier Wochen alle Jungfrauen der weiten Nachbarschaft gesehen,

und an allen ging er wie an Tapetenbildern vorbei. Er ist zuweilen tiefsinnig; will man ihn gesprächig machen, muß man von seinem Norwegen reden."

„Tiefsinnig ist er?" fragte Therese: „Weißt du nicht, ob die Lappländerinnen schön sind?"

„Allerdings," antwortete der Landrath, „für die Leute, die gern Thran trinken."

2.

Frau Stoben bewahrte die bedenklichen Worte des Schwiegersohns im Gedächtniß, und rollte die Phrase lange herum, und suchte an diesem Zwirnknäuel den Faden, und fand ihn nimmer.

„Wer sind aber die Leute, die gern Thran trinken?" fragte sie. „Sie drücken sich für eine alte unbelesene Frau zu verblümt aus, Herr Sohn."

„Es sind Lappländer, Frau Mutter!" entgegnete er, und warf lächelnd den Kopf zurück.

„Müssen's denn aber nur Lappländer sein, die den Thran lieben?" fragte Therese.

Der Landrath lächelte. „Du hast Recht. Es wandeln der Thransäufer viel unter uns."

Frau Stoben war nicht beruhigt. Sie begab sich in ihr Zimmer. Sie ließ den Amos holen, ihres Sohnes mehrjährigen treuen Diener und Reisegefährten.

„Sage mir, Amos," hub sie an, und legte traulich ihre Hand auf seinen Arm, „du kennst deinen Herrn. Du kennst ihn besser, als ich. Du sahest ihn täglich seit vielen Jahren, in denen er für mich verloren war."

„Gesehen und gesprochen!" entgegnete Amos.

— Du warst mit ihm in Lappland.

„Ja, bei Gott, das war dort ein Leben. Ich meinte manchmal, wir wären bei den Unterirdischen."

— Und was that dein Herr?

„Er war nicht von der Stelle zu bringen. Er kroch in ihre Hütten, woneben unsere Schweinställe herzogliche Schlösser sind; und fuhr in ihren Schlitten, worin ich oft gefroren lag, wie ein Baumstamm."

— Und, das weißt du gewiß, sind die Lappländerinnen schön?

„Daß ich's nicht rühmen könnte, ausgenommen . . . . ."

— Ausgenommen?

„So in ihrem Sündenjahr, wo auch der Teufel Reiz hätte, wenn er jung wäre."

— Liebte dein Herr den Thran?

„Wie meinen Sie das, Frau?"

— Ob er ihn trinken konnte?

„Ei, behüt' uns Gott! kein Tropfen über seine und meine Zunge!"

— Bist du redlich?

„Setzen Sie ihm zur Probe die Thranflasche vor."

— Und als er sich zur Heimkehr entschloß, bemerktest du an ihm keine Unruhe, keinen Mißmuth? War er ganz zufrieden? ging nicht seine Seele zurück in das fremde Land, während sein Vaterland ihm näher kam?

„Sie haben's getroffen, Frau Stoben. — Er war manchmal gar unlustig, und war dann kein Auskommens mit ihm. Er bereute, die Insel Island oder wenigstens nicht einmal Grönland gesehen zu haben; Island aber lief ihm besonders im Kopf herum. Da hat ihm ein gewisses Frauenzimmer das Herz warm gemacht."

— Wer war's auch?

„Ich weiß nur, daß es Edda hieß."

— War die Person schön?

„Habe sie eigentlich so nicht von Angesicht gekannt.“

— Seufzt er wohl noch zuweilen nach der Insel Island?

„Gerade gestern. Gelt, Herr, sagt' ich, hier ist's doch, unter uns gesagt, besser als in der Insel Island? Und wenn mich die Herren in Island zum Kaiser machen wollten, ich machte ihnen einen Bückling und ließe sie laufen. Da brummte mein Herr verdrießlich und sagte: „und es ärgert mich doch zeitlebens, so nahe und nicht dort gewesen zu sein.“

— Du sollst ihn nie an die Insel Island erinnern.

„Ei, wenn ihn nicht die Edda erinnert, ich, für meine Person, hüte mich wohl!“

— Ist die Edda verheirathet oder unverheirathet?

„Das will ich weder mit Ja, noch Nein betheuern. Aber, ich vermuthe, er bekommt zuweilen Briefe von ihr. Sie muß ihm mitunter gar rührend schreiben. Ich kann nicht lesen, aber ich kenne ihre Briefe am Umschlag, und am Siegel. Da ist ein Altar mit einer Flamme darauf, wie in der Bibel, wo Abraham den Isaak opfern will. Und dann, wenn er solchen Brief erhält, sieht man ihm Freude aus allen Mienen glänzen, und treten ihm wohl helle Thränen ins Auge. Hätte ich in der Schule lesen gelernt, ich ließe mir gewiß Briefe aus Island schicken.“

— Erhält mein Sohn auch jetzt noch isländische Briefe?

„Ei, lieber Himmel, freilich. Noch letzten Sonntag hat er einen empfangen. Darum war er den ganzen Tag so vergnügt, als hätt' ihm der Schuster Sprungfedern unter die Sohlen genäht. Ja, meine liebe Frau Stoben, das muß ich nun selbst gestehen, Island ist ein prächtiges Reich; nur auch nach den Briefen zu urtheilen. Könnt' ich lesen, so müßten es mir isländische Briefe sein, oder keine. Und man hat sie hier zu Lande spottwohlfeil. In Karlskrona mußt' ich für einen Brief gerade so viel baare

Gulden zahlen, als hier Kreuzer. Es ist bei uns aber auch mit dem Postwesen bessere Einrichtung, als in Norwegen und Lappland."

Frau Stoben entließ den plauderhaften Amos. Ihre Seele war tief betrübt. Sie hatte nur zu viel erfahren. Die isländischen Briefe zerstörten ihren Frieden.

3.

Therese erfuhr von der guten Mutter zuerst das Geheimniß von der Insel Island. Sie wählte den nächsten Weg, das Räthsel zu lösen. An einem lieblichen Morgen schlich sie zu ihrem Bruder aufs Zimmer. Theodor sprang ihr entgegen. Sie sank an sein Herz.

„Und du bleibst nun gewiß bei uns?" fragte sie.

— Gewiß.

„Bist du frei? zieht dich kein anderer Magnet?"

Theodor wurde roth. Therese hielt ihn fest in ihren Armen. Ihr Blick drang tief in ihn. Er schlug die Augen nieder und lächelte.

„Du hast schon geantwortet!" sagte sie.

— Aber was denn? ich verstehe dich nicht.

„Ich desto besser dich. — Du liebst! — Ich weiß es."

— Du willst spotten.

„Gewiß nicht. — Warum aber nahmst du deine Dame nicht mit dir?"

— Welche?

„Die schöne Briefschreiberin in — wie heißt die Insel? Island, glaub' ich. — Beichte nur. Ich bin ja ein Weib. Ich habe auch geliebt, ohne deswegen nach Lappland zu reisen."

Theodor sah seine Schwester mit großen Augen an.

„Nicht doch, Theodor, spiele mir nicht den Geheimnißvollen. Die Mutter, wir alle wollen dich glücklich wissen. Du liebst. Wohlan, mache dein Mädchen zum Weibe. Ich stehe dir bei. Nur

entschlage dich der unseligen Sehnsucht nach Island. Die Mutter stürbe vor Kummer, und ich überlebte ihren Verlust gewiß nicht. Theodor, du warst ein guter Sohn immer, ein guter Bruder! — Sieh' mich an; willst du es nun nicht mehr sein? — Sage mir, du liebst? Nicht so?"

— Ich weiß nicht.

„Das wäre mir lustig. Der junge Herr weiß nicht einmal, ob er liebt? — Ich weiß es aber besser. Wenn ich dir zum Beispiel so ein Briefchen vorhielte, gesiegelt mit einem flammenden Altar? — würdest du noch einmal roth?"

Er ward es, indem sie sprach. Sie küßte seine glühende Wange lächelnd.

— Ach, Therese, es ist am Ende eine Posse.

„Was denn?"

— Die Liebschaft, von der du sprichst.

„O, ihr Herren der Schöpfung, was wäre euch nicht Posse, wenn ihr mit uns armen Weibern verkehret?"

— Du wirst mich auslachen, wenn ich dir's sage.

„Ich will fromm sein."

— Du sollst Alles wissen. Du wirst lachen, Therese. Ich selbst fühl' es, das ganze Ding ist abenteuerlich, romanhaft, närrisch.

„Für einen Liebhaber bist du beinahe zu vernünftig. Eine Liebe, die nicht ins Abenteuerliche, Romanhafte, Närrische hineinspielt, ist keine Liebe mehr. Also nur hervor mit der Geschichte? — War nicht meine Liebe mit dem Landrath auch ein Mährchen aus der andern Welt?"

— Ich will dir's erzählen. Du sollst mir Rath geben. Vielleicht kennst du das Mädchen.

„Sie muß nur nicht in Island daheim sein."

— Nein, Therese, im Städtchen Grauenburg.

„Wo liegt das? — doch nicht in Norwegen?"

— Dreißig Stunden von hier! fünfzehn Stunden von der Hauptstadt.

„Und wo hast du sie angetroffen?“

— Nirgends!

„Nirgends? so kennst du sie nicht.“

— Doch, sehr genau. Sie ist ein Engel!

„Nun, das versteht sich; hoffentlich aber noch ohne Flügel. Sie wohnt wenigstens noch in unserm irdischen Jammerthale?“

— In Grauenburg. Ihr Herz, ihr Geist entzücken mich. Sie ist übrigens nicht schön, nicht reich.

„Nicht schön? — Du bist nicht bei dir. Du hast sie ja nirgends angetroffen. Und wenn deine Donna nur Ideal ist: so liegt's an dir, oder deiner Phantasie, daß es nicht schön ist. Also weiter!“

— Sie ist blaß und pockennarbig.

„Um des Himmels willen, du hast sie ja nirgends gesehen.“

— Nirgends. Aber dies hier ist ihr Bildniß.

Theodor zog ein Gemälde auf Elfenbein aus dem Busen.

Therese besah es lange. Der Bruder hatte Wahrheit gesprochen. „Der Geschmack ist verschieden,“ sagte sie, „und zuweilen wunderlich, Herr Bruder. Schön ist deine Heilige gewiß nicht; aber sie hat doch einen Zug Gutmüthigkeit. — Und da in das Bild hast du dich ohne Umstände verliebt?“

— Nein, nicht ins Bild. Aber ... setze dich her aufs Sofa. Es ist noch früh. Wir können ungestört reden. Du bist verschwiegen.

„Wie ein Fischchen.“

4.

Sie setzten sich. Theodor erzählte.

„Als unser Vater gestorben war, nun sind's vier Jahre, schrieb ich zum Trost der Mutter und unserer das Gedicht: „Todten-

opfer," und die Musik dazu. Es ward gedruckt, nebst den Klaviernoten. Sechs Monate später erhielt ich einen Brief. Er kam von einem Mädchen, unterzeichnet Ottilia Wangen. Du mußt den Brief selbst hören, um das Mädchen nicht falsch zu beurtheilen."

Theodor holte eine Brieftasche. Er zog das Schreiben heraus.

„Mein Herr!

Es ist vielleicht unanständig, daß ich Ihnen schreibe. Verzeihen Sie es aber einem Mädchen, welches diesmal das Gebot des Schicklichen über die Pflicht der Erkenntlichkeit vergißt. Sie haben mir mein Leben gerettet. Mein Vater, mein theurer Vater ist mir gestorben. Ich liebte ihn zu sehr. Ich ward krank. Mein Geist litt. Die Aerzte fürchteten, daß meine Gemüthsverwirrung unheilbar bleibe. Meine Seele lebte in schwarzen Träumen. Ich wandelte durch zerstörte Welten gegen ein fernes Morgenroth, welches ich nie erreichte. Ich habe viel gelitten. Was außer mir geschehen damals, weiß ich nicht Die Gestalten, so mich umgaben, schwebten wie irrende Geister vor mir, die mich fesselten, daß ich das heilige Licht der bessern Welt nicht erreichen sollte.

„Und so einsmals in meinen Schmerzen hört' ich Saitentöne und Gesang dazu. Ich will's Ihnen nur sagen, es war Ihr Todtenopfer. Ach, Sie haben auch einen guten Vater verloren, und haben empfunden, wie ich empfunden habe. Die Gewalt der Musik, ich meinte, sie stieg aus dem Himmel, bezwang mich. Ich zerfloß in Thränen; und wie die Thränen fielen, thaute unter der Wärme Ihrer Klagen mein Herz auf. Und die Winterwelt meiner Träume lösete sich. Es ward heller, das Morgenroth strahlte näher um mich. Die irrenden Geistergestalten verwandelten sich in meine weinenden Verwandten. Ich verlor mich in heftigen Fiebern, und bin durch leichte Mittel genesen.

„Aber Sie, mein Herr, haben mich gerettet. Ihr Todtenopfer rief meine Seele zurück aus den Mitternächten des stummen, drücken-

den, verzehrenden Wahnsinnes. Oft hat man nachher dasselbe Lied wiederholt — ich bin in meiner Wehmuth glücklich. Ich lebe nur unter Ihren Tönen, in Ihren Gedanken. Vielleicht ist's ein neuer Wahnsinn. Aber sei's denn auch. Mein Vater verdient nicht weniger. Ach, läge mein Staub gedrängt an seinem Staub!

„Dies sind die ersten Zeilen, die ich seit fast einem Jahre schreibe. Ich hab' ein Gelübde gethan. Jetzt ist's erfüllt. Ich danke Ihnen. Verzeihen Sie mir nun.

Ottilia Wangen.".

5.

„Gar nicht übel!" sagte Therese lächelnd. „Wir Weiber hätten allenfalls bei solch einem Brief gutmüthig mitgeweint. Ihr aber, mit der starken Seele, ihr philosophirt anders."

— Eine Artigkeit lockt die andere. Konnt' ich auf das Schreiben eines so lieben, empfindungsvollen Geschöpfes schweigen? Ich antwortete. Ich klagte mit ihr. Ich tröstete sie und mich. Das veranlaßte von ihr eine kurze Antwort. Ich schrieb zurück. Wir verwickelten uns unvermerkt in so viele Fragen und Antworten, daß wir kein Ende für den Briefwechsel fanden. — Ohne uns zu kennen, gewannen wir einander lieb. Jeder neue Brief war ein neuer Schritt zum Vertrauen. Unsere Geister berührten sich, und schlossen eine Verbindung, die mit allen gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens unverwandt war. Für uns war keine Erde, keine Konvenienzenwelt, keine Sinnlichkeit, kein Nebeninteresse, keine Leidenschaft, keine Eifersucht. — Wenn die Bewohner des Himmels sich lieben und ihre Empfindungen einander bekennen: so lieben und empfinden sie nicht reiner, wie wir.

„Es ist wahr, dieser geistige Umgang, die reine Seelenliebe hat mit dem, was die Welt unter die Rubriken Freundschaft,

Liebe, Geselligkeit u. s. w. nimmt, gar nichts gemein. Sie ist etwas Ungewöhnliches, und eben daher, wie du sagen wirst, etwas Romanhaftes. Sei es auch. Kein Name ehrt oder entehrt. Jeder empfindet nach seiner Art, und nennt nach seinem Sinn."

— O Therese, diese unbekannte Ottilia hat mir den Sinn und die Empfänglichkeit für den Reiz alles Bekannten genommen. Ich habe der Mädchen viele kennen gelernt, aber keines mochte einen Augenblick lang mich meiner Niegesehenen vergessen machen. Was fand ich auch überall? — Wesen, mehr Fleisch und Bein, als Geist; ihre Liebe ist, was die Phantasie in Flammen setzt und das Herz verkohlt, wenn Hymen kaum eingekehrt ist. Wesen, die nach der ersten Liebe noch aus Gefallsucht lieben, und mehr an die Equipagen, als an das Herz des Mannes denken; Wesen, die ...

„Die um kein Haar schlimmer und besser sind, als die Männer!" unterbrach ihn die Landräthin: „Ich muß dir nur im Vorbeigehen bemerken, Theodor, daß du sehr unartig bist; und daß du nicht vergessen mußt, wenn du neben der Schwester sitzest, daß du bei einem Weibe bist. Jetzt erlaub' ich dir fortzufahren."

— Ich sagte aber die Wahrheit.

„Ich auch, liebes Kind. Du liebst, und liebst ein Phantasiebild, und keinen Geist. Du schwärmst, und machst eben darum keine Ausnahme von der Legion der Liebenden, die Jahr aus Jahr ein unterm Silbermond ein wenig faseln. Glaub's doch, Theodor, du bist kein Engel, so wenig als deine heilige Ottilia. Die Menschen bleiben sich ewig gleich, treiben sich alle in demselben Ring herum, den die gewaltige Natur gezeichnet hat. Was du dir einbildest, hat sich Jeder eingebildet. Jeder glaubt von sich, er sei kein Gewöhnlicher; nur er mache die große Ausnahme; nur bei ihm sei Alles anders. Wir irren allesammt, nur Jeder irret anders. — Aber was ich dir da predige, verstehst du nicht einmal, Herr Philosoph. Dazu müßtest du Ehemann sein."

— Auch du verstehst mich nicht. Denke, was du willst, nur ich kenne Ottilien. Du sollst ihre Briefe lesen; du wirst anders urtheilen lernen. Meinst du, ich werde Ottilien weniger lieben, selbst wenn sie sich verheirathete? — meinst du, ich werde ihr untreu, wenn ich heut mit einer Andern vor den Altar trete?

„Ich meine, ihr schwärmet beide. Schwärmerei ist ein Gluth, die sich selbst verzehren muß, die aber der Regen nur anfrischt, der Wind nur anbläset. Und ihr habt beide nie ein Gelüst empfunden, euch zu sehen?"

— Ich machte die Reise ins nördliche Europa. Wir blieben im Briefwechsel. Wir waren schon damals die innigsten Freunde. Hier ist die Abschrift meines Briefes, worin ich ihr die Abreise ankündigte.

6.

Theodor holte den Brief. „Aber er ist zu lang; ich lese dir nur das Wesentlichste daraus, damit du den Geist unserer Freundschaft erkennest."

— — „So nehm' ich zu der weiten und langwierigen Reise keinen Abschied von Ihnen, liebe Ottilia. Warum Abschied, da ich Sie nicht verlasse? Wir trennen uns nicht, da wir nie beisammen waren. Ob dreißig, ob tausend Stunden, ob ein Bach, ob ein Weltmeer zwischen unsern Personen fließen, unsere Seelen bleiben sich gleich nahe. Nur den Tausch unserer Gedanken, unserer Empfindungen im Briefwechsel wird die Entfernung erschweren. Wir verlieren etwas, aber nicht Alles. Wir sind dennoch gewiß, daß unsere Geister unaufhörlich beisammen sind, und das Wichtigste, was sie einander durch todte Zeichen im Briefe deuten können, flüstern sich beide unmittelbar und immer: ich liebe dich!

„Ja, Ottilia, du wunderbares Mädchen, ich liebe dich. —

Ach, lassen Sie mich doch das einfache trauliche Du wählen, wenn ich zu Ihnen rede. Zum Sie gehören wenigstens zwei Dinge, weil es eine Mehrheit anspricht. Das Du wendet sich nur an ein Einiges. Ich kenne Sie nicht, denn ich habe die Hülle nicht gesehen, die dich, du holde Seele Ottiliens, umschließt. Ich kann nicht Sie lieben, ich meine nur dich.

„Während ich mich von Ihnen entferne, kette ich mich enger an dich. Ja, Ottilia, sei wer du willst, bleibe nur wie du mir erschienst. Mir ist's, als ruf' es eine weissagende Stimme, einst werd' ich Sie sehen! — wir werden uns sehen! O, geliebte Ottilia, ich zittere vor dem Augenblick. Fast wünsch' ich, daß wir uns nie erblickten. Ottilia, wir sind Menschen. Bis jetzt waren wir glücklich durch einander; aber wehe, wenn uns unsere Aussenseite nicht gefiele! Wenn uns unwillkürlich die Einbildung betrogen hätte, und wir in unsern Personen etwas fänden, was unsern Vorstellungen nicht entspräche. Ottilia, so zerreißen wir selbst unser Glück.

„Wir lieben uns. Wir sind einander verwandt und vertraut, wie Bruder und Schwester. Wir kennen die geheimsten von unsern Empfindungen. Wir erscheinen uns gegenseitig, ohne Schleier, ohne Kunst, ohne Hehl. — Denke dir, Ottilia, wenn wir nun das erstemal persönlich zusammentreffen, wie dann? — Wir haben uns nie gesehen, wir sind plötzlich Fremdlinge gegen einander. Ich werd' es nicht wagen, der unbekannten Gestalt, in der die schöne Seele wohnen soll, die ich liebe, die mich liebt, nahe zu treten. Das trauliche Du, welches unbefangen der Feder entrinnt, wird auf den Lippen ersterben. Es wird ein anderes sein, um Berührung der Hände, als um Berührung der Seelen.

„Ottilia, wenn wir uns jemals persönlich kennen lernen — es wird uns sein, wie verstorbenen Lieben, deren Geister in einer andern Welt unter andern Hüllen sich begegnen. Wir werden uns

finden, und nicht erkennen. Spricht aus diesem Munde die Seele, die ich sonst liebte? werd' ich fragen. Wird sie, die mich liebt und kennt, unter meiner Hülle mich wiederfinden, wie ich vorher war?

„Gewiß, Ottilia, unser Schicksal, wenn wir es in Verhältniß zu dem aller Andern stellen, die sich liebten, ist seltsam. Wir, zärtlich und treu, scheuen mit Recht den Augenblick, welchen alle Andern mit Sehnsucht rufen. Wir sind Geister, die sich zusammenfanden, und zittern, daß sie Körper tragen. — Ottilia, ich mag nicht mehr daran denken — ich werde wehmüthig!"

Theodor schwieg. Therese lächelte ihn an und sagte: „Eure Seelenliebe ist eine ganz allerliebste Narrheit. — Und wie nahm der Geist Ottiliens deine Abreise auf? Wurd' er nicht ein wenig böse?"

— Ich müßte dir da unsere ganze weitschichtige Korrespondenz vorlesen. Die Zeit ist zu kurz, Schwester, ich will's dir mit einem Wort sagen, ich will nun hin. Ich will nach Grauenburg. Ich will Ottilien sehen. Sie weiß nicht, daß ich zurück bin. Sie soll's nicht wissen. Sie wird mich sehen, ohne mich zu kennen. Ich nehme einen falschen Namen an. Ihre Briefe, die sie noch immer nach Kopenhagen an mich schreibt, laufen nicht weiter als nach Leipzig, an meinen Freund Müller, der sie mir zuschickt, wie er ihr die meinigen sendet, die ich noch immer aus Kopenhagen datire.

„Ich merke, eure beiden unschuldigen Geister verstehen sich auch auf Intrigue. Aber, mein Herr, so weit sind wir noch nicht, wie du glaubst. Du hast mich zu Rathe gezogen über deine geistigen Abenteuer. Ich verlange jetzt auch gehört zu werden, und daß du keinen Schritt ohne mein Vorwissen thust. Du bist in meiner Gewalt. Du hast mir die Adresse einer Ueberirdischen gegeben, du weißt, ich bin boshaft, und kann Briefe schreiben."

— Willst du meine Verrätherin werden?

„Du hast das Schicksal aller Großen. Lassen sie sich nicht mehr rathen, so müssen sie sich verrathen lassen. Ich will dir treulich beistehen. Aber gehe langsam, um sicher zu gehen. — Das Glück deiner Tage hängt an dem, was du zu thun eilst. Du liebst kein Mädchen, du liebst dein selbstgeschaffenes Phantom. Du ehrliche Haut kennst uns Weiber nicht. Unser Herz muß etwas zu tändeln haben, das ist Bedürfniß. Deine ätherische Ottilie ist gewiß daheim ein ganz anderes Ding, als in deinen Briefen, worin man schreiben und ausstreichen kann. Das himmlische Wesen, das dich mit göttlichem Feuer erwärmt, ißt und trinkt zu Hause, wie wir andern Menschenkinder, und denkt endlich auch ans Heirathen, an den Spiegel, an das Alter, an — — — —“

— Ich bitte dich um Gotteswillen, Therese, ich bitte dich — — ich laufe davon.

„Aber glaubst du auch im Ernst, daß die gute Wangen aus Luft und Licht zusammengewebt ist? Mein Gott, warum soll denn ein Mädchen nicht ans Heirathen denken? Es ist ja so menschlich! — wir wollen nicht zanken. Ich bin aus mehr als einer Ursache neugierig, wie Ottilia die Nachricht von deiner Abreise aufgenommen habe. — Lies mir wenigstens aus ihrem Brief vor, was sie über diesen Punkt sagt.“

Theodor nahm gehorsam das Portefeuille, aber machte ein finsteres Gesicht.

Er las wie folgt.

„— — Sie gehen auf Reisen, ein, zwei, drei Jahre. Mein lieber Freund, so wird unser kleiner Briefwechsel sehr ins Stocken gerathen. Ich darf dagegen nichts sagen; wenn ich aber dürfte, ich würde es nicht. Gewöhnt ist mein Herz zum Entbehren. Ach, lieber Freund, könnt' ich doch nur Alles entbehren; hätt' ich doch Nichts, wär' ich doch, wo mein guter Vater ist!

„Ich bin ein armes Geschöpf, und habe doch noch zuviel! ich

möchte mich von Allem losmachen in dieser Welt, denn Alles steht mir da, mich anzulocken gewaltig, und dann mich zu verwunden. Ich habe nicht mehr Muth genug, etwas lieb zu gewinnen, weil ich nicht Muth genug hätte, es zu verlieren. Ich werde betrogen, oder täusche mich selbst. Das ist mein Loos.

„Reisen Sie glücklich. Sie werden glücklich sein. Ich bete für Sie. Es ist ein Gott. — O mein Freund, Sie waren der Engel, der mich aus der Finsterniß gerissen. Sie haben Ihr Werk vollendet. Ihre Briefe waren reich an Trost und Lehren. Sie bleiben mir derselbe, der Sie mir in meinem verdämmernden Wahnsinn erschienen. Mein Geist lehnt sich müde und schwesterlich an den Ihrigen. Was kümmert's mich auch, wer Sie sind? Schreiben Sie mir ferner, oder nicht — ich weiß doch, daß Sie mein nicht vergessen, und weiß, daß Sie mich noch in Ihrer Todesstunde lieben müssen, weil kein Grund vorhanden ist, daß ich Ihnen gleichgültig werden könnte. — Ich werde Ihre Briefe lesen, die ich habe, und dann träumend in die letzten Stunden meines Wahnsinns zurücksinken, — o wie war mir so wohl da!“

„Ob wir uns beide auf Erden sehen, oder nicht sehen, ist wohl doch am Ende sehr einerlei. Wenn wir fern von einander sterben, ohne unsere Personen gesehen zu haben, ist das ein Verlust? — Zwei Seelen im unermeßlichen Weltall begegneten sich, liebten sich, gaben sich ihres Daseins Zeichen, verloren die schöne Macht der Mittheilung, und liebten getrennt fort, ohne von einander zu wissen.

„Es ist besser so. — Sie sind mir jetzt Alles; Sie würden mir nur weniger werden, wenn Sie mehr, als dies sein wollten. Wenn Sie sich einst vermählen, zeigen Sie Ihrer Gemahlin meine Briefe, sie wird auf mich nie eifersüchtig werden.

„Reisen Sie glücklich! — Ich bleibe dir ewig. Es ist ein

Gott. Ganz vergehen wir nicht. Erlösch' ich hier, anderswo glänz' ich wieder, — und könnt' ich, o Theodor, ewig dir!

„Da sitz' ich weinend. Warum bin ich so wehmüthig? Nur ein Bedürfniß hab' ich; es ist: immer an dich zu denken. Das kann mir ja Niemand rauben. Wenn ich dich nicht mir denken kann, dann bin ich selbst nicht mehr.

Ottilia W."

„Und wie spann sich der Faden weiter?" fragte die Schwester den Bruder.

— Sehr natürlich. Wir schrieben einander oft. Wir wurden uns immer unentbehrlicher. Nur Ottilia bewies mehr Stärke, als ich. Da ich wiederholt ihr Bildniß forderte, sandte sie mir's endlich nach jahrelangem Weigern. Ich wagte nicht, ihr das meinige anzubieten. Sie selbst erklärte, sie wolle mein Bildniß nicht sehen, selbst nicht meinen Schattenriß.

Inzwischen blieb mir's kein Geheimniß, daß ich ihr immer theurer ward. Mit der Zeit ist sie heller und froher geworden. Die Erinnerung an den Tod ihres Vaters betrübt sie weniger. Und doch zittert sie vor meiner Heimkunft. „Ich beschwöre Sie, Theodor," sagt sie in einem ihrer letzten Briefe, „denken Sie nicht daran, mich zu sehen. Muthig und grausam werden Sie unser Elysium mit eigener Hand zerstören, sobald Sie persönliche Bekanntschaft mit mir machen. Wir können nur glücklich bleiben, wenn wir bleiben, wie wir sind." So ist jetzt unser Verhältniß. Darum ließ ich ihr die Vorstellung, ich sei noch in Kopenhagen. Ich will sie sehen in Grauenburg, ohne mich ihr zu erkennen zu geben. Dann entscheide der Zufall.

„Wahrhaftig," sagte Therese lachend, „solch einen Roman ist's der Mühe werth zu spielen. Ich begreife das Mädchen nicht.

Auch muß ich sehr zweifeln, daß ihr beide glücklich sein werdet. Jeder von euch täuschte sich selbst und den andern. Eure Erwartungen, eure Vorstellungen sind allzugespannt. Ihr werdet in einander ein Paar liebe Alltagsmenschen erblicken, und jeder wird sich dann über sich selbst ärgern. Wir wollen es uns doch nicht verhehlen, wir sind bei aller Seelenschönheit doch immer arme Kreaturen von Fleisch und Bein. Ich wette, vor deiner Phantasie blüht ein frisches, liebliches Mädchen im Rosenglanz. Wie, wenn du in deiner Ottilia nun ein sieches, blaßgelbes, nervenschwaches Frauenzimmer fändest, gewandter am Schreibtisch, als in der Wirthschaft — du würdest den Engel segnen und heimgehen. Sei mir nicht böse. Ich liebe dich zu sehr, als daß ich dich nicht wenigstens vorbereiten sollte, der Grille minder anzuhängen, falls du diesmal übel geträumt haben solltest. Und wahrlich, Theodor, sie muß selbst nichts Gutes ahnen. Umsonst verbittet sie nicht die persönliche Bekanntschaft. Mädchen sind Mädchen, und in gewissen Sachen sonst ausnehmend neugierig. Ich halte dir übrigens Wort. In vierzehn Tagen geh' ich mit meinem Mann in die Residenz zurück, du begleitest uns. Damit du nicht entdeckt wirst durch Zufall, nimmst du einen andern Namen an. Wir können in der Residenz leicht Nachricht von Grauenburg einziehen, und nehmen da unsere Maßregeln. Bist du's zufrieden?"

— Ich bin's."

8.

„Wahrlich, Mama," sagte Therese zu Frau Stoben, „es bleibt uns kein anderes Mittel, als unserm Theodor eine Frau zu geben."

— Eben das ist's, mein Kind! antwortete die zärtliche Mutter; aber die isländischen Briefe vergiß nicht!

„Freilich. Gerade dieser Briefe willen, die ihn am Ende unglücklich machen, müssen wir ihn so bald als möglich in angenehme Zerstreuungen bringen. Daran fehlt's in der Residenz nicht. Er soll auf einen oder zwei Monate mit mir. Ich denke, wir bannen dort seine seltsamen Grillen, und den Reisegeist."

— Ach, mein Kind, wenn du das könntest!

Sobald Frau Stoben, in Theodors Reise nach der Residenz gewilligt hatte, eilte Therese zu ihrem Gemahl. Sie weihte ihn ohne Bedenklichkeit in Theodors Geheimniß ein. Der Landrath wußte anfangs kaum, was er zu der abenteuerlichen Liebschaft seines Schwagers sagen sollte, dessen Verstand er sonst schätzte; hatte übrigens nichts gegen den Plan, den guten Theodor inkognito nach Grauenburg zu schicken, um sein Heil zu versuchen, falls die über Ottilien in der Residenz eingezogenen Berichte ihn nicht zurückschrecken möchten.

Vierzehn Tage verflogen. Amos mußte einpacken.

„Ei, mein Herr," rief er, „nur nicht nach Island! Die Briefe sind hier wohlfeiler, die Luft ist milder. Lebendig bringen Sie mich diesmal nicht aus Lappland zurück."

— So weit soll's nicht gehen! entgegnete Theodor: Ich begleite meinen Schwager. Nur eins bind' ich dir auf die Seele, Amos. Du darfst Niemandem sagen in Zukunft, daß wir eine so weite Reise gemacht. Du darfst Niemandem sagen, wer ich sei. Du gibst mich für einen weitläufigen Verwandten von Herrn Landrath Kulm aus, und nennst mich Ludwig Hohenheim. Dabei bleibt's, so lange ich meinen Befehl nicht zurückziehe.

Amos sah seinen Herrn verlegen an. Man setzte sich in den Wagen. Nach einigen Tagen befanden sich, mit Ausnahme der Frau Stoben, unsere Freunde in der Residenz, wo der Landrath Kulm sehr geschmackvoll eingewohnt war.

9.

Beinahe drei Wochen verflogen in der Residenz, ohne daß Theodor, oder Ludwig ans Weiterreisen dachte. Es waren da so viele Besuche zu geben und zu empfangen; Bälle und Gastmähler wechselten unaufhörlich; die Gesellschaften waren so mannigfaltig und dennoch so ausgewählt. Es herrschte in ihnen ein Ton von zarter Traulichkeit, wie in engen Familienkreisen. Nicht Ball und Mahl, sondern die Menschen selbst waren das Angenehmste. Man berechnete die Tage, wo man sich wieder haben konnte. Die Freude des geselligen Lebens war nicht Hauptsache, sondern nur Erholung unter ihnen; sie ermüdete daher nie, sondern erquickte nur.

Dies hatte Ludwig Hohenheim nicht von der Residenz erwartet. Er war bald in allen Zirkeln seiner Schwester heimathlich; bald eins ihrer bedeutendsten Glieder. Kenntniß mit vieler Bescheidenheit, Anmuth und Güte mit großer Anspruchlosigkeit machten ihn schnell zum Liebling Aller. — Er fühlte sich glücklich, und doch — —

„Was hast du auch, Närrchen?“ fragte ihn einst seine Schwester, da sie mit ihm allein war, denn öffentlich duzte sie ihn nie: „Was murrst du? Was fehlt dir, du unzufriedenes Herz? Gefällt's dir nicht mehr bei uns? — Finde dich doch einmal in dir selbst.“

— Das ist's eigentlich, was mir fehlt.

„Mein Mann hat Nachrichten von seinem Korrespondenten in Grauenburg.“

— Was schreibt er?

„Du kannst dir den Brief selbst geben lassen. Ottiliens Geist ist nach Leipzig gereist, und man weiß nicht, wann er zurückkehrt. Es steht auch darin von ihren Verhältnissen mit einem sächsischen Offizier; man behauptet, sie sei jetzt mit ihm verlobt. Indessen

rath' ich dir doch, sobald du ihre Rückkunft erfahren wirst, nach Grauenburg zu gehen."

— Sie ist gewiß nicht verlobt.

„Ich habe den Brief nicht gelesen. Mein Mann sprach mir davon. Aber Geduld!"

Therese flog davon und brachte nach einer Weile den Brief. Sie fand ihren Bruder auf dem Sessel in melancholischer Stimmung sitzend, die Arme verschränkt, das Haupt auf die Brust herabgesunken.

„Gute Botschaft!" rief Therese: „Ottilie wird in einigen Wochen hieher kommen in die Residenz, weitläufige Verwandte zu besuchen; und erst von hier auf Grauenburg gehen. Da, lies nur selbst."

Ludwig Hohenheim nahm den Brief und legte ihn ungelesen auf den Tisch.

„Ist dir auch das nicht gelegen? — du fängst an mir lange Weile zu machen, mit deiner Laune."

— Ach, Schwester, sei nicht böse. Wahrlich, ich fühl's, ich bin ein Thor. Aber laß mich, ich bitte dich, ungestört. Ich will Ottilien erwarten, will sie sehen — aber ich bitte dich, rede mir nicht von ihr mehr. Könnte sie nach so viel heiligen Schwüren ewiger Treue . . .

„Schwärmer! soll sie deinetwegen ins Kloster gehen?"

— Und ich kann's nicht glauben. Sie liebt mich. Sie verläßt mich nicht! Und könnte sie es — o bei Gott, ich würde keinem Weibe mehr trauen.

„Auch mir nicht, Herr Bruder? Und ich bin Weib in vollem Sinn des Worts."

— Du quälst mich.

„Auch der schönen, jungen Wittwe, der Frau von Saar nicht? — Ah, du wirst roth. Ludwig, Ludwig! hüte dich vor dir selbst, und schmäle nicht Andere."

— Was träumst du auch?

„Nein, geträumt hat mir's eben nicht, daß ihr beide einander gern neckt, oder . . .“

— Du bist irre.

„Oder gilt's eigentlich ihrer Cousine Fridoline Bernek? Wär' ich Mann, die Wahl unter beiden würde mir schwer sein. Fridoline tanzt wie ein Engel, und ich glaube zuletzt, sie tanzt mit Niemandem lieber, als mit dir.“

— Aber du bist unerträglich!

„So wie du gestern Abend. War's auch artig, daß du mir nicht Wort hieltest; und Fridolinen zur Anglaise führtest, zu der du mich gewählt hattest?“

— Aber —

„Aber freilich, sie schielte nach dir herüber, du nach ihr, und da vergißt man sich zuweilen. Nein, mein Herr, eine kleine Züchtigung hast du verdient. Ich will dir's aber verzeihen, wenn du heut' den Fehler bei der Frau von Saar wieder gut machen willst.“

— Ich gehe nicht hin.

„Ei, das wäre schön. Sie zählt auf dich. Sie erwartet dich schon Nachmittags zum Thee im Garten. Wir Andern, wir kommen später. Aber nimm dich in Acht! Sie ist liebenswürdig, und da hilft dir alle Geistesschönheit deiner unsichtbaren Ottilia nichts.“

10.

Ludwig Hohenheim war verlegener, als seine Schwester wußte. Er verwünschte, jemals in die Residenz gekommen zu sein, und doch wär' er lieber gestorben, als daß er in die Einsamkeit zur Mutter zurückgekehrt wäre. Er machte Ottilien in seinem Herzen die bittersten Vorwürfe, und doch war ihm ihre Untreue nicht ganz bitter. Er verlor sich in einem ihm bisher unbekannten Labyrinth

von Vorstellungen. Seit Ottiliens Bekanntschaft hatte dieser Name allein sein Herz erfüllt. Drei Jahre lang war er der lieben Heiligen treu geblieben. Ach, es war auch so leicht, unter den Schönheiten von Finn- und Lappland! Und jetzt, bei seiner Heimkunft ins liebe Mutterland, jetzt auf dem Wege, sie zu überraschen, sich an ihr treues, edles Herz zu werfen — jetzt . . . entwickelte der Zufall, oder die Nothwendigkeit, Wünsche in seiner Brust, die ihn nicht schlummern ließen.

Er suchte sich zu zerstreuen, — vergebens las er Ottiliens zärtliche Blätter — das bleichende Gestirn dieses holden Wesens war im Untergehen; keine Kunst hielt es fest. Ein anderer Stern leuchtete und regierte seine innere Welt.

Therese hatte ihn häuslicher Geschäfte willen verlassen. Er warf sich in den Ottoman. Er verhüllte sein Angesicht. Ihm ward's, als schwebe Ottiliens Geist vor ihm. Er hörte ihre rührende Klage flüstern: „ich möchte mich von Allem losmachen in dieser Welt, denn Alles steht nur da, mich anzulocken, gewaltig, und dann mich zu verwunden!"

Nach einer Weile erinnerte er sich des Briefs von Kulms Korrespondenten in Grauenburg. Er ergriff ihn hastig. Er enthielt nichts Bedeutendes. Erst am Schlusse kam die Rede auf Ottilien, in wenigen Zeilen:

„Ew. Wohlgeboren in Betreff der Demoiselle Wangen zu dienen, habe ich die Ehre zu melden, daß mir dieselbe nicht absonderlich und speziell bekannt ist. Sie gehört zu den gelehrten Frauenzimmern; Ew. Wohlgeboren verstehen mich. Dermalen ist dieselbe annoch in Leipzig, wohin sie von einem ihrer Verwandten, einem ehemaligen Obrist in churfürstlich-sächsischen Diensten, berufen worden. In einigen Wochen wird sie zum Besuch ihrer Verwandten in Dero Wohnort kommen. Ich werde Denenselben noch nähere Auskunft darüber mit nächstem ertheilen."

Also kein Wort von Verlobung, von Untreue! Das war boshaft von Theresen.

„Sie liebt mich! Sie ist mir treu!“ seufzte Ludwig und ging langsam durchs Zimmer.

„Und was will der elende Mensch damit sagen: ein gelehrtes Frauenzimmer! — Ist denn das Weib verdammt, die erste Magd im Hause zu sein? Wer darf dem unterdrückten Geschlechte Grenzen zeichnen, wie weit ihm geistige Bildung erlaubt sei? So wenig es des Mannes einziger Beruf auf Erden ist, im Schurzfell oder Chorrock, mit dem Pfluge oder der Feder tägliches Brod zu gewinnen, so wenig ist es des Weibes einziger Beruf, den Männern, als Mädchen, zur Puppe, als Gattin zur Kinderwärterin zu dienen. Des Weibes Geist spricht Gott und die Ewigkeit an, wie der Geist des Mannes — warum soll er sich nicht erheben, wenn er seine Schwingen fühlt? — Aber es ist ein erbärmliches Ding um den Menschenpöbel. — Die gute Ottilia! — Eine arme, verwaisete Blume steht sie da unter den Distelköpfen, ungesehen und verkannt blüht sie hin unterm Unkraut, ach! und wird mit ihm zertreten.

Indem der trübe Ludwig so die Phrase des Grauenburger Korrespondenten rezensirte, trat ein Bursch ins Zimmer mit einem leicht umwickelten Päckchen.

„Der Maler schickt die Portraits an die Frau Landräthin zurück!“ sagte er, und empfahl sich.

Es waren einige Miniaturgemälde. Erst die Frau von Saar, herrlich getroffen, voller Seele, verführerisch, ganz wie sie; und dann Theresen, die Schwester, und dann — und dann — —

Er erstaunte — er hob es empor, glühend, erzitternd — seine Augen wurden feucht — er schwankte zum Ottoman, sank mit dem brennenden Antlitz gegen das Polster, und — das unglückliche Bild zufällig an seine heißen Lippen.

Ein Kuß — so dem kühlen Glase gegeben — war verzeihlich. Er wußte es kaum, er wollte es nicht. Sein Herz schlug heftig, wie bei einer Sünde. Ottilia, dein Freund wankt!

Die Landräthin trat in dem Augenblick herein. Ludwig wußte es nicht, hörte sie nicht. Sie glaubte, er schliefe, so leblos lag er da. — Sie klopfte ihm auf die Achsel. Ludwig erschrak. Sie hatte die zwei andern Gemälde vom Tisch genommen. „Was ist dir?“ fragte sie und erstaunte ob seinen verwilderten Mienen.

„Mir ist gar nicht wohl!“ stammelte er.

— Und doch in so guter Gesellschaft. Hast du die Portraits betrachtet? —

„Nein!“

— Aber das dritte. Wo ist Fridoline Bernek? Hat es der Bursch vergessen? —

„Nimm's!“ — Er zog es unter seinem Arm vor, und reichte es ihr, mit abgewandten Augen.

— Zum Sprechen ist sie's, die Fridoline. Unter uns gesagt, deine schmachtende Ottilia, mit ihren goldgelben Locken, die ihren Kopf wie Heiligenschein umweben, kömmt doch dieser lieblichen Sünderin mit dem kastanienbraunen Haar nicht gleich.

Ludwig sprang auf. Die Schwester hielt ihn. „Halt, es war so böse nicht gemeint. Verstehst du keinen Scherz mehr? — Gib mir auf der Stelle einen Kuß!“

Er küßte sie.

„Wähle nun!“ sagte sie, und hielt ihm die Bildnisse der Frau von Saar und Fridolinen hin: „Eine von diesen will ich dir geben.“ Ludwig schüttelte lächelnd den Kopf. „Keine!“ sagte er, und verließ das Zimmer gählings.

11.

Es war ein lauer Junius=Abend, die Sonne nahe dem Untergehen.

Als Ludwig in den Gartensaal der Frau von Saar trat, fand er schon Gesellschaft beisammen. Man saß am Thee; die Unterhaltung gaukelte unstät über alles Schöne und Bittere des Lebens hin; Ludwig mischte unbefangen seine Einfälle dazu. Aber seiner Laune sanken allgemach unwillkürlich die Flügel. Er wußte nicht warum? — aber wir wissen es. Unter den schönen Männer= und Weibergestalten mangelte die reizendste; Fridoline Bernek fehlte.

Keiner der Gesellschaft vermißte sie. Ein ältlicher Herr verfiel zuerst darauf, von ihr zu reden.

„Wo sie auch sein mag?“ fragte ein anderer.

— Sie geht mit dem Herrn von Thau im Garten! — erwiederte Frau von Saar.

„Ein liebenswürdiger, junger Mann!“ setzte eine Dame hinzu, die am Spieltisch saß.

— Er hat sich auf seinen Reisen sehr vortheilhaft ausgebildet, bemerkte der ältliche Herr: lassen Sie sich von seinen Gefahren erzählen, die er in Paris bestanden. Er war unter Robespierre dort. Er sah Charlotte Corday fallen. Man kann ihn nicht ohne Entsetzen und Wehmuth erzählen hören.

„Wie spricht er von der Corday?“ fragte eine Blondine.

— Beinahe mit Begeisterung! versetzte der Herr: Und wahrlich, ihr Heldenmuth verdient Bewunderung. Sie ging ihr Vaterland zu erlösen von einem Ungeheuer, und freute sich des Römertodes. Ich kenne die Vorwürfe, die tadelnden Bemerkungen, so der That des edeln Mädchens gemacht wurden, aber die Menschheit wird ihren Namen wie ein Heiligthum bewahren.

Der alte Herr gerieth unvermerkt in Wärme. Sein Feuer ent=

zündete die ganze Gesellschaft. Es erhob sich eine furchtbare Opposition, an deren Spitze die Frau von Saar stand. Nur Ludwig blieb ohne Theilnahme. Er stellte sich mit finsterm Blick und verschränkten Armen zum Zirkel der Streitenden und hörte nichts.

„Also mit Herrn von Thau geht sie? und er ist liebenswürdig!“ dachte er: „Und doch weiß sie, daß ich kommen würde — und sie selbst mahnte mich noch, nicht auszubleiben, und keine andere Einladung zu wählen. Und geht mit ihm! — und während des Tanzes, wie sie da bebte, und mir schüchtern ins Auge sah — und wenn sie stumm vor mir stand, und dann zu ihren Gespielen eilte, und während des Plauderns und Lächelns doch wieder flüchtig zu mir herüber sah — mein Gott, das Alles ist nur Gefallsucht, nichts als das? — O, Unschuld, welchen Blick und welchen Ton mußt du nun wählen, wenn Koketten dich verrathen in deiner Gestalt? — Nein, Kokette ist sie nicht. — Was ist's denn Böses, mit ihm durch den Garten zu gehen?“

Ludwig hatte bei diesem Selbstgespräch der Gesellschaft den Rücken gekehrt, und stand an der Thür, die in den Garten führte.

„Aber sie scheint sich doch bei ihm nicht zu langweilen. Mag sie! Wahrhaftig, ich will das traute Pärchen nicht stören. Ich käme vielleicht sehr im ungelegenen Augenblick.“

Bei diesen Worten, die freilich nur gedacht wurden, stand Herr Ludwig Hohenheim im Garten, und ging sehr ehrbar den Weg hinab, zwischen Blumen und Fruchtbäumen.

„Was interessirt sie mich auch? Es fehlte mir wahrhaftig noch, ihr nachzuschleichen, wie ein eifersüchtiger Ehemann! — Nein, liebeln Sie, Mademoiselle, mit wem Sie wollen, das gilt mir wohl sehr gleich.“

Hier drehte er sich seitwärts gegen die dunkeln Laubgänge am Spalier, und sah beiläufig rechts und links nach — den Blumen. Er blieb vor einem üppigen Rosenbusch stehen. Er brach eine

der aufgeknospeten Rosen, in deren halboffenem Busen der helle Karmin glühte.

„Sehr schön! ich will sie der Frau von Saar bringen. Es wird sich ein Moment finden, daß Demoiselle Bernek Augenzeuge davon sein kann. Wenigstens wird sie fühlen, daß sie meinem Herzen bei weitem so nahe nicht ist, als sie vielleicht glaubt.“

Er gerieth jetzt in eine anmuthige Wildniß, nach englischem Geschmack angelegt. Er folgte dem kleinen schmalen Pfad durchs Gebüsch gegen ein hohes Felsenstück — da saß einsam Fridoline Bernek.

12.

Und, wie sie da saß, auf dem hölzernen Bänkchen, an die Felsenwand gelehnt, umweht vom hängenden Epheu, und den Zweigen des Fliederbaumes mit den schneeweißen Blüthenbüschen — wer hätte der lieben Sünderin nicht gern Alles verziehen? Nur Ludwig Hohenheim, der Unbarmherzige — ach, vielleicht dachte sie an ihn! — nur er, ohne alles Gefühl — und doch war keine Spur vom Herrn von Thau zu sehen! — faßte den Entschluß, sich zu stellen, als hätte er sie nicht bemerkt, und seitwärts einen Nebenweg einzuschlagen.

Er that's, und stand — zitternd vor ihr. .

Fridoline war im Ernst erschrocken, der gute Ludwig aber verstellte sich auch nicht, als er seine Entschuldigungen hinstammelte, sie gestört zu haben.

„Es ist schön hier. Ich habe mich ganz vergessen!“ sagte sie.

— Gewiß es thut mir weh, Sie vielleicht aus einer noch schönern Welt zurückgerufen zu haben.

„Ja wohl, aus einer schönern Welt! ich dachte . . .“

— Sie stocken?

„An einen Freund.“

— Der Glückliche hat Ursache, mir zu zürnen.

„Man soll der Entfernten nicht vergessen über den Nahen.“

— Darf ich auch glauben, hoffen . . . daß ich zu den Nahen gehöre?

„So lange Sie nahe sein wollen.“

— Haben Sie am Wollen von mir je gezweifelt? — Aber — daß ich's beweisen könnte . . .

„Sie sind sonderbar. Wozu Beweise, wenn kein Mißtrauen Beweise fordert?“

— Kein Mißtrauen? So würden Sie mir glauben, daß ich diese Rose nur für Sie gepflückt habe?

„Ich glaub' es; glaub' Ihnen gern, und nehme den Beweis.“

Ludwig reichte ihr die Blume; sie zitterte in seiner Hand, Fridoline streckte die Hand aus, und — sah lächelnd ihrem schüchternen Freund ins Auge. Wer die Schuld hatte, ist schwer zu sagen, aber die Knospe brach vom stachlichten Stengel ab und fiel zu Boden zwischen ihnen.

Fridoline erschrak. Ludwig bog sich hinab und hob die Blume auf.

„Eine traurige Vorbedeutung!“ lächelte ihn das Mädchen an.

— Nicht doch! nehmen Sie nur die Rose, ich will die Dornen für mich behalten.

„Freunde sollen redlicher theilen.“

— Auch das! wenn mich die Dornen verwunden, wollen Sie mich heilen?

Fridoline blieb die Antwort schuldig. Sie legte ihren Arm in den seinigen. Beide gingen schweigend gegen das Gebüsch zurück, das an die Laubengänge rührte. — Der Weg, sonst kurz, war jetzt zu weit. Sie ruhten oft.

Und wenn sie unter den Gebüschen standen, verloren sich ihre Blicke in einander. Die Espen und Hangebirken flüsterten ver-

traulich über ihnen im Abendhauch; nur sie beide blieben sprachlos und flüsterten sich nichts. Aber Ludwigs Augen sagten stillklagend: Ich bin schon verwundet von den Dornen; willst du mich heilen? Und Fridolinens Auge sprach: Betrüger, ich habe nicht die Rose nur empfangen, du gabst mir auch die Dornen.

Sie gingen weiter. Aber es war kein Gehen, es war ein Schweben, oder Schleichen, wenigstens kein Flug. Denn die Espen und Hangebirken flüsterten noch lange über ihnen, und sie waren doch schon lange unter ihnen hingegangen. — Sie empfanden auch keine Langeweile, ungeachtet Niemand ein Wort sprach. Sie sahen sich an, und schlugen die Augen nieder: ihre Seelen neigten sich zusammen. Um ihnen war kein Himmel, keine Erde, nichts nahe, nichts fern im Raum; für sie hatte die Zeit keine Zukunft, keine Vergangenheit. Arm in Arm geschlungen, mit gehemmten Seufzern schwebten sie durchs Gebüsch. So schweben die seligen Schatten unter den Palmen Elysiums.

Als sie zu dem Rosenstrauch kamen, ruhten sie abermals. Ludwig wollte ihr sagen: „Hier war's, hier brach ich die Rose für Sie, und fühlt' ich den ersten Dornenschmerz.“ Fridoline wollte ihm sagen: „Ach, wie der Blüthen so wenige, und der Dornen so viele! Und wenn jene entblättert auf die mütterliche Erde zurücksinken, dann bleiben nur die Dornen, und sie dauern immer, und überleben alle Freuden!“

Ihr schönes Haupt neigte sich schwermüthig; ein Seufzer zitterte über ihre Lippen. Ludwig wollte eine frische Rose nehmen, und nahm Fridolinens Hand. Er bebte, als habe er Hochverrath begangen. Aber ein leiser Druck der zarten Hand verkündete ihm Gnade. Er bog sich herab und küßte mit Inbrunst die Hand.

Da war's ihnen, als blühte der Rosenbusch schöner; sie sahen und fühlten keine Dornen mehr. Ueber ihnen brannte der Abendhimmel, und die Zweige aller Bäume, das Laub aller Stauden

und Blumen glühte röthlich. Der weite Horizont, mit Rosen bedeckt, schien sie der Erde zurückzuwerfen, um die Stunde eines glücklichen Menschenpaares zu feiern.

Sie gingen langsam zur Gesellschaft zurück. Wie gern hätten sie sich einsam in der Welt sehen mögen!

„Fridoline!“ flüsterte ihr leise Ludwig ins Ohr. — Sie antwortete nicht. Ihr Arm umrankte aber dichter den seinigen; der trauliche Name, von seinen Lippen, goß neue Gluth in ihr bewegtes Herz. Und immer tönte es vor ihrem Ohr: Fridoline!

Als sie vor der Thür des Gartensaals standen, scholl plötzlich eine mächtige Stimme hinter ihnen her: „Herr Hohenheim! Herr Hohenheim! ein Brief aus Island! ein Brief aus Island!“

Ludwig erschrak. Amos kam odemlos durch den Garten, den Brief emporgeschwungen. Ludwig ging ihm entgegen. „Narr, was treibst du für einen Lärmen?“ —

„Aber sehen Sie doch nur, mein Herr, er kömmt ja direkt aus Island, sehen Sie doch nur.“

13.

Er erkannte Ottiliens Handschrift und Siegel. Unglücklicher hätte der Brief seine Stunde nicht wählen können. Ludwig ward blaß und entfernte sich schnell.

Fridoline war stehen geblieben. — „Von Island?“ fragte sie den ehrlichen Amos, der betroffen seinem Herrn nachsah, dessen Entfärbung er wahrgenommen.

„Ja Mamsell, er kommt allerdings von Island.“

— Hat Euer Herr Bekanntschaft in Island? — Es ist doch nicht in der Insel Island?

„Allerdings in der Insel.“

Ist Euer Herr dort gewesen?

„Sein Lebtag nicht. Man muß ihm nur nicht davon reden, denn er hat noch die unbändige Lust dahin.“

— Das glaub' ich kaum. Es ist ein wenig zu weit.

„Hm, das ist für unsereins ein Spaziergang. Wir sind wohl noch weiter gewesen.“

— Was versteht Ihr unter dem Wir?

„Mich selbst.“

— Und Seinen Herrn?

„Keineswegs.“

— Wie hat denn Sein Herr Korrespondenten in Island, wenn er nie dort gewesen?

„Hm, ja, das ist eine Sache. Aber — mein Herr ist ein großer Gelehrte. In Island hat es an der hohen Schule auch große Gelehrte, und so schreiben sie einander. Ich weiß das: Ich bin bei einem Professor in Diensten gestanden, der schrieb sogar nach Rom und Venedig am adriatischen Meer.“

Amos, dem bei dem vielen Fragen der schönen Jungfrau allmälig bange ward, Verbotenes auszuplaudern, machte eine tiefe Verbeugung und schlich seinem Herrn nach.

Er fand ihn am entlegensten Ende des Gartens. „Erwarte mich an der Gartenthür, Amos!“ Amos ging.

Ludwig warf sich auf eine zerfallene Rasenbank. Er las Ottiliens Brief zum drittenmal. — Wir heben nur einige Stellen aus demselben, welche unsern Freund am meisten erschütterten.

— — „Theodor! Theodor! verzeih' es mir. Ich sehne mich nach deiner Heimkunft. Ich bin nicht die Vorige mehr. Ein Traum dieses Morgens hat Alles in mir umgestaltet. Ich fühle mich, wie berauscht.

„Verachte mich nicht. Daß ich dich unaussprechlich lieb gewonnen, ist ja keine Sünde. Wie du mir immer erschienen bist,

bist du ein guter, vortrefflicher Mensch, bist du besser, als ich. Was kann ich dafür, daß ich dich liebe?

„Du bist mir im Traum erschienen. Ich fand dich am Ufer deines nordischen Meeres, unter den schwarzen Trümmern der Felsen, wie du mir sie in deinen Briefen malst. Am weiten Himmel zuckte das bläuliche Roth eines Nordlichts, und die Sterne schwammen im entzündeten Horizont. Ich litt an geheimer Furcht. Ich sehnte mich nach einem lebendigen Wesen. Theodor, ich habe dich gesehen. Du nahmst mich in deinen Arm. Theodor, was habe ich da empfunden!

„Ach, spotte nicht mein. Ich bin eine Träumerin. Ich war es von Kindheit an; und war glücklicher in der Welt meines Glaubens und Wähnens, als in der wirklichen. In jener fand ich Frieden und Tugend und Liebe; in dieser aber nur Qual, und todte Namen des Schönen, und todte Kunst.

„Komm zurück! ich will dich sehen. Soll ich sterben, ohne den Mann zu kennen, der mir so theuer ward, und mein Leben rettete? Ich will dich, wie eine Schwester, lieben, sei du mein Bruder.

„Ich schaudere und empfinde es wohl. Meine Hoffnungen welken zusammen, meine Wünsche blühen aus, und tragen keine Frucht. Einsam unter den Millionen auf Erden, sehn' ich mich nach einem bessern Stern. Ich werde dich nie sehen — o mein Theodor, nie! — Möchte der Schutzengel meiner Tage die Fackel auslöschen, indem ich träume von dir. — — —"

Ludwig war außer sich. Er weinte. Er küßte das Blatt. „Nein, Ottilie!" rief er: „Nein, du himmlische Unschuld, ich verlasse dich nicht! — ich will dich sehen — ich will dich nicht verlassen."

Er eilte zur Gartenthür, wo Amos ihn erwartete.

„Amos, packe meinen Reisekoffer, und bestelle Postpferde. Morgen um vier Uhr reisen wir fort."

— Morgen um vier Uhr? rief Amos, und machte ein langes Gesicht.

„Das wäre allerliebst!“ sagte die Frau Landräthin, die so eben mit ihrem Gemahl in den Garten trat. „Nein, Herr Hohenheim, so schnell geht's nicht.“ Und bei den Worten nahm sie seinen Arm und führte ihn zum Saal.

„Du gehorchst, Amos!“ rief Ludwig zurück.

— Du gehorchst nicht, Amos, auf meine Verantwortung! rief lachend Therese.

„Ich muß, in jedem Fall muß ich! Ich will nach Leipzig!“ rief Ludwig.

— Denken Sie nur, sagte Therese, indem sie zur Gesellschaft kam: Herr Hohenheim will uns morgen verlassen, bestellt Postpferde nach Leipzig!

Die ganze Gesellschaft lief zusammen, und umringte den armen Ludwig, und bestürmte ihn mit Bitten, zu bleiben. Nur Fridoline blieb still in der Ferne, und wagte sich nicht unter die Bittenden.

Da ward keine Liebkosung, da ward kein Drohen gespart. Jeder und Jede wußte ihm so viel Schönes zu sagen. Es ward ein Wetteifer unter Allen, wer den Eigensinnigen durch schmeichelnde Beredsamkeit beugen könnte. Umsonst.

„Daran ist der isländische Brief schuld!“ sagte die Frau von Saar bitterlächelnd: „wer weiß, von welcher geliebten Hand er gekommen?“

„Ein isländischer Brief?“ sagte Therese erstaunt: „Wie so? wann?“

„Amos hat es gesagt!“ antwortete die junge Wittwe.

Jetzt folgte ein neuer Sturm. Ludwig blieb unbeweglich; alles was er zugestehen wußte, war, wenigstens noch nicht mit Gewißheit zu bestimmen, ob schon morgen abzureisen. Alle schalten auf die isländischen Briefe. Fröhlicher Muthwille war wieder rege.

Man brach auf zum Nachtessen, um dort die Sache weiter zu verhandeln.

Jeder der Herren nahm seine Dame, um sie durch den Garten nach dem Hause zu führen. Ludwig blieb trübsinnig am Fenster stehen; Fridoline war die letzte. Er bemerkte es und bot ihr schweigend den Arm.

Und als sie der Gesellschaft folgten, machte sich Fridoline los, und drückte das Schnupftuch an ihre Augen. — Ludwig trat zu ihr. „Sie weinen?“ fragte er mit ungewisser Stimme. Sie antwortete nicht. Er wollte ihre Hand nehmen. Sie wand sich los und sagte: „Ich bitte Sie, Herr Hohenheim, lassen Sie mich.“

— Zürnen Sie mir, Liebe?

„Gewiß nicht.“

— Wollen auch Sie, daß ich nicht reise?

„Reisen Sie! — morgen — heut —“

— Und es ist Ihnen gleichgültig?

„Nein, Sie müssen reisen. Es ist mir lieb, sehr lieb!“

— Wohlan, ich will denn, da es Ihnen so lieb ist. Ach, Fridoline, und wenn ich reise, ist nichts, was mich schmerzt, als Sie kennen gelernt zu haben. Ich bin unglücklich . . . Sie ahnen meine Lage nicht . . . sehr, sehr unglücklich bin ich . . . ich behalte die Dornen. — Aber ich muß fort. Mein Schicksal ruft. Ich bin durch mich selbst betrogen, ein wunderbares, unseliges Spiel des Verhängnisses richtet mich zu Grunde. — Aber nur eins, Fridoline, nur eine Bitte, beurtheilen Sie mich nicht falsch! Haben Sie wenigstens in meiner Abwesenheit einige Empfindung der Freundschaft für mich.

Sie antwortete nicht.

„Sehen Sie mich an!“ fuhr er mit bittender Stimme nach einer Pause fort: „Sie sind mir nicht böse?“

Fridoline ließ die Hände von ihrem Antlitz fallen. Der Voll-

mond stieg in demselben Augenblick aus den schmelzenden Wolken hervor, und goß milden Glanz durch die dämmernden Bäume, Gebüsch und Blumen, und über die schöne Gestalt Fridolinens. Wie ein stiller Engel stand sie vor ihm, mit einem Blick voll Liebe und Wehmuth.

„Reisen Sie immerhin," sagte sie nach einer Weile, „seien Sie glücklich!"

— Ich bin's nun nicht.

„Und ich . . ." sie wollte mehr sagen.

— Ich bleibe. Ich reise nicht! rief er mit Thränen im Auge, und hielt Fridolinen in seinem Arm.

Sie sah ihm ins Gesicht, sah seine Thränen. „Lieber Hohenheim, Sie sollen, Sie müssen reisen! Ich bitte Sie darum. Oder können Sie nicht, wollen Sie nicht: so . . ."

— Reden Sie aus, Fridoline.

„So reis' ich fort."

— Und warum wollen Sie meinen Umgang nicht? Wollen Sie nur mich nicht sehen? Hab' ich Sie beleidigt?

„Nein. Doch noch eins. Es ist nun gleich. Bleiben Sie bis Sonntag Abends. Es sind bis dahin nur drei Tage. Dann verreis' auch ich. Fragen Sie nicht, warum? Sagen Sie der Gesellschaft nichts davon. Können Sie mir das versprechen?"

— Ich will.

„Und Sie bleiben bis Sonntag Abends?"

— Gewiß.

Sie reichte ihm die Hand. Er drückte sie an sein Herz. Sie kamen zur Gesellschaft.

14.

„Ist es dein Ernst?" fragte am folgenden Tage die Frau von Saar Fridolinen.

— Mein voller Ernst. Ich schätze den jungen Menschen. Es ist wahr, er ist angenehm im Umgang, lebhaft, witzig, alles was du willst. Aber ich könnte ihn unmöglich lieben.

„Du sprichst doch von Ludwig Hohenheim?“

— Von ihm und von keinem Andern.

„Du bist mir unerklärlich, Fridoline. Sieh, wär' ich ein Mädchen, Hohenheim böte mir seine Hand, ich . . .“

— Wohlan, was das Mädchen nicht kann, ist der fünfundzwanzigjährigen Wittwe erlaubt. Er wird kaum dreißig Jahre haben.

„Aber du begreifst doch, daß er mich nicht liebt; daß du es bist, die er anbetet.“

— Du irrest dich. Und sei es auch, daß ihn die Laune angewandelt hätte, mich ein wenig zu lieben: du wirst zugeben, daß das noch nicht hinreicht, mich ihm zu überlassen? — Genug, als Liebhaber wär' er mir unerträglich.

„Du schwärmst, liebes Kind. Welcher Unterschied ist denn zwischen einem Liebhaber und einem angenehmen Freund? Wahrhaftig, du wirst doch von Männern nicht erwarten, daß sie so lieblich, so, Gott weiß, wie? sind, wie in den Romanen? — Und hast du auch in deinem Leben nur einen einzigen Roman gelesen, worin die Historie eines Ehemannes stand? Ich kenne keinen erträglichen der Art. Du mußt daraus schließen, daß Männer, als Ehemänner, sehr bedeutungslose Wesen sind. Nur als Liebhaber interessiren sie durch die Mannigfaltigkeiten ihrer Narrheiten. — Den angenehmen Freund und Gesellschafter vor der Hochzeit wirst du auch immer nach der Hochzeit wiederfinden. Der romantische Liebhaber hingegen legt sein Narrenkäppchen nieder, sobald du den Brautkranz abnimmst. Das will aber noch nicht sagen, daß der gestrenge Ehepatron nicht auch noch Narr mit einem Narrenkäppchen sein könnte. Zuweilen, Gott sei bei uns, wird aus ihm ein unleidlicher, fader, langweiliger Sünder.“

— Sprichst du aus Erfahrung?

„Leider! Mein alter Herr, Gott hab' ihn selig, war in seinem neunundfünfzigsten Jahre ein so närrischer Adonis, wie irgend einer, trotz seines Hustens. Meine Eltern schwatzten mir viel Schönes vor, und machten mir große Erwartung. Lieber Himmel, ich war ein gutes Kind und gehorchte. Aber ach, Gott hab' ihn selig! nach der Hochzeit, da sah der alte Herr ganz anders aus. Den Husten hätt' ich ihm wohl noch verziehen, aber . . .“

— Sei es. Du sollst in Allem Recht haben. Nur verlange von mir nicht, was ich nicht kann. Und ich kann und will Hohenheim unmöglich lieben. Noch mehr, doch laß ihm nichts merken davon, ich gestehe dir, er ist mir wirklich zuwider. Ich kann ihn nicht ertragen, es wird mir weh, schonend gegen ihn zu sein. Und noch gestern Abend that ich mir alle Gewalt an.

„Du scherzest.“

— Ich habe nie ernsthafter geredet, als jetzt. Ich zeige dir zugleich an, daß ich heute nicht ins Kränzchen gehe. Vielleicht wär' er da. — Für den Sonntag Abend hab' ich's der Landräthin Kulm nicht abschlagen wollen. Ich will dem Himmel danken, daß ich . . . wenn nur erst der Sonntag Abend vorüber sein wird!

„Und so hätt' ich mich wirklich betrogen?“

— Ich weiß nicht worin? Ich habe dir aber, als meiner Freundin, heilige Wahrheit gesprochen. Nur um den einzigen Gefallen bitt' ich dich, verschone mich, von Hohenheim zu reden. Ich trete dir die Eroberung gern ab.

„Aufrichtig, liebe Fridoline, dein Herz gehört also einem Andern?“

— Ja! siehe, ich rede dir freimüthig; und jetzt von allem dem kein Wort mehr. Ich liebe, und liebe unglücklich.

„Nur eins noch. Und wenn du keinen Andern liebtest, würde Hohenheim dir dann . . .“

— Nein!

15.

Als Fridoline auf ihr Zimmer kam — sie wohnte im Hause der Frau von Saar — fand sie unter ihrem Spiegel Hohenheims Portrait, und — die verwelkte Rose, so sie von Ludwig gestern Abends erhalten hatte.

Der Muthwille ihrer Freundin erreichte den Zweck nicht. Fridoline blieb erschrocken vor dem Bilde stehen. Sie nahm es ab, und die zerfallene Rose dazu, und wankte zitternd gegen die Thür. „Soll ich denn hier schlechterdings verkuppelt werden?“ dachte sie, und die Thür flog auf und die Frau von Saar, um Fridolinen zu überraschen, trat lachend herein.

„Nimm dies!“ sagte Fridoline mit schwerer, gebrochener Stimme.

— Was ist dir? rief die Frau von Saar im Schrecken, beim Anblick Fridolinens! Du bist todtenbleich! hat dir mein Scherz . . . dir ist nicht wohl.

„Nimm dies!“ wiederholte Fridoline, und sank auf einen Sessel. Sie läutete dem Kammermädchen, und befahl frisches Wasser.

„Das hättest du mir nicht thun sollen!“ sagte Fridoline.

— Mein Gott! entgegnete Frau von Saar: konnt' ich glauben, daß eine solche Antipathie, oder wie soll ichs nennen? unter euch beiden Leuten . . . es ist ja unerhört. Ihr scheint euch einander zu gefallen. Seit drei Wochen sahet ihr euch fast täglich. Ihr scheint euch einander gegenseitig zu beobachten, und, während ihr euch vermiedet, zu suchen. Noch gestern . . .

„Du hast mir versprochen, nicht mehr von Hohenheim mit mir zu reden.“

Die Frau von Saar verlor alle Heiterkeit. Sie ging unruhig und schweigend im Zimmer auf und nieder; sah Fridolinen mit Augen des Mitleids an, wollte zu ihr reden — drehte sich wieder

ab, läutete dem Kammermädchen, und befahl den Wagen, um sogleich zur Landräthin Kulm zu fahren.

Fridoline hörte den Befehl, und warf den Kopf unwillig auf die Seite. Ihr Verdacht bestätigte sich nur zu sehr, daß man darauf ausgegangen sei, zwischen ihr und Hohenheim eine Verbindung zu stiften. Erst jetzt ward ihr so Manches in dem Betragen der Frau von Saar und der Landräthin deutlich. Erst jetzt begriff sie, warum man sie dem Hohenheim immer, wie durch Zufall, entgegengespielt hatte. Ihr weiblicher Stolz empörte sich. Sie konnte kaum den Unmuth bergen. In Thränen entfesselte sich ihr gepreßtes Herz.

Die Frau von Saar ging noch immer voller Gedanken auf und ab. Eine Viertelstunde lang waren sie so beisammen, ohne daß eine von ihnen die Stille unterbrach. Der Wagen rollte herbei. Frau von Saar näherte sich Fridolinen, und nahm deren Hand in die ihrige.

„Du weinst, liebes Kind," sagte sie: „ich beklage es, dich wider Willen betrübt zu haben. Du wirst es in Zukunft einsehen, wie gut ich's mit dir meinte."

— Ich danke dir wenigstens für die gute Absicht, entgegnete Fridoline — und aller Unwille war wieder von ihr gewichen.

Frau von Saar schien sehr bewegt. Ihre Augen netzten sich. Fridolinens weiche Stimmung gaben ihr noch einmal Muth, das Wort über den verhaßten Gegenstand zu nehmen.

„Ich beschwöre dich, liebes Mädchen," rief sie in einem durchdringenden Ton, „ich beschwöre dich bei unserer schwesterlichen Freundschaft, sei redlich gegen mich. Ist's dein entschiedener Sinn? du kannst den guten Hohenheim nicht lieben?"

— Ich kann es nicht! — schluchzte Fridoline.

„Unglückliches Kind, so beklag' ich dich. Er wäre der Mann gewesen . . ."

Fridoline unterbrach sie. „Kein Wort unter uns mehr von ihm!“ Sie warf sich weinend auf das Ruhebett.

16.

Einen ähnlichen Stand hatte die Frau Landräthin mit ihrem Bruder fast zu gleicher Stunde; sie war nicht glücklicher bei ihm, als die Frau von Saar bei Fridolinen gewesen.

„Du magst nun wollen oder nicht,“ sagte sie, „ich muß dir von Fridolinen reden. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß sie dir gefiele. Es ist ein gutes Kind. Sie weiß alle Herzen zu gewinnen. Ich wette, sie liebt dich.“

— Ich weiß das Gegentheil! rief Ludwig: Und wenn sie mich liebte, mir ist's unmöglich . . . ich flehe dich um alles in der Welt an, laß mir Ruhe.

„Nein, Ludwig, du täuschest dich selbst. Fridoline hat gewiß so viel Geist, so viel Empfindung, als deine Ottilia; und wenn du willst, sie ist schöner, als deine Unsichtbare. Sieh', ich könnte die Vergleichung weiter treiben zwischen beiden, und noch mehr, es soll geschehen — nur Geduld, ich erfahre heute noch Vieles.“

— Woher?

„Von der Frau von Saar.“

— Kennt sie Ottilien? kennt sie sie?

„Sie wird Nachricht von ihr erhalten. Ottilie wird erwartet. Sie wird in unsern freundschaftlichen Zirkeln erscheinen.“

— Wohlan, Schwester, dann und nicht eher geb' ich dir entscheidende Antwort.

„Es ist umsonst. Du lebst in eiteln Einbildungen. Du erwartest einen Engel, und findest ein so gewöhnliches Mädchen, daß du mit Unwillen ihm den Rücken kehrst. Wie ist's auch mög-

lich, daß ein Mensch von Bildung, von Menschenkenntniß und Erfahrung sich so grob betrügen kann? Wie viele Mädchen hätten sich nicht in diesen oder jenen Schriftsteller oder Dichter verlieben müssen, wenn sie Närrinnen genug gewesen wären? Man weiß ja, daß ihr Dichter nicht immer in Versen plaudert; daß eure Lippen nicht immer die Sprachen der Musen tönen; daß ihr im gemeinen Leben prosaische Menschen seid, und nur Götter am Schreibtisch. Es gehört zum glücklichen Leben in der Ehe mehr, als Einbildungskraft und Geistesschwung. Gesundheit des Leibes und der Seele, helle Laune, die sich immer gleich bleibt, sanftes Ertragen der Fehler des Andern, eine Gabe, über das Einförmige des häuslichen Lebens den Zauber des Schönen, den Reiz ewiger Neuheit zu verbreiten, aus den trockenen Felsen Wasserquellen zu schlagen, Thränen hinwegzulächeln — das ist's was in der Ehe vonnöthen ist."

— Hört mir doch die Philosophin! — sagte Ludwig lächelnd.

„Spotte immerhin. Ich weiß, du kannst das alles besser sagen, als ich. Wenn aber der geschickte Arzt krank ist, kennt er weder sich, noch die Arznei, und er nimmt sie auch aus der Hand seines Schülers. Ich habe nicht viel gelesen; aber ich glaube die Erfahrung an Andern gemacht zu haben, daß Vielleserei Herz und Kopf verdirbt. Alle Vielleser verlieren ihr Eigenthümliches. Sie sind sich unbewußte Nachäffer ihrer Romanhelden. Sie sind in ihrem Kreise nie, was sie sein sollen, weil sie mehr sein wollen, als wir Alltagsmenschen. Kraftlos im Guten, wollen sie mit Fehlern glänzen. Sie finden die Welt schlecht, und für sich nicht gebaut, weil es darin nichts, als eines reinen Herzens und eines gesunden Mutterwitzes bedarf, um froh zu sein. Ich kenne Mädchen, die sich rothe Augen weinen wegen der Seelenschönheit in ihren Romanen, und sich schämen würden, auf der Straße einen übergefahrenen Bettler auf die Seite zu ziehen. Ich kenne Mütter,

die süße Wiegenlieder schreiben, während ihre Kleinen in Unreinlichkeit verderben."

— Willst du nicht näher rücken?

„O ja, ich kenne Männer, die sich, aus Liebe zum Romantischen und Sonderbaren, um Ruhe und häusliche Glückseligkeit betrügen."

— Und ich kenne Weiber, die recht artig, geistvoll und liebenswürdig sind, die dennoch beständig keifen und zanken, weil sie fordern, daß alle Schuhe über einen Leist geschlagen sein sollen; die sich gar nicht darein schicken wollen, daß man auch anders denken und empfinden könne, als sie; die jeden rechtschaffenen Mann für einen Romanhelden halten, der nicht das ABC hersagt, wie sie es gelernt hatten.

„Du machst mich nicht böse. Aber, Ludwig, sei ehrlich gegen dich selbst! — Du liebst Fridolinen, und willst sie nicht lieben, um Ottilien treu zu bleiben. Ist's nicht so?"

— Ich erkläre dir, Therese, feierlich und zum letzten Male, Fridoline ist mir gewiß sehr gleichgültig. Mein Herz fühlt nichts für sie. An Liebe ist nicht zu denken; an Heirath noch weniger. Und damit Basta!

Therese wurde abgerufen. Frau von Saar ließ sich auf einen kurzen Besuch bei der Landräthin melden.

In Herzensangelegenheiten, besonders zweier Liebenden, soll sich unaufgefordert nie der Dritte mischen. Liebende haben gefährliche Launen, weil sie Seelenkranke sind. Sie wollen das Gegentheil von dem, was man von ihnen will. Dies hätten Frau von Saar und Therese wohl wissen sollen; aber die Gesunden denken selten daran, wie ihnen vor der Genesung war. Und eben darum, weil die beiden Damen alles recht gut zu machen glaubten, verschlimmerten sie alles.

17.

Inzwischen hatte der arme Ludwig, geäfft von seinen Einbildungen und Empfindungen, bei weitem nicht den Sieg so sehr über sich errungen, als er vielleicht selbst glaubte. Es war ihm ernstlich darum zu thun, Fridolinens Bildniß aus seinem Gedächtniß zu tilgen. Er verschwendete alle Kunst, sich zu überreden, daß sie ihm sehr gleichgültig sei, daß die Anmuth ihrer Gestalt ihn nur überrascht und einen Augenblick geblendet habe. Er fand es seiner männlichen Würde, seiner Charakterfestigkeit unangemessen, geprüfte Liebe und Treue eines Mädchens, welches ihn seit drei Jahren beseligt hatte, aufzuopfern bei der ersten, flüchtigen, kaum vierwöchentlichen Bekanntschaft mit einem Frauenzimmer, das sich vor andern seines Geschlechts allenfalls durch äußern Reiz auszeichnete.

Allein des Herzens Mühe war umsonst. Vergebens nahm er Ottiliens Gemälde von seiner Brust, und hielt es sich in den gefährlichsten Augenblicken vor die Augen. Ihr blaues Auge lächelte noch so fromm, wie sonst. Ihre Goldlocken glichen noch immer dem Heiligenschein, wie sonst. Aber unvermerkt verdunkelte sich sein äußerer Blick, und vor seinem Innern schwebte Fridolinens Bild, mit all' der namenlosen Anmuth, welche Lieb' und Jugend geben. Ihr schwarzes Auge sprach tiefes Gefühl; ihr dunkelbraunes Haar löschte den Glanz von Ottiliens Heiligenschein. — Bald erschien sie ihm wie damals im Garten, umflossen vom Licht des Mondes; bald wieder als Tänzerin, neben ihm schwebend, im blendenden Glanz von hundert Kerzen, ihr ganzes Wesen Freude athmend.

„Und sie liebt mich, o sie liebt mich!“ rief er dann mit Entzücken und Schmerz. Er nahm Ottiliens Bildniß wieder. Er las in den unschuldsvollen Augen den stillen Vorwurf seiner Untreue. Er klagte sich selbst an. Er fand die Qual unleidlich,

und wünschte tausendmal in Lapplands Winterwelt geblieben zu sein. Ach, da schlief er harmloser auf Thierfellen in der armen Hütte, als jetzt auf weichen Dunen!

Therese, mit weiblicher Schlauheit, belauschte nicht ohne Vergnügen den geheimen Kampf. „Wohlan,“ sagte sie zu ihm, „wohlan, Brüderchen, ich sehe, du bleibst wie ein ächter Ritter von der Tafelrunde deiner Schönen getreu. Ich will in deinem Zaubermährchen nicht die Rolle der boshaften Fee spielen, und die zwei zärtlichen Herzen trennen. Behüte mich Gott dafür! — Mein Plänchen ist freilich vereitelt. Aber dein Glück soll meinen Wünschen voran gehen. — Sei ruhig. Auch Fridoline, du hast Recht gehabt, und ich war der betrogene Theil . . .“

— Was ist Fridoline? — rief Ludwig hastig.

„Sie liebt dich nicht. Sie ist, aber du darfst nicht wieder plaudern . . .“

— Sie ist — stammelte Ludwig.

„Sie ist heimlich mit einem Andern versprochen.“

Ludwig verlor in dem Augenblick Gesicht, Gehör und Gefühl; er wußte nicht, ob er stand, saß oder ging. Therese sagte noch viel, aber ihr Bruder war eine leblose Statue; er verstand von allem, was sie sagte, kein Wort.

„Du bist unleidlich!“ rief sie plötzlich und schüttelte ihn bei der Achsel, als wollte sie ihn vom Schlaf wecken: „Ist das der Dank für die frohe Botschaft? Ich wünsche Ottilien Glück. Sie mag sich des tauben Liebhabers freuen. Ich erwartete wenigstens, du würdest mir in der Freude zu Füßen fallen, mir die Hände küssen, aufspringen, dich spornen und stiefeln, und fragen: wo ist sie?“

— Fridoline? — Was geht mich denn das Mädchen an?

„Du bist ungerecht gegen das gute Kind und beleidigend. Pfui! aber das wollen wir zu anderer Zeit ausmachen. Ich sprach nicht von ihr.„

— Du sagtest ja, sie sei heimlich mit einem Andern vermählt.

„Ich sagte aber auch, Ottilie sei angekommen; sei in der Residenz, und ich hoffe den unbekannten Engel in einigen Tagen kennen zu lernen.“

— Ottilie hier?

„Nun, was das ein kalter Ton ist! — Ich werde irre an dir. Wahrhaftig, Liebhaber deinesgleichen sind für ein einziges Mädchen ein Dutzend zu leicht.“

— Wo wohnt Ottilie?

„Ich weiß es nicht. Ich weiß gar nichts, mein Herr. Du sollst sie künftige Woche in Gesellschaft von zwanzig Andern sehen, ohne es zu wissen. Und wenn du sie dann auf den ersten Blick aus den Zwanzigen herausfindest, dann will ich glauben an Sympathie der Seelen, an Geister-Korrespondenz, und an Ehen, die im Himmel geschlossen sind.“

18.

„Ich hoffe,“ sagte die Frau von Saar zu Fridolinen, „du wirst doch nur scherzen mit deinen Reiseanstalten?“

— Nein, mein Oheim will schlechterdings, daß ich heimkomme! antwortete Fridoline.

„O was den Oheim betrifft, ich will ihn schon besänftigen. Du wirst mich kränken, wenn du so plötzlich verschwindest. Ich werde glauben müssen, du seiest mir der kleinen Neckereien willen böse geworden. Hätte ich früher gewußt, was ich jetzt von Hohenheim weiß, ich hätte den Spaß nie so weit getrieben.“

— Was weißt du denn?

„Ich habe die Landräthin gestern gesprochen, so ganz im Vertrauen.“

— Nun, sie wird doch nichts Böses von ihm sagen können?

„Gewiß nicht. Ich aber bildete mir ein, Hohenheim liebe dich. Ich nahm Artigkeit für Empfindung, und behagliches Wohlgefallen für Spur tiefer Leidenschaft. Es ist aber was ganz anderes. Hohenheim liebt dich nicht.“

— Desto besser. Im Grunde sagst du mir, was ich schon lange weiß. Die Männer, die alles lieben, lieben nichts.

„Nein, liebes Mädchen, dies ist der Fall bei Hohenheim nicht. Er hat schon gewählt, und ist seiner Donna treu.“

— Wirklich?

„Es soll ein bildschönes Mädchen sein. Eine Blondine mit himmlischen Augen.“

— So? — Mir gilt's gleich.

„Gilt's dir gleich?“ fragte die Frau von Saar lächelnd, und trat vor sie hin, und legte die Hände vertraulich auf Fridolinens Schultern.

— Ganz gewiß. Erwartest du etwas anderes? entgegnete Fridoline, und sah düster vor sich nieder.

„Ich bin doch neugierig, seine goldlockige Magdalena kennen zu lernen. Sie wird nächstens zu uns in die Residenz kommen. Du mußt hier bleiben; wenn auch nur, um Hohenheims Geschmack kennen zu lernen.“

— Wahrhaftig, es lohnte der Mühe nicht! Ich reise auf jeden Fall übermorgen. Mag er meinetwillen zehn Blondinen anbeten. Ich wünsche Glück.

„Dein Gesicht, liebes Kind, sieht keinem Glückwunsch ähnlich. Hu, welche Falten da zwischen den Augenbraunen! — Ist's auch dein Ernst? Ist dir Alles so Einerlei, wie du sagst?“

Fridoline schwieg, und wollte sich von den Armen der Frau von Saar loswinden.

„Bist du mir böse?“ sagte die Frau von Saar.

— Gewiß nicht.

„Sieh' mich an — mir ins Auge!“

Fridoline schlug die Augen auf. Thränen verdunkelten ihren Blick. Sie riß sich los. Sie schluchzte heftig, und eilte fort, um sich in ihrem Zimmer zu verschließen.

Sie ging und nahm die Ueberbleibsel der verwelkten Rose, welche sie wie ein Heiligthum in ihrem Schmuckkästchen verwahrt hatte, neben den Juweelen. Sie zerriß die armen verblaßten Blätter und streute sie zum Fenster hinaus, den Lüften ein Spiel.

19.

Ludwig begleitete am Sonntag seine Schwester zum Gottesdienst. Er ging selten, aber nie ohne fromme Empfindungen zur Kirche; am liebsten jedoch, wenn sein Herz tief bewegt war. Die feierliche Dämmerung unter den Pfeilern und hohen Schwibbögen und gothischen Gängen des Tempels, die Majestät des Kirchengesanges, der zu dem Allvater emporstieg, die Träume der Kindheit, welche sich da unter den heilig-ernsten Tönen der Orgel wiederholten, Alles was ihn umgab, erfüllte ihn mit wehmüthigen Gefühlen. Und er verließ des Tempels Schwelle nie, ohne daß sein Herz beruhigter ward, die ganze Natur ihm festlicher und stiller schien.

Während des allgemeinen Gesanges zog ein unerwarteter Gegenstand alle seine Andacht an sich. Auf der andern Seite der Kirche erschien in einem Fensterstuhl unter mehrern wohlgekleideten Frauenzimmern eins, dessen Gesicht ein schwarzer über die Achseln herabhängender Schleier verhüllte. Nur zufällig band seinen Blick die abstechende Farbe des Flors. Als aber die Unbekannte den Schleier zurückwarf, glaubte er ohnmächtig zusammenzusinken. Er sah ein blasses Gesicht, von goldfarbenem Lockengekräusel umgeben. Die Ferne ließ ihn nicht die feinern Züge des Antlitzes erkennen; aber

die Haltung und Gestalt des Ganzen war Ottiliens Haltung und Gestalt.

Er starrte sie lange an. „Sie ist's!“ rief eine Stimme in ihm und ein unwillkürlicher Schauer ergriff ihn: „Sie ist's!“

Seine Unruhe vermehrte sich, als er gewahr ward, daß auch die Unbekannte ihn öfters anzusehen schien, und dann mit ihren Nachbarinnen redete, und diese endlich die Köpfe der Gegend zuwandten, wo er sich befand.

„Kennst du die dort drüben?“ flüsterte er Theresen zu.

— Wen? fragte die Landräthin.

„Die dort im Fensterstuhl am letzten Pfeiler, im schwarzen Flor.“

Therese lächelte: „Ich kenne sie nicht.“

Dies: „Ich kenne sie nicht!“ konnte Ludwigs Vermuthung nur stärken. Es ward bei ihm Ueberzeugung. Er verließ die Goldlockigte mit keinem Auge. Er fühlte, ich weiß nicht was? eine Mischung von Liebe, Ehrfurcht, Vergnügen und Bangigkeit.

Aber in einem Umstande entsprach Ottilia seinen Erwartungen nicht. Sie war allzu lebhaft. Bald stand sie auf, lehnte sich in den Fensterstuhl und musterte die Kirche; bald plauderte sie mit ihren Nachbarinnen; bald lächelte sie einem jungen Herrn zu, der hinter ihrem Sitz stand und bald dies, bald jenes zu flüstern hatte; bald sah sie in das Gesangbuch; bald hatte sie kleine Geschäfte mit ihrem zurückgeworfenen Schleier; bald hatte sie wieder dem jungen Herrn Aufträge zu geben, und so blieb sie in unermüdeter Thätigkeit.

Ludwig hatte sich so Ottilien nicht vorgestellt. Ihm schwebte sie in stiller Madonnenanmuth vor, mit der Miene der Dulderin. Dies lebhafte, tändelnde, und selbst für die Heiligkeit des Ortes beleidigende Wesen war mit den reizenden Klagetönen ihrer Briefe im Mißklang.

„Hätt' ich mich so täuschen können? ist das die himmlische

Schwärmerin?“ sprach Ludwig bei sich selbst: „Denkt sie, wie sie schreibt, und denkt sie so an mich?“

Während des Selbstgesprächs glitten seine Augen unwillkürlich von ihr ab, und auf jenen Stand, wo Fridoline und Frau von Saar in stummer Andacht saßen. Mit klösterlicher Strenge hingen der schönen Fridoline Augen nur am Gesangbuch. Sie schien ihre zarte Stimme mit süßer Inbrunst in den weiten Strom der Töne zu gießen, welcher brausend gegen die Gewölbe hallte. Man begann so eben das Hauptlied. Die Strophen:

Es ist noch eine Ruh' vorhanden,
Auf, müdes Herz, ermahne dich! u. s. w.

erweiterten noch manches Herz, und löseten manchen verhaltenen Seufzer. Fridoline senkte ihr Haupt tiefer, ach, vielleicht um den Sängern umher die fallende Thräne zu verbergen. Aber das weiße Tuch an ihre Augen gedrückt verrieth sie an Ludwig.

Er war erschüttert. Sein Odem flog schneller. „Sie leidet. Sie ist nicht glücklich — ach, und bin ich's denn? Sie liebt einen Andern, liebt unglücklich, und ich? Welch eine Welt, wo vergebens gleichgestimmte Seelen nach einander sich sehnen, und das Schicksal uns gefühllos hinwegfluthet, und wir getrennt in den Wogen vergehen, und kaum uns zuwinken können: ich liebe dich!“

Dann sang man:

Bald ist der schwere Kampf geendet,
Bald, bald der saure Lauf vollendet,
Dann gehst du ein zu deiner Ruh'.

Ihm ward, als sänge die Gemeinde ihm allein die heiligen Worte zu. Er sank in sich zurück und sein Blick erlosch in Thränen.

Er hörte wenig von der Predigt. Ottilie und Fridoline beschäftigten ihn unaufhörlich. Er verglich sie mit einander, indem

sie so fast in gleicher Entfernung von ihm saßen und beide nicht ahneten, welchen Einfluß jede auf des Mannes Herz behauptete. Ottilie sah öfters, und, wie es schien, immer zu ihm herüber. Fridoline hingegen schlug kein Auge auf.

Diese unzerstörbare Andacht kränkte ihn beinahe mehr, als Ottiliens Aufmerksamkeit ihm schmeichelte. „Nur keinen Blick herzuwerfen, da sie doch weiß, daß ich hier bin, das ist noch weniger, als freundschaftlich!“

Er suchte sich zu bereden, sie sei ihm ebenfalls sehr gleichgültig; er hasse sie sogar wegen ihres wunderlichen Betragens. Er zwang sich, nur die blonde Ottilia zu sehen: er wußte ihre Lebhaftigkeit zu entschuldigen; er fand sie liebenswürdiger, als Fridolinen, und dann — sah er wieder auf Fridolinen, und, wie bitterlich schmerzte es, sie hatte keinen Blick für ihn.

Als der Gottesdienst zu Ende war, lächelte ihn Therese an, und sprach: „Schlägt dein Herz nicht? — Ottilia ist in der Kirche.“

20.

Das hatte noch gefehlt. „Also ist sie's?“ rief Ludwig, und sah in der gleichen Zeit, daß die Blondine sich erhob, mit ihrer Gesellschaft, um die Kirche zu verlassen. Neugier, Liebe, Hoffnung und vielleicht auch eine kleine Rachsucht gegen Fridolinen spornten ihn, die Unbekannte an der Kirchthüre zu erwarten, zu belauschen.

Er flog dahin. Die Menschenmasse stockte an den Pforten im Gedränge. Er mischte sich mit Ungeduld hinein. Ein schwarzverschleiertes Frauenzimmer war in dem Gewühl ihm nah. Die Dämmerung unter den dicken Pfeilern und Kreuzbögen ließ ihm nicht deutlich durch den Flor die Mienen der Unbekannten sehen. Aber sie drehte ihr Gesicht nach ihm. Er fühlte plötzlich seine

Hand genommen von einer zarten Weiberhand. Ein sanfter Druck, ein Gegendruck. Er wußte kaum noch, ob er lebe.

„Ist's möglich?“ dachte er: „Sie ist's! Sie hat mich schon in der Kirche erkannt, daher ihre Freude, ihre Unruhe, ihre Lebhaftigkeit. — Aber wie hätte sie mich erkannt? Niemand kennt mich hier. Mein Name ist verstellt. Sollte vielleicht Therese . . . ?“

So kamen sie im Drange zur Kirchenpforte hervor. Er hielt noch immer die weiche, kleine Hand in der seinigen. Eine Kutsche erwartete sie. O Himmel, welche Täuschung! der fatale Flor hatte ihn um sein Glück betrogen. Es war nicht seine Blondine, sondern die Frau von Saar. Er führte sie zum Wagen. Er sah betäubt und erröthend Fridolinen vor sich einsteigen, Frau von Saar folgte, und er, gern oder ungern, mußte einsitzen, denn zum langen Ueberlegen gebrach die Zeit.

Niemand schien sich des Zufalls mehr zu freuen, als die Frau von Saar. Fridoline saß mit stillem Ernste ihrem Feind gegenüber, und dieser, um seine Verwirrung zu verhehlen, warf zehn kleine Fragen hin, und empfing zehn noch kleinere Antworten zurück.

„Kinder,“ sagte die Frau von Saar boshaft lächelnd: „ich bin etwas schadenfroh. Ich weiß es, ihr seid einander spinnefeind — Gott, was für fürchterliche Blicke sie einander zuwerfen! — beinahe wird mir bange bei euch in dem engen Wagen. Sparet euern Zorn wenigstens, bis wir wieder im Freien sind.“

— Aber, Madame, stotterte Ludwig; wie glauben Sie von — mir, daß ich . . . vielleicht, daß Demoiselle Bernek . . . ich wäre sehr unschuldig . . .

„Ach, seht mir doch die Unschuld! Sind Sie nicht feuerroth geworden vor Ingrimm, als Sie Fridolinen anblickten? Mußt' ich aus Ihren Bewegungen an der Kirchthür nicht schließen, Sie würden Händel mit ihr beginnen vor der ganzen Christengemeinde? Hab' ich nicht meine Noth gehabt, Sie nur festzuhalten?“

— Können Sie das von mir glauben? fragte Ludwig Fridolinen.

„Sie kennen ja den Muthwillen der Frau von Saar!“ antwortete Fridoline sehr ernsthaft, und sah vor sich nieder.

Die Kutsche hielt. Man stieg aus. Ludwig mußte die Damen noch einen Augenblick begleiten ins Haus. Frau von Saar, als wäre sie von Geschäften gerufen, entschuldigte sich, und Ludwig stand mit Fridolinen im Zimmer wieder allein.

Fridoline fühlte die Bosheit ihrer Freundin, und sich eben dadurch von neuem gekränkt. Sie sprach kein Wort. Ludwig war ohne Muth. Er fühlte nie bestimmter, nie lebhafter, wie theuer ihm das Mädchen geworden sei. Er verbarg es sich nicht länger, daß er es liebe, mehr als die heilige Ottilia. Er wollte sie einigemal anreden; aber die Stimme versagte ihm jedesmal.

„Sie waren also auch in der Kirche?“ fragte endlich Fridoline, um doch etwas zu fragen.

— Sie sahen mich nicht? Sie wollten mich nicht sehen. — Sie wollten mich jetzt noch nicht sehen? Was hab' ich Ihnen auch Leides gethan?

„Gewiß nichts!“

— Und ohne Ursache hassen Sie mich?

„Ich hasse Sie nicht. Wer sagt Ihnen das, Herr Hohenheim?“

— Sie selbst, wenn auch mit Worten nicht. Ach, Fridoline, wenn ich Sie noch so nennen darf, bei dem schönen traulichen Namen, es war wohl böse Vorbedeutung, als die Rose brach, und ich die Dornen zurückbehielt! — Und doch bewahre ich diese Dornen auf, wie mein schönstes Kleinod.

„Herr Hohenheim, erinnern Sie sich an Ihre Verhältnisse — so dürfen Sie nicht reden. Eine andere, bessere Freundin bewahrt Ihnen Rosen auf, was kümmern Sie noch Dornen anderer Art?“

— Für mich sind keine Rosen mehr. Fridoline, es ist heute unser letzter Tag, lassen Sie mich nur heute offenherzig sein — ich bin sehr unglücklich . . .

„Das verhüte Gott! Sie werden wieder glücklich werden, wenn Sie es jetzt nicht sind. Vergessen Sie, daß wir einen Augenblick beide schwach waren. Ihr Herz gehörte einer Andern. Es ist der letzte Abend, welchen wir heute beisammen sein werden. Wir wollen alle Erinnerungen an einander auslöschen. Weg mit der Schwärmerei und ihren Dornen. Auch Ihre Rose gehörte nicht mir. Ich habe sie nicht mehr.“

Fridoline sagte dies alles mit stillem Ernste. Ludwig zitterte beschämt. Er drückte einen heißen Kuß auf Fridolinens Hand, wandte sich schnell und verließ sie.

21.

Nach solch' einer herben Erklärung war für Ludwig keine Freude mehr in der Welt. Er kam zu Hause mit verstörten Mienen. Er verschloß sich in sein Zimmer, und schlug es ab, zum Mittagessen zu kommen.

„Ich liebe sie!“ rief er, „und nur sie! Unseliges Gaukelspiel der Einbildungskraft, was mich an eine heilige Ottilia zog, die ich nicht kannte. Mit Fridolinen wäre ich glücklich geworden; ich weihte meine Ruhe einem Schatten, — ach, was sag' ich einem Schatten — elenden, armseligen Hirngespinnsten, selbstgeschaffenen Thorheiten. – So muß ich denn Verzicht thun auf den Himmel, indem er mir seine Pforten öffnete? So darf ich denn auf Erden keine Seligkeit hoffen, als die, daß endlich und endlich diese Wunden einmal verbluten werden? Ich werde nicht wieder glücklich durch Liebe, denn einmal nur und nicht wieder läßt sich ein Herz binden. Nur einen Frühling hat das arme

Leben, alles Andere ist nur matter Nachsommer, der mehr traurig bewegt, als erquickt! — Ottilia, ich habe dir ewige Freundschaft gelobt; ich will mich dem vermessenen Schwur opfern. Ich bin der Deine — um so unglücklicher man selber ist, um so lieber macht man Andere glücklich."

Schon am Nachmittag versammelte sich die Gesellschaft bei der Frau Landräthin. Nur Fridoline erschien erst spät. Sie war mit dem Einpacken zu ihrer Reise beschäftigt; wenigstens mußte dies den Vorwand leihen, unter welchem sie die bittern Stunden verminderte, die sie heut noch erleben sollte. Ludwig blieb ebenfalls aus. Er ward vergebens von seiner Schwester gequält, sich zu zeigen. Er fürchtete Fridolinens Anblick. Er fürchtete die Stunde des Abschieds.

22.

Beide erschienen fast zu gleicher Zeit. Beiden war die Trauer in den Mienen zu lesen, von der ihre Seelen befangen waren. Sie mischten sich immer unter die Fremdesten, und näherten einander nie. Aber ihre Gedanken begegneten sich überall. Geheim stahlen sich ihre Blicke durch die Haufen der Versammlung zu einander.

Die Kerzen wurden angezündet. Therese und die Frau von Saar waren mehr ausgelassen lustig, als vergnügt. Der Geist der Freude theilte sich allen Anwesenden mit. Nur Ludwig und Fridoline blieben stumm, als gehörten sie nicht zu den fröhlichen Menschen.

Die Landräthin zog ihren Bruder endlich zum Fortepiano. „Willst du nicht plaudern, so gib uns wenigstens Töne zu hören."

„Spielen Sie das Klavier?" rief Frau von Saar: „Wahrhaftig, Sie machen aus Ihren Vollkommenheiten große Geheim-

nisse. Ohne Umstände also. Wir wollen Sie hören. Wir gebieten. Denn Sie sind heute sehr unartig; darum müssen Sie bevogtet werden."

Ludwig setzte sich zum Fortepiano. „Auch Fridoline hört dich — vielleicht zieht das Spiel sie näher!" flüsterten ihm Liebe, Eitelkeit und Hoffnung.

Er fantasirte einige Augenblicke in den düstersten Molltönen. Die ganze Gesellschaft zog einen Kreis um ihn. Nur Fridoline blieb einsam stehen, durch sein Spiel ungelockt.

Seine traurige Stimmung führte ihn unwillkürlich zu einigen Ideen aus seinem „Todtenopfer", durch welches er Ottiliens Bekanntschaft gewonnen hatte. Er spielte den Eingang, und dann das Lied selbst. Unaufgefordert sang er. Sein Herz ergoß sich frei in die rührenden Klagen, worin eine edle Seele die verblühende Welt betrauert, und Religion den goldenen Schleier von der Ewigkeit zieht.

Eine feierliche Stille durch den Saal verkündigte die Theilnahme der Zuhörer. Ludwigs Gesang und Saitenspiel fand den Weg zum Herzen. Ein milder Ernst bereitete der allgemeinen Wehmuth die Bahn.

Aber Niemand empfand tiefer, als Fridoline. Man hörte sie bald heftig weinen, und dann sich leise aus dem Saal entfernen.

Dies störte den Sänger nicht. Aber ein anderer Umstand nahm ihm alle Fassung. Er hatte den Gesang vollendet. Noch einige Töne hallten verschwebend nach. Da drängte sich Amos durch den Kreis der Horchenden.

„Mein Herr," rief er: „ein Brief aus Island!"

„Schon wieder ein isländischer Brief!" rief Frau von Saar lachend.

„Wie, ein isländischer Brief?" murmelte verwunderungsvoll die ganze Gesellschaft.

„Ist auch die Adresse isländisch?“ fragte ein Professor, und sah dem Amos über die Achsel.

Ludwig zitterte, ohne zu wissen, warum. „Aber heute ist kein Posttag. Woher der Brief, Amos?“

„Ei, man hat ihn hier ins Haus gebracht!“ antwortete Amos: „Und er kömmt aus Island, da will ich meinen Kopf drum geben. Briefe von da muß man mich nicht kennen lehren!“

Ludwig nahm den Brief. Er kannte Ottiliens Hand. Der Umschlag war ohne alle Postzeichen; die Zuschrift nach Kopenhagen.

Therese zog ihren Bruder auf die Seite. „Deine isländischen Briefe,“ sagte sie, „machen dich selten fröhlich. Gehe also hier ins Kabinet, und zeige den Gästen wenigstens keine finstere Stirn!“

Sie schob ihn muthwillig bei diesen Worten in das Nebenzimmer. Es war dunkel. Nur eine Wachskerze brannte ziemlich trübe auf dem Spiegeltisch. Er öffnete mit bebender Hand das Schreiben, und fand Ottiliens unverkennbare Handschrift. Der Brief lautete also:

„Ich bin in der Residenz, lieber Theodor. Morgen reise ich wieder ab. Ich kam hieher, um von dir zu hören, und deine Schwester kennen zu lernen. Eine meiner Jugendfreundinnen führte mich bei ihr ein, unter einem angenommenen Namen, damit deine Schwester mich dir nicht verrathen sollte. Jetzt verrathe ich mich dir selbst. Vor dir will ich kein Geheimniß tragen. Nur dich will ich nie, auch nicht auf die unschuldigste Weise, betrügen. So zwing' ich dich, auch Edelmuth gegen mich zu erwiedern.

„Ich bin unglücklich, geliebter Theodor. Ich will es versuchen, dir von meinen Empfindungen Rechenschaft zu geben. Verurtheile mich nicht, ohne diese in tiefer Gemüthsbewegung geschriebenen Zeilen mehr als einmal, und mit kaltem Blute und prüfend gelesen zu haben.

„Mir selbst und niemals dir that ich das Gelübde, keinem Manne meine Hand zu geben, bevor ich dich nicht persönlich kennen gelernt haben würde. Ich schwor es mir, dir meine Hand zu geben, wenn du mich deiner würdig finden solltest. — Du for-

dertest einst mein Portrait. Ich sandte dir ein falsches, damit ich das Vergnügen hätte, dich einst, unerkannt von dir, kennen zu lernen. Theodor, ich bekenne dir alles — jede kleine unschuldige List! — ach, ich habe dir mehr, als das zu bekennen.

„Ein edler, junger Mensch, schon mit einer Andern versprochen, lernte mich kennen. Ich erfuhr zu spät seine frühere Liebe — er ist ein guter Mensch. Ich sah seinen geheimen Kampf — er blieb seiner Verlobten getreu, aber sein Herz nicht ihm. Er ließ mich seine Leidenschaft sehen — und ich — Theodor, ich war schwach genug . . . ja, Theodor, ich habe ihn geliebt. Er aber blieb seiner Verlobten treu, Theodor, und ich blieb es dir. Ich selbst bekenne dir alles . . . ich selbst . . . du kennst ihn gewiß. Er ist einer deiner weitläufigen Verwandten. Ludwig Hohenheim ist es. — — — —

„Er kennt mich unter dem erdichteten Namen Fridoline Bernek, er hat . . . .“

Theodor konnte nicht weiter lesen. „O mein Gott, es ist Ottilie!“ lallte er und sank besinnungslos nieder über einen Sessel. Therese und die Frau von Saar, welche die Thür des Kabinets leise geöffnet hatten, um ihn beim Lesen zu beobachten, sahen ihn stürzen. Sie schrien laut auf. Sie eilten hinzu. Theodor war ohne Leben; sein Antlitz bleich, wie das Antlitz der Todten.

Die ganze Gesellschaft drängte sich erschrocken ins Kabinet. Therese warf sich weinend über den Leib ihres Bruders.

„Theodor! Theodor!“ schrie sie: „o mein Bruder!“

Ihr Geschrei rief seinen Geist zurück. Man hatte ihn aufgerichtet; er hing in den Armen einiger Freunde. Therese umklammerte ihn weinend, und rief nur seinen Namen.

Fridoline war unterdessen in den leeren Saal zurückgetreten. Sie fand niemanden, als die Frau von Saar, welche angstvoll die Hände rang. Sie hörte Theresens Klage und den wiederholten Ruf: „Theodor, mein Bruder!“

Ein tiefer Schauer ergriff sie. „Um Gotteswillen!“ rief sie und umfaßte mit Heftigkeit die Frau von Saar: „Was ist das? . . .“

„Ach, es war ein Scherz, liebe Ottilie — ein mißlungener — gehe hinein! Ottilie, es ist — Theresens Bruder ist Hohenheim — ist Theodor — —“

Mehr konnte Frau von Saar nicht stammeln. Ottilie erbleichte, und wankte gegen das Kabinet.

In verworrenen Gruppen, mit emporgehaltenen Lichtern, umringten die Gäste den Bruder Theresens — in den Gesichtern Aller kehrte die Freude zurück, Theodor fühlte sich besser. Nur Therese weinte noch immer an seiner Brust.

„Führt mich zu Ottilien!“ sprach er mit matter Stimme: „führt mich zu ihr.“

Therese fuhr auf, und flog gegen den Saal. Da stand einsam und kraftlos Fridoline. „O!“ rief Therese: „Ottilie, liebe Ottilie, verlasse meinen Bruder nicht!“ und warf sich schluchzend um ihren Hals.

Erstaunt traten alle Gäste zurück und begriffen von der außerordentlichen Begebenheit nichts. Therese führte Ottilie durch die Reihen der Zuschauer. Theodor erkannte die geliebte Gestalt. Er wankte ihr entgegen, und stammelte: „Ich bin Theodor!“

„Ottilie, verlasse meinen Bruder nicht!“ rief Therese.

„O Theodor!“ lallte Fridoline mit gebrochener Stimme, und sank schluchzend an das Herz des Geliebten. — „Ottilie! — Theodor!“ dies waren die einzigen Worte, welche die Seligen stammelten. „Du willst mich nicht verlassen, Ottilie?“ — „Ewig bei dir!“ — Der Himmel umgab sie.

Thränen im Auge und jauchzend umarmte Therese die Frau von Saar: „Nie solche Komödie wieder!“ schrie sie.

„Aber ich,“ sagte der treue Amos, der sorgenvoll in der Ferne gestanden, „ich bringe ihm mein Lebtag keine isländischen Briefe wieder.“

Inhalt.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Zehnter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

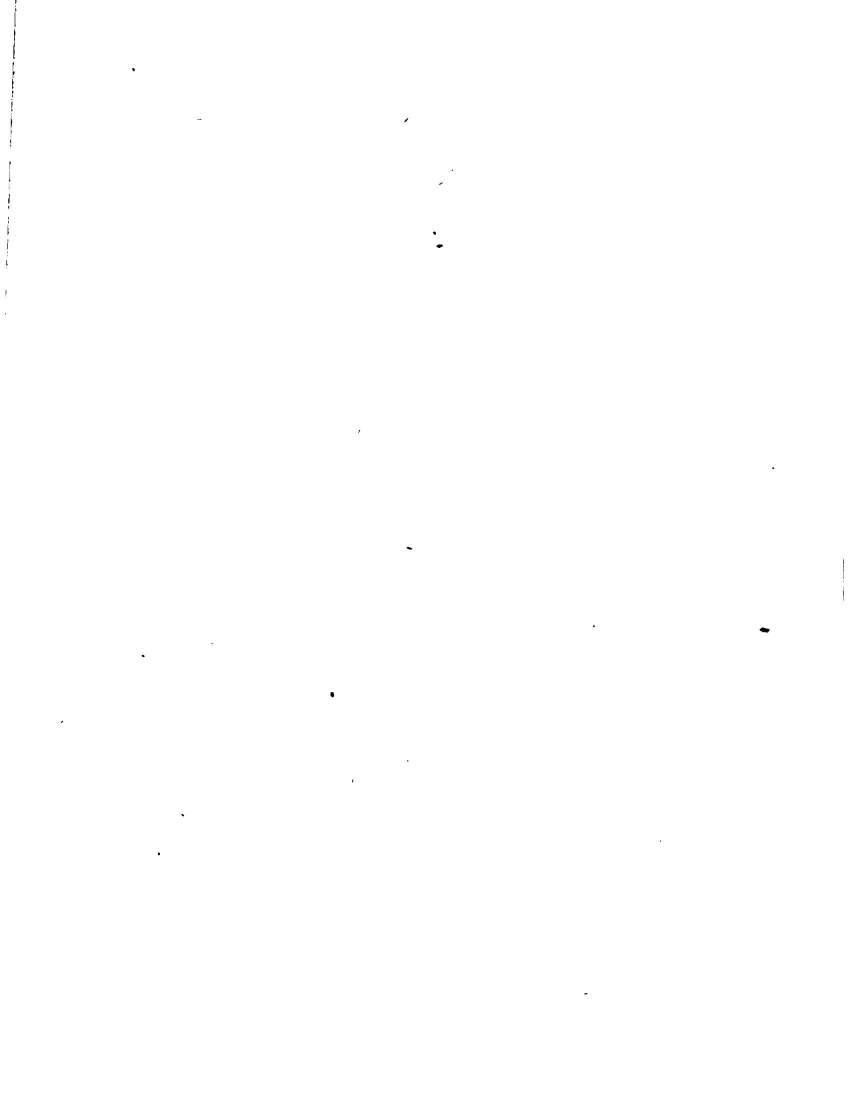
Zweite vermehrte Ausgabe.

Zehnter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.



Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In siebenzehn Bändchen.

Zehnter Theil.



Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Zehnte vermehrte Ausgabe
in siebenzehn Bändchen.

Zehnter Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

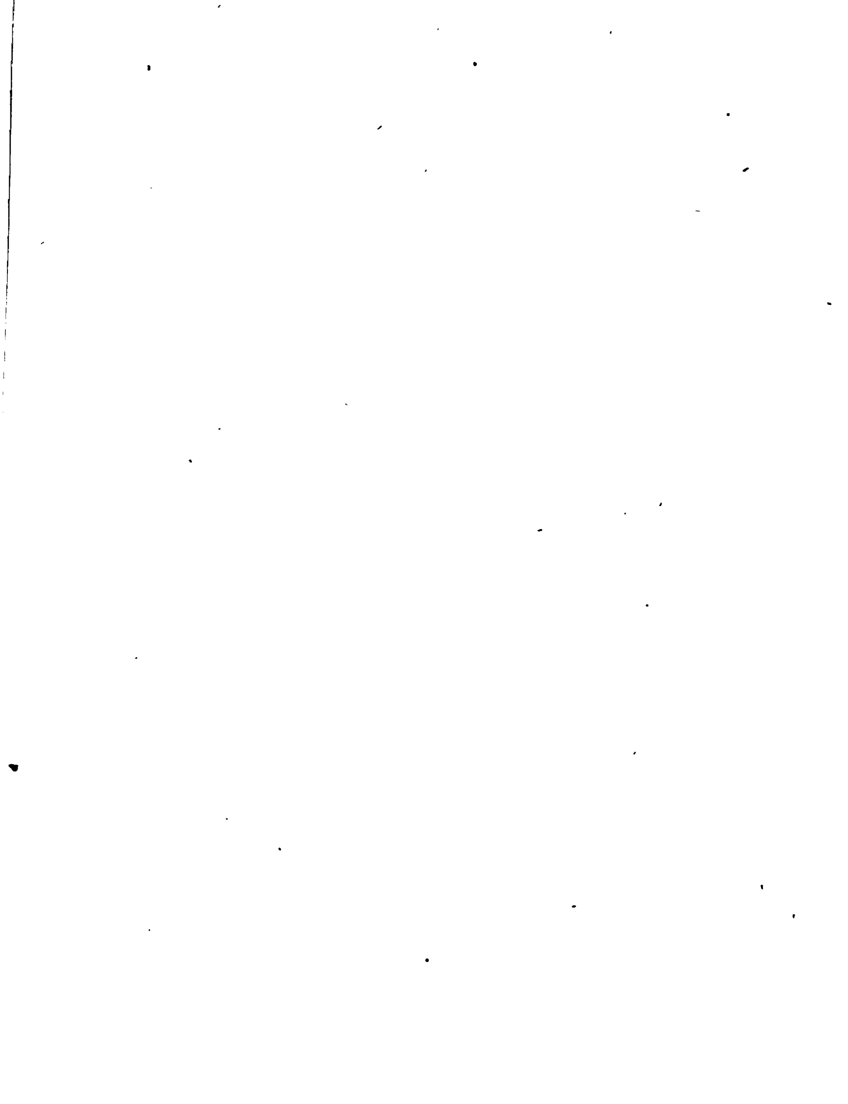
1859.



Rückwirkungen,

oder:

Wer regiert denn?



1.

Der Buchhalter.

„Ich bin verloren, Colas!“ sagte Herr Larmes, als er aus dem Büreau der Admiralität zu Paris, wo er Buchhalter war, zur ungewöhnlichen Stunde nach Hause kam und sich entstellt und düster in den Lehnsessel warf: „Ich bin verloren. Wir werden uns trennen müssen. Ich kann nicht länger für dich sorgen, Colas. Es thut mir leid, deiner Mutter nicht Wort halten zu können und lebenslang Vaterstelle bei dir zu vertreten.“

Colas Rosier, der seinen Herrn nie so gesehen, stand bei diesen Worten, wie vom Blitz gerührt. In der That war er ohne Herrn Larmes, der ihn seit anderthalb Jahren zu sich genommen hatte, der verlassenste Mensch von der Welt. Denn in dem Landstädtchen, wo er bei seiner Mutter, einer Näherin, gelebt, hatte er nichts gelernt, als zierlich zu schreiben; und mit dem Lohn, welchen er als Abschreiber verdiente, konnte er damals kaum die kleinen Haushaltungsbedürfnisse bestreiten. Herr Larmes, ein alter Freund der Mutter, noch aus Jugendtagen her, war so gütig gewesen, den jungen Menschen zu sich zu nehmen. Er behandelte ihn seitdem wie seinen eigenen Sohn, und gebrauchte ihn, wegen der schönen Handschrift, als Abschreiber. Colas war eine gute Seele; darum hatte ihn Herr Larmes lieb, der, weil er selbst ein sechszigjähriger Junggesell und ohne Familie war, ihn zum künftigen Erben seines mäßigen Vermögens bestimmt hatte.

„Sie sind verloren?“ sagte Colas: „Was haben Sie denn gemacht, Herr Larmes?“

„Ach, ich habe nichts gemacht, ich soll machen!“ erwiederte der Buchhalter und warf seine Brieftasche auf den Tisch vor sich hin: „Wir sprechen nachher weiter. Ich werde dir meine Baarschaft, als letztes Vermächtniß, geben. Siehst du mich morgen nicht wieder, oder werde ich verhaftet: so mache dich auf, suche Dienste, wo du sie finden kannst, und halte mich für einen ehrlichen Mann, was man auch von mir behaupten möge.“

Colas war außer sich vor Schrecken und Mitleiden. Er bat mit Thränen seinen Pflegevater, ihm anzuvertrauen, was geschehen sei. Er schwor, lieber zu sterben, als ihn zu verlassen.

Der Alte schwieg lange. Endlich nahm er das Wort und sagte: „Colas, dir, aber nur dir darf ich's sagen. Wehe dir, wenn du wieder plauderst; es könnte dir auf immer die Freiheit, vielleicht das Leben kosten, wie mir. Aber es ist vielleicht gut, daß ich dir's anvertraue, damit wenigstens du an meine Unschuld glaubest, wenn sonst keine Seele. Aber sei verschwiegen wie das Grab. Und willst du es wagen, dich zu verderben, so rede erst dann, wenn ich verloren bin.“

Colas versprach alles, was sein Pflegevater verlangte. Darauf sagte Herr Larmes: „Es ist in den Kassen der Marine ein Defizit von mehr denn einer halben Million. Die Sache ist ruchbar und nicht länger zu verheimlichen. Mein Chef, Herr von Gatry, hat sich durch ungeheure Verschwendungen zu Grunde gerichtet. Sich zu retten, möchte er nun einen andern, als den Schuldigen, opfern. Gott weiß es, wodurch ich's versündigt habe, daß Herr von Gatry mich dazu wählt. Er bot mir vierzig-, er bot mir sechszigtausend Livres, wenn ich mich in einem eigenhändigen Briefe an ihn, statt seiner, schuldig erklären wollte. Er lag vor mir auf den Knien. Er meinte, weil ich ohne Weib und Kind, mein eigener Herr wäre,

und Nichts dabei zu wagen, Alles zu gewinnen hätte, während er Stand, Würden, Ehre seiner angesehenen Verwandtschaft, Weib und Kinder, Alles zu verlieren habe, — er meinte, mir sei es ein Leichtes, ihm das Opfer zu bringen, ihm einen Brief zu schreiben, in welchem er mir jede Zeile mit zehntausend Livres vergelte, und ins Ausland zu flüchten. Er sprang wie ein Rasender auf, als ich armer, ehrlicher Mann in aller Bescheidenheit meine gerechten Bedenklichkeiten zu äußern wagte. Dann aber sagte er wieder ganz kaltblütig zu mir: „Es ist hier kein Rücktritt für Sie möglich. Ich fordere Ihnen die Kontrollen und Kassenbücher ab. Ich habe sie schon meiner Absicht gemäß geändert. Wollen Sie mich nun in den Abgrund stürzen — beim Himmel, Sie sollen den Hals erst vor mir brechen. Wählen Sie. Nun spielen wir Leben um Leben." — So ungefähr sprach er. Ich war so erschrocken, ich wußte nicht, wie mir rathen oder helfen. Ich vergoß Angstschweiß. Er schien mir in seiner Verzweiflung auf dem Punkte, mich zu morden. Dann hätte er nur sagen können, ich habe mich ihm schuldig gestanden als Kassenbetrüger, habe um seine Gnade gefleht, und da ich keine gefunden, mich auf der Stelle selbst umgebracht. Ach, Colas, wessen sind solche Herren nicht fähig!"

„Der leibhaftige Satan ist der Mensch!" schrie Colas: „Ich laufe zum Minister, zum Kardinal Bernis, zum König, und flehe um Hilfe."

„Willst du ein Kind des Todes sein?" rief Herr Larmes. „Du hast Schweigen gelobt. Wage mir keinen Schritt, keine Silbe! Kommt Zeit, kommt Rath. Ich will nicht, daß du mit mir zugleich in den Abgrund stürzest. Ich habe Bedenkzeit gefordert. Herr von Gatry gewährte mir vierundzwanzig Stunden. Morgen früh um zehn Uhr muß ich Entscheidung bringen, das heißt, das Briefchen, welches er mir gab, als sei es von mir an ihn gerichtet, wörtlich abgeschrieben ihm bringen, und mit Extrapost flüchten,

oder ich bin um eilf Uhr Gefangener. Ich darf bis dahin das Haus nicht verlassen, auch du nicht. Er hat es mir verboten, wie dir. Er läßt uns aufpassen. Es geht um dein und mein Leben. Der Rasende wagt Alles."

„Und was wollen Sie thun, Herr Larmes?" fragte Colas ängstlich.

„Ich vertraue auf Gott; er läßt die Unschuld nicht zu Schanden werden, Colas. Ich schweige und harre getrost. Ich will erwarten, daß man mich verhafte. Ich werde in den Händen der Justiz wenigstens gegen Meuchelmord gesichert sein. Dann will ich reden. Es erfolge, was da wolle. Gott verläßt die Unschuld nicht. Bis dahin schweige! Ich gebe dir meine Baarschaft. Werde ich unschuldig verurtheilt, siegt der Bösewicht durch das Ansehen seiner mächtigen Verwandtschaft: gut, so bleibe ehrlich und sorge für dich. Dein Untergang kann mir nichts nützen.

Beide sprachen noch lange über diesen fürchterlichen Handel; der Buchhalter mit dem festen Muthe des reinen Bewußtseins, Colas mit Verzweiflung und Wehmuth eines dankbaren, liebenden Sohnes. Herr Larmes gewann in diesem Gespräche nach und nach Ruhe und Besonnenheit, je mehr Colas beide verlor. Jener, indem er seinen Pflegesohn tröstete, ward selbst getröstet. Er hieß diesen auf sein Zimmer gehen, arbeiten und sich zerstreuen, wie er könne; Colas gehorchte schweigend und traurig, und ging. Herr Larmes, der sich in der Lage eines Sterbenden fühlte, brachte seine Papiere in Ordnung.

2.

Pauline.

Colas Rosier ging blaß und die Hände ringend durch den innern Hof des Hotels, wo Herr Larmes einige Zimmer des Hintergrundes

bewohnte. Das Hotel gehörte dem Grafen von Oron, der hier, mit seiner Gemahlin, eines der glänzendsten Häuser in Paris machte. Man sagt sogar, der Prinz Soubise mache der Tochter des Grafen den Hof. In der That war der Prinz ein fleißig erscheinender Hausfreund; in der That sehr um die junge Gräfin beschäftigt. Allein er selbst wußte besser, denn Alle, daß seine Besuche weniger der Gräfin, als der liebenswürdigen Gespielin oder Gesellschafterin, Pauline de Pons, galten. Pauline, eine älternlose Waise, ohne Vermögen, abhängig von der Gnade des Grafen, bekümmerte sich wenig um die Süßigkeiten, die ihr der vierzigjährige, in allen Hof- und Liebeshändeln vielversuchte Prinz zuflüstern mochte. Sie, in frischester Lebensblüthe, hatte desto hellere Augen für ihren schönen fünfundzwanzigjährigen Nachbar Colas. Sie hatte auch beständig mit ihm wichtige Geschäfte abzuthun. Er schrieb für sie oder die junge Gräfin bald Gedichte ab, bald Musikalien; das erwarb ihm manche kleine Einnahme. Aber daß er Paulinens Herz eingenommen hatte, ließ er sich gar nicht beifallen. Der Umgang mit Paulinen war ihm angenehmes Bedürfniß. Warum hätte er nicht gern in Gesellschaft des anmuthigen Mädchens sein sollen? Doch die stille Gluth ihres Blickes verstand er gar nicht. Er ging ohne Herzklopfen zu ihr und mit aller Gelassenheit von ihr. Er wußte gar nicht, was Leidenschaft sei.

Pauline stand am Fenster gegen den Hof, als Colas blaß und händeringend über denselben ging. Sie erschrak, wie sie ihren Liebling in seinem stummen Schmerze verloren sah. „Bst! bst!“ flüsterte sie gegen ihn. Er hörte nichts. „Colas!“ rief sie und winkte mit den Händchen, als er zu ihr hinaufsah. Er gehorchte seufzend.

„Was haben Sie, Colas? Um Gotteswillen, was ist Ihnen begegnet?“ rief sie, als er in ihr Zimmer trat und sie bemerkte, daß er geweint habe. Er schwieg und seufzte.

„Lieber Colas, reden Sie doch! Ihr Schweigen tödtet mich. Ist ein Unglück geschehen? Sagen Sie mir's, wenn es auch das Entsetzlichste wäre. Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir's." Er schwieg und seufzte.

Jetzt stieg Paulinens Angst aufs höchste. „Wie, Colas," rief sie, „Sie würdigen mich keiner Antwort? Habe ich Sie beleidigt? Gelte ich Ihnen gar nichts? Lassen Sie mich nicht länger in der tödtenden Ungewißheit. Reden Sie!"

Colas zuckte die Achseln und sagte: „Fräulein Pauline, lassen Sie mich schweigen. Ich darf nichts sagen, als — wir werden uns nun trennen. Ich verlasse morgen dieses Haus, vielleicht Paris."

Pauline ward bei dieser Ankündigung sterbensbleich. Sie setzte sich kraftlos nieder, starrte ihren Freund an, ergriff dessen Hand, als wollte sie ihn festhalten, daß er nicht von ihr scheide, und stammelte: „Colas, warum?"

Er schwieg.

Nach einer kleinen Stille wiederholte sie die Frage mit zitternder Stimme. Ihre Augen wurden voller Thränen. „Bin ich," sagte sie, „bin ich Ihnen so wenig werth, daß Sie mir nicht einmal sagen mögen, warum Sie Paris verlassen wollen? Colas, wenn Sie so dächten, ich würde Sie von ganzem Herzen hassen, wenn ich's könnte. Nein, ich könnte es nicht, Colas. Gehen Sie nur. Ich hatte auf Erden keinen Freund, als Sie. Gehen Sie. Sie finden der Freunde und Freundinnen genug, aber Niemanden, der innigern Theil an Ihrem Glück und Unglück nimmt. Gehen Sie!" rief sie und verhüllte sich schluchzend das Gesicht.

Wie Colas die schöne Weinende sah, verging sein ganzes Inneres in Schmerz. „Ach, schöne Pauline," sagte er, „es ist ja nicht meine Schuld, daß ich fort muß. Wie gern blieb' ich! Wie sehr bewegt mich Ihre Theilnahme! Wenn Sie wüßten, was ich ..."

Pauline blickte bei diesen Worten zu ihm auf und sagte: „O du

Heuchler, ich dir theuer, und quälst mich doch so gern? Ich danke dem Himmel, daß ich keinen Bruder habe; denn glich er' dir, ich wäre längst im Grabe."

„Und hätt' ich eine Schwester," versetzte er traurig, „und sie gliche Ihnen — ja, dann wär' mir wohl, dürfte ich meinen Kummer in ihr Herz ausgießen. Aber . . ."

„Schütten Sie Ihren Kummer aus. Vielleicht, lieber Colas, kann ich mit gutem Rath helfen. Denken Sie sich, ich sei die Schwester. Hier ist die Schwesterhand!" Sie stand auf und bot ihm die Hand.

Er küßte ehrerbietig das Händchen und sah der schönen Schwester verlegen in die Augen, die so zärtlich um sein Geheimniß flehten. — „Was kostet es, diesen stummen Mund zu entsiegeln!" sagte sie, und klopfte ihm mit den Fingern auf die Lippen, und ließ die Hand nachlässig auf seine Schultern sinken. Man weiß nicht, wie es geschah, daß Bruder und Schwester Wange an Wange lehnten, dann Mund an Mund für den Augenblick die Worte vergaßen. Colas aber fühlte sich wie verwandelt. Er sah im Fräulein de Pons wirklich seine Schwester. Er hatte kein Geheimniß mehr. Er vertraute ihr, unter dem vorher abgelegten Gelübde ewiger Verschwiegenheit, alles an, was er vor einer halben Stunde erst von Herrn Larmes erfahren hatte.

Pauline, wie erschrocken sie auch beim Anhören dieser Nachrichten war, fühlte sich doch dabei selig. Sie liebte, und wähnte, der Liebe sei nichts unmöglich.

„Beruhige dich, lieber Colas!" sagte sie: „du darfst, du sollst mich nicht verlassen. Es werden sich Mittel erfinnen lassen, deinen Pflegevater zu retten!"

„Aber," seufzte Colas ängstlich, „ohne etwas zu verrathen!"

„Wenn mir nur gleich etwas beifiele!" rief sie und rieb sich die Stirn: „Geh, Colas, geh! Laß mich allein. Ich will nachsinnen. Es muß etwas geschehen."

Colas ging. Doch unter der Thür noch drohte er lächelnd mit dem Finger zurück: „Schwester Pauline, verräthst du mich, werde ich in meinem Leben der Bruder keiner Schwester mehr.“

3.

Prinz Soubise.

Indem fuhr der Wagen des Prinzen Soubise vor. Der Prinz kam die Stiege herauf, als Pauline aus ihrem Zimmer trat. Noch glühte von der schwesterlichen Unterredung ihr Gesicht. Der Prinz, welcher sie nie reizender gesehen hatte — und in der That, wie konnte sie anders im Glanze der ersten Liebe erscheinen? — verlor fast die Sprache beim Anblick des in Entzückungen schwebenden Mädchens.

„Mein Gott, wie schön Sie sind!“ sagte er, indem er ihre Hand küßte. Sie führte ihn in den Saal und beklagte, daß er den Grafen verfehlt habe, der mit seiner Gemahlin und Tochter ausgefahren sei.

„Sie beklagen mich, und ich wünsche mir Glück. Möchte mir im Leben jeder Unfall so schön vergütet werden, wie diesmal!“ sagte er.

Pauline, seine Schmeicheleien gewohnt, achtete nicht auf diese und andere seiner Artigkeiten. Sie war in Gedanken bei dem neu erworbenen Bruder, und sann umher, wie dem Herrn Larmes Hilfe geschafft werden könnte. Anfangs hatte sie im Sinn gehabt, sich dem Grafen Oron zu entdecken. Durch seinen Einfluß hoffte sie, wie durch seine Klugheit, das Unglück vom Haupte des alten Buchhalters abzuwenden, der im frommen Vertrauen auf den Himmel, und ohne Aussicht auf andere Rettung, dem Schicksal entgegenging. Allein der Muth entsank ihr wieder, wenn sie sich der trägen Selbstsucht und der stolzen Gefühllosigkeit des Grafen gegen frem-

des Leid erinnerte. Die Ankunft des Prinzen brachte in ihr ganz andere Entwürfe zur Reife. Er, der Mann am Hofe, der sich dem Kardinal Bernis, dem damaligen allmächtigen Minister, der sich sogar dem Könige unmittelbar nähern konnte, er und kein Anderer konnte hier Retter werden.

„Gnädigster Herr," sagte sie zu ihm, „ich bitte Sie inständig, lassen Sie allen Scherz! Wir wollen von etwas Ernstem reden."

„Wie, schöne Pauline," rief der Prinz, „halten Sie denn in vollem Ernste die Liebe für Scherz?"

— Wenigstens die Ihrige.

„Wenn meine Liebe nur Scherz ist, so ist Alles, was Himmel und Erde Schönes haben, Scherz, und es ist nichts Wahres unterm Monde; Pauline, ja, so ist Ihre göttliche Gestalt, so ist Ihr Blick, so ist all der verführerische Zauber, der Sie umschwebt, Täuschung und Lüge."

— Oder Ihr Auge belügt Sie, das mehr sieht, als es sieht.

„Nein, zu wenig vom ganzen Umfang Ihrer Reize, zu viel aber schon für meine Ruhe.

— Ich bitte Sie, Prinz, warum sagen Sie mir das Alles? Weil Sie Langeweile bei mir haben? Lassen Sie uns von etwas Besserm plaudern. — Oder weil Sie mir beweisen wollen, daß Sie der geistvollste, artigste, gewandteste Mann sind? Ich weiß es schon, so gut, als es der ganze Hof und die ganze Stadt weiß. — Oder weil ich Ihnen Alles glauben soll, was Sie mir Verbindliches sagen? Ach, mein gnädiger Herr, Sie werden doch nicht so übel von meinem Verstand denken!

„Welche Sophistin Sie sind! Ja, wenn Sie jemals an eine Wahrheit glaubten, so glauben Sie an die Wahrheit des Gefühls, das Sie selbst einflößten; so glauben Sie, daß für die Wahrheit meines Wortes jeden Augenblick mein Leben, mein Blut . . ."

— Behüte mich der Himmel, Prinz; reden Sie mir nicht von

Blutgeschichten! Ich liebe dergleichen nicht. Wenn ich aber die Ehre hätte, einigermaßen auf Ihre Achtung Anspruch . . .

„Auf Alles, Alles!“ schrie der Prinz Soubise, und nun folgte eine Reihe von Betheuerungen und Schwärmereien, mit deren Herzählung wir unsere Leser nicht behelligen wollen.

Fräulein Pauline de Pons aber zog nach ihrer Art den besten Nutzen davon. Sie trat mit einer bescheidenen Bitte vor, die der Prinz schon als erfüllt erklärte, ehe er sie nur gehört hatte. Nun erzählte sie ihm im tiefsten Vertrauen die Unglücksgeschichte des alten Buchhalters, die sie ganz zufällig vernommen haben wollte, und für den sie die lebendigste Theilnahme empfände, weil er im Hintergebäude wohne. „Sie, Prinz,“ fuhr sie fort, „Sie können hier den Ruhm Ihrer stillen Tugenden erweitern. Sie können die Unschuld retten; Keiner wie Sie, und diesmal kein Anderer, als Sie. Ihr Wort gilt beim Kardinal Bernis . . .“

„O still vom Kardinal!“ rief der Prinz: „Ich traue ihm nicht. Er ist der Gönner des verschwenderischen Gatry und, wenn ich nicht irre, ein Anbeter von dessen Tochter. Der Kardinal muß ganz aus dem Spiele bleiben. Aber . . .“ Der Prinz schwieg, sann, rieb sich die Stirn, ward plötzlich hell und sagte: „Mein Fräulein, ich verlasse Sie. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Ich bin eifersüchtig auf jeden, der mir die Gelegenheit rauben könnte, ein kleines Verdienst in Ihren Augen zu haben. Leben Sie wohl, reizende Pauline. Ich ruhe nicht, bis Ihr schöner, menschenfreundlicher Wunsch erfüllt ist.“

Er küßte des Fräuleins Hand und flog davon.

4.

Frau von Pompadour.

Er schwang sich in den Wagen und fuhr nach Hofe. Hier wandte er sich in den Tuilerien sogleich zu den Zimmern der Frau von Pompadour.

Alle Welt weiß, was Frau von Pompadour bei König Ludwig XV. allerchristlichsten Majestät galt. Sie war die unbeschränkte Gebieterin seines Herzens, seines Willens und seines Reiches. Zwar die Blüthezeit hatte für sie geendet. Sie mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen. Aber ihre Anmuth hatte darum wenig eingebüßt, und der eigenthümliche Werth ihres Geistes dabei nur gewonnen. Der König lag noch immer in ihren weichen Fesseln. Nichts vermochte wider sie der Wille der ganzen königlichen Familie, nichts die Klugheit des königlichen Hauptministers, des Kardinals Bernis. Man wußte das am Hofe, man wußte das in Paris, man wußte das im ganzen Reiche. Freilich ist es nicht gar erbaulich für eine Nation von Selbstgefühl, durch ein solches königliches „Nebenbei“ beherrscht zu werden. Aber man muß nicht vergessen, daß die Franzosen damals nur noch Verse machten und Liederchen trillerten, und Alles für wahr, gut und schön hielten, sobald es der König dafür hielt. Frankreich lag also in anbetendem Entzücken mit einem Knie vor dem König, mit dem andern vor der Geliebten des Allerchristlichsten. Nur eine Partei, welche allenfalls Anspruch auf Eifersucht wagen durfte, zum Beispiel die Königin, der altadelbürtige Hof, oder so ein Hauptminister, wie Kardinal Bernis, bildeten, doch mit größter Schonung, eine Art Widerspruch.

Die kluge Königsgeliebte wußte das wohl. Sie fürchtete aber die Gegenpartei wenig. Die vorzüglichsten Herren des Hofes standen auf ihrer Seite, oder lagen zu ihren Füßen. Voltaire selbst

wußte sich viel damit, daß sie ihn huldvoll angeblickt hatte. Aber, nächst dem Könige, blickte sie doch Keinen huldvoller an, als den Prinzen Soubise.

In der That, der Prinz, obgleich ein Vierziger, war ein Mann ganz zum Gefallen geschaffen, witzig, sinnreich, verführerisch. Die Königsgeliebte, bei aller Schlauheit und Lebenserfahrung, konnte sich nicht erwehren, ihn lieber zu sehen, und lieber zu hören, als alle Uebrigen, und ihm am liebsten zu glauben, daß er sie nur ihretwillen liebe, und um nichts Anderes sonst. Der Prinz war einer von den starken Geistern, die Allen allerlei werden. So war er bei der Königsgeliebten ein von ihr bezauberter Liebhaber, der nur mit Gewalt den Ausbruch von einer Leidenschaft in sich zurückhielt, die — nicht da war. Frau von Pompadour bemerkte oft, nicht ohne zärtliche Rührung, seinen stillen Kampf zwischen Ehrfurcht und Liebe, und wider ihren Willen ward ihr Herz zu ihm hingezogen, da es doch dem König allein angehören sollte. Sie empfand für den Prinzen, was sie nicht empfinden mochte, und eben weil sie es nicht mochte, hing sie um so inniger an ihm. Doch hütete sich die feine Frau von Welt wohl, das von sich ahnen zu lassen, dessen sie sich, wie einer Lächerlichkeit, schämte. Und wirklich fiel keinem Höfling dergleichen auch nur im Traume ein. Aber der Prinz wußte, was er wußte, spielte seine Seladonrolle fort und lachte dazu.

„Was haben Sie vergessen, Schmetterling?“ fragte sie ihn, als er zu ihr hereintrat, denn er war erst kaum vor einer Stunde von ihr gegangen.

„Ach, theure Marquise, bei Ihnen habe ich immer das Unglück, mich selbst zu vergessen. Wie kann man auch anders?“ sagte Soubise, und drückte ihre schöne Hand an seine Lippen: „Mich selbst, so wahr ich lebe!“

„Zur Sache, mein gnädiger Herr; denn die Sphäre Ihres

Selbstes ist so groß, daß ich nicht immer weiß, wenn Sie von sich reden, ob Sie Frankreich oder ganz Europa meinen."

„Sie wollen heute, liebenswürdige Marquise, ein wenig herbe sein, scheint es; und doch sagen Sie, ohne es zu wollen, statt der Ironie die reinste Wahrheit. Im Ernst, ich wollte von mir, nämlich von Frankreich, das heißt von Ihnen, reden."

„O, lyrische Sprünge!" rief Frau von Pompadour: „Sie haben Talent zum Odendichten, Prinz."

„Und wer denn nicht, der das Glück fühlt, in Ihrer Nähe zu stehen?"

„Aber Sie wollten von sich selbst reden, Prinz."

„Gut, gnädige Frau, von mir; aber mein Sein ist in dem Ihrigen aufgelöset. Was wider Sie ist, das ist wider mich. Und ich . . ."

„Prinz, ich werde heute nicht klug aus Ihnen. Reden Sie in Prosa; ich hasse das frostige Feuer der Odendichter."

„Wohlan, trockne Prosa! — Wissen Sie, in welcher Gesellschaft man zuerst das Gassenliedchen spendete und sang, worin eine gewisse unerhörte platte Niederträchtigkeit die Stelle des Witzes vertreten muß?"

„Sie meinen die Albernheit gegen mich? in welcher Gesellschaft? Vielleicht bei unserm poetischen Kardinal? Hab' ich's errathen?"

„Halb! Bei seinem Schützling, dem unflätigen de Gatry. Der Elende wird jetzt von allen seinen ehemaligen Zechbrüdern verrathen; denn er ist nahe daran, das Opfer seiner Schändlichkeiten zu werden — auf die Galeeren zu kommen."

„Wie? Was sagen Sie mir da?" rief die Marquise erstaunt.

„Es zeigen sich in den Kassen des Seewesens, die er zu verwalten hat, ungeheure Defizits. Man spricht von mehr, als einer Million. Und das war's, was ich vergessen hatte, Ihnen vor

einer Stunde zu sagen. Ich hatte also Recht, es gehe mich an, weil es Sie und Frankreich angeht."

„Haben Sie auch recht gehört, Prinz?"

Der Prinz erzählte ihr nun Alles, was er von nähern Umständen kannte, schmückte daran nach Belieben aus und trug endlich auch die Geschichte des alten, unglücklichen Buchhalters Larmes vor. Er schilderte die Schelmerei des Herrn von Gatry und die Verzweiflung des bedrängten Larmes so lebhaft, das Leiden des armen, schutzlosen Greises so rührend, daß die reizbare Marquise in Thränen zerfloß.

„Nein, rief sie, „das darf nicht sein; dieser unschuldige, ehrliche Mann darf nicht das Opfer des Ungeheuers werden. Wir wollen die Wahrheit entdecken. Stehen Sie gut dafür, Prinz, daß sich Alles so verhält, wie Sie mir sagen?"

„Ich stehe für jedes Wort, das ich sagte."

„So gestatten Sie, daß ich mich von Ihnen beurlaube. Ich muß zum König. Ich danke Ihnen, mein lieber Prinz, daß Sie mir den Weg zu einer edeln That zeigten. Dergleichen Abscheulichkeiten, wie de Gatry brütet, sollen Frankreichs Boden nicht besudeln. Der König denkt zu groß!"

„Und sein guter Engel weicht nicht von ihm. Erlauben Sie, daß ich diesem Engel die Hand küsse, um mich selbst ein wenig zu heiligen."

Der Prinz entfernte sich. Die Marquise ließ sich dem Könige melden.

5.

Der König.

„Ich habe Sie schon lange erwartet, meine liebe Marquise!" sagte der König, indem er ihr entgegen ging.

— Man hatte mir gesagt: Ew. Majestät hätten dem englischen Gesandten eine besondere Audienz gegeben.

„Ja, aber der Mensch hat mich mit seinen Geschäften aufs grausamste gelangweilt. Ich bin froh, seiner los zu sein. Ich habe ihn zuletzt kurz an den Kardinal gewiesen. — Aber, was fehlt Ihnen? Sind Sie unpäßlich, Marquise? Ich glaube gar, Sie haben geweint. Ist Ihnen nicht wohl?“

— Bei meinem König ist mir immer wohl.

„Gute Marquise! — Setzen Sie sich. Haben Sie Arbeit mitgebracht? Ich helfe Ihnen Perlen auffädeln. Ich kann Ihnen ein sauberes Geschichtchen vom Fräulein von Autun erzählen, ein Liebeshändelchen ohne Gleichen; Sie werden es kaum glauben. Ich habe dabei zum Sterben lachen müssen. Allein ich kann unmöglich die verweinten Augen meiner kleinen Antoinette sehen. Bekennen Sie mir erst, haben Sie einen Verdruß gehabt?“

— Wohl, Sire, Verdruß über die empörende Schlechtigkeit mancher Menschen, und Schmerz darüber, daß man unter dem besten der Monarchen die Unschuld auf grausame Weise zu mißhandeln wagt. Denn . . .

„Erzählen Sie, liebes Kind. Ich will wahrlich einmal ein Beispiel von Strenge geben. Was bin ich denn? Was hab' ich denn, wenn ich mit aller königlichen Macht nicht einmal im Stande bin, zu verhüten, daß Sie andere, als Freudenthränen vergießen? — Wer also hat Sie beleidigt?“

— Der Sie, der die Würde und den Namen des gerechtesten und menschenfreundlichsten aller Könige beleidigt.

Der König stutzte und fragte mit gespannter Neugier weiter. Die Marquise erzählte ihm die Geschichte und die Pläne des Herrn von Gatry, und wie er den ehrlichen Buchhalter zwingen wolle, sich schriftlich zu den Verbrechen dieses Ministers zu bekennen, der sich mit einigen tausend Livres davon frei machen möchte. Die

Erzählerin trug die Begebenheit mit der ihr eigenen Beredsamkeit vor, und erhöhte mit dem Glanz ihrer Einbildungskraft die Farben im Bilde von menschlicher Bosheit und hilfloser Unschuld. Sie selbst ward von neuem innig bewegt.

„Nun denn," sagte der König, als sie vollendet hatte, mit einer Art von Verwunderung in Ton und Geberde: „ist's nur das, und sonst nichts? Was geht uns das an? Lassen Sie doch die Gerichte dafür sorgen; die werden schon strafen. Jetzt hören Sie mein Geschichtchen vom spaßhaften Handel des Fräuleins von Autun."

— Ich wage nur die einzige Erinnerung, Sire, daß, wenn der morgende Tag kommt, die Gerichte nicht mehr helfen können. Hat de Gatry des Buchhalters schriftliche Erklärung in Händen, und ist dieser geflüchtet, so wird dieser verdammt, jener als treuer Beamter geehrt und Ew. Majestät um eine Million betrogen.

„Sie haben Recht. Man muß den Kardinal davon benachrichtigen."

— Er ist Gatry's besonderer Gönner, wie man mir gesagt hat.

„Oder den Polizeiminister. Er könnte vorläufig einen Vertrauten zum Buchhalter schicken, um von diesem das Nähere zu erfahren. Dann mag er nachher thun, was recht ist."

— Vortrefflich, Sire; ich muß eben so sehr Ihren Scharfsinn, als Ihr wohlwollendes Herz bewundern. Daran dachte ich in der That nicht, daß, wenn die Polizei de Gatry's eigene Handschrift erhaschen kann, dieser in seinem eigenen Netze gefangen und Alles verrathen ist.

„Natürlich! Sie sind ein Kind, Marquise, daß Sie über den einfachsten Gang der Dinge erstaunen. So etwas macht sich leicht ab. Ich lasse den Minister — oder ich besinne mich, der Polizeichef ist noch in der Nähe!"

Der König läutete. Ein Kammerdiener erschien. Der König

beschied den Polizeichef ins blaue Kabinet, wohin er sich sogleich selbst begab.

„Sie aber,“ sagte er beim Fortgehen der Marquise, „bleiben inzwischen hier. Wir müssen eins über das Fräulein von Autun lachen.

6.

Die Wirkung.

Es war schon spät Abends. Der Buchhalter Larmes saß düster in seinem Zimmer am Schreibtische und zeichnete Verschiedenes auf. Colas stand daneben.

„Jetzt, mein Sohn,“ sagte der Alte nach Beendigung der Arbeit heiterer, „habe ich nichts mehr auf dem Herzen. Alles ist abgethan. Es geschehe, was da wolle, ich werde mich nicht, weder schriftlich noch mündlich, zu dem Kassenbetrug bekennen. Ich stehe in Gottes Hand. Es ist eine herrliche Sache, Colas, um ein reines Herz und Bewußtsein; man kann damit einem ganzen Heere von Schergen, Henkern und Folterknechten und der ganzen Hölle ins Angesicht spotten. Und würde ich auf die Galeere geschickt, ich wollte lächelnd gehen.“

Es ward geklopft. Ein Polizeibeamter trat herein, und man sah deutlich im Halbdunkel der Thür, indem der Beamte sie öffnete, mehrere Bewaffnete stehen.

Der Beamte entschuldigte seinen Besuch mit höherm Befehl, und fragte dem Herrn Larmes nach. Dieser bekannte sich erblassend mit zitternder Stimme zu seinem Namen. Colas bebte, wie im Fieberschauer, und konnte sich nicht auf den Füßen halten.

„Sie hatten diesen Morgen,“ sagte der Beamte zum Herrn Larmes, „eine merkwürdige Unterredung mit Herrn von Gatry?“

Der Buchhalter verneigte sich; er konnte die Silbe Ja nicht hervorstammeln.

„Sind Sie im Besitz eines Zettels, den er Ihnen zum Abschreiben gab?“

Der Buchhalter erstaunte über die Allwissenheit der Polizei, und sah den Beamten mit starrem Blicke und offenem Munde an.

„Wollen Sie mir gefälligst antworten?“ fuhr der Beamte ernster fort.

Der Buchhalter verneigte sich abermals.

„Antworten Sie, Herr, ich fordere Sie im Namen des Königs auf; und wenn Sie den Zettel haben, werden Sie mir ihn ohne Weigern übergeben.“

Der Buchhalter schwankte zu einem Nebentischchen, zog den Zettel aus einer Brieftasche und reichte ihn mit zitternder Hand dem Frager.

„Sie werden jetzt die Güte haben, mich zu begleiten, Herr Larmes. Es erwartet Sie draußen mein Wagen.“

„Wohin?“ schrie Colas verzweifelnd: „Er ist unschuldig. Nehmen Sie mich auch mit. Ich weiß um Alles; ich will Alles sagen.“

Der Beamte sah den Jüngling verwundert an und sagte: „Ich habe zwar keinen Befehl, einen andern, als Herrn Larmes, zum Chef der geheimen Polizei zu führen; indessen kann ich Ihren Wunsch befriedigen. Sie, Herr Larmes, scheinen unruhig zu sein. Fassen Sie sich.“

„Lassen Sie den jungen Menschen hier zurück,“ sagte Herr Larmes, „wenn Sie keinen ausdrücklichen Befehl haben, ihn mitzunehmen. Er kann zur Sache nichts nützen. Ich werde die Wahrheit sagen ohne ihn. Es ist seine Freundschaft zu mir, die ihn zu der unbesonnenen Bitte veranlaßte. Ich weiß schon, wer mein Ankläger ist und warum ich fortgeschleppt werde. Es ist Herr von Gatry, mein Chef. Ich folge Ihnen.“

Der Polizeibeamte sagte: „Ich trete in Ihren Handel mit Herrn von Gatry nicht ein. Sie werden ohne Zweifel die Ehre haben, ihn zu sehen. Auch er ist in diesem Augenblick verhaftet. Hingegen muß ich mir ausbitten, junger Herr da drüben, daß Sie mich ebenfalls begleiten wollen!“

„Herr von Gatry verhaftet?“ sagte der Buchhalter mit halbfroher Bestürzung.

„Haben Sie denn nicht gehört?“ schrie Colas freudig: „Gatry ist verhaftet. Sie sind gerettet. Nun merk' ich, seh' ich, weiß ich Alles, Alles, Alles! Kommen Sie, Kommen Sie! Oh!“ fuhr der entzückte Jüngling fort und streckte beide Hände gen Himmel: „O du unvergleichliche, köstliche, himmlische . . .“ bald hätte er gesagt Pauline. Aber er besann sich doch, und rief: „Justiz!“

Man nahm den Hut, folgte dem Polizeibeamten, stieg mit ihm in den Wagen und fuhr davon. Der Minister des Seewesens war beim Polizeiminister. Der Buchhalter sagte, was er wußte. Herr von Gatry verrieth selbst beim stolzen Wegläugnen im Verhör sein böses Gewissen. Als ihm aber seine Handschrift vorgewiesen ward, als ihm der Buchhalter vor die Augen geführt ward, verlor er die Besinnung und bat um Schonung seiner Familie.

Herr Larmes und Colas wurden noch denselben Abend wieder zurückgelassen. Colas schlich noch denselben Abend mit einem Notenheft unterm Arm zu Paulinens Zimmer, da er es erleuchtet sah, und schloß die schöne Schwester, welche im reizenden Tanzkleide vor ihm stand, um einen Ball zu besuchen, an sein frohes Herz. Noch denselben Abend drückte Pauline auf dem Balle, mitten im Tanze, dem entzückten Prinzen Soubise voll zärtlicher Erkenntlichkeit die Hand und flüsterte: „Sie haben eine himmlische That vollbracht!“ Noch denselben Abend, früher vom Balle eilend, lag der Prinz zu den Füßen der Marquise von Pompadour und rief: „Ich muß Sie anbeten; Sie sind mehr als ein Engel!“ Noch

denselben Abend gestand Ludwig XV. im Arm der Geliebten: er sei von ihr noch nie schöner belohnt worden, als der einfältigen, närrischen Geschichte wegen.

7.

Die Erhebung.

Am folgenden Morgen war Gatry's Verhaftung die Tagesneuigkeit von Paris. Die Kassen und Rechnungsbücher des Seewesens wurden untersucht. Man entdeckte größern Verlust, als man vermuthete. Es entspann sich aus einer Untersuchung die andere, aus einem Verhör das andere, aus einer Verhaftung die andere. Gatry hatte sich während dessen wieder erholt und erneuerte die Betheuerungen seiner Unschuld. Es ward ein langweiliger Rechtshandel, dessen Ende der alte Larmes gar nicht mehr erlebte; denn Furcht und Schrecken jenes Unglückstages hatten seine Gesundheit tief erschüttert. Colas war untröstlich über den Verlust seines väterlichen Freundes. Zwar ward er Erbe von dessen mäßigem Vermögen; allein das erquickte ihn wenig. Gerne wäre er Bettler geworden, wenn er mit seiner Selbstaufopferung den guten Vater Larmes aus dem Reiche der Schatten hätte zurückkaufen können.

Die Frage war nun: was weiter beginnen? Denn aus der kleinen Erbschaft allein konnte er unmöglich anständig leben. — „Ei," sagte Pauline, „willst du denn nicht an der Stelle des Herrn Larmes Buchhalter beim Seewesen werden?"

„Mein Gott, Fräulein, wohin denken Sie? Wie soll ich meine Gedanken so weit erheben? Buchhalter des Seewesens! — Es ist wahr, ich habe unter der Aufsicht des Herrn Larmes oft, besonders wenn er an Rheumatismen im Winter litt, seine sämmt-

lichen Geschäfte gethan; er hatte bloß zu unterschreiben. Allein, was denken Sie, Fräulein! Buchhalter im Ministerium des Seewesens! Herr Larmes schlug mich schon dreimal vergebens nur zu einer leer gewordenen Sekretärstelle vor. Nein, so weit schwindle ich nicht hinauf."

„O die liebe Bescheidenheit, wie sie dich so schön läßt!" sagte Pauline, und betrachtete den blöden jungen Mann mit stillem Wohlgefallen: „Du gibst doch zu, daß ich wenigstens so hoch im Range stehe, als ein Marine-Buchhalter?"

„Fräulein, Sie scherzen."

„Nun, und deine Gedanken schwindeln doch selbst zu mir herauf?"

„Nein, nein, Ihre himmlische Güte läßt sich nur zu mir herab, schöne Pauline."

Einige Tage nachher sagte Fräulein de Pons zum Prinzen Soubise, als sie ihn unbelauscht in einer glänzenden Gesellschaft sprechen konnte: „Wissen Sie auch, mein Prinz, daß Schreck und Gram den alten Buchhalter Larmes getödtet haben, daß er also dennoch das Opfer von Gatry's Ruchlosigkeit ward?"

„Kein Wort, reizende Pauline."

„Wollen Sie Ihre herrliche That nicht vollenden? Sie sind im Stande, den Schatten des ehrwürdigen Greises zu versöhnen, wenn Sie sich seines Sohnes annehmen, der jetzt verloren und verstoßen ohne alle Protektion dasteht, nämlich seines Adoptivsohnes, Nikolas Rosier. Es ist derselbe junge Mann, der in dem berühmten Verhör um Erlaubniß bat, an der Stelle des Herrn Larmes in Gefängniß und Tod zu gehen, wenn es sein müßte."

„Ich erinnere mich des tollen Einfalls."

„Nun, dieser Rosier war eigentlich der wahre Buchhalter; der alte Larmes gab nur seinen Namen zu dessen Arbeiten. Erfüllen Sie einen Seufzer des Sterbenden, der mit Kummer um das Schick-

sal seines Sohnes aus dem Leben ging. Sie sagten mir einst selbst, der alte Larmes müsse für erlittenes Unrecht reichlich entschädigt werden. Wie wollen Sie ihn entschädigen lassen? Er ist nicht mehr. Gönnen Sie seinem Adoptivsohn Ihren Schutz. Dieser Erbe von der Redlichkeit seines Vaters verdient dessen erledigte Stelle beim Seewesen. Aber er steht einsam, kein Mund spricht für ihn."

„Wie? Kein Mund spricht für ihn, wenn Mitleid und Erbarmen von so schönen Lippen für ihn sprechen?" flüsterte der Prinz: „Wie selig wär' ich, wenn diese Lippen nur mir so mitleidig einst ein Wort des Erbarmens sagten? Glauben Sie mir, ich verdiene mehr Mitleiden, als der Sohn des Buchhalters."

„Nun, gnädiger Herr, werden Sie nur erst recht unglücklich; ich will es nicht an Mitleid für Sie fehlen lassen, wie es Ihnen nie an Spott für mich fehlt."

„O!" rief der Prinz: „Es ist genug! Daß doch jetzt hundert überflüssige Augen auf uns sehen müssen! Wie gern sagte ich Ihnen auf meinen Knien, wie viel ich dulde! Aber ich nehme Sie beim Wort. — Wie heißt der junge Mann?"

Pauline nannte den Namen Nikolas Rosier; der Prinz schrieb ihn auf.

Zu rechter Zeit erinnerte er sich seiner, als er nachher bei der Marquise von Pompadour im vertraulichen Gespräche saß, die Marquise selbst von Gatry's Prozeß anfing und dabei mit Theilnahme des alten Larmes gedachte, der durch die Schändlichkeit seines Gebieters dem ewigen Kerker oder gar dem Tode nahe gebracht gewesen wäre.

„Nahe?" antwortete der Prinz: „Nein, sagen Sie lieber, in den Tod, meine Gnädige. Angst und Schrecken haben den schwachen Greis getödtet. Er steht vor Gott, und nennt, dankbar unter Engeln, den Namen des irdischen Engels, der ihn vom Untergang rettete."

Die Marquise erschrak und ward gerührt. Der Prinz bemerkte es und stimmte sich selbst in Trauer hinüber, indem er vom Lebensloose mancher edeln Menschen sprach. „Er hat ausgelitten!“ fuhr der Prinz fort, indem wirklich eine Thräne in seinen Augen zitterte: „Ihm ist nichts mehr zu vergelten und zu ersetzen.“

Die Frau von Pompadour sah im Auge des Prinzen eine Thräne. Dieser Anblick machte sie noch weicher. „Aber hat er Familie hinterlassen?“ fragte sie: „Ich weiß, der König ist gut.“

Der Prinz sprach von der erledigten Buchhalterstelle, von den ausgezeichneten Kenntnissen des Adoptivsohns Nikolas Rosier, und mit einer wahren Begeisterung von dessen strenger Rechtschaffenheit. Dann fuhr er fort: „Und dieser brave, junge Mann muß darben, weil er ohne Protektion dasteht. Er ist nur der Erbe von Tugend und Armuth seines Pflegevaters.“

Die Frau von Pompadour ergriff voll inniger Bewegung mit beiden Händen des Prinzen Hand und sagte: „Prinz, als einen gewandten, liebenswürdigen Weltmann habe ich Sie immer gekannt, aber nicht als den guten, gefühlvollen Menschen. Schämen Sie sich Ihres nassen Augen nicht vor mir. Solche Thräne ehrt den Mann. Dafür nehmen Sie diesen Kuß. Der Rosier muß seines Vaters Stelle haben.“

Als die Marquise dem Könige davon anfing, sagte dieser: „In der That hat mir der Marineminister da ein Portefeuille gebracht, Ernennungen, ich soll sie unterschreiben. Sehen Sie doch nach, ob der Mann dabei ist, von dem Sie mir sagen.“ — Die Marquise gehorchte, und fand unter den Ernennungen zur Buchhalterstelle beim Seewesen den Namen Meuron.

„Nun, so lassen wir's dabei. Der Minister muß ihn kennen. Er weiß das besser, als wir. Mischen wir uns doch in das Zeug nicht.“

„Sire,“ antwortete die Marquise, „aber eben die Einmischung

Ew. Majestät allein kann das edle Werk vollbringen, was Sie begannen, und das jetzt noch ganz Paris mit Freuden und Beifall füllt. Ew. Majestät hat den stolzen Verbrecher entlarvt, die Unschuld gerettet. Der letzte Gedanke des sterbenden Greises waren Sie, Sire, denn Sie haben ihn gerettet. Er trägt dankbar Ihren Namen zum Himmel."

Der König lachte laut auf. „Hab' ich's doch immer geargwohnt," rief er: „daß Sie mit der überirdischen Welt Korrespondenz pflegen; wie könnten Sie sonst wissen, was die Buchhalters-Seele da mit hinüber geschleppt hat? Meinen Namen also? Aller Ehren werth. Ich muß ja wohl aus Gegenhöflichkeit den Namen seines Pflegesohns ins Büreau des Seewesens schicken." Er strich den Namen Meuron durch und setzte Nikolas Rosier.

„O wie Sie so böse sind, Sire, und doch so gut!" sagte die Geliebte, und küßte die Hand des Monarchen, welche den Namen geschrieben hatte.

8.

Die Ohrfeige.

Colas war vor Erstaunen außer sich, als er die königliche Ernennung empfing. Er machte sich sogleich auf, seinem Minister und den übrigen obern Beamten im Ministerium die ehrfurchtsvolle und dankbare Aufwartung zu machen.

„Ich schlug Sie dem Könige gern vor," sagte der Minister, „denn ich wollte in Ihnen das Andenken des Herrn Larmes geehrt wissen."

„Mein Verdienst bei Ihrer Ernennung ist gering," sagte der Kanzler des Ministerialbüreau's: „doch gesteh' ich, einigen Kampf hatte ich deswegen. Mir waren aber Ihre trefflichen, in Herrn

Larmes Namen gelieferten Arbeiten bekannt. Ich konnte, als redlicher Mann, keinen Andern, als Sie, dem Minister empfehlen."

So bemerkte Colas, bei seinen Besuchen, daß, wie diese Beiden, alle übrigen höhern Angestellten, ohne sein Vorwissen, auf die edelmüthigste Weise für ihn gearbeitet hatten. Als er es dem Fräulein de Pons erzählte, sagte sie lachend: „Du bist ein Närrchen, Colas. Die Hauptperson hast du vergessen. Bitte morgen den Prinzen Soubise um Audienz und küsse ihm die Hand. Vergiß mir's nicht."

„Und nicht der Prinz Soubise ist die Hauptperson," sagte Colas, „sondern meine bescheidene schöne Schwester, der ich die Hand tausendmal lieber küsse." — Indessen Colas war klug genug, sie auch dem Prinzen am andern Tage zu küssen; und der Prinz, welcher in Colas einen angenehmen jungen Mann erblickte, war klug genug, ihm zu empfehlen, der Frau von Pompadour seine dankbare Verehrung zu bezeugen. Der Buchhalter des Marinewesens gehorchte und die Königsgeliebte blieb nicht unempfindlich gegen Huldigungen, die verdient zu haben sie sich allerdings bewußt war. Ihre That ward ihr noch um so lieber, da sie sie nicht nur einem erkenntlichen, sondern auch einem sehr hübschen jungen Mann erwiesen hatte.

Herr Roster, der im Geschäftskreise der Marine-Buchhaltung nicht als Neuling lebte, gewann bald die Zufriedenheit aller seiner Obern und selbst des Ministers, nicht eigentlich wegen seiner Geschäftsführung, sondern weil man nicht wußte, wie er dazu gekommen war, eine Stelle zu erhalten, für die Alle einen andern Begünstigten empfohlen hatten. Man vermuthete, er müsse bedeutende Verbindungen am Hofe haben. Jeder behandelte ihn sogleich mit der größten Auszeichnung.

Colas, mit seinem Glücke gar wohl zufrieden und nun bekannt mit dem geheimen Weg, welchen das Schicksal wunderbarlich

zwischen ihm und dem König Ludwig XV. angebahnt hatte, genoß die Gaben des Zufalls mit aller Bescheidenheit. Er hatte vorher Demuth genug gehabt, auf ein Loos, wie er gewonnen, keinen Anspruch zu machen, und jetzt nicht Uebermuth genug, mehr zu verlangen. Das war bei ihm nun freilich keine Wirkung eigenthümlicher Weisheit und Tugend, sondern eines glücklichen, mit Leichtsinn gemischten Phlegma's. Man zog ihn in alle Gesellschaften, in die er als Bürgerlicher eintreten konnte, und manche artige Pariserin warf ihre Zaubernetze über ihn, die aber sein Leichtsinn und Phlegma wie Spinnengewebe zerriß. Denn empfand er doch selbst für die verführerisch-schöne Pauline nicht mehr, als ehrerbietige Zärtlichkeit; und das vertrauliche Verhältniß zwischen ihm und ihr war mehr Werk der Gewohnheit, als Leidenschaft.

Pauline fühlte zärter und tiefer. Sie liebte mit Innigkeit. Und wie unzufrieden sie vielleicht oft mit seiner kalten Ehrerbietung sein mochte, dankte sie ihm doch im Herzen zuweilen, wenn sie besonnener war, für seine brüderliche Nachlässigkeit. Darum war sie nichts desto weniger überzeugt, daß sie von ihm mit einer Leidenschaft geliebt werde, die ihren Reizen gebührte. Colas beichtete ihr auch von allen seinen weiblichen Bekanntschaften und von manchen Bemühungen der Schönen. Wie konnte er sich besser als ihr Vielgetreuer beurkunden? Doch setzte sie an ihm aus, daß er anfange, den Zerstreuungen zu viel Zeit zu gönnen und sie weniger zu sehen.

„Beinahe reut es mich," sagte sie schmollend zu ihm, „dich zum Marinebuchhalter erhoben zu haben. Besser, ich hätte dich, als Notenschreiber, behalten. Du wärest mehr daheim geblieben, und ich hätte dich sprechen können, so oft ich wollte."

Er versprach Besserung und hielt bald Wort, freilich auf eine Art, die ganz wider seinen Willen war.

Als er sich eines Abends mit einigen Freunden in Drouets

Garten begab, wo Erleuchtung und Ball war, und die ganze schöne Welt, selbst viele aus den höhern Ständen, sich einzufinden pflegten, fand er unter den Tänzerinnen eine seiner Bekannten, die Tochter des Buchbinders, der für das Marinebüreau zu arbeiten pflegte. Man kannte sie unter dem Namen der schönen Juliette. Das Mädchen war ihm sehr gleichgültig; aber sie tanzte wie eine Sylphide mit Herrn Browne, einem Engländer, welcher zum Gesandtschaftspersonal des britischen Botschafters in Paris, Grafen Albemarle, gehörte. Colas bewunderte sie, und fühlte sich geschmeichelt, als sie im Vorbeischweben ihn bemerkte, ihm freundlich zulächelte und im Tanze nicht unterließ, dann und wann einen freundlichen Blick hinüber zu senden. Sir Browne, ihr Tänzer, beobachtete dies Augenspiel. Es schien ihm nicht halb so angenehm zu sein, als dem gutmüthigen Colas. Nach Beendigung des Tanzes, da der Brite sie zum Ausruhen nach dem Sofa begleitete und sich mit ihr in ein Gespräch verwickelte, trat auch Colas hinzu. Sie schien ihn erwartet zu haben, brach mit dem Briten ab, stand auf und folgte dem jungen Buchhalter, der sie nicht einmal bestimmt aufgefordert hatte, zum Tanze. Der Brite, finster an der Seite, verfolgte mit seinen Augen das Paar. Man sah, ihn verzehrte ein inneres Feuer.

„Ich habe doch nicht an dem Herrn da einen Raub begangen," sagte Colas zur schönen Juliette, „indem ich Sie zum Tanz führte? Er macht ein Gesicht, wie ein Ungewitter."

„Umgekehrt, ich danke Ihnen, Herr Rosier, daß Sie mich von dem langweiligen Menschen frei machten!" antwortete das Mädchen: „Es ist genug, daß ich den Sir fast täglich seit zwei Monaten im Hause sehen muß, wo er meinen Vater mit Geschenken überhäuft. Ich nehme nichts von ihm. Er ist mir verhaßt wie eine Spinne, und schleicht mir nach wie ein Schatten."

Colas kam vor anderthalb Stunden nicht von seiner Tänzerin

los, die es auf Eroberung seines Herzens angelegt zu haben schien. Er war froh, als er sich endlich in den erleuchteten Garten retten konnte, welcher im bunten Feuer, wie eine Zauberwelt, funkelte. Hier in einer der artigsten Gesellschaftslauben ließ er Punsch bringen, da er sah, daß ihn Andere tranken. Es fügte sich, indem er an einem der Tische niedersaß, daß er gerade gegenüber dem unglücklichen Anbeter Juliettens Platz bekam; neben ihm saß einer seiner Bekannten, ein geheimer Sekretär de Bonnaye.

Man war in lebhaftem Gespräch über politische Dinge, und zwar, weil die Gesellschaft bunt aus Franzosen und Briten zusammengesetzt war, über dieselben Gegenstände, derentwillen Graf Albemarle nach Paris gekommen. Wie in den Kabineten der Mächte, machte man sich auch hier in der Laube gegenseitig Vorwürfe; die Franzosen den Briten, daß sie den ungeheuern Landstrich zwischen Neuengland und Arkadien ansprechen wollten; die Briten den Franzosen, daß diese am Ohio Forts anlegten, um Englands Handel mit den Wilden zu zerstören. Die Herren schienen nicht minder von Punsch und Wein, als von Vaterlandsliebe begeistert.

Weil Colas fremd zum Gespräch trat, schwieg er und gab einen gleichgültigen Zuhörer ab. Sir Browne, ihm gegenüber, der Mann mit dem Ungewittergesicht, ward noch heftiger und redseliger, als er des Buchhalters gewahr ward, der ihm seine Sylphide entführt hatte. Er donnerte nun ärger gegen Frankreichs diplomatische Anmaßungen; er schien zu glauben, wenn er ganz Frankreich mit seinem Zorn schlage, müsse er nothwendig auch den verhaßten Nebenbuhler treffen. Keiner aber fühlte sich weniger getroffen, als der harmlose Colas. Er überließ es seinen anwesenden Landsleuten, die stolze Derbheit des Briten zurückzuweisen, und um so lieber, da er gewahr ward, der Wortkampf werde mit mehr Hitze geführt, als eben in dieser Laube des Vergnügens nöthig sei, um sich Wein und Punsch behagen zu lassen.

Je ruhiger Colas blieb, je glühender stürmte der grimmige Sir Browne. Bei jedem kräftigen Fluch, den der Brite zur Betheurung seiner Vorwürfe gegen die französische Staatsklugheit ausstieß, heftete er seinen Blick auf den unschuldigen Colas. Einer nach dem andern von den Franzosen schlich davon. Die Herren fürchteten, der Wortwechsel führe zu weit, und zumal, Sir Browne's politischer Geist habe zu viel Weingeist. Auch die übrigen Landsleute spürten es ihrem Landsmanne an, und bemühten sich, ihn zu besänftigen. Dieser aber ward nur desto erhitzter. „Es ist wahr," rief er den Franzosen zu, „das Kabinet von St. James, wie Ihr saget, versteht seinen Vortheil schlecht. Ich muß Euch Recht geben. Der König hätte, um als Diplomatiker zu siegen, nicht den Lord Albemarle, sondern ein Londoner Freudenmädchen herschicken sollen. Und wir haben deren tausend, die schöner sind, als die abgeliebte Pompadour."

Als Colas den hier entweihten Namen seiner Wohlthäterin hörte, brach er das Schweigen, und sagte mit der größten Artigkeit zu dem Ungewittergesicht, doch, sich über den Tisch vorlehnend, halbleise, um den Briten nicht zu beschämen: „Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß Sie auf französischem Boden stehen!"

Sir Browne schnellte dem Buchhalter in dieser Stellung, statt aller Antwort einen gewaltigen Nasenstüber zu, und machte die Bemerkung: „Was streckt mir der junge Naseweis da die Nase entgegen, und läßt sich beigehen, mich zu belehren, ehe ich's von ihm verlange?"

Er hatte aber die letzten Worte, die er der Gesellschaft zuwandte, noch nicht vollendet, als ihm Colas eine gellende Ohrfeige zurückgab. Sir Browne stürzte bei dem Schlage, wie eine vom Sturm gebrochene Eiche, seitwärts mit dem Kopf gegen seinen Nachbar, der eben ein warmes Punschglas zu den Lippen führen wollte. Nun leerte sich das erschütterte Glas in gerader Linie über

das Ungewittergesicht, also, daß dieses nicht anders glauben konnte, als es werde mit seinem eigenen, theuren Blute gefärbt.

Alle Briten sprangen auf, ebenso die Franzosen. Sir Browne zog den Degen, Colas den seinigen, um sich zu schützen. Ehe die Uebrigen dazwischen traten und schlichten konnten, hatte Colas schon einen Stich unterm rechten Arm, der, eine Spanne tiefer als die Achselgrube, das Fleisch durchdrang, ohne den Brustknochen zu verletzen. Alles war in wenigen Sekunden geschehen. Eben so schnell verschwanden die meisten Franzosen aus der Laube, um nicht wider ihren Willen in einen Handel verflochten zu werden, der um so bedenklicher war, weil er Mitglieder einer fremden Gesandtschaft betraf. Eben so schnell verschwanden die Engländer, um ihren wüthenden Landsmann, den sie mit sich nahmen, an größern Ausschweifungen zu verhindern. Nur Herr de Bonnaye blieb bei dem verwundeten Colas zurück, begleitete ihn hinaus zum Wagen und führte ihn sogleich zu einem Wundarzt. Dieser erklärte die Wunde unbedeutend, weil sie nur durchs dicke Fleisch gegangen. Er verband sie, und Colas fuhr mit seinem getreuen Gefährten zum Hotel des Grafen Oron in seine Wohnung.

9.

Krieg gegen England.

Herr von Bonnaye, der in der Laube einer der lebhaftesten Redner für Frankreichs Sache gegen England gewesen war, lärmte noch im Wagen fort gegen den Uebermuth der Briten. Colas, der keine Ursache hatte, sich ihrer zu freuen, schimpfte aus vollem Herzen mit. Herr de Bonnaye sagte: „Mich wundert, daß unser Hof so lange zaudert, den unverschämten Stolz des Londoner Kabinets zu züchtigen. Hinge es von mir ab, morgen müßte der Krieg er-

klärt sein." – Dieser Einfall war wirklicher Balsam auf des Buchhalters Wunde. Sein Entschluß war genommen. Er drückte die Hand seines Freundes mit Zuversicht und sagte: „Beruhigen Sie sich. Ehe vierzehn Tage durchs Land gehen, müssen alle Engländer aus Paris und muß der Krieg erklärt sein." Herr de Bonnaye lächelte still, denn er gedachte der Macht des Punsches; Colas aber gedachte der Macht Paulinens.

Der Verwundete mußte folgenden Tages Zimmer und Bett hüten, auf Befehl seines Arztes. Er hatte viel Blut verloren und Wundfieber dazu bekommen. In wenigen Zeilen unterrichtete er das Fräulein de Pons von seinem Unglück, ehe sie es durch das Gerücht erfahren möchte. Denn Colas zweifelte nicht, Hof und Stadt wären von seiner Begebenheit voll. Er irrte sich. Niemand sprach davon, Niemand wußte darum. Die Engländer hatten weder die Franzosen am Punschtische, noch diese sich unter einander selbst gekannt, weil sie nur vom Zuge des Ungefährs zusammengeweht worden waren. Der Vorfall konnte übrigens nicht für mehr gelten, als eine der gewöhnlichen Helden- und Staatsaktionen beim vollen Glase.

Aber nicht so betrachtete es die liebende Pauline, als sie die Zeilen ihres Freundes gelesen hatte. Mit Seelenangst für das gefährdete Leben durchbrachte sie den langen Tag. Abends lösete sie sich durch ein vorgeschütztes Uebelbefinden von der Verbindlichkeit, die Gräfin von Oron in Gesellschaft begleiten zu müssen, und schlich durch den Corridor am innern Hofe des Palastes zu den Zimmern des Herrn Rosier.

Im Erröthen der Unschuld und Liebe trat sie vor das Bett des Kranken. Der alte ehrliche Marcus, Diener des Colas, ein Erbstück aus dem Nachlasse des verstorbenen Herrn Larmes, entfernte sich bescheiden und klug, um Schildwacht zu stehen.

„Was ist Ihnen?" lispelte Pauline ängstlich ihrem Freund zu,

der seine Hand nach der ihrigen ausstreckte: „Was haben Sie gemacht? Wer hat Sie verwundet? Warum eigentlich? Hat Ihnen der Arzt das Reden nicht untersagt? Wann geschah es, daß Sie sich schlugen? Wo eigentlich? Fühlen Sie sich schwach? Wer ist Ihr Arzt?“

Stoffes genug, um einen ganzen Abend mit Antworten auszufüllen. Colas erzählte den Handel mit aller Umständlichkeit und nicht ohne gebührenden Weihrauch für Paulinens Schönheit in Bemerkungen über die schöne Juliette. Fräulein de Pons erkannte mit heimlichem Vergnügen die Treue ihres Geliebten an. Der Ruhm von Juliettens Reizen war ihr nicht fremd, aber auch nicht, daß Colas in der That wenig Wesens daraus machte, und das Haus des Buchbinders nie betrat, so vielen Anlaß er auch dazu haben konnte. Sie sah ein, daß der Engländer aus ungegründeter Eifersucht den guten Colas verfolgt, beleidigt und fast ermordet hatte.

„Der Elende!“ rief sie: „Er ist dir die schwerste Genugthuung schuldig. Wäre er Franzose, er müßte in die Bastille. Aber er gehört zur Gesandtschaft des Lord Albemarle. Wir müssen die Sache wohl überlegen.“

„Es ist da wenig zu überlegen, Pauline!“ sagte Colas: „Begegne ich dem Sir Browne, so durchbohre ich ihn; oder vielmehr bin ich genesen, so fordere ich ihn in das Hölzchen von Boulogne. Nicht als ein Mann von Ehre, als Meuchelmörder griff er mich Unvorbereiteten an.“

„Möchtest du dich noch unglücklicher machen?“ rief Pauline ängstlich: „Denn wäre das Glück wider dich, o Colas, könnte ich dich dann überleben? Und brächtest du ihn um: würdest du nicht Frankreich und mich auf ewig verlassen müssen?“

„Er und ich können nicht in Paris beisammen leben!“ versetzte Colas: „Es ist am besten, man jagt alle Engländer fort. Man

spricht davon, unser Hof schwanke zwischen Frieden und Krieg mit England. Der Kardinal Bernis ist für den Frieden; auch Prinz Soubise. Rede mit diesem. Man muß den Krieg gegen die übermüthigen Engländer erklären. Geschieht es nicht, so sehe ich Unglück voraus. Man muß den Prinzen stimmen. Er hat bedeutenden Einfluß."

Colas und Pauline waren eben so schnell über die Kriegserklärung gegen England einig, als das Wort ausgesprochen war. Beide freuten sich ihrer Rache. Es war einem liebenden Mädchen wohl zu verzeihen, daß es im Zorn über das vergossene Blut des Geliebten ganz England zu Grunde richten wollte.

Sobald sich Pauline an einem der folgenden Tage dem Prinzen Soubise eröffnen konnte, geschah es mit aller ihr eigenthümlichen weiblichen Schlauheit. „Sie wissen, mein Prinz," sagte sie, „die Unglücksgeschichte des Buchhalters Rosier, der das, was Sie für ihn die Gnade hatten zu thun, dankbar und auf rühmliche Weise mit seinem Blute bezahlt hat."

„Mit seinem Blute?" entgegnete der Prinz erstaunt: „Kein Wort weiß ich."

Fräulein de Pons mußte erzählen. In der Erzählung war der schönen Juliette nicht gedacht, die mußte als Nebensache verschwinden; auch nicht des Nasenstübers, der allzu unpoetisch dastand, wo der Buchhalter Rosier als Held erscheinen sollte. Dagegen ward auf feine Weise dem Prinzen zu verstehen gegeben, daß die Engländer sich vorzüglich gegen den Prinzen und die Königsgeliebte ausgelassen, und dadurch des Herrn Rosier treues Herz empört haben. Wie? das ließ man dem Prinzen aus den Worten des Sir Browne über die Marquise de Pompadour bloß ahnen. Soubise, als er Alles vernommen, verlangte mehr zu wissen, besonders was die Engländer Beleidigendes über ihn gesprochen hätten. Fräulein de Pons spielte die Verlegene, als trüge sie Scheu, das Un-

anständige zu wiederholen. Je hartnäckiger sie sich zu reden weigerte, je unruhiger ward der Prinz, je abscheulicher malte ihm seine Einbildungskraft den erlittenen Schimpf in einer schwarzen Reihe von Möglichkeiten.

„Und solchen Menschen schließen Sie sich an, Prinz?“ fuhr das Fräulein fort: „Was soll Paris von Ihnen denken, wenn Sie einer der Eifrigsten für den Frieden mit einer Nation sind, die sich ein Fest daraus macht, Frankreich zu verspotten vor der ganzen Welt, und selbst auf französischem Boden den liebenswürdigsten aller französischen Prinzen der Verachtung preis zu geben?“

Die Sache machte so tiefen Eindruck auf das empfindliche Herz des Fürsten, daß er darüber sogar die Zärtlichkeiten vergaß, die er sonst nie unter vier Augen gegen das Fräulein versäumte. „Aber von wem wissen Sie diese Umstände so genau?“ fragte er. — „Die ganze Stadt kennt sie und erzählt sie sich!“ antwortete das Fräulein: „Doch Ihnen, mein Prinz, wahrscheinlich am letzten. Der Grund ist begreiflich. Man möchte Ihnen keinen trüben Augenblick machen. Aber verzeihen Sie meiner Schwatzhaftigkeit, und wenn die keine Gnade findet, meiner Eifersucht für die Unbeflecktheit Ihres Ruhmes.“

Der Prinz bedeckte dankbar ihre Hand mit seinen Küssen. Er war allerdings bisher gegen den Krieg gewesen, weil er gegen den Herzog von Richelieu war, der Krieg wünschte, um den Oberbefehl des Heeres zu erhalten. Er wollte sich aber näher um den Vorfall in Drouets Garten unterrichten. Zum Glück erinnerte er sich aus Paulinens Erzählung des Herrn de Bonnaye. Er ließ diesen, als den gültigsten Zeugen, zu sich rufen, und befahl ihm, mit der schonungslosesten Offenheit zu berichten. De Bonnaye gehorchte. Der Prinz vernahm einige Umstände mehr, aber nichts von dem, was ihn selbst unmittelbar betraf. Er fragte. Herr de Bonnaye zuckte die Achseln, entschuldigte sich mit Unwissenheit, aber war

aus Rache gegen die Engländer boshaft genug, durchschimmern zu lassen, der Prinz möge noch giftiger, als die Königsgeliebte angegriffen worden sein. Der Prinz machte sogleich dem Herzog von Richelieu einen Besuch.

„Ich habe," sagte er zu ihm, „Ihre letzte Denkschrift über die Anforderungen Englands gelesen. Sie haben mich mit Ihrer Feder überwunden, wie Sie die Engländer mit dem Degen überwinden werden. Ich vereinige mich mit Ihnen. Man muß die britische Gesandtschaft heimschicken, und das Kriegsmanifest hinter ihr her."

Der Herzog von Richelieu erstaunte vergnügt über die Sinnesänderung seines Gegners. Er umarmte ihn. Die Versöhnung war gemacht. Beide verabredeten ihre ferneren Schritte, den Kardinal Bernis, den ganzen Hof und den König umzustimmen. Der Prinz verhieß, sich des Einflusses der Frau von Pompadour zu versichern.

Das ward ihm nicht schwer. Das Wort des Sir Browne: „Der König von England hätte, statt des Lord Albemarle, ein Freudenmädchen nach Paris schicken sollen!" schlug durch. Aber der Zusatz: „Wir haben deren tausend, die schöner sind, als die abgeliebte Pompadour!" rief eine dunkle Röthe auf die Wangen der Marquise und Todeshaß in ihre Brust.

Colas war nicht wenig verwundert, als einige angesehene Herren vom Hofe bei ihm gemeldet wurden. Sie waren von der Marquise abgeordnet, um den Buchhalter über das Ereigniß im Drouet'schen Garten zu vernehmen. Seine Worte wurden niedergeschrieben und von ihm unterzeichnet.

Drei Tage nachher empfing die englische Gesandtschaft ihre Pässe zur Rückreise über den Kanal. Der Krieg gegen England ward erklärt.

10.

Das Adelsdiplom.

Fräulein de Pons empfing die erste Botschaft des wichtigen Ereignisses aus dem Munde des Prinzen selbst. In ihrem Entzücken hätte sie an den Hals des Fürsten fliegen mögen. Er sah dies Entzücken. Er las in demselben nichts Anderes, als die Offenbarung eines für ihn schlagenden Herzens, und wagte, als ein unter den Fahnen des Liebesgottes erfahrener Mann, den Sieg zu benutzen, welchen die Einsamkeit begünstigte. Er drückte die blühende Gestalt an seine Brust und raubte ihren Lippen den ersten Kuß. Pauline erröthete, ward ernst und wies den Ungestümen mit jungfräulichem Stolze zurück. Nichts desto minder hielt er sich seines nahen Triumphes versichert, und verließ die schöne Spröde mit nur noch entzündeterm Gemüth.

Desto ungeduldiger erwartete sie die Abendstunde, um ihrem Freund mit der Nachricht vom Kriege angenehme Ueberraschung zu gewähren. Unglücklicher Weise hatte Graf Oron Gesellschaft, in der sie nicht fehlen durfte. Sie sandte an Colas einige Zeilen mit der Botschaft, und bat ihn, sie, wenn auch spät, zu erwarten.

Colas war schon halb geheilt und seit einigen Tagen außer dem Bette. Als Paulinens Zettel erschien, hatte er die Anzeige von der Abreise der englischen Gesandtschaft schon auf weit überraschendere Weise vernommen. Ein Angestellter von dieser Gesandtschaft war zu ihm gekommen und hatte ihm einen Brief folgenden Inhalts gebracht: „Mein Herr, erst im Augenblick unserer Rückkehr nach England erfuhr ich Ihren Namen, als den Namen eines Mannes, den ich im Drouet'schen Garten auf die unwürdigste Weise behandelte. Ich handelte im Rausche; Sie waren unschuldig, und ich vergoß Ihr Blut. Ich scheide nicht aus Frankreich, ohne meiner Pflicht genug zu thun. Erlauben Sie mir zu glauben, daß Sie

mir verzeihen, und daß ich Ihnen beiliegende Papiere auf die französisch-ostindische Kompagnie, welche jährlich zehntausend Livres Renten tragen, als Ihr Eigenthum geben dürfe. Ich will nichts aus dem mir verhaßten Lande mit mir nehmen, als Ihre Verzeihung. S. T. Browne, Esq."

Colas dachte groß genug, dem Engländer die Papiere zugleich mit den Versicherungen der Verzeihung zurückzusenden. Aber der Brite behielt nur diese, und schickte ihm die Papiere wieder.

Es war fast Mitternacht, als Pauline durch den Corridor schlich. Colas eilte ihr entgegen. Was hatten sich beide nicht Alles zu sagen! Er führte sie in sein Zimmer und zeigte ihr den Briefwechsel. Sie erstaunte und war von des Engländers Großmuth gerührt. „Hätten wir dies voraussehen können," sagte sie, „wir hätten den Krieg gegen England unterlassen. Der Mann, den wir verfolgten, hat dich reich gemacht. Er handelte vielleicht eben so leidenschaftlich in seiner Großmuth, als in seiner Eifersucht, und beide Male mit Unrecht. Du bist nun reicher, als ich, Colas. Weißt du, was dir noch fehlt, eine glänzende Laufbahn zu machen?"

„Nichts!" sagte Colas, und schloß Paulinen an seine Brust: „Hab ich doch Alles?"

„Wird es dir auch bleiben dürfen?"

„Wer kann es verbieten? Wer Bruder und Schwester scheiden? Wohl, Pauline, eins fehlt mir noch: ein Adelsdiplom. Dann darf ich dich . . ."

Er zitterte, mehr zu sagen aus Furcht, durch Vermessenheit seiner Wünsche zu beleidigen, die Pauline aus seinem Verstummen verstand. Sie lehnte mit verschämter Liebe ihre Wange an die seine und flüsterte: „Du hast Recht, das Adelsdiplom ist dir nothwendig. Wir müssen es verlangen."

In Folge dieses Beschlusses empfing, wie gewohnt, der Prinz Soubise bei erster Gelegenheit die nöthigen Weisungen, als er zu

Paulinens Füßen um ein freundliches Wörtchen flehte. Denn sie hatte nach jenem geraubten Kusse gar strenge Miene angenommen, und er fürchtete im Ernste, sie beleidigt zu haben.

„Sagen Sie mir wenigstens nur, göttliche Pauline, daß Sie mich nicht hassen!“ rief er.

„Ich habe kein Recht, Sie zu hassen!“ entgegnete sie: „Wie dürft' ich dies wagen wider Sie?“

„Sie sind, ich weiß es, durch meine Verwegenheit gekränkt worden, schöne Pauline!“ fuhr er fort: „Aber wenn ich jemals einigen Werth für Sie hatte, wie können Sie mir alle Freundschaft, eines armseligen Kusses willen, entziehen? Warum sind Sie so schön? Klagen Sie Ihre Reize an, aber nicht die Wirkungen derselben. Sie wissen es, Sie müssen es wissen, ich bete Sie an.“

„Erlauben Sie, gnädigster Herr,“ erwiederte Pauline, „daß ich Artigkeiten, deren Sie mich unverdienter Weise würdigen, in ihrem wahren Werth nehme. Ihr Edelmuth riß mich oft, wider meinen Willen, für Sie zur Bewunderung hin. Nun — ja, ich bekenn' es offen — haben Sie mir selbst gegen diesen Edelsinn allerdings einen Verdacht eingeflößt.“

„Ich? Um des Himmels willen, glauben Sie, Pauline, daß ich jemals vor Ihnen heuchelte?“

„Das kann ich nicht sagen, Prinz; wohl aber, daß Ihre gekränkte Ehrliebe thätig zur Wegschickung der rohen Engländer wirkte, ohne des braven Mannes zu gedenken, der sein Blut für Ihren beleidigten Namen vergoß. Ich erwartete von Ihrem Zartgefühl, diesen Mann würden Sie auszeichnen, für ihn vielleicht am Thron des Königs sprechen, ihm vielleicht für seine ritterliche That durch des Königs Hand den Adel geben, den er verdiente . . . Sie haben ihn über Ihre befriedigte Rache vergessen.“

„Den Buchhalter Roster? Meinen Sie den?“

„Ich meine den Mann, der, als ihr Name entheiligt werden sollte, als alle anwesenden Franzosen verstummten, allein den Muth hatte, zu reden und es mit dem stolzen Briten aufzunehmen; den Mann, der vermuthlich jetzt noch an seinen Wunden leidet, die er für Sie, und nur für Sie empfing."

„O, wie Sie ungerecht und hart über mich richten!" rief der Prinz, der sich getroffen fühlte: „Wissen Sie Alles? Hätten Sie mich gefragt, so würden Sie erfahren haben, welche Schritte ich beim König gethan; so würden Sie erfahren haben, daß es wirklich schon nicht nur um Erhöhung in den Adelstand, sondern um das Ludwigskreuz für Herrn Rosier zu thun ist; daß vielleicht die Ausfertigung schon erfolgt ist."

Fräulein de Pons, überlistet vom Prinzen, trat angenehm überrascht einen Schritt näher: „Also hätte ich Ihnen Unrecht gethan? Dann ist's an mir, Ihre Verzeihung zu erflehen."

Die Versöhnung stiftete sich, wie Versöhnungen dieser Art gewöhnlich; die Herzen traten einander näher, als sie vorher je gewesen. Soubise ging entflammter von hinnen, als er gekommen war.

Aber er vergaß nicht, daß er die Süßigkeit der Versöhnungsstunde mit einer Nothlüge erkauft hatte. Nie war ihm in Sinn gestiegen, sich Rosiers anzunehmen. Und wenn hundert Rosiers für einen Prinzen bluten, wozu Dank dafür? Das bürgerliche Pack mußte sich's zur Freude rechnen, wenn es für einen Mann von so erlauchter Abkunft Hals und Beine zu brechen die Ehre haben konnte. Aber den freundlichen Liebesblick einer Pauline zu erkaufen — ja, dafür mußte man wohl ein Uebriges thun.

Der Prinz hatte bei der Marquise von Pompadour leichtes Spiel, sie zu überreden, daß der schöne junge Mann, der sich für ihre Ehre so ritterlich in den Kampf gewagt hatte, auch Namen und Würde des Ritterthums verdiene. Es versteht sich, daß Rosiers Verdienst glänzender dargestellt ward, als es in der That war. Was liegt

an einigen prächtigen Redensarten mehr oder minder in solchen Fällen?

Siehe da! Es erschien das Adelsdiplom und Ludwigskreuz. Der preishafte und vieltapfere Buchhalter, mit seinen Kindern und Kindeskindern, ward einer von Frankreichs edeln Rittern. Durch das Zauberwort der königlichen Majestät verwandelte sich seine Geburt in eine edle, und vergoldete sich seine armselige Wiege. Frischgebackener Adel gilt wenig; um ein paar Goldstücke konnte man ihn in einer Viertelstunde alt machen, dem ältesten gleich. Ein heraldischer Tausendkünstler ließ sogleich aus der Namensverwandtschaft Rosiers mit Rosny eine unmittelbare Verwandtschaft mit dem Herzog von Sully, Baron von Rosny, Heinrich IV. berühmten Freunde hervorgehen; und ein Stammbaum, dessen Wurzeln in den Nebeln des zehnten Jahrhunderts lagen, grünte herrlich für den Sohn der Näherin auf.

„Was fehlt dir noch?“ sagte Pauline lachend zu ihm. Lachend erwiederte er: „Die Ahnen hab' ich, Gott sei Dank, gefunden, denen mein Stammbaum leider nichts mehr nützt. Nun fehlen mir nur noch die im Diplom ausdrücklich bemerkten Kinder und Kindeskinder, die doch von der ganzen Sache den besten Vortheil haben würden. Wir müssen überlegen, wie ich dazu komme. Da hilft keine Heraldik.“

11.

Der Schleier.

Wohl fiel Manchem das Glück des Buchhalters auf, der als ein armseliger Abschreiber des Herrn Larmes aus seiner Dunkelheit in die verklärten Reihen des Adels emporgestiegen war. Und man hatte billig Recht, darüber zu erstaunen. Nicht daß dergleichen Erscheinungen eigentlich selten und unerhört gewesen wären; —

nein, man sah täglich unbekannte Gestalten aus dem Nichts hervorgehen zu Ruhm und Macht, und hinwieder ruhmreiche Personen unter dem Federzug eines Ministers ins alte Nichts verschwinden. Die Menschen spielten im Sonnenglanze der königlichen Willkür wahren Mückentanz. Die Einen flogen Adlerflug, die Andern stürzten mit versengten Fittigen nieder. Es waren damals noch die schönen Zeiten, die leider mit dem unseligen Vernünftigwerden der Nationen verschwanden, und von deren Lieblichkeit nur noch der sultanische Hof am schwarzen Meer oder der angebetete Souverain von Marokko ein verführerisches Bild darstellen. Es waren noch die Zeiten, da glücklicherweise das Verdienst um das Vaterland nichts galt, vielmehr wahre Verdienste gefährlich werden, und die blödesten Köpfe, die leersten Herzen noch Glück machen konnten, wenn sie sich nur durch eine artige Niederträchtigkeit, durch eine liebenswürdige Verrätherei, durch mächtige Verwandte und dergleichen Mittel, irgend eine Protektion zu verschaffen wußten. Eben das war es, was bei den Riesenschritten des Herrn von Rosier auf der Glücksbahn gerechtes Erstaunen weckte; denn man sah für ihn keine erklärten Gönner und Gönnerinnen; man sah ihn in keinen Vorzimmern der allmächtigen Höflinge; man sah ihn nicht einmal unter den Anbeterschwärmen irgend einer am Hof gefeierten Schönheit. Denn an das arme, ältern- und güterlose Fräulein de Pons dachte Niemand, welches selbst nur eine untergeordnete Rolle im Hause des Grafen von Oron spielte, der am Hofe ohne Bedeutung war.

Aber dem Herrn Kardinal Bernis entging nach langem Umherhorchen nicht, daß sich der Prinz Soubise mit besonderer Theilnahme des Marine-Buchhalters angenommen habe; obgleich nicht zu begreifen war, was den Prinzen zu dieser Theilnahme bewegen könne. Da man den Herrn von Rosier in durchaus keiner Verbindung mit dem Prinzen fand, mußte doch der Buchhalter irgend

einen Werth für denselben haben. Der Kardinal, der gern Alles benutzte, was seinem eigenen Vortheil früh oder spät zusagen konnte, warf daher seinen Gnadenblick auf den ehrlichen Colas und suchte ihn an sich zu ziehen.

Colas ward eines Abends zum Kardinal berufen. Dieser empfing ihn mit seiner ihm eigenen Artigkeit, und sagte: „Herr von Rosier, schon längst war ich ein Bewunderer Ihrer glänzenden Talente. Sie sind zu einer höhern Laufbahn von der Natur bestimmt. Ich freue mich, ein Werkzeug in der Hand Ihres Schicksals zu werden. Empfangen Sie hier Ihre Ernennung als königlicher Rath. Sie werden künftig unter mir im diplomatischen Fache, als Angestellter in meinem Ministerium, arbeiten.

Allerdings war Colas angenehm überrascht. Es fehlte nicht an Versicherungen der Dankbarkeit und unbedingtesten Ergebenheit. Im Herzen aber dachte er an Pauline, und daß sie die Urheberin seiner neuen Erhebung sei.

„Mit nichten!“ erwiederte Pauline: „Dergleichen macht sich von selbst. So lange du nichts warst, hätte dich der Fuß jedes Lakaien mit allen deinen Tugenden in den Staub getreten. Jetzt bist du etwas geworden, und ehrerbietig weichen die Sklaven aus, um dir Platz zu machen. Es soll mich gar nicht wundern, wenn du endlich noch Minister, Graf und Herzog wirst. Du hast Anlagen zu Allem, so gut wie der Kardinal Bernis, der ehemals nur ein kleiner Versemacher und froh gewesen war, eine Pension von fünfzehnhundert Livres zu genießen.“

Das Beste von allen Standeserhöhungen ward für Colas die Möglichkeit eines freien Umgangs mit Paulinen. Der Graf von Oron zog den königlichen Rath in seine Gesellschaft, — Pauline wußte dies gar zu gut einzuleiten. Der bisherige Hausgenosse, den man in seinen Hinterzimmern kaum beachtet hatte, nahm in demselben Palaste einen ganzen Flügel zur Miethe, und ward dadurch

unmittelbarer Nachbar von Paulinens bescheidenen Zimmern. Graf Oron hatte nichts dagegen gehabt, in ihm einen Anbeter von Paulinen zu sehen. Aber Colas und Pauline hüteten sich wohl, einstweilen öffentlich als das zu erscheinen, was sie einander im Stillen waren. Denn Pauline fürchtete Eifersucht des Prinzen Soubise, der, wenn er gewußt hätte, welch furchtbarer und beglückter Nebenbuhler Colas sei, ihn unfehlbar vernichtet haben würde. Und hingegen Colas begnügte sich mit seinem geheimen Glücke; öffentlich Paulinens Anbeter zu sein, konnte dieses Glück nicht vermehren.

Seine neue Laufbahn zog ihn in neue Verbindungen und Verhältnisse. Er lernte es bald aus, daß die Kunst der Diplomatie so schwierig nicht sei. Die mangelnden Kenntnisse konnte man ohne Mühe, durch einen geschickten bürgerlichen Sekretär, um Geld haben. Ein anmuthiger Gesellschafter sein, eine feine Intrigue durchspielen, sich in Jedermanns Laune einschmiegen, Leidenschaften wecken und nähren, aber selbst keine äußern; überall horchen, überall sehen, und doch überall wie taub und blind dastehen — das lernte sich bald. Colas dachte: „Wie man sich doch irrt, wenn man im Staube drunten steht und zu den Göttern der Erde hinaufschaut! Wahrhaftig, jeder lustige Perrückenmacher hat so viel Talent zur Diplomatik, als eine hübsche Wäscherin Talent hat, Favorite eines Königs und Beherrscherin eines großen Reiches zu sein!“ Aber er dachte das nur, und war schon zu guter Diplomat, um die Geheimnisse der Schule auszuplaudern.

Mit demselben treuen Eifer, wie bisher im Büreau des Seewesens, lag er nun der Erfüllung seiner neuen Amtsgeschäfte ob, auch der schwierigsten und ermüdensten, zu welchen ohne Zweifel die zahlreichen diplomatischen Gastmähler und Besuche gehörten. Er fehlte bei keinem Essen, bei keiner Lustpartie. Die Anmuth seiner Gestalt gewann ihm das Wohlgefallen der Frauenzimmer. Er war also vollendeter Staatsmann. Durch die Verhältnisse des

Prinzen Soubise mit dem Hause des Grafen von Oran geschah, daß auch die Familie des Grafen, und daß, nebst der Tochter desselben, auch deren Freundin und Gespielin Pauline, häufig in die Gesellschaftskreise auswärtiger Gesandten gezogen wurden. Colas und Pauline sahen sich hier mit erneutem Vergnügen; aber Niemand bemerkte an den beiden diplomatischen Personen, was sie einander im Stillen waren und galten. Daheim im traulichen Boudoir Paulinens ward dann alles wieder verhandelt, was sie beide gethan, gesprochen, gehört und gesehen hatten.

„Und du, reizende Pauline," sagte Colas, indem er die geliebte Gestalt an sein Herz drückte, „du bleibst doch die Königin aller Schönheiten, die dort in mannigfaltiger Pracht glänzen."

„Aber Colas," entgegnete Pauline, „hast du gestern die junge Gräfin von Staremberg beobachtet? Keine von allen Damen auf dem Balle kam ihr an Lieblichkeit gleich; und sie ist doch eigentlich nicht so wunderschön.

„Es ist wahr," sagte Colas, „sie fiel mir beinahe neben dir auf."

„Fiel sie dir auf?" versetzte Pauline hastig: „Aber hast du ihren prachtvollen Schleier näher beobachtet? Ein wahrer Zauberschleier ist's, das Vollendetste, was ich in dieser Art je gesehen. Sie erweckte den Neid Aller. Paris zeigt nichts Aehnliches mehr. Himmel, wenn ich einen solchen Schleier . . ."

Colas lächelte und sagte: „Es wird doch nicht der einzige in der Welt sein? — Ich frage den österreichischen Gesandten, woher die junge Gräfin den Schleier hat, und wie theuer. Du mußt einen ähnlichen erhalten."

„Ach, du gutes Kind," seufzte Pauline, „du verstehst dich auf den Werth dieses Schleiers schlecht. Als wir die junge Gräfin bewundernd umringten, erzählte sie, es sei ein Geschenk der Kaiserin-Königin. Nur drei solcher Schleier hat die Welt. Die Kaiserin

selbst trägt den zweiten. Der dritte ist wahrscheinlich nicht für mich bestimmt._

„Wer weiß?“ sagte Colas: „Es kommt auf den Versuch an. Sind wir beide nicht allmächtig?“

„Colas!“ rief Pauline entzückt, und schlang ihre Arme mit Begeisterung um seinen Nacken: „Colas, wenn das möglich wäre! — Colas, in diesem Schleier wird Pauline ohne Widerstreben Frau von Rosier.“

Das war ein hoher Preis. Colas war längst nicht mehr der Gleichgültige. Wie hätte er auch in der gefährlichen Nähe einer so schönen Schwester unentzündet bleiben können? Er liebte. Sein höchstes Ziel war, Paulinen zum Altar führen zu können. Pauline war wohl geneigt, ihm ihr Herz, aber nicht ihre Hand zu schenken. Das adelige Geblüt verläugnet sich selbst nicht im liebenden Mädchen einem bürgerlich gebornen Geliebten gegenüber.

12.

Die Allianz mit Oesterreich.

Der Graf von Staremberg, als Gesandter der Kaiserin-Königin Maria Theresia, hatte bisher sein Ziel am Hofe der Tuilerien ohne Glück verfolgt. Es war darum zu thun, den französischen Hof zu einer Allianz mit Oesterreich gegen Preußen zu bewegen. Schon hatte der Fürst von Kaunitz, als außerordentlicher Gesandter des Wiener Hofes in Paris, dazu ziemlich vorgearbeitet; mehr noch König Friederich der Große von Preußen selbst, welcher sich mit den Engländern, den Erbfeinden Frankreichs, in Bündniß eingelassen hatte. Dem ungeachtet verabscheute der Kardinal Bernis, so wie die Marquise von Pompadour und jeder vernünftige Mann, eine Allianz Frankreichs mit Frankreichs Erbfeind, mit Oesterreich.

gegen Preußen, diesen natürlichen Bundesgenossen der französischen Krone.

Colas, mit dem Gedanken an den Schleier, trat zum Gesandten ins Zimmer, als dieser eben in halber Verzweiflung von einer langen Unterredung zurückgekommen war, die er mit dem Kardinal-Minister gehabt hatte. Es war an keine Allianz mehr zwischen dem Pariser und Wiener Hof zu denken. Der Gesandte ließ indessen nichts von seinem Verdrusse spüren, um so weniger, da die Erscheinung des Herrn von Rosier ihm wieder einen schwachen Hoffnungsschimmer gab, der Kardinal sende diesen, um vielleicht auf irgend eine andere Weise Unterhandlung einzufädeln. „Vielleicht will Frankreich seine Allianz mir theuer geben!“ dachte der Graf, und empfing Herrn von Rosier auf die verbindlichste Weise.

Das Gespräch wandte sich bald auf den letzten Ball, auf die Schönheit der jungen Gräfin, auf den prächtigen Schleier, auf den Neid aller Schönen. Der Graf horchte, Colas lauerte. Man rückte einander näher. Der Graf erzählte gefällig, der Schleier sei von unermeßlichem Werth, und stamme aus den Niederlanden. Was die junge Gräfin gesagt, habe seine Richtigkeit. Es wären in der Welt nur noch zwei ähnliche Schleier vorhanden, beide in der Hand der Kaiserin. — Colas verhehlte jetzt nicht, daß dieser Schleier eine ihm theure Person bezaubert habe, und daß er seines höchsten Glückes gewiß sei, könnte er ihr einen solchen Schleier bieten.

„Bester Freund,“ rief der Graf, „so sind wir beide zu beklagen. Denn es ist Ihnen so unmöglich, einen dieser Schleier zu gewinnen, als mir, Ihren König zur Allianz mit unserm Hofe zu bewegen.“

Man muß nie verzagen, Herr Graf,“ sagte Colas und verstand sogleich den Preis, um welchen der brabantische Schmuck feil sei: „Wie Vieles ist in der Welt möglich, wenn man es nicht für unmöglich hält!“

Der Gesandte stutzte bei diesen Worten. „Freund," rief er, „halten Sie die Allianz für möglich, nachdem sich der ganze Hof einstimmig dagegen ausgesprochen hat, nachdem der Kardinal und die Marquise von Pompadour mir mit aller Bestimmtheit das Gegentheil erklärt haben?"

Colas sann einen Augenblick und überflog im Geiste Alles, was ihm schon möglich geworden war. Dies gab Muth. „Verzweifeln Sie nicht, so schwer es auch sein mag!" sagte er zum Gesandten.

„Freund!" rief dieser entzückt und sprang auf, „und wie viel es kosten möge: gelingt die Allianz, so gelingt es mir, Sie durch den Schleier zu belohnen. Kann ich den innigsten der Wünsche meiner Kaiserin erfüllen, wird sie mir auch meine Bitte um einen Schleier nicht unerhört lassen."

Jetzt hatten beide Diplomaten sich gegenseitig verstanden. Man trat nun tiefer in das Geschäft ein. Colas ward von Allem unterrichtet. Er verhieß seine Verwendung beim Kardinal. Der Graf versprach sein Wort bei der Kaiserin.

Colas war beim Kardinal Bernis nicht glücklich, sondern wurde kurz abgewiesen und erinnert, sich als französischer Diplomat nicht durch Ausländer leiten zu lassen. Desto glücklicher war er im geheimen Rath seiner Pauline. Sobald sie den Preis kannte, um welchen der kaiserliche Schleier zu erobern war, sagte sie: „Jetzt laß mich sorgen, Colas!"

Und sie sorgte redlich, sobald sie mit dem Prinzen Soubise ohne Augenzeugen reden konnte. Er, der nach seiner gewohnten Art in Zärtlichkeit zerschmolz, hatte ihr nichts Wichtigeres zu melden, als daß er von ihr geträumt habe, daß sie ihn im Traum zum Gott gemacht habe, daß sie im Traume noch unendlich liebenswürdiger gewesen sei, als sie im Wachen wäre, weil sie dort minder spröde als in der Wirklichkeit gegen ihn gewesen.

„Ach, mein Prinz!" rief Pauline lächelnd und verlegen: „Fast

muß ich fürchten, eine schadenfrohe Fee treibe mit uns ihr Wesen. Nun ja, denken Sie, auch ich sah Sie im Traume. Ja, auch ich sah Sie an der Spitze eines Heeres, in prachtvoller Uniform, umringt von Siegesfahnen. Sie kehrten als Eroberer und Held zurück. Ich stand unter den Millionen der Zuschauer, die Ihnen zujauchzten. Ich stand zitternd da, und glaubte mich von dem vergötterten Helden vergessen. Er aber bemerkte mich huldvoll. Er näherte sich mir. Ich war meiner selbst nicht mehr mächtig, und . . .“

Der Prinz riß die schöne Erzählerin mit aller Heftigkeit seiner glühenden Leidenschaft an seine Brust. Sie aber drängte ihn ernst zurück. „Nicht also, Prinz!“ sagte sie in einem Tone, der Ehrfurcht gebot: „Vergessen Sie nicht, daß wir nicht mehr im Traume sind; daß Ihnen das Heer, die Siegesfahnen und die Eroberungen fehlen. Könnte ich so schwach sein, Prinz, ich würde es nur gegen den Helden sein können, der Frankreich verherrlichte. Ja, und wären Sie als Mann minder liebenswürdig, als Sie sind, ich hielte es für Pflicht, — so gute Französin bin ich — den Helden Frankreichs mit dem Kranze meiner ganzen Liebe zu schmücken, wenn er ihn in der Glorie seines Ruhms noch anzunehmen würdigte.“

„O, Sie sind ein boshaftes, grausames Mädchen!“ rief Soubise, „eine Erzschwärmerin sind Sie, oder die schlaueste Penelope! Sie zeigen mir mein Glück im Hintergrunde der Unmöglichkeit.“

„Der Unmöglichkeit?“ fragte Pauline verwundert: „haben wir nicht den Krieg mit England?“

„Wenn auch!“ antwortete der Prinz: „Aber Sie wissen wohl, ich bin kein Seemann, und den Engländern kommt man nie zu Land an. Ja, könnte ich von Calais eine Brücke über den Kanal schlagen, ich selbst wollte nicht eher auf den Lohn der Liebe zählen, bis ich meine Fahnen auf den Tower von London gepflanzt hätte. Aber, mein Fräulein, bauen Sie mir die Brücke!“

„Wenn Sie befehlen, warum nicht, gnädiger Herr?“ versetzte

Pauline: „Greifen Sie die Engländer in Deutschland an. Gehört nicht Hannover dem König von England? Warum wird dies geschont?"

„Fräulein," erwiederte Soubise lächelnd, „Sie sind in der Politik des Herzens bewanderter, als in der Politik der Höfe. Vermuthlich ist Ihnen unbekannt, daß der König von Preußen mit England einen Bund geschlossen hat, wodurch Hannover gedeckt ist."

„Gedeckt? Von wem?" fragte Pauline: „Von dem kleinen König von Preußen? Warum schließt unser Hof nicht die angebotene Allianz mit Oesterreich? Man beschäftige den König durch die Oesterreicher, so wird er sich wenig um Hannover bekümmern. Warum sind Sie selbst, Prinz, wider den Willen von ganz Frankreich, ja wider die Forderungen Ihres eigenen Ruhms, gegen die Verbindung mit Oesterreich und gegen den Angriff auf Hannover? Ach, wenn Sie wüßten, was Paris von Ihnen denkt!"

Der Prinz drohte schalkhaft lächelnd mit dem Finger: „Fräulein, Fräulein, ich höre den Grafen Staremberg von Ihren süßen Lippen."

In dieser Art spann sich das Gespräch noch lange fort. Der Prinz aber wurde doch wider seinen Willen durch Paulinens Schmeicheleien trunken vom künftigen Heldenruhm, und er sah die Verwirklichung aller der schönen Träume, die ihm Pauline vorgaukelte, nur möglich, wenn sich der Hof mit den Wünschen Oesterreichs zu einem Landkriege vereinigte.

Einige Tage kämpfte er mit sich selbst. Daß ihm ein Oberbefehl beim Heere durch die Huld der Frau von Pompadour nicht entgehen könne, dessen war er gewiß. Pauline hatte seinen Ehrgeiz geweckt. Ihn auf die Lorbeern des Herzogs von Richelieu und des Marschalls d'Etrées eifersüchtig zu machen, war der Schlauen so schwer eben nicht geworden. Er hatte schon halb und halb den Entschluß genommen, für die Allianz mit Oesterreich zu arbeiten,

als ihn das Fräulein de Pons in einer spätern Unterredung vollkommen entschied.

Er, mit aller seiner Gewandtheit, machte sich nun an die Frau von Pompadour. Aber alle seine Gewandtheit blieb fruchtlos, diese Königsgeliebte für Oesterreich zu stimmen. Umsonst setzte er alle Triebfedern weiblicher Eitelkeit in Bewegung, um sie gegen den König von Preußen zu erbittern. — „Ich liebe diesen poetischen König gar nicht," sagte sie, „und weiß sehr wohl, daß ich in seinen Augen sehr wenig gelte. Aber ich habe eben so wenig das Glück, der Königin von Ungarn zu gefallen. Also wiegt eins das andere auf, und der Ruhm unsers Königs wiegt beide auf."

Der Prinz suchte vergebens, ihr gefälligere Vorstellungen von der Kaiserin Maria Theresia beizubringen, und versicherte umsonst, daß diese Monarchin in vertrauten Kreisen mit der lebendigsten Bewunderung und Achtung von ihr zu reden pflege.

„Nein," sagte die Marquise lachend, „Sie sind zu gutmüthig, lieber Prinz, und nehmen Starembergs schöne Worte für baare Münze. Trauen Sie ihm nicht. Ich wenigstens werde daran nicht eher glauben, bis mir's die Kaiserin selbst schreibt."

Prinz Soubise verbarg seinen Mißmuth. Er fühlte, daß er bei der Marquise noch bei weitem nicht der Unüberwindliche sei. Alle Hoffnung wäre ihm geschwunden, hätte ihm nicht die letzte Aeußerung der Frau von Pompadour einen neuen Plan zugeschoben. „Alles hängt davon ab, den Stolz der Marquise ins Spiel zu ziehen!" sagte er zu Paulinen: „Man muß die Kaiserin bewegen, der Marquisin einen freundlichen Brief zu schreiben. Das kostet der Kaiserin nichts. An dem Tage, da Staremberg diesen Brief überreichen wird, ist die Allianz so gut wie abgeschlossen. Aber wie dies dem österreichischen Gesandten beibringen? Niemand darf ahnen, daß der Antrag von mir kommt!"

„Ueberlassen Sie mir die Sorge!" sagte Pauline: „Einem Mäd-

chen verzeiht man einen solchen Einfall eher, als einem Prinzen. Und was würde ich für einen Prinzen wagen, wie Sie! Was nicht für den Gedanken, Sie an der Spitze eines Heeres, in den Reihen der ersten Feldherren Europens zu sehen! — O mein Prinz, an dem Tage, da Sie den Oberbefehl empfangen . . . ach, dann blicken Sie nicht mehr nach mir hin."

Soubise lag ewige Treue schwörend zu den Füßen der schlauen Pauline, die unerschöpflich in Erfindungen war, die Einbildungskraft des Prinzen für seinen künftigen Siegesglanz zu entflammen. Der Gedanke an den Schleier erhöhte alle Kräfte ihres Geistes.

Nun ward sogleich Colas von ihr in das Geheimniß eingeweiht. Colas hingegen besprach sich mit dem Grafen Staremberg. Staremberg ließ Eilboten nach Wien fliegen. Ungeduldiger hoffte nicht Pauline auf den Schleier, als Prinz Soubise auf den Brief der Kaiserin Maria Theresia an die Marquise.

Eines Abends, als bei der Marquise Gesellschaft war, erschien auch der Prinz. Frau von Pompadour war ungemein heiter. Sie nahm den Prinzen auf die Seite und sagte mit anmuthigem Lächeln zu ihm: „Ich fürchte, mein Prinz, wir werden uns trennen müssen."

„Und das können Sie mir mit frohem Lächeln sagen?" erwiederte er betroffen.

„Wenn ich auch des Glücks beraubt werde, Ihren Umgang zu genießen, Prinz," antwortete sie, „wird mich die Freude doch trösten, die Sie in Erfüllung eines Ihrer edelsten Wünsche finden. Ohne Zweifel wird der König Ihnen nächstens den Marschallsstab und den Oberbefehl eines seiner Heere geben."

Soubise's Antlitz glänzte in stummer Freude. „Aber wie ist das möglich?" rief er.

„Der König ist geneigt, die Allianz mit Oesterreich anzunehmen. Aber die Kaiserin hat auch das Unmögliche gethan. Ich gestehe es, sie ist weitaus die geistvollste Fürstin unserer Zeit. Sie

sollten nur die liebenswürdigen Zeilen lesen, mit denen sie mich beehrte.“

„Die Kaiserin schrieb Ihnen?“

„Still davon, Prinz. Morgen erfahren Sie mehr.“

Spät noch desselben Abends, um Mitternacht, ward an Paulinens Thür mit leisem Finger geklopft, als das Fräulein eben die Gesellschaft der Familie Oron verlassen hatte. Es war Colas. Er trat freudeglühend herein. Er breitete entfaltend den prachtvollsten Schleier über sie aus. Sie stand mit dem Entzücken der Befriedigung ihres höchsten Wunsches vor ihm da, wie ein Engel im Lichtgewölk. Sie warf den Schleier zurück, und sank in den Arm des begeisterten Lieblings.

Nach wenigen Tagen war die Allianz des französischen Hofes mit Oesterreich unterzeichnet. Der Kardinal Bernis hätte sich vergebens mit aller Beredsamkeit dagegen gesträubt. Er konnte es nicht begreifen, wie der König, wie die Marquise von Pompadour, wie der Hof so plötzlich umgestimmt worden wären. Aber er mußte den Bundesvertrag unterzeichnen, wenn er nicht sein gänzes Ansehen, vielleicht sein Ministerium einbüßen wollte. Er verwünschte im Herzen den Herzog von Choiseul, den er für den Urheber des unglücklichen und widernatürlichen Bündnisses hielt. Er ahnete nicht, daß die Lüsternheit eines artigen Mädchens nach einem schönen Schleier alle Kunst der Diplomaten vereitelt, und daß einer der subalternen Angestellten in seinem Ministerium die Angelegenheit großer Höfe entschieden habe.

13.

Sehnsucht nach Einsamkeit.

„Die verwünschte Allianz macht mich krank!“ sagte der Kardinal, als Rosier kurz darauf mit einer von ihm ausgearbeiteten

Denkschrift in das Kabinet des Ministers trat: „Legen Sie die Papiere nur hin. Ich bin nicht gestimmt, sie lesen zu lassen, noch sie selbst zu lesen, weder zu hören noch zu sehen. Es ist ein ärgerliches, unsinniges Treiben in der Welt. Ich möchte aus Verzweiflung zuletzt Philosoph werden."

„In der That wünschte ich für die Gesundheit Ew. Eminenz aus der Apotheke der Philosophie, die doch für Alles Arznei haben soll, eine Dosis Gleichgültigkeit, oder Lachlaune über die Thorheiten des Lebens!" sagte der königliche Rath.

„Ich würde lachen können, wenn ich nicht zu viel Schmach und Unglück für Frankreich voraussähe!" antwortete der Kardinal: „Und mir zuletzt wird die Welt alles Uebel zuschreiben, weil die politische Mißgeburt unter meinem Namen erschienen und nach mir getauft ist."

„Ach, gnädigster Herr, mit wie manchem Vater in der Welt theilen Sie dieses alltägliche Schicksal!" sagte Colas in komisch-mitleidigem Tone."

„Wenn ich wenigstens nur den wahren Vater dieses diplomatischen Wechselbalges zu kennen die Ehre hätte! Helfen Sie mir doch auf die Spur, Rosier."

„Gnädigster Herr, schlägt wider Erwarten der Wechselbalg gut aus, bringt Ruhm und Glück: ich wette, es wird sich mehr, als ein Vater, zu ihm bekennen. Sie wissen ja, daß manche Stadt, die sich anfangs ihres Sohnes schämte und ihn verstieß, hintennach dem großen Manne Ehrensäulen errichtete. Und, gnädigster Herr, wer ist denn der glückliche Seher, welcher heutiges Tages noch einem Kinde in der Wiege das Prognostikon stellen könnte? Erwarten wir schweigend den Ausgang der Dinge."

Der Kardinal lächelte und sagte: „Wahrhaftig, Sie sind noch blutjung; ich hätte nie in Ihnen einen so altklugen Tröster vermuthet. Sie haben Recht. Wir müssen zum elenden Spiel die

Siegesmiene machen. Aber glauben Sie denn im vollen Ernste, Herr von Rosier, daß diese Verbindung mit unserm Erbfeind und erblichen Nebenbuhler gegen unsern uns von der Natur selbst gegebenen Bundesgenossen jemals ein kluger Streich genannt werden könne, selbst wenn es zuletzt ein glücklicher Streich werden sollte?"

„Gnädigster Herr, unterm Monde ist nur das Unglück albern, aber das Glück ist immer klug."

„Freundchen," rief der Kardinal, „so der große, blinde Haufen. Aber wer nicht zu ihm gehört, der hört auch nicht auf das Urtheil der Blinden. Verständige Leute werden sagen: es war ein alberner Streich, und selbst dann nicht das Verdienst des Streichmachers, wenn er glückte. So wird die Geschichte einst von mir reden und dieser Allianz."

„O, gnädigster Herr, grämen Sie sich nicht über das Urtheil der Geschichtschreiber. Diese Leute messen Alles nach dem Erfolg. Darum preisen sie Brutus, Cäsar und Alexander, und fluchen sie auf Cromwell, Spartakus, Attila und Cartouche. Die Verständigern werden höchstens sagen: Der Kardinal Bernis spielte Hazardspiele, aber war glücklich. Die noch Feinern werden sagen: Ihr urtheilt als Flachköpfe. Der Kardinal war einer der größten Geister, der die Weltbegebenheiten in ganz anderm Zusammenhange sah, als ihr in euern Studierwinkeln. Was euch Wagstück scheint, war bei ihm einfache Berechnung, die nicht trügen konnte; was ihr für Glück und Zufall haltet, war das Ergebniß seines vom Scharfblick geleiteten Wirkens."

„Ich bin's zufrieden, wenn das Glück nur diesmal der Thorheit hold ist. Aber, lieber Rosier, ich fürchte, die Disteln tragen keine Trauben."

„Seit ich die Ehre habe, unter Ew. Eminenz auf dem Felde

der Diplomatik zu stehen, machte ich zwei große Erfahrungen, die mich über Alles, was geschehen kann, beruhigen.“

„Die sollten Sie mir nicht vorenthalten, denn ich möchte mich wirklich ein wenig beruhigen.“

„Die eine ist: Wir müssen uns gar nicht einbilden, daß wir aus unserm Kabinete die Welt regieren, sondern die Welt regiert die Kabinete. Vom Throne bis zum Savoiarden, der uns den Staub vom Schuh geputzt, geht ein unsichtbares Band, das Alles ohne unser Wissen und Wollen zusammenhängt. Die Weltbegebenheiten sind nur Früchte von unsichtbaren Wirkungen und Rückwirkungen in der gesellschaftlichen Verkettung, und alle unsere Klugheit wird dann zu Schanden. — Die andere ist: der Himmel ist auch in der Politik der beste Vormund der Dummen. Denn ich habe gesehen, daß sich auch die trefflichsten Köpfe verrechneten, und die Thätigkeit der thätigsten Menschen am Ende nicht mehr ausrichtete, als die Geschäftigkeit des Eichhörnchens, welches im Käfich des Knaben am Rad herumhaspelt. Von der andern Seite sah ich schon die verkehrtesten Maßregeln der Schwachköpfe von erstaunlich wohlthätigen Folgen begleitet, und die Unthätigkeit der unbeholfensten Tröpfe bewundernswürdige Wirkungen hervorbringen.“

„Sie haben Recht, Rosier!“ sagte der Kardinal: „Sie machen mich zu Ihrem Schüler. Der Fanatismus ist die Philosophie der Verzweiflung, und ich bin ganz in der Stimmung in Ihrem Schicksalsglauben Philosoph zu werden. Indessen bekenne ich Ihnen offenherzig, das wüste Geschäft wird mir schwer zu verdauen. Ich sehne mich nach Einsamkeit und Ruhe. Ich will für einige Wochen aufs Land und mich zerstreuen. Der König hat mir Erlaubniß gegeben, nach Fontainebleau zu gehen. Ich bitte Sie, mir da Gesellschaft zu leisten, Herr von Rosier. Wir werden in der schönen Einsamkeit der Wald- und Felsenwildnisse mit einander ungestört philo-

sophiren können. Es thut mir wohl, einsam aus dem Stürmen und Treiben des Hoflebens zu entkommen und in der freien Frühlingsnatur frische Luft zu schöpfen. Also, Sie begleiten mich. Ende dieser Woche fahren Sie mit mir nach Fontainebleau."

Colas verbeugte sich und fühlte sich durch die Güte und Zuneigung des Kardinals allzusehr geschmeichelt, als daß er sein Vergnügen über diese Auszeichnung hätte verhehlen mögen.

Aber nicht so viel Vergnügen empfand Pauline bei der Nachricht. „Vielleicht sechs Wochen, vielleicht zwei Monate sollen wir uns trennen?" rief sie: „Das ist ja eine Ewigkeit. Ach, Colas, was gäb' ich darum, wenn ich dich begleiten und Arm in Arm mit dir durch die stillen Gärten von Fontainebleau streifen könnte. Wie glücklich wären wir beide da, wo wir einander ungestört angehören könnten!"

„Ja," sagte Colas, „wir wollten uns da ein Arkadien schaffen. Aber besitzt nicht Graf Oron bei Fontainebleau die Meierei und ein schönes Herrschaftsgebäude? — Berede doch die junge Gräfin, den Maimond dort zu genießen."

„Ein goldener Einfall!" jauchzte Pauline, und sie machte sich sogleich an die junge Gräfin, und malte ihr den Reiz des idyllischen Lebens mit den glühendsten Farben. Die beiden Mädchen waren bald mit einander einverstanden.

„Ach," sagte die junge Gräfin zu ihrem Vater, „ich sehne mich nach Einsamkeit. Der Winter hat mir nicht wohlgethan. Ich muß Landluft schöpfen. Noch nie war ich in unserer Meierei zu Fontainebleau. Nur vier Wochen erlauben Sie mir dort zu leben. Der Hof ist in Paris. Wir können die Pracht von Fontainebleau eben jetzt recht allein und ungestört genießen."

Der alte Graf, welcher gern die Wünsche seiner Tochter erfüllte, hatte nichts dagegen. Natürlich erfuhr auch der Prinz Soubise davon, als Freund des Hauses. Er berechnete auf der Stelle,

daß Pauline dort Langeweile haben werde; daß er dort ungebundener vom konventionellen Zwang ihres Umgangs genießen könne; daß da vielleicht im Schatten blühender Rosenlauben ihn das schönste Glück erwarte. Er beschloß sogleich, ohne ihr ein Wörtchen zu verrathen, sie dort durch seine Gegenwart zu überraschen.

„Ich sehne mich unendlich nach Einsamkeit," sagte er zur Frau von Pompadour, „ehe ich zur Armee abreise und mich in das Gewühl des Lagerlebens und der Schlachten stürze. Noch einmal möchte ich mich der schönen Natur erfreuen und da im Stillen unter Karten und Büchern den Feldzug vorbereiten. Würde mir der König den Aufenthalt von einigen Wochen zu Fontainebleau gestatten? Ein Wort von Ihnen, Frau Marquise, und durch Ihre Güte bin ich glücklich."

Die Marquise verhieß ihm Gewährung des Wunsches vom König, und in der That erhielt er sie bald. Wie inzwischen Frau von Pompadour den Einfall des Prinzen bei sich im Stillen überlegte und daran dachte, daß ihr Günstling in kurzer Zeit Frankreich werde verlassen müssen, that es ihr weh, seine Nähe früher zu verlieren, als nöthig wäre.

„Sir," sagte sie zum König, „ich fühle unüberwindliche Sehnsucht nach Einsamkeit. Das glänzende Einerlei des Hofes ermüdet mich. Ew. Majestät bedürfen der Zerstreuung. Wir hatten schon Marly gewählt, um da den Sommer zuzubringen. Aber der Frühling lockt ins Freie. Wie, wenn wir einige Wochen des Mai's in Fontainebleau vertändelten?"

Der König hatte Langeweile. „Es geht mir wie Ihnen," sagte er: „Treffen Sie Anstalten. Marly entrinnt uns nicht. Gehen wir nach Fontainebleau je eher, je lieber."

14

Alles zieht nach.

Der Kardinal hatte zu Fontainebleau kaum drei Tage mit Colas in philosophischer Muße verlebt, und sein Glück gepriesen und in einigen niedlichen Versen verewigt, die wir noch heute in seinen Werken lesen: siehe, da belebte sich die benachbarte Meierei des Grafen von Oron.

„Die schöne Nachbarschaft freut mich!“ sagte der Kardinal zu Colas: Die jungen Damen sind liebenswürdig. Wir statten ihnen ländliche Besuche ab. So werden wir in unserer klösterlichen Einsamkeit Abwechslung haben.“

Einen Tag später erschien Prinz Soubise und nahm mit zahlreichem Gefolge einen Flügel des Schlosses ein.

„Es scheint, wir bleiben nicht so ganz für uns!“ sagte Colas zum Kardinal.

„Freilich!“ entgegnete dieser: „Doch ist es mir fast nicht unlieb, etwas mehr Bewegung in dieser todten Welt zu erblicken. Ich gestehe, es ist mir in der stillen Palast-Wüste etwas unheimlich. Jeder Fußtritt schallt durch die hundert Gemächer und Korridore, als riefen uns alle hundert, sie zu bewohnen. Wer auf dem Lande wohnen will, muß seine Lust in einer engen Hütte suchen.“

Zwei Tage später erschienen zwanzig Wagen mit der königlichen Garderobe und Küche. In Kutschen und zu Pferde zog ein Heer von Kammerdienern, Zofen, Köchen, Stallmeistern, Lakaien, Zeremonienmeistern, Sekretären, Kellermeistern, Kammerherren, Geistlichen, Schauspielern, Jägern, Hofschneidern, Tänzern und Tänzerinnen, Wäscherinnen, Feuerwerkern, Perrückenmachern, Pastetenbäckern und Freudenmeistern (maîtres de plaisir) in die Höfe der weitläufigen Paläste ein. Gärten und Höfe, Zimmer und Säle wimmelten von bunten Gestalten aller Art. Es war ein Rufen und

Lärmen, Hämmern und Klopfen, daß alle Nervenschwachen Krämpfe davon bekamen. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel rückten einige Bataillone königlicher Garden zu Fuß und zu Pferd an, und bezogen Kasernen und Wachten. Für den Hof wie für das Kriegsvolk wurden eiligst Bäckereien und Metzgereien einquartiert und in Thätigkeit gesetzt.

„Heiliger Himmel!“ schrie der Kardinal, da Colas zu ihm kam: „Sehen Sie mir doch den Spektakel an: Ich Unglückseliger, welcher böse Geist mußte mich plagen, Fontainebleau für meine Erholung zu wählen!“

Die Kanonen donnerten am andern Tage. Die Glocken des Städtchens läuteten alle. Die Trommeln wurden gerührt. Der König kam unter dem Jauchzen des Volkes: „Es lebe der König! der Vielgeliebte!“ Einige Stunden später fuhr die Marquise von Pompadour an, gefolgt von siebenzehn Kutschen.

„Es ist in dieser ländlichen Natur zum Tollwerden!“ jammerte der Kardinal einige Tage später, nachdem er von Besuchen und Audienzen, die er gegeben und empfangen hatte, ganz ermüdet war: „Paris hat wenigstens den Vorzug, daß es eine große Stadt ist, daß man einander im Nothfall ausweichen und meiden, daß man mitten im allgemeinen Getümmel allein sein, daß man sich allenfalls verläugnen lassen kann, wenn man überlästigen Besuchen entgehen will. Aber hier in diesem engen Neste, aus vier Schlössern und fünf Höfen zusammengeflickt, ist man zum Ersticken in einander gepreßt. Bei jedem Schritte rennt man zusammen, tritt man einander in die Schuhe. Da hilft keine Lüge, man sei nicht zu Hause. Alle Welt weiß ja, wo man steckt. Dürfte ich, noch heute eilte ich nach Paris zurück. Aber zu meinem größten Aerger muß ich mich vor dem Könige, vor der Marquise, vor dem ganzen Trosse der Höflinge freuen, in der Nähe der Majestät athmen zu können.“

„Ich beklage Ew. Eminenz und mich zugleich!“ erwiederte Colas: „Indessen stehen wir vielleicht bald wieder einsam.“

„Mit nichten, Herr von Rosier. Umgekehrt, der König findet es hier allerliebst, die Marquise bezaubernd, der Hof göttlich.“

„Doch freut es mich, Ew. Eminenz wenigstens den Trost bringen zu können, daß man stark davon spricht, der Hof werde sich von hier nach Marly begeben.“

„Mein Gott, lieber Rosier, daran ist nicht mehr zu denken. Der König sagte gestern Abend noch beim Feuerwerk: Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen auf dem Lande. Ich habe fast Lust, den ganzen Sommer in Fontainebleau zu bleiben.“

Colas tröstete vergebens. Als er in der Dunkelheit des Abends zur Meierei schlich, erfuhr er von Paulinen, wie der Prinz Soubise auf den Gedanken gerathen sei, nach Fontainebleau zu kommen.

„Hm!“ dachte Colas: „Mir wird es klar. Ich zog Pauline, Pauline die Gräfin von Oron, die Gräfin den Prinzen, der Prinz die Marquise, die Marquise den König, der König den ganzen Hof. Ein ehrenwerther Schweif, den ich nachschleppe.“ — Die Vorstellung machte ihn laut lachen. Doch zweifelte er selbst noch bescheiden an der Richtigkeit. „Es käme aber,“ dachte er, „doch auf die Gegenprobe an. Sehen wir, wenn ich nach Paris gehe, ob mir der Schweif folgt. Da wäre zugleich meinem armen Kardinal geholfen.“

„Und warum so nachdenkend und einsilbig?“ fragte Pauline ihren Liebling, mit dem sie durch die hohen Buchengänge des königlichen Gartens wandelte: „Hat irgend eins der schönen Hoffräulein die Eroberung des Herrn von Rosier gemacht? Es ist gefährlich, mit so vielen Schönheiten unter einem Dache wohnen.“

„Nichts weniger, als das, böse Pauline; seit ich mit dem reizenden Fräulein de Pons zu Paris unter einem Dache wohne, bin

ich in der Gefahr so ganz untergegangen, daß ich keine andere mehr zu fürchten habe."

„So gestehe mir aufrichtig, Colas, aber beichte ehrlich: warum bist du in Fontainebleau seltener bei mir, als in Paris?"

„Weil ich hier weniger mein eigener Herr bin. Wir glaubten, uns hier vom Morgen bis zum Abend angehören zu können. Nun aber sind wir hier weniger einsam, als im Oron'schen Hotel. Und müssen wir noch vier Wochen in diesem Geräusche leben, so sterb' ich vor Langeweile und vor Ungeduld nach dir. Ich sehne mich nach Paris zurück."

„Du sprichst aus meiner Seele, Colas. Ich kam unserer beider willen her, nicht wegen dieser Gärten und wegen des Hofprunkes. Kannst du dich vom Kardinal losmachen und nach Paris gehen, so folg' ich dir. Ich erkälte mich heute, habe morgen Kopfweh, fahre übermorgen nach Paris und — werde bei dir gesund."

Die Sache ward abgekartet. Colas besuchte den Kardinal, der noch immer mißvergnügt war und auf den Hof fluchte. Colas gab der Sache ohne Mühe eine scherzhafte Wendung. „Wenn mir Ew. Eminenz," sagte er, „das Vertrauen schenken, will ich meine Zauberei versuchen und den Hof wieder von Fontainebleau wegblasen."

„Blasen Sie, blasen Sie, daß der ganze Hof mit allem Trosse in den Mond fahre!"

„Erlauben Sie mir, nach Paris zu gehen, gnädigster Herr? Vielleicht sind Sie in acht Tagen in Fontainebleau so verlassen, wie ein Einsiedler. Denn meinen Zauberwind muß ich mir in Paris schaffen."

Der Kardinal lachte. „Ich verstehe Sie, Freund. Sie wünschen dem tollen Lärmen hier zu entrinnen. Reisen Sie; denn die Einsamkeit, die ich Ihnen versprach, kann ich Ihnen nun doch nicht geben; mir Gesellschaft leisten können Sie nicht, denn ich

habe der Gesellschaft zuviel. Reisen Sie glücklich. Ich beneide Sie. Ich möchte Ihnen gern folgen. Aber der Anstand verbietet es mir. Reisen Sie. Ich muß hier bleiben. Vergessen Sie aber nicht, wenn Sie in Paris sind, sogleich den Thurm von Notre-dame zu besteigen und aus Leibeskräften zu blasen, bis der letzte Küchenjunge von hier weggeblasen ist.“

Colas schickte Paulinen einen Zettel und reisete ab. Pauline bekam Kopfweh und Uebelkeit. Sie bat die junge Gräfin, ihr zu gestatten, nach Paris zurückzukehren; sie fürchte, eine schwere Krankheit sei unterwegs, denn sie fühle sich in allen Gliedern wie zerschlagen. Den andern Tag ward Pauline noch schwächer. Sie verlangte mit Thränen nach Paris. Die junge Gräfin wollte sich von ihr nicht trennen. Der Graf ließ die beiden Damen nach Paris führen, besonders da ein herbeigerufener Arzt wirklich an Paulinens Bett bedenkliche Miene gemacht hatte, weil er die anrückende Krankheit gar nicht enträthseln konnte. Er glaubte aber in keinem Fall irre zu gehen, und die Ehre seiner Wissenschaft am wenigsten zu gefährden, wenn er vermuthete, Fräulein de Pons habe sich durch Erkältung einen Zustand zugezogen, der allerdings von schlimmen Folgen werden könnte.

Kaum hatte Prinz Soubise von der Krankheit und Abreise Paulinens Gewißheit, war für ihn kein Bleibens mehr in Fontainebleau. Er begab sich mit großer Niedergeschlagenheit zur Frau von Pompadour. „Noch einmal hoffte ich zu Fontainebleau in Ihrer Nähe den ganzen Himmel voll Freuden zu umarmen, — ich muß fort. Ich habe Depeschen vom Marschall d'Etrées. Meine Anwesenheit in Paris wird dringend. Die Vorarbeiten zum Feldzuge müssen beschleunigt werden. In meiner Abwesenheit stocken alle Geschäfte. Erlauben Sie mir, meine Gnädige, daß ich die Pflichten für die Ehre unsers Königs meinem höchsten Glück vorziehe.“

Frau von Pompadour war betroffen. Sie versuchte leise, den

Prinzen auf andern Sinn zu bringen. Er aber wußte die Nothwendigkeit seiner Anwesenheit in Paris, seiner Gegenwart bei den Musterungen der durchziehenden Truppen, die Wichtigkeit seiner Geschäfte im Kriegsbüreau so groß, so lebhaft darzustellen, und dabei war sein Schmerz über die Trennung der Frau von Pompadour so rührend, ja durch heiße Thränen beurkundet, die er vergebens verbarg, daß die Marquise endlich sehr bewegt zu ihm sagte: „Gehen Sie, lieber Prinz, wohin Pflicht und Ehre Sie rufen. Ich selbst verliere am meisten, wenn Sie Fontainebleau verlassen. Beruhigen Sie sich. Ich will mit den Augenblicken geizen, die ich noch das Vergnügen haben kann, Sie in Paris zu sehen. — Es scheint, dem Könige gedeihe die Luft von Fontainebleau nicht wohl. Die Witterung ist doch noch etwas rauh gewesen. Vielleicht kehrt der Hof früher, als Sie meinen, nach den Tuilerien zurück, um von da den Sommeraufenthalt in Marly zu nehmen."

Der Prinz beurlaubte sich. Vor den König ward dieser nicht gelassen, weil sich Se. Majestät in der That unpäßlich fühlte. Die Marquise hatte sich nur in der Ursache der Unpäßlichkeit geirrt. Es war nicht die Luft von Fontainebleau, sondern eine Austernpastete, die dem Könige übel gethan hatte.

Als Kardinal Bernis den Prinzen mit seinem ganzen Gefolge abreisen sah, konnte er sich des Lachens nicht erwehren. „Das fängt gut an!" brummte er bei sich: „Ich glaube, mein Windmacher Rosier steht wirklich auf dem Thurm von Notredame und bläst."

Wie aber sich das Gerücht verbreitete, der König könnte die Luft von Fontainebleau nicht ertragen, der Hof gehe nach Paris zurück; wie wirklich die Wagen gepackt wurden, die Kammerherren, Stallmeister, Hofschneider, Tänzer, Musikanten, Feuerwerker, Kellermeister u. s. w. sich zur Abfahrt rüsteten; der König nach Paris fuhr, die Marquise folgte; der ganze Hof verschwand und

bis auf den letzten Küchenjungen verstob; die Leibgarden zu Fuß und zu Pferd mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel abzogen, daß Fontainebleau, wie ein entseelter Leichnam, in Todtenstille dalag — rief der Kardinal außer sich: „Was ist das? Zufall? Oder hat der Windmacher Roster einen Bund mit dem bösen Geiste?"

30.

Die Schlacht bei Roßbach.

Durch die Abreise des Prinzen Soubise zum Heere am Rhein ging ein Ring in der Zauberkette verloren, an welcher Colas bisher mächtiger gewesen war, als er selbst geglaubt hatte. Erst die Begebenheit von Fontainebleau hatte ihm eine Art Ueberzeugung gegeben, die freilich nun zu spät kam. Er beklagte es übrigens gar nicht, klug geworden zu sein, als ihm kein Vortheil mehr aus seiner Entdeckung werden konnte. Von Natur leichten Sinnes, früh gewöhnt, mit dem Wenigsten zufrieden zu sein, sah er sich in einer Lage und einem Wohlstand, wie er nie für seine Person erwartet hatte. Seine diplomatische Stellung, sein Ansehen beim Kardinal Bernis, die Wichtigkeit, welche er, ohne zu wissen wie, bei den Gesandten auswärtiger Mächte gewonnen hatte, trugen ihm neben erklecklichen Gehalten reiche Geschenke ein. Die Einfachheit seiner Lebensweise, da er sich, ohne Aufwand, einzig mit der Bedienung seines alten, wohlvertrauten Markus begnügte, häuften in seiner Kasse Ersparungen auf Ersparungen. Er benutzte diese und eine vortheilhafte Gelegenheit, ein beträchtliches Gut in der Provinz anzukaufen, dessen Ertrag schon hinreichend war, ihm ein behagliches Leben zu schaffen.

Mehr begehrte er nicht. Schon jetzt würde er seine politische

Laufbahn mit der eines Landjunkers vertauscht haben, wäre Pauline nicht ein wenig eigensinnig dagegen gewesen. Sie liebte ihn, sie erfüllte jeden seiner Wünsche, nur den einzigen nicht, sich mit ihm zu vermählen.

„Du mußt noch ein wenig warten, Colas," sagte sie, „und ich hoffe, du kannst es füglich. Es hat für ein Mädchen ganz eigenen Werth, Mädchen zu sein, und nicht Frau. Es liegt doch etwas Schmeichelhaftes darin, sich von Anbetern aller Art umflattert, bewundert, angebetet zu wissen. Gönne meiner mädchenhaften Eitelkeit noch einige Festtage. Als Frau verlöre ich davon schon einen beträchtlichen Theil. Ach, nur zu bald erscheint der uns armen Kindern allen verhaßte Jungfrauen-Sommer. Dann gute Nacht, Blüthentage! Ich möchte lieber sterben, als eine Jungfrau von fünfundzwanzig Jahren heißen."

Colas gab sich zufrieden. Aber ein Mädchen überlebt nichts geschwinder als ihr Blüthe-Jahr. Da ward der diplomatische Brautschleier hervorgenommen und Pauline de Pons verwandelte sich in eine Frau von Rosier.

Es traf sich, daß ihr Vermählungstag eben derselbe war, an welchem die Franzosen die Schlacht bei Roßbach verloren. Derselbe Trauerbote, welcher die Nachricht davon dem Hofe überbrachte, hatte auch ein Briefchen des Prinzen Soubise für die junge Frau.

„Beklagen Sie mich," schrieb er ihr, „beklagen Sie mich, liebenswürdige Pauline. Ich ließ mich von dem kleinen König von Preußen überlisten, betrügen, schlagen. Ja, Sie haben Ursache, mich zu beklagen, da ich ohne mein Verschulden in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Kampf einzugehen. Man trieb mich von allen Seiten dazu. Und als es Ernst ward, ließ mich die verwünschte Reichsarmee im Stich. So sind es der König von Preußen und Sie allein, die mich beide besiegt haben, ohne daß ich sie wieder besiegen konnte! Ich verwünsche die Preußen, aber

liebe Paulinen. Sie wollten mich als Helden zu Ihren Füßen sehen; kann ich der Held nicht sein, Ihr Gefangener bleibe ich dennoch.“

Geschwind schrieb Pauline zurück: „Beklagen Sie mich, liebenswürdiger Prinz. Ich ließ mich von dem kleinen Nikolas de Rosier überlisten, betrügen und gefangen nehmen. Ja, Sie haben Ursache, mich zu bedauern, da ich ohne mein Verschulden in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Kampf einzugehen. Mein Herz trieb mich wider Willen dazu. Vielleicht hätte ich gesiegt; aber als es Ernst war, ließ mich meine Jugend im Stich. Denken Sie, ich bin schon fünfundzwanzig Jahre alt, und die sind furchtbarer als eine Reichsarmee. So sind es denn Rosier und die Jahre, die mich allein besiegt haben, ohne daß ich sie wieder besiegen konnte. Ich verwünsche aus vollem Herzen die Jahre, aber liebe meinen niedlichen Mann.“

„Im Ernst, mein Prinz, wir wollen uns beide nicht grämen. Es liegt zuletzt der Welt nach einiger Zeit wenig daran, ob ein Feldherr oder ein Mädchen besiegt ward. Wie viele Schlachten, wie viele Hochzeiten sind schon geschehen und vergessen, und die Welt geht ruhig ihren alten Gang fort. Sie werden nichts desto minder geschätzt in der Geschichte fortleben, wie ich dereinst in meinen Kindern.“

Der Kardinal Bernis war nach der Schlacht bei Roßbach, die am Hofe bald vergessen wurde, sehr mißmuthig.

„Ich habe das Unglück vorausgesehen!“ sagte er zu Colas, als das Unglück der französischen Waffen auch im folgenden Jahre fortdauerte: „Man kann am Hofe darüber scherzen, aber meine Ehre ist zu Grunde gerichtet. Denn Frankreich und ganz Europa muß mich als den Urheber der verderblichen Allianz mit Oesterreich ansehen.“

— Gnädigster Herr, erwiederte Colas, einem welterfahrenen,

weisen Mann, wie Sie, sollte das Urtheil Frankreichs und Europens sehr gleichgültig sein können, da Sie selbst wissen, wie irrig im Allgemeinen das Urtheil der Menschen über die Begebenheiten und deren Ursachen ist.

„Aber ich bin Minister, ich habe das unselige Bündniß unterhandeln und unterschreiben müssen. Es ist mein Name, mit dem gespielt wird. Welt und Nachwelt werden mit Recht sagen: wer hat es denn in Frankreich gethan; wer regiert denn, wenn der Minister, der Kardinal Bernis, nicht regiert?“

— Nein, gnädigster Herr, Welt und Nachwelt denke ich mir als viel zu verständige Leute, um dergleichen sagen zu können. Ja, Sie sind so gewiß Minister, als der allerchristlichste König wirklich König ist. Aber Sie kennen meine Ansichten. Jeder Vernünftige weiß, daß weder der König herrscht, noch daß Sie regieren.

„Was wollen Sie damit sagen? Wer herrscht, wer regiert denn? Sie meinen Frau von Pompadour?“

— Verzeihen Sie. Die Marquise ist so unschuldig, als Sie und der König.

„Glauben Sie? Nun, wer regiert denn? Sie spannen meine Neugier. Reden Sie!“

- Ich kann's nicht wissen. Vielleicht Kammermädchen, Kesselflicker, Kopisten, Frauen der königlichen Staatsräthe, vielleicht deren Töchter, oder Söhne, oder Köchinnen, oder Lakaien, oder Kutscher und dergleichen Waare; heute Dieser, morgen Jener. Wo kein festes, ehernes Gesetz herrscht, da herrscht der Zufall. Zwischen der Nothwendigkeit des Gesetzes und zwischen dem Spiele des Zufalls liegt nichts in der Mitte. Die Ministerien und der König selbst sind am Ende nur Vollstrecker und Werkzeuge fremder Einfälle.

„Sie wären im Stande, mir mein Ministerium zu verleiden. Sie halten, glaube ich, Frankreich für keine Monarchie, sondern für eine königliche Anarchie. Reden Sie verständlicher.“

— Ich kann nicht deutlicher sein. Ew. Eminenz haben meinen Gedanken mit zwei Worten treffend ausgedrückt: königliche Anarchie. Sie ist überall, wo der König der Staat ist, und wo das Volk dieses Staates wegen vorhanden ist. Sie ist überall, wo der Wille eines einzelnen Mannes das Gesetz des Landes ist, und die wandelbare Laune des Fürsten die Verfassung des Reichs ausmacht. In der That, Wille und Laune eines einzelnen Menschen, eines Allgewaltig-Erscheinenden ändert vom Morgen bis zum Abend. Hingegen wo das Gesetz steht, getrennt von der fürstlichen Gewalt und erhaben selbst über diese, da ist eine bleibende, feste Herrschaft und Ordnung, sonst nirgends. Sie ist bleibend und fest, wie das Interesse der Millionen von Unterthanen, aus denen sie hervorstieg, und so schwer abzuändern, als der Wille und die Ansichten der aus dem Volke hervorgegangenen Gesetzgeber schwer zu vereinigen sind.

„Hm! Ich merke, Sie haben den Abbé Mably gelesen, und sind mit Montesquieu ein Anbeter der englischen Verfassung, sind vielleicht einer unserer philosophirenden Unzufriedenen."

— Keineswegs. Ich befinde mich in unserer königlichen Anarchie sehr wohl, und ich bin bescheiden genug zu glauben, daß ich in einer Gesetzesmonarchie schwerlich die Ehre gehabt haben würde, Ew. Eminenz mit meinen geringen Talenten zu dienen Indessen werden Sie selbst gestehen, daß bei uns nichts möglicher ist, als daß der Monarch in seiner Entscheidung über die wichtigsten Angelegenheiten durch eine Geliebte oder einen Günstling, diese durch ihre Lieblinge, diese durch ihre Freunde, und so abwärts bis zum Stiefelputzer, wechselseitig gestimmt werden können. Dem Monarchen so wenig als dem Stiefelputzer fällt ein, daß Einer auf den Andern so großen Einfluß gehabt habe.

„Kleine Ursachen großer Wirkungen!" erwiederte der Kardinal. „Ich geb' es zu. Allein britische Parlamente und gesetzgebende Senate scheinen mir nicht immer nöthig, um das zu vermeiden,

was Sie königliche Anarchie heißen. Ein Fürst mit festem Willen des Guten, umgeben von einsichtsvollen Räthen, ist, glaub' ich, geeigneter, der Nation zweckmäßige Gesetze zu geben und den Gang der Geschäfte wohl zu regeln, als eine Versammlung von Gesetzgebern aus den verschiedenen Ständen des Volks; denn der König und seine Minister, indem sie das Ganze überschauen, erkennen, was nöthig ist, offenbar genauer, als die besten Köpfe einzeln im Volke."

— Erlauben mir Ew. Eminenz, zu zweifeln. Und wenn bei uns ein neuer Heinrich IV. auf dem Throne säße, würde nicht er, sondern jeder armselige Schneider, jeder von den geringsten Unterbeamten im Lande, Einfluß auf die Regierung haben und die Staatsangelegenheiten entscheiden helfen."

Der Kardinal und Colas sprachen noch viel über diesen Gegenstand; aber unsere Leser würden uns wenig Dank wissen, wenn wir sie mit der Erzählung davon langweilen wollten.

16.

Die Verbannung.

Eine Wirkung dieses Gesprächs, wie sie Colas nicht erwartete, war, daß er seitdem in der Achtung beim Minister stieg, dessen Vertrauen immer mehr gewann, dessen gewöhnlicher Gesellschafter wurde und von ihm zu Geschäften benutzt ward, die ehrenvoll und einträglich waren, ohne besondere Geistesgaben zu verlangen. Es verbreitete sich ein wahrer Goldregen über Herrn Rosiers Schreibtisch und Paulinens Schmucktisch, goldene Brillantringe, Uhren, Dosen, Orden, Ohrgehänge, Ketten und anderer diplomatischer Gnadenkram.

Colas fühlte sich dem Kardinal sehr verpflichtet. „Ich habe meine

guten Gründe, lieber Roster," sagte der Minister lächelnd, „daß ich Sie zu Dingen gebrauche, die wenig Mühe kosten, mit keiner Gefahr verbunden sind, und am meisten belohnt werden — zu Aernten ohne Saat –, zu wahren Adelsgeschäften. Ich möchte Sie im Voraus entschädigen, wenn ich Sie einmal unglücklich machen sollte."

„Sie mich unglücklich machen, gnädigster Herr?" fragte Colas verwundert.

„Und Sie mit Ihrem schlichten, gesunden Menschenverstande wundern sich? Wissen Sie wohl, daß eben Sie mich daran gemahnt haben, auf wie unsicherm Boden ich in unserer königlichen Anarchie stehe? Heute bin ich Minister; wissen Sie, was ich morgen sein werde? Wahrhaftig, Freund, ich weiß das so wenig, als am türkischen Hofe der Großwessir oder Kaimakan von sich zu sagen weiß, ob ihn die Laune des Großherrn noch vierundzwanzig Stunden in den Geschäften, oder auch nur in der Welt duldet. — Sie haben das Unglück, mir zu gefallen, weil Sie ein redlicher Mann sind. Es ist meine Pflicht, freundschaftlich für Sie zu sorgen. Fall' ich, so fallen auch Sie, und der neue Günstling wird alle Stellen mit seinen Geschöpfen besetzen."

Colas war gerührt. Er wollte den Kardinal über seine Zukunft beruhigen, kannte aber die Hofwelt zu gut, um an seine eigenen Beruhigungsgründe zu glauben. Pauline ging noch weiter, als er, und sagte: „Colas, heute beugt man sich vor dir; daran ist wenig gelegen. Fällst du einst, weil der Kardinal fällt, so gibt dir der Höflings- und Beamten-Pöbel Fußtritte. Daran ist mehr gelegen. Wähle das Klügere; tritt freiwillig zurück, nimm deine Entlassung. Der Kardinal hat Ahnungen, die sich auf mehr als bloße Möglichkeiten beziehen. Er scheint dir Winke geben zu wollen. Benutze sie. So bewahrst du die allgemeine Achtung. Wir wohnen unabhängig auf unsern Gütern, oder genießen den Winter

zu Paris, wenn wir des ländlichen Stilllebens müde sind; was verlangen wir mehr?"

Sie wußte das Glück der Unabhängigkeit und Verborgenheit so reizend zu schildern, und plauderte von der Lieblichkeit des Landlebens so verführerisch, daß Colas keinen Augenblick widerstand.

Der Kardinal bedauerte es, daß Herr Rosier nach einigen Monaten seine Entlassung nahm, aber hatte nichts dagegen. „Da, wo nichts von Gesetzen, Alles vom Wohlleben des Gebieters und seiner Lieblinge abhängt, wird die Selbstsucht Aller natürlich; und wo kein Vaterland ist, macht man sich's in seinen vier Pfählen!" sagte der Minister: „Gehen Sie, lieber Freund; ich verdenke Ihnen den Schritt nicht. Sie haben da einen artigen Landsitz, ein junges, schönes Weib, unabhängiges Vermögen. Warum wollen Sie Diener sein, wenn Sie Herr sein können? Warum wollen Sie nicht in der gesunden Fülle Ihrer Lebenskraft die Lust des Lebens ungestört genießen?"

Die gnadenvollste Entlassung des königlichen Rathes erschien, und war, wegen treu geleisteter wichtiger Dienste desselben, mit einem mäßigen, doch anständigen Gnadengehalt verbunden, auf welchen Colas nicht einmal gezählt hatte. Er schlug ihn nicht aus. Colas und Pauline flogen freudig auf ihr schönes Gut.

Hier, in einer anmuthigen Landschaft, in reizenden Umgebungen, zwischen freundlichen Nachbarn, vergaßen sie die Irren und Wirren der Hauptstadt schnell. Colas, verliebter in seine junge Frau, als er je in das Mädchen Pauline gewesen, Pauline ganz in ihrem Manne lebend, wohnten beide im Paradiese des ehelichen und häuslichen Glücks.

Es währte nicht lange, so verkündeten die Zeitungen, daß Kardinal Bernis seine Entlassung beim König erbeten und empfangen hatte. Choiseul trat an seine Stelle. — Wenige Zeit nachdem, als Colas und Pauline eines Tages, einander in den Armen wie-

gend, in einer Laube ihres weitläufigen Gartens saßen, wurden sie nicht wenig überrascht, als plötzlich die Gestalt des Kardinals vor ihnen stand. Er war es selbst. Seine Equipagen hielten vor dem äußern Hofe des Schlosses. Er hatte sich, um zu überraschen, den Weg zur Gutsherrschaft zeigen lassen.

„Ihr Glücklichen!“ rief lachend der Kardinal: „Ich beklage, zu stören. Aber sehen wollte ich euch doch in der Fülle eures Himmels.“ Er umarmte seinen Freund Rosier und küßte der schönen Frau die erröthende Wange. Der Kardinal mußte zwei Tage bei ihnen verweilen. Aber länger zu bleiben war er nicht zu bewegen.

„Ihr wißt nicht, Kinder,“ sagte er, „wen ihr beherbergt. Ich bin aus Frankreich verbannt. Ich muß das Land meiner Väter meiden. Ich gehe nach Rom. Ich werde mich im Arm der Musen trösten, so gut ich mag.“

„Wie? Sie ein Verbannter aus Frankreich, gnädigster Herr?“ riefen Pauline und Colas erstaunt.

„Das ist für keinen Philosophen, wie Rosier, Ursache zum Erstaunen!“ entgegnete der Kardinal: „Was Sie mir einst im Gespräche auf meine Frage: Wer regiert denn? halb im Scherze antworteten, als Sie sagten: Vielleicht Kesselflicker, Savoyarden, Waschermädchen und dergleichen, das hab' ich nun im Ernst erfahren. Sie wissen, wie der Herzog von Choiseul sich in die Gnade und Huld des Königs erhob? Ein hübsches Mädchen, Choiseuls Verwandte, Hoffräulein der Königin, hatte die Ehre, Seiner Majestät zu gefallen. Das Fräulein träumte, die Rolle der Frau von Pompadour zu spielen, war nicht spröde, und die Liebschaft nahm ihren guten, geheimen Gang. Der Herzog wußte um Alles. Er stellte sich blind; der König wußte es ihm Dank. Sobald der Herzog spürte, des Königs flüchtige Neigung wende sich von der Beglückten ab, war der Herzog wieder der Erste, welcher Lärmen schlug und seine Verwandte vom Hofe und Paris entfernte. Der König

wußte es ihm wieder Dank. Der Herzog aber hatte, als gewandter Hofmann, auch den Dank der Frau von Pompadour ärnten wollen, ihr im tiefsten Vertrauen, aus wahrer Ergebenheit für ihre Person, die königliche Liebelei verrathen, und das Mädchen erst dann entfernt, als es die Marquise verlangte. Er spielte seine Umtriebe meisterhaft, und dafür ward er sogleich Gesandter am Wiener Hofe. Einen so ergebenen Mann hatte die Marquise aber nöthiger in der Nähe, als in der Ferne. Darum, sobald ich meine Entlassung forderte, weil ich unmöglich alle Schmach des unglückseligen Bündnisses mit Oesterreich und den Krieg mit Preußen länger tragen konnte, ward Choiseul mein Nachfolger. Zu rechter Zeit blind sein, zu rechter Zeit sehend werden — das brachte den Herzog von Choiseul an die Spitze Frankreichs."

„Aber," rief Pauline, „was zog Ihnen die Verbannung zu?"

„Eine Kleinigkeit!" erwiederte der Kardinal: „Ich hatte das Unglück, in die Ungnade einer Marketenderin zu fallen."

„Ew. Eminenz scherzen!" sagten Colas und Pauline.

„Mit nichten. Ich habe den Strom, der mich vom Throne hinwegfluthete, bis zur Quelle verfolgt. Und an der Quelle saß ein ganz gemeines Marketendermädchen, die Urheberin meines Schicksals. Einer meiner Stallknechte, der dieses Mädchen heirathen wollte, ward von mir aus dem Dienste gejagt, weil sich der Kerl alle Tage betrank, und vom Kutscher überwiesen worden war, mich betrogen, und den Haber meiner Pferde verkauft zu haben. Das Mädchen, hochschwanger, fiel mir zu Füßen und bat um Gnade für den rothnasigen Bräutigam. Ich wies die Dirne ab. Sie lief, über meine Grausamkeit klagend, zu ihrem besondern Beschützer, einem jungen Lieutenant von der Garde. Der Garde-Lieutenant lief zur Gemahlin des Generalkontrolleurs. Diese bewog ihren Mann, mit mir zu reden. Ich schlug seine Bitte ab; er, darüber ärgerlich, klagte es seinem Liebchen, einem Kammermädchen der Marquise von

Pompadour. Das Kammermädchen sagte, der Himmel weiß was, von mir der Marquise, und die Marquise, der Himmel weiß was, dem König. Kurz, ich erhielt ein allergnädigstes Handschreiben, worin mir angezeigt wurde, daß ich meinen Aufenthalt in Frankreich mit jedem andern nach Belieben, doch so bald als möglich, vertauschen könne, weil, wie ich deutlich bewiese, die Maßregeln Sr. Majestät mir nicht zu gefallen das Glück hätten. Also bin ich auf dem geraden Wege nach Rom."

Der Kardinal reisete nach zwei Tagen ab. Golas und Pauline priesen ihr Glück der Verborgenheit. Sie blieben mit ihrem vertrauten Freunde in Briefwechsel, der erst nach dem Tode der Marquise, etwa im sechsten Jahre seiner Verbannung, wieder in die volle Gnade des Königs kam. Aber er hütete sich wohl, wieder einen Platz am Hofe anzunehmen. „Denn," dachte er, „wer regiert denn?"

Der zerbrochene Krug.

Man kennt, unter gleichem Namen, ein kleines Stück vom Dichter des „Käthchen von Heilbronn". Dieses und die hier folgende Erzählung hatten im Jahr 1802 zu Bern einerlei Veranlassung des Entstehens. Heinrich von Kleist und Ludwig Wieland, des Dichters Sohn, pflogen Freundschaft mit dem Verfasser, in dessen Zimmer ein Kupferstich, „La cruche cassée" unterschrieben, hing, dessen Gestalten und Inhalt ungefähr dieselben waren, wie sie unten im Kapitelchen „das Gericht" vorgestellt sind. Die ausdrucksvolle Zeichnung belustigte und verlockte zu mancherlei Deutungen des Inhalts. Im Scherz gelobten die Drei, jeder wolle seine eigenthümliche Ansicht schriftlich ausführen. Ludwig Wieland verhieß eine Satire; Heinrich von Kleist entwarf ein Lustspiel, und der Verfasser gegenwärtiger Erzählung das, was hier gegeben wird.

Mariette.

Zwar La Napoule ist nur ein ganz kleiner Ort am Meerbusen von Cannes; aber man kennt ihn doch in der ganzen Provence. Er liegt im Schatten ewiggrüner, hoher Palmen und dunkler Pomeranzen. Das nun macht ihn freilich nicht berühmt. Doch sagt man, es wachsen da die feurigsten Weintrauben, die süßesten Rosen und die schönsten Mädchen. Ich weiß es nicht, glaub' es indessen

gern. Schade, daß La Napoule so klein ist, und der feurigen Trauben, süßen Rosen und schönen Mädchen unmöglich genug erzeugen kann. Sonst hätte man bei uns zu Lande doch auch davon.

Sind seit Erbauung von La Napoule alle Lanapoulerinnen Schönheiten gewesen, so muß ohne Zweifel die kleine Mariette ein Wunder aller Wunder gewesen sein, weil ihrer sogar die Chronik gedenkt. Man nannte sie zwar nur die kleine Mariette; doch war sie nicht kleiner, als ungefähr ein Kind von siebenzehn Jahren und drüber zu sein pflegt, dessen Stirn genau bis zur Lippe des aufgewachsenen Mannes reicht.

Die Chronik von La Napoule hatte ihre guten Gründe, von Marietten zu erzählen. Ich, an der Stelle der Chronik, hätte es auch gethan. Denn Mariette, die mit ihrer Mutter Manon bisher zu Avignon gewohnt hatte, drehte, als sie wieder in ihren Geburtsort kam, diesen beinahe ganz um. Eigentlich nicht die Häuser, sondern die Leute und deren Kopf; und auch wohl nicht die Köpfe aller Leute, sondern vorzüglich solcher, deren Kopf und Herz in der Nähe von zwei seelenvollen Augen immer in großer Gefahr sind. Ich weiß das. In solchen Fällen ist nicht zu scherzen.

Mutter Manon hätte wohl besser gethan, wäre sie in Avignon geblieben. Aber sie machte in La Napoule eine kleine Erbschaft; sie erhielt da ein Gütchen mit einigen Weinbergen, und ein niedliches Haus im Schatten eines Felsen, zwischen Oelbäumen und afrikanischen Akazien. So etwas schlägt keine unbemittelte Wittwe aus. Nun war sie ihrer Meinung nach reich und glücklich, als wäre sie Gräfin von Provence oder dergleichen.

Desto schlimmer ging's mit den guten Lanapoulesen. Sie hatten sich solches Unheils nicht versehen, und nicht im Homer gelesen, daß eine artige Frau ganz Griechenland und Kleinasien in Harnisch und Zwietracht bringen konnte.

Wie das Unglück kam.

Kaum war Mariette vierzehn Tage im Hause zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien, so wußte jeder junge Lanapouleſe, daß Mariette da wohne, und daß in der ganzen Provence kein reizenderes Mädchen wohne, als eben in dieſem Hauſe.

Ging ſie durch den Flecken, ſchwebend leicht, wie ein verkleideter Engel, im flatternden Rock, blaßgrünen Mieder, vorn am Buſen eine Orangenblüthe neben Roſenknoſpen, und Blumen und Bänder wehend um den grauen Hut, der ihr feines Geſicht beſchattete, ja, dann wurden die finſtern Alten beredt und die Jünglinge ſtumm. Und überall öffnete ſich links und rechts ein Fenſterlein, eine Thür, der Reihe nach. — „Guten Morgen,“ hieß es, oder „guten Abend, Mariette!“ Und ſie nickte lächelnd rechts und links hin.

Wenn Mariette in die Kirche trat, verließen alle Herzen (nämlich der Jünglinge) den Himmel; alle Augen die Heiligen, und die betenden Finger verirrten ſich in den Perlen der Roſenkranzſchnur. Das muß gewiß oft großes Aergerniß gegeben haben, zumal den Frommen.

Zu dieſer Zeit ſind ohne Zweifel die jungen Mädchen von La Napoule beſonders fromm geweſen, denn ſie ärgerten ſich am meiſten. Und es war ihnen kaum zu verdenken. Denn ſeit Mariettens Ankunft war mehr als ein Bräutigam kühl geworden, und mehr als ein Anbeter ſeiner Geliebten abtrünnig. Da gab es denn viel Zank und Vorwürfe überall, und viele Thränen, gute Lehren und Körbe. Man ſprach gar nicht mehr von Hochzeiten, ſondern von Trennungen. Man ſchickte ſich ſogar Pfänder der Treue, Ringe und Bänder, zurück. Die Aeltern miſchten ſich in den Zank ihrer Kinder. Hader und Streit lief von Haus zu Haus. Es war ein Jammer.

Mariette iſt an Allem Schuld! — ſagten die frommen Mäd-

chen, dann sagten's ihre Mütter; dann sagten's die Väter, und zuletzt Alle, sogar die jungen Männer.

Aber Mariette, in ihrer Sittsamkeit und Unschuld eingehüllt, wie die aufbrechende Gluth der Rosenknospe in das dunkle Grün des Blumenkelches, ahnete von dem großen Elende nichts, und blieb gütig gegen Alle. — Das rührte erst die jungen Männer, und sie sprachen: „Warum das holde, harmlose Kind betrüben? Es ist ohne Schuld!" dann sagten es die Väter; dann sagten es die Mütter, und zuletzt Alle, sogar die frommen Mädchen. Denn wer mit Marietten sprach, konnte nicht anders, als sie liebgewinnen. Und ehe ein halbes Jahr verging, hatte Jeder mit ihr gesprochen, und war sie Jedem lieb. Sie aber glaubte nicht, daß sie so geliebt werde; und hatte vorher nicht geglaubt, daß man sie hassen könne. — Was ahnet das dunkle, oft im Grase zertretene Veilchen, wie werth es sei!

Nun wollte Jeder und Jede die Ungerechtigkeit gegen Marietten abbüßen. Mitleiden erhöht die Zärtlichkeit der Zuneigung. Ueberall fand sich Mariette freundlicher, als je, gegrüßt; freundlicher angelächelt; freundlicher eingeladen, zu ländlichen Spielen und Tänzen.

Vom bösen Colin.

Doch nicht alle Menschen haben die Gabe des süßen Mitleids, sondern sind verstockten Herzens, wie der Pharao. Dies kömmt ohne Zweifel von dem natürlichen Verderben des Menschen seit dem Sündenfall; oder weil bei der Taufhandlung der Böse nicht in gehöriger Ordnung abgefertigt worden.

Ein denkwürdiges Beispiel solcher Hartherzigkeit gab der junge Colin, der reichste Pächter und Gutsbesitzer in La Napoule, der seine Wein- und Oelgärten, Zitronen- und Pomeranzenwälder kaum

in einem Tage durchlaufen konnte. Schon dieses beweiset das natürliche Verderben seines Gemüthes, daß er beinahe siebenundzwanzig Jahre alt war, ohne gefragt zu haben, wozu ein Mädchen erschaffen sei?

Zwar alle Leute, besonders die weiblichen in einem gewissen Alter, darin sie gern Sünden vergeben, hielten den Colin für den besten Jungen unter der Sonne. Seine Gestalt, sein frisches, unbefangenes Wesen, sein Blick, sein Lächeln hatte das Glück, besagten Leuten zu gefallen, die ihm wohl auch zur Noth für eine der Sünden, die im Himmel schreien, Ablaß gegeben hätten. Allein dem Urtheil solcher Richter ist nicht wohl zu trauen.

Inzwischen Alt und Jung zu Napoule sich mit der unschuldigen Mariette versöhnt hatte, und sich mitleidig an sie schloß, war Colin der Einzige, welcher für das liebe Kind ohne Erbarmen blieb. Brachte man das Gespräch auf Marietten, ward er stumm wie ein Fisch. Begegnete er ihr auf der Straße, ward er vor Zorn roth und blaß, und warf seitwärts wahrhaft verzehrende Blicke nach ihr.

Wenn sich Abends die jungen Leute am Ufer des Meeres bei den alten Schloßtrümmern zu fröhlichen Spielen sammelten, oder zu ländlichem Tanz, oder einen Wechselgesang zu beginnen, dann fehlte auch Colin nicht. Sobald aber Mariette kam, ward der tückische Colin still, und er sang um alles Gold in der Welt nicht mehr. Schade für seine liebliche Stimme! Jeder hörte sie gern, und unerschöpflich war er in Liedern.

Alle Mädchen sahen den bösen Colin gern, und er war mit allen freundlich. Er hatte, wie gesagt, einen schelmischen Blick, den die Jungfrauen fürchten und lieben; und wenn er lächelte, hätte man ihn malen sollen. Aber natürlich, die oft beleidigte Mariette sah ihn nur gar nicht an. Und da hatte sie vollkommen Recht. Ob er lächelte oder nicht, das galt ihr gleich. Von seinem schelmischen Blick mochte sie nur nicht reden hören; und da hatte sie aber-

mals Recht. Wenn er erzählte, und er wußte immer viel, und dann alle horchten, neckte sie ihre Nachbarinnen, und warf bald den Pierre, bald den Paul mit abgerupften Kräutern, und lachte und plauderte, und hörte den Colin nicht. Das verdroß dann den stolzen Herrn; er brach oft mitten in der Erzählung ab und ging düster davon.

Rache ist süß. Die Tochter der Frau Manon hätte dann wohl triumphiren können. Aber Mariette war doch ein gar zu gutes Kind und ihr Herz zu weich. Wenn er schwieg, that's ihr leid. Ward er traurig, verging ihr das Lachen. Entfernte er sich, mochte sie nicht lange bleiben; und war sie zu Hause, weinte sie schönere Thränen der Reue, als Magdalene, und hatte doch nicht halb so viel gesündigt.

Der Krug.

Der Pfarrer von La Napoule, nämlich Pater Jerome, ein Greis von siebenzig Jahren, hatte alle Tugenden eines Heiligen, und den einzigen Fehler, daß er wegen hohen Alters sehr harthörig war. Aber dafür predigte er den Ohren seiner Tauf- und Beichtkinder desto erbaulicher, und es hörte ihn jeder gern. Zwar predigte er beständig nur über zwei Sätze, als wenn seine ganze Religion darin wohnte. Entweder: „Kindlein, liebet euch unter einander; oder: Kindlein, die Fügungen des Himmels sind wunderbar!“ Doch wahrlich, darin lag auch so viel Glauben, Liebe und Hoffnung, daß man damit wohl zur Noth recht selig werden könnte. Die Kindlein liebten sich ganz gehorsam unter einander, und hofften auf des Himmels Fügungen. — Nur Colin mit dem kieselharten Herzen wollte nichts davon wissen. Selbst wenn er freundlich zu sein schien, hatte er schlimme Absichten.

Die Napoulesen gehen gern zum Jahrmarkt der Stadt Vence.

Es ist da frohes Leben, und wenn auch wenig Geld, doch vielerlei Waare. Nun war Mariette mit Mutter Manon auch zum Jahrmarkt; und Colin war auch da. Er kaufte mancherlei Näschereien und Kleinigkeiten für seine Freundinnen — aber für Marietten um keinen Sou. Und doch war er ihr allenthalben auf den Fersen. Aber er redete sie nicht an, und sie ihn nicht. Man sah wohl, er brütete über Böses.

Da stand Mutter Manon, vor einem Gewölbe still, und sagte: „O Mariette, sieh' den schönen Krug! eine Königin dürfte sich nicht schämen, ihn mit ihren Lippen zu berühren. Sieh' nur, der Rand ist strahlendes Gold, und die Blumen daran blühen nicht schöner im Garten, und sind doch nur gemalt. Und in der Mitte das Paradies! sieh' doch nur, Mariette, wie die Aepfel vom Baume lachen; es gelüstet einem fast. Und Adam kann nicht widerstehen, wie ihm die hübsche Eva einen zum Kosten darbietet. Und sieh' doch, wie allerliebst das Lämmchen spielend um den alten Tiger hüpft, und die schneeweiße Taube mit dem goldgrünen Halse vor dem Geier dasteht, als wollte sie mit ihm schnäbeln!"

Mariette konnte sich nicht satt sehen. „Hätt' ich solch' einen Krug, Mutter," sprach sie: „er ist viel zu schön, daraus zu trinken; ich würde meine Blumen darein setzen und beständig ins Paradies hinein blicken. Wir sind auf dem Markt von Vence, aber seh' ich das Bild, so ist mir, als wären wir im Paradies."

So sprach Mariette, und alle Freundinnen rief sie herbei, den Krug zu bewundern; und bald standen bei den Freundinnen auch die Freunde, und endlich beinahe die halbe Einwohnerschaft von La Napoule vor dem wunderschönen Krug. Aber wunderschön war er auch, vom allerköstlichsten, durchscheinenden Porzellan, mit vergoldeten Handheben und brennenden Farben. Schüchtern fragte man wohl den Kaufmann: Herr, wie theuer? Und er antwortete:

Hundert Livres ist er unter Brüdern werth. Dann schwiegen sie alle, und gingen.

Als keiner mehr von La Napoule vor dem Gewölbe stand, kam Colin geschlichen, warf dem Kaufmann hundert Livres auf den Tisch, ließ den Krug in eine Schachtel legen, mit Baumwolle gefüllt, und trug ihn davon. Seine boshaften Pläne kannte kein Mensch.

Nahe von La Napoule, auf seinem Heimwege, es war schon dunkel, begegnete er dem alten Jacques, des Richters Knecht, der vom Felde kam. Jacques war ein ganz guter Mensch, aber herzlich dumm.

„Ich will dir ein Trinkgeld geben, Jacques," sagte Colin, „wenn du diese Schachtel in Manons Haus trägst und sie da liegen lässest. Und wenn man dich bemerken oder fragen sollte: von wem kömmt die Schachtel? so sprich: es hat sie mir ein Fremdling gegeben. Aber meinen Namen verrathe nie, sonst zürn' ich dir ewig."

Das versprach Jacques, nahm das Trinkgeld und die Schachtel, und ging damit dem kleinen Hause entgegen, zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien.

Der Ueberbringer.

Eh' er dahin kam, begegnete ihm sein Herr, der Richter Hautmartin, und sprach: „Jacques, was trägst du?"

„Eine Schachtel für Frau Manon. Aber, Herr, ich darf nicht sagen, von wem!"

„Warum nicht?"

„Weil mir's Herr Colin ewig zürnen würde."

„Es ist gut, daß du schweigen kannst. Doch ist's schon spät. Gib mir die Schachtel; ich gehe morgen ohnehin zu Frau Manon. Ich will ihr die Schachtel überreichen, und nicht verrathen, daß

sie von Colin kömmt. Es spart dir einen Weg, und macht mir gutes Geschäft.“

Jacques gab die Schachtel seinem Herrn, dem er ohne Widerspruch in Allem zu gehorchen gewohnt war. Der Richter trug sie in sein Zimmer, und betrachtete sie beim Licht mit großer Neugier. Auf dem Deckel stand mit rother Kreide zierlich geschrieben: Der liebenswürdigen und geliebten Mariette. Herr Hautmartin wußte aber wohl, daß dies nur Schalkheit von Colin sei und daß eine arge Tücke dahinter laure. Darum öffnete er die Schachtel vorsichtig, ob nicht eine Maus oder Ratte darin verborgen sei? Aber als er des wunderschönen Kruges ansichtig ward, den er selbst zu Vence gesehen, erschrak er von Herzen. Denn Herr Hautmartin war in den Rechten ein eben so wohlerfahrner Mann, als im Unrechten. Er sah sogleich ein, Colin wolle Marietten mit dem Krug ins Unglück bringen; ihn, wenn er in ihren Händen wäre, vielleicht für Geschenk eines beglückten Liebhabers aus der Stadt oder für so etwas ausgeben, daß alle rechtlichen Leute sich von Marietten hätten entfernen müssen. Darum beschloß Herr Hautmartin, der Richter, um allen bösen Argwohn niederzuschlagen, sich selber als Geber dazu zu bekennen. Ohnedem hatte er Marietten lieb, und hätte gern gesehen, wenn Mariette den Spruch des greisen Pfarrers Jerome besser gegen ihn befolgt haben würde: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ Freilich, Herr Hautmartin war ein Kindlein von fünfzig Jahren, und Mariette meinte, der Spruch passe nicht mehr auf ihn. Hingegen Mutter Manon fand, der Richter sei ein verständiges Kindlein, habe Geld und Ansehen im ganzen Napoule, von einem Ende des Fleckens bis zum andern. Und wenn der Richter von Hochzeit sprach, und Mariette aus Furcht davon lief, blieb Mutter Manon sitzen, und fürchtete sich gar nicht, vor dem langen ehrbaren Herrn. Auch mußte man gestehen, an seinem ganzen Leibe war kein Fehler.

Und obwohl Colin der schönste Mann im Flecken sein mochte, hatte doch der Herr Richter in zwei Dingen viel vor ihm voraus, nämlich die großen Jahre, und eine große, große Nase. Ja, diese Nase, die dem Richter immer wie ein Trabant vorausging, seine Ankunft zu verkünden, war ein rechter Elephant unter den menschlichen Nasen.

Mit diesem Elephanten, seiner guten Absicht und dem Kruge ging der Richter folgenden Morgens in das Haus zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien.

„Für die schöne Mariette," sagte er, „ist mir nichts zu kostbar. Ihr habet gestern den Krug zu Vence bewundert. Erlaubet, holde Mariette, daß ich ihn und mein liebendes Herz zu Euern Füßen lege."

Manon und Mariette waren entzückt und erstaunt, als sie den Krug sahen. Manons Augen funkelten selig; aber Mariette wandte sich und sprach: „Ich darf weder Euer Herz noch Euern Krug nehmen." Da ward Mutter Manon zornig und rief:

„Aber ich nehme Herz und Krug an. O du Thörin, wie lange willst du dein Glück verschmähen? Auf wen wartest du? Soll ein Graf von Provence dich zur Braut machen, daß du den Richter von La Napoule, verachtest? — Ich weiß besser für dich zu sorgen. Herr Hautmartin, ich rechne mir's zur Ehre, Euch meinen Schwiegersohn zu heißen."

Da ging Mariette hinaus, und weinte bitterlich, und haßte den schönen Krug von ganzem Herzen.

Aber der Richter strich sich mit der flachen Hand über die Nase und sprach weislich:

„Mutter Manon, übereilet nichts. Das Täubchen wird sich endlich bequemen, wenn es mich besser kennen lernt. Ich bin nicht ungestüm. Ich verstehe mich auf die Weiberchen, und ehe ein Vierteljahr vergeht, schleich ich mich in Mariettens Herz."

„Dazu ist seine Nase zu groß!“ flüsterte Mariette, die draußen vor der Thür horchte und heimlich lachte. In der That, es verging ein Vierteljahr, und Herr Hautmartin war noch nicht einmal mit der Nasenspitze ins Herz eingedrungen.

Die Blumen.

Aber während dieses Vierteljahrs hatte Mariette wohl noch andere Geschäfte. Der Krug machte ihr viel Verdruß und Mühe; und außerdem wohl sonst noch etwas.

Vierzehn Tage lang sprach man in La Napoule von nichts anderm, als dem Krug. Und Jedermann sagte: es sei ein Geschenk des Richters, und die Hochzeit schon verabredet. Als aber Mariette feierlich allen ihren Gespielinnen erklärt hatte, sie wolle ihren Leib lieber dem Abgrunde des Meeres als dem Richter vermählen, fuhren die Mädchen nur ärger fort, sie zu necken, sprechend: Ach, wie selig muß es sich ruhen im Schatten seiner Nase! — Dies war der erste Verdruß.

Dann hatte Mutter Manon den grausamen Grundsatz, daß sie Marietten zwang, den Krug alle Morgen beim Brunnen am Felsen zu schwenken und mit frischen Blumen zu füllen. Dadurch hoffte sie Marietten an den Krug und an das Herz des Gebers zu gewöhnen. Aber sie fuhr fort, Gabe und Geber zu hassen, und die Arbeit am Brunnen ward eine wahre Strafe für sie. Zweiter Verdruß.

Dann, wenn sie Morgens zum Brunnen kam, lagen zweimal in der Woche auf dem Felsstück daneben immerdar einige der schönsten Blumen, schön geordnet, recht für die Pracht des Kruges geschaffen. Und um die Blumenstengel war immer ein Papierstreif geschlungen, und darauf geschrieben: „Liebe Mariette.“ — Nun mußte man der kleinen Mariette doch nicht weiß machen

wollen, als wenn es in der Welt noch Zauberer und Feen gäbe. Folglich kamen die Blumen und die süße Anrede derselben von Herrn Hautmartin. Mariette mochte nur nicht daran riechen, bloß weil der lebendige Athem aus des Richters Nase sie umsäuselt hatte. Inzwischen nahm sie die Blumen, weil sie besser waren, als Feldblumen, und zerriß die Papierstreifen in tausend Stücke, und streute sie auf die Stelle, wo die Blumen zu liegen pflegten. Aber das ärgerte den Richter Hautmartin gar nicht, dessen Liebe unvergeßlich groß war in ihrer Art, wie seine Nase in ihrer Art. Dritter Verdruß.

Endlich aber entdeckte es sich im Gespräch mit Herrn Hautmartin, daß er gar nicht der Geber der Blumen wäre. Wer sollte es nun sein? — Mariette war über die unverhoffte Entdeckung sehr erstaunt. Sie nahm von der Zeit an zwar die Blumen lieber vom Felsen, roch auch daran, aber — wer legte sie dahin? Mariette war, was die Mädchen sonst gar nicht zu sein pflegen, sehr neugierig. Sie rieth auf diesen oder jenen Jüngling von La Napoule. Doch errathen ließ sich das nicht. Sie lauschte und lauerte spät hinein in die Nacht; sie stand früher auf. Aber sie erlauschte und erlauerte nichts. Und doch zweimal in der Woche des Morgens lagen immer die Wunderblumen auf dem Felsen, und auf dem darum gewundenen Papierstreifen las sie immer den stillen Seufzer an sich: Liebe Mariette! — So etwas muß doch auch den Gleichgültigsten neugierig machen. Aber Neugier macht zuletzt brennende Pein. Vierter Verdruß.

Bosheit über Bosheit.

Nun hatte am Sonntag Pater Jerome wieder über den Satz gepredigt: Des Himmels Fügungen sind wunderbar. Und die kleine Mariette dachte: so wird er's auch fügen, daß ich den

unsichtbaren Blumenspender endlich entdecke. Pater Jerome hatte nie Unrecht.

In einer Sommernacht, da es auch allzuwarm gewesen, war Mariette früh erwacht, und konnte nicht wieder einschlafen. Drum sprang sie freudig vom Lager, als das erste Morgenroth über die Meereswellen und über die lerinischen Inseln her gegen das Fenster des Kämmerleins blitzte. Sie kleidete sich und ging hinaus, Antlitz, Brust und Arme am kühlen Brunnen zu waschen; den Hut nahm sie mit, am Meer ein Stündchen zu lustwandeln. Sie kannte da eine heimliche Stelle zum Baden.

Um aber zu der heimlichen Stelle zu kommen, mußte man über die Felsen hinter dem Hause gehen, und von da wieder abwärts, neben Granitbüschen vorbei und Palmen. Diesmal konnte Mariette nicht vorbei. Denn unter der jüngsten und schlankesten der Palmen lag im süßen Schlaf ein junger, schlanker Mann — neben ihm ein Strauß der allerschönsten Blumen. Auch sah man wohl ein weißes Papier daran, auf welchem vermuthlich wieder ein Seufzer redete. — Wie konnte Mariette da vorbei kommen?

Sie blieb stehen und zitterte vor Schreck an allen Gliedern. Dann wollte sie wieder zur Hütte heim. Kaum war sie ein paar Schritte zurückgegangen, sah sie sich wieder nach dem Schläfer um und blieb stehen. Doch aus der Ferne ließ sich sein Gesicht nicht erkennen. — Jetzt oder nie war ein Geheimniß zu lösen. Sie trippelte leise der Palme näher. Aber er schien sich zu regen. Nun lief sie wieder zur Hütte. Doch war seine Bewegung nichts als furchtsame Einbildung Mariettens gewesen. Nun machte sie sich wieder auf den Weg zur Palme. Allein er konnte sich vielleicht mit seinem Schlaf verstellen. Geschwind rettete sie sich zur Hütte. Wer wird aber wegen eines leeren Vielleichts fliehen. Sie trat herzhafter die Reise zur Palme an.

Bei diesem Schwanken ihrer schüchternen und lüsternen Seele

zwischen Furcht und Neugier, bei diesem Hin- und Hertrippeln zwischen Hütte und Palmenbaum, war sie doch endlich dem Schläfer immer um einige kleine Schritte näher gekommen, indem auch zugleich die Neugier siegreicher war, als die Furcht.

„Was geht er mich denn an? Der Weg führt mich nur an ihm vorbei. Schlaf' er oder wach' er; ich gehe ja nur vorbei.“ So dachte Manons Tochter. Aber sie ging nicht vorbei, sondern blieb stehen; denn man mußte doch dem Blumenspender recht ins Gesicht schauen, um seiner Sache gewiß zu sein. Zudem schlief er ja, als hätte er seit vier Wochen keinen gesunden Schlummer gehabt. — Und wer war's? — Nun, wer sollte es denn anders sein, als der Erzbösewicht Colin?

Also er war's gewesen, der erst aus alter Feindschaft dem guten Mädchen so viel Todesverdruß mit dem Kruge gemacht und es in den verdrießlichen Handel mit Herrn Hautmartin gebracht hatte; er war's gewesen, der dann hinging und sie mit Blumen neckte, um ihre Neugier zu foltern. Wozu? — Er haßte Marietten. Er betrug sich noch immer in allen Gesellschaften gegen das arme Kind auf unverzeihliche Weise. Er wich aus, wo er konnte; und wo er nicht konnte, betrübte er die fromme Kleine. Gegen alle andern Mädchen von La Napoule war er gesprächiger, freundlicher, gefälliger, als gegen Marietten. Man denke! er hatte sie noch nie zum Tanz aufgefordert, und sie tanzte doch allerliebst.

Nun lag er da, verrathen, ertappt. In Mariettens Brust erwachte die Rache. Welche Schmach konnte sie ihm anthun? — Sie nahm den Blumenstrauß, lösete ihn auf, streute mit gerechtem Zorn verächtlich sein Geschenk über den Schläfer hin. Nur das Papier, auf welchem wieder der Seufzer: liebe Mariette! stand, behielt sie, und steckte es geschwind in den Busen. Sie wollte für künftige Fälle diese Probe seiner Handschrift aufbewahren. Mariette war schlau. Nun wollte sie gehen. Aber ihre Rache

schien noch nicht gesättigt. Sie konnte nicht von der Stelle, ohne Colins Bosheit mit einer ähnlichen zu strafen. Sie riß von ihrem Hut das veilchenfarbene, seidene Band, und schlang es leise um des Schläfers Arm und um den Baum, und knüpfte den Colin mit drei Knoten fest an die Palme. Wenn er nun erwachte, wie mußte er erstaunen! wie mußte ihn die Neugier foltern, wer ihm auch den Streich gespielt! — Das konnte er unmöglich errathen. Desto besser. Es geschah ihm recht.

Mariette war nur noch allzugnädig gegen ihn. Ihr Werk schien sie zu reuen, als sie es vollbracht hatte. Ihre Brust flog ungestüm. Ich glaube gar, es kam ihr ein Thränchen in die Augen, mit denen sie nur allzumitleidig den Verbrecher betrachtete. Langsam ging sie zu den Granatbüschen am Felsen zurück — sie sah sich oft um; langsam den Felsen hinauf, sie sah oft hinab nach der Palme. Dann eilte sie zur rufenden Mutter Manon.

Das Hutband.

Aber noch den gleichen Tag übte Colin neue Tücke. Was that er? — Oeffentlich beschämen wollte er die arme Mariette. Ach! sie hatte nicht bedacht, daß man ihr veilchenfarbenes Band in ganz Napoule kenne! — Colin kannte es nur zu gut. Er schlang es stolz um seinen Hut, und trug es vor aller Welt zur Schau, wie eine Eroberung. Und jeder und jede rief: „Er hat es von Marietten.“ Und alle Mädchen riefen zürnend: „Der Bösewicht!“ und alle Jünglinge, die Marietten gern sahen, riefen: „Der Bösewicht!“

„Wie? Mutter Manon?“ schrie der Richter Hautmartin, als er zu Manon kam, und er schrie so laut, daß es in seiner ganzen Nase wunderbar wiederhallte: „Wie? das duldet Ihr? meine Braut beschenkt den jungen Pächter Colin mit einem Hutband? Es ist hohe

Zeit, daß wir unsere Hochzeit feiern. Ist die vorbei, so hab' ich auch ein Recht zu reden."

„Ihr habet Recht," antwortete Mutter Manon: „Wenn die Sache so steht, muß die Hochzeit schnell sein. Ist die vorbei, ist Alles vorbei."

„Aber, Mutter Manon, Eure Tochter weigert mir noch immer das Jawort."

— Rüstet nur das Hochzeitmahl!

„Aber sie will mich auch nicht einmal freundlich ansehen; und wenn ich mich zu ihr setze, springt die kleine Wilde auf und rennt davon."

— Herr Richter, rüstet nur das Hochzeitmahl.

„Aber, wenn sich Mariette sträubt?"

— Wir wollen sie überrumpeln. Wir gehen zum Pater Jerome. Am Montag Morgen in aller Früh und aller Stille soll er die Trauung vollziehen. Das wollen wir ihm schon beibringen. Ich bin Mutter. Ihr seid die erste obrigkeitliche Person in La Napoule. Er muß gehorchen. Doch Mariette darf davon nichts wissen. Am Montag früh schicke ich sie zum Pater Jerome, ganz allein, mit einem Auftrag, damit sie nichts ahnet. Dann soll ihr der Pfarrer ans Herz reden. Ein halbes Stündlein darauf kommen wir beide. Dann geschwind zum Altar. Und wenn auch Mariette da noch nein ruft: was macht's? Der alte Herr kann ja nicht hören. Aber still bis dahin gegen Marietten und ganz La Napoule!

Dabei blieb's unter den beiden. Mariette ließ sich von dem Glück nicht träumen, das ihr bevorstand. Sie dachte nur an Colins Bosheit, der sie im ganzen Orte zum Gespräch der Leute gemacht hatte. O wie bereute sie die Unbesonnenheit mit dem Bande! und doch verzieh sie im Herzen dem Bösewicht seine Schuld. Mariette war viel zu gut. Sie sagte ihrer Mutter, sie sagte allen Gespielinnen: „Der Colin hat mein verlornes Hutband gefunden.

Ich hab' es ihm nicht gegeben. Nun will er mich damit ärgern. Ihr wisset ja, der Colin ist mir von jeher übelan gewesen, und hat immer gesucht, wie er mich kränken könnte!"

Ach, das arme Kind! es wußte nicht, auf welche neue Abscheulichkeiten der heimtückische Mensch wieder sann.

Der zerbrochene Krug.

In der Frühe trat Mariette mit dem Krug zum Brunnen. Noch lagen keine Blumen auf dem Felsstück. Es war auch wohl zu früh; kaum stieg die Sonne aus dem Meere.

Da rauschten Tritte. Da kam Colin; in seiner Hand die Blumen. Mariette ward blutroth im Gesicht. Colin stammelte: „Guten Morgen, Mariette! — Aber es ging ihm nicht von Herzen mit dem Gruß; er konnte ihn kaum über die Lippen bringen.

„Warum trägst du so öffentlich mein Band, Colin?" sagte Mariette, und stellte den Krug auf das Felsstück. „Ich gab dir's nicht."

„Du gabst mir's nicht, liebe Mariette?" fragte er, und ward blaß vor innerer Wuth.

Mariette schämte sich ihrer Lüge, senkte die Augenlieder und sagte nach einer Weile: „Wohl, ich hab' es dir gegeben; doch du sollst es nicht zur Schau tragen. Gib mir's zurück."

Da knüpfte er's langsam los: sein Aerger war so groß, daß er die Thräne im Auge nicht, und nicht den Seufzer seiner Brust verbergen konnte.

„Liebe Mariette, laß mir dein Band!" sagte er leise.

„Nein!" antwortete sie.

Da ging sein versteckter Grimm in Verzweiflung über. Er blickte mit einem Seufzer gen Himmel, dann düster auf Marietten, die still und fromm am Brunnen stand mit niedergeschlagenen Augen und herabhängenden Armen.

Er wand das veilchenblaue Band um den Strauß der Blumen; rief: „So nimm denn Alles hin!“ und schleuderte die Blumen so tückisch zum prächtigen Krug auf dem Felsstück, daß dieser herab zu Boden stürzte und zerbrach. Schadenfroh flog er davon.

Mutter Manon hatte alles, hinter dem Fenster lauschend, gehört und gesehen. Als aber der Krug brach, verging ihr Hören und Sehen. Sie war kaum der Sprache mächtig vor Entsetzen. Und als sie sich mit Gewalt zum engen Fenster hinausdrängte, dem flüchtigen Verbrecher nachzuschreien, riß sie das Fenster aus den morschen Steinen, daß es mit grausenhaftem Getöse zur Erde stürzte und zerbrach.

So viel Unglück hätte jede andere Frau außer Fassung gebracht. Aber Manon erholte sich bald. „Ein Glück, daß ich Zeugin seines Frevels war!“ rief sie: „Er muß vor den Richter! Er soll Krug und Fenster mit seinem Golde mir aufwiegen. Das gibt dir reiche Aussteuer, Mariette!“ Als aber Mariette die Scherben des durchlöcherten Kruges brachte — als Manon das Paradies verloren sah, den guten Adam ohne Kopf, und von der Eva noch die Beine feststehend; die Schlange unverletzt triumphirend, den Tiger unbeschädigt, aber das Lämmlein bis auf den Schwanz verschwunden, als hätte es der Tiger hinuntergeschluckt, da brach Mutter Manon heulend in Verwünschungen des Colin aus, und sagte: „Man sieht's wohl, der Wurf kam aus Teufels Hand.“

Das Gericht.

Und sie nahm den Krug in der einen, Marietten an der andern Hand, und ging um die neunte Stunde zu Herrn Hautmartin, wo er zu Gericht zu sitzen pflegte. Da brachte sie mit lautem Geschrei ihre Klage vor, und zeigte den zerbrochenen Krug und das verlorne Paradies. Mariette weinte bitterlich.

Der Richter, als er den Krug zerbrochen und die schöne Braut

in Thränen sah, gerieth in so gerechten Zorn gegen den Colin, daß seine Nase veilchenblau ward, wie Mariettens berühmtes Hutband. Er ließ durch seinen Schergen alsbald den Frevler herbeiholen.

Colin kam, tiefbetrübt. Mutter Manon wiederholte nun ihre Klage mit vieler Beredsamkeit vor Richter, Schergen und Schreibern. Aber Colin hörte nichts. Er trat zu Marietten, und flüsterte ihr zu: „Vergib mir, liebe Mariette, wie ich dir vergebe. Ich brach dir aus Versehen nur den Krug; du aber, du hast mir das Herz gebrochen!“

„Was soll das Geflüster da?“ rief mit richterlicher Hoheit Herr Hautmartin. „Höret auf Eure Anklage und vertheidigt Euch.“

„Ich vertheidige mich nicht. Ich habe den Krug zerbrochen wider meinen Willen!“ sagte Colin.

„Das glaub' ich fast selbst!“ sagte schluchzend Mariette: „Ich bin so schuldig wie er; denn ich hatte ihn beleidigt und in Zorn gebracht. Da warf er mir das Band und die Blumen unvorsichtig zu. Er kann nicht dafür.“

„Ei, seht mir doch!“ schrie Mutter Manon: „Will das Mädchen noch seine Schutzrednerin sein? Herr Richter, sprechet! Er hat den Krug zerbrochen, das läugnet er nicht; und ich seinetwillen das Fenster, — will er läugnen, kann er's sehen.“

„Da Ihr nicht läugnen könnet, Herr Colin,“ sprach der Richter, so zahlet Ihr für den Krug dreihundert Livres, denn so viel ist er werth; und dann für . . .“

„Nein,“ rief Colin, „so viel ist er nicht werth. Ich kaufte ihn zu Vence auf dem Markt für Marietten um hundert Livres.“

„Ihr ihn gekauft, Herr Unverschämter?“ schrie der Richter, und ward im ganzen Gesichte wie Mariettens Hutband. Doch mehr konnte er und wollte er nicht sagen, denn er fürchtete widerliche Erörterungen in der Sache.

Aber Colin ward zornig wegen des Vorwurfs, und sprach:

„Ich schickte diesen Krug am Abend des Markttags durch Euern eigenen Knecht an Marietten. Dort steht ja Jacques an der Thür. Er ist Zeuge. Jacques, rede; gab ich dir nicht die Schachtel, du solltest sie zu Frau Manon tragen?“

Herr Hautmartin wollte dazwischen donnern. Aber der einfältige Jacques sagte: „Besinnet Euch nur, Herr Richter, Ihr nahmet mir Colins Schachtel ab, und trugt, was darin gewesen, zur Frau Manon. Die Schachtel liegt ja dort noch unter den Papieren.“

Da mußten die Schergen den einfältigen Jacques hinauswerfen: und auch Herr Colin ward hinausgewiesen, bis man ihn wieder rufen werde.

„Ganz wohl, Herr Richter!“ entgegnete Colin: „aber dies Stückchen soll Euer letztes in Rapoule sein. Ich weiß wohl mehr als dies, daß Ihr Euch mit meinem Eigenthum bei Frau Manon und Marietten in Gunst setzen wolltet. Wenn Ihr mich sucht, so werdet Ihr wohlthun, nach Grasse zum Herrn Landvogt zu reiten.“ Damit ging Colin.

Herr Hautmartin war über den Handel sehr verwirrt, und wußte in der Verzweiflung nicht was er that. Frau Manon schüttelte den Kopf. Die Sache war ihr ganz dunkel und verdächtig worden. „Wer wird mir nun den zerbrochenen Krug zahlen?“ fragte sie.

„Mir,“ sagte Mariette mit glühendem Angesichte, „mir ist er beinah' schon bezahlt.

Wunderbare Fügungen.

Colin ritt noch gleiches Tages nach Grasse zum Herrn Landvogt, und kam andern Morgens in der Frühe zurück. Herr Hautmartin aber lachte nur dazu und redete der Frau Manon allen

Argwohn aus, und schwor, er wolle sich die Nase abschneiden lassen, wenn Colin nicht dreihundert Livres für den zerbrochenen Krug zahlen müsse. — Auch ging er mit Frau Manon zum Pater Jerome, wegen der Trauung, und schärfte ihm wohl ein, Marietten ernsthaft ihre Pflicht vorzustellen, als gehorsame Tochter dem Willen der Mutter und der Vermählung nicht zu widerstreben. Das versprach auch der alte, fromme Herr, obwohl er nur die Hälfte von allem verstand, was man ihm ins Ohr schrie.

Aber Mariette nahm den zerbrochenen Krug in ihre Schlafkammer, und hatte ihn nun erst recht lieb, und ihr war, als wäre das Paradies in ihre Brust eingezogen, seit es auf dem Krug durchlöchert worden.

Als nun der Sonntag-Morgen kam, sprach Mutter Manon zu ihrer Tochter: „Kleide dich wohl an, und trage dieses Myrthenkränzlein zum Pater Jerome; er verlangt es für eine Braut.“ — Mariette kleidete sich sonntäglich, nahm ohne Arg den Myrthenkranz und trug ihn zum Pater Jerome.

Unterwegs begegnete ihr Colin, der grüßte sie freundlich und schüchtern; und als sie sagte, wohin sie den Kranz trage, sprach Colin, ich gehe den gleichen Gang, denn ich muß dem Pfarrer das Geld bringen für den Kirchenzehnten. Und wie sie beide gingen, nahm er schweigend ihre Hand; da zitterten beide, als hätten sie gegen einander große Verbrechen auf dem Gewissen.

„Hast du mir vergeben?“ flüsterte ängstlich Colin. „Ach, Mariette, was hab' ich dir gethan, daß du so grausam gegen mich bist?“

Aber sie konnte nichts sagen, als: „Sei nur ruhig, Colin, das Band sollst du wieder haben. Und ich will deinen Krug behalten. Gelt, er ist doch von dir?“

„Mariette, kannst du zweifeln? Sieh', was ich habe, dir möcht'

ich Alles geben. Willst du mir künftig freundlich sein, wie Andern?"

Sie antwortete nicht. Als sie aber in das Pfarrhaus traten, blickte sie ihn seitwärts an, und da sie seine schönen Augen naß sah, lispelte sie ihm zu: „Lieber Colin!" — Da bog er sich und küßte ihre Hand. Da ging die Thüre eines Zimmers auf — und Pater Jerome in ehrwürdiger Gestalt stand vor ihnen. — Die jungen Leute waren wie vom Schwindel befallen, denn sie hielten fest eins am andern. Ich weiß nicht, war das die Wirkung des Handkusses, oder die Ehrfurcht vor dem Greis?

Da reichte Mariette dem Pfarrer das Myrthenkränzchen. Er legte es auf ihr Haupt und sprach: „Kindlein, liebet euch unter einander!" und redete nun dem guten Mädchen auf das Beweglichste und Rührendste zu, den Colin zu lieben. Denn der alte Herr hatte wegen seiner Harthörigkeit den Namen des Bräutigams entweder falsch gehört, oder wegen des alternden Gedächtnisses vergessen, und meinte, Colin müsse der Bräutigam sein.

Da brach unter dem Zuspruch des Greises Mariettens Herz, und mit Thränen und Schluchzen rief sie: „Ach, ich lieb' ihn ja schon lange, aber er hasset mich."

„Ich dich hassen, Mariette?" rief Colin: „Meine Seele lebte nur in dir, seit du nach La Napoule gekommen. O Mariette, wie konnte ich denn hoffen und glauben, daß du mich liebtest? Betet dich nicht ganz La Napoule an?"

„Warum flohst du mich, Colin, und zogest alle meine Gespielen mir vor?"

„O Mariette, ich ging in Furcht und Zagen, in Kummer und Liebe unter, wenn ich dich sah. Ich hatte den Muth nicht, dir nahe zu sein; und war ich nicht bei dir, war ich noch unglückseliger."

Als sie so gegen einander redeten, meinte der gute Pater, sie

haderten. Und er legte seine Arme um beide, führte sie zusammen und sprach flehend: „Kindlein, Kindlein, liebet euch unter einander!“

Da sank Mariette an Colins Brust, und Colin schlug beide Arme um sie, und beider Antlitz strahlte in stummer Entzückung. Sie vergaßen den Pfarrer, die ganze Welt. Colins Lippe hing an Mariettens süßem Munde. Es war zwar nur ein Kuß, aber wahrlich ein Kuß der lieblichsten Vernichtung. Beide waren in einander aufgelöset. Beide hatten so ganz ihre Besinnung verloren, daß sie, ohne es zu wissen, dem entzückten Pater Jerome in die Kirche folgten vor den Altar.

„Mariette!“ seufzte er.

„Colin!“ seufzte sie.

In der Kirche beteten viele Andächtige; aber mit Erstaunen wurden sie Zeugen von Colins und Mariettens Vermählung. Viele liefen noch vor Beendigung der Feierlichkeit hinaus, es links und rechts in Napoule verkünden zu können: Colin und Mariette sind vermählt.

Als die Trauung vollbracht war, freute sich Pater Jerome redlich, daß es ihm so gut gelungen, und von den Brautleuten so wenig Widerstand geleistet war. Er führte sie ins Pfarrhaus.

Ende dieser merkwürdigen Geschichte.

Da kam athemlos Mutter Manon. Sie hatte zu Hause lange auf die Ankunft des Bräutigams gehofft. Er war nicht gekommen. Beim letzten Glockengeläut hatte die Angst sie getrieben, und sie selbst sich auf den Weg zu Herrn Hautmartin gemacht. Dort aber war neues Entsetzen über sie gekommen. Sie erfuhr, der Herr Landvogt nebst den Dienern der Vigurie sei erschienen, habe Rechnungen, Kassen und Protokolle des Richters in Untersuchung ge-

nommen, dann den Herrn Hautmartin in der gleichen Stunde verhaften lassen.

„Das hat gewiß der gottlose Colin gestiftet!“ war ihr Gedanke. Nun hatte sie sich eilfertig zum Pfarrhaus begeben, um beim Pater Jerome den Aufschub der Trauung zu entschuldigen. Da trat ihr lächelnd, und mit Stolz auf sein Werk, der gute Greis entgegen, und an seinen Händen das neuvermählte Paar.

Jetzt verlor Frau Manon in vollem Ernst Gedanken und Sprache, als sie das Vorgefallene vernahm. Aber Colin hatte der Gedanken und Sprache jetzt mehr, als sonst in seinem ganzen Leben. Er fing von seiner Liebe an und dem zerbrochenen Kruge und von des Richters Falschheit, und wie er diesen Ungerechten zu Grasse in der Bigurie entlarvt habe. Dann bat er um Mutter Manons Segen, weil es nun geschehen sei, ohne daß Mariette noch er daran Schuld waren.

Pater Jerome, der lange nicht verstand, was geschehen sei, faltete, als er über die Vermählung durch Mißverständniß den vollsten Aufschluß empfangen, die Hände fromm, und rief mit emporgehobenem Blick: „Wunderbarlich sind des Himmels Fügungen!“ — Colin und Mariette küßten ihm die Hände; Mutter Manon, aus bloßer Ehrfurcht vor dem Himmel, gab dem jungen Ehepaar ihren Segen, bemerkte aber zwischenein, der Kopf sei ihr wie umgedreht.

Frau Manon war ihres Schwiegersohnes froh, als sie seinen Reichthum kennen lernte, und besonders da Herr Hautmartin gefangen, sammt seiner Nase, nach Grasse geführt ward.

Der zerbrochene Krug aber ward in der Familie bis auf den heutigen Tag als Andenken und Heiligthum aufbewahrt.

Herrn Quints Verlobung.

1.

Das Thal, in welchem Herr Quint wohnte, wie sein Landgut fast im Mittelpunkt desselben, ist gewiß eines der schönsten im Lande. Im Lenz besonders, wenn rothe und weiße Blüthen von allen Bäumen leuchten, wenn am Ufer aller Bäche, im Schooße aller Wiesen, am Busen aller Mädchen Blumen prangen, dünkt's dem Wanderer, als hätte das Thal ewigen Sonn- und Festtag, und Homers Götter würden hier gewiß ihre kleinen Händel, von denen Ovidius mehr sagt, als er verantworten kann, gespielt haben, wenn es ihnen in ihren jungen Tagen bekannt gewesen wäre.

Besagtes Thal ist ein drei Stunden langes und zwar längliches Rund, mag ein Stündchen breit sein, von Hochgebirgen umzäunt, an deren Brust umbüschte Dörfer ruhen und deren Höhen weite Alpen umgrünen. Am Fuß der Berge hängen an einzelnen Klippen alte Schlösser aus den Fehdezeiten.

Durch die Länge des Wunderthales strömt ein wilder Strom, der seine Ufer oft in übler Laune zerwühlt, und der einzige Friedensstörer ist, welchen die Dörfler kennen. Der Weg durchs Thal zieht sich auf beiden Seiten des Flusses hin. Er kriecht furchtsam an den Berghalden, und wagt es nur dann, sich gegen die Ebene zu senken, wenn ihm ein Weiler winkt.

Drei Brücken über den Strom, eine in der Mitte des Thals, die zwei andern an den Enden desselben, vereinigen die Ufer und die Bewohner von Diesseits und Jenseits.

Das Thal ist hiermit topographisch richtig beschrieben, und wer es kennt, weiß daher dessen Namen.

2.

Ich habe schon gesagt, das Landgut des Herrn Quint lag ungefähr in der Mitte desselben.

Herr Quint, um auch von ihm zu reden, war ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, der hier erst seit zwölf Monaten lebte; vor ihm hatte das Gut seinem Oheim gehört.

Einen so guten, stillen Menschen, wie Herrn Quint kannte man weit und breit nicht. Hätten ihn nicht seine Nachbarn täglich mit Leibes-Augen gesehen, sie würden geschworen haben, er wohne überall, nur nicht in ihrem Thale. Er galt dabei für sehr wohlhabend und für gelehrt; nur ward von ihm gesagt, man könne ihm seine Gelehrsamkeit weder ansehen noch abhören.

Nach unserer Meinung war er der beste Mensch von der Welt, nur die Welt nicht ganz für ihn, oder er nicht recht für die Welt gemacht. — Er liebte alle seine Zeit- und Thalgenossen, aber floh sie, ich glaube nicht aus bloßer Menschenscheue. Er hätte gern Alles glücklich gemacht, nur von Keinem weder Bitte noch Dank hören mögen, weil er nicht wußte, wie sich bei Bitte oder Dank der Menschen betragen, ohne anstößig zu werden. Nichts war ihm widerlicher, als feines Wesen, feiner Ton und Verkünstelung; er selbst zeigte ein unverstelltes offenes Wesen, verbunden mit dem feinsten Zartgefühl im Umgange derer, die er schon sehr genau kannte. Alle Arten bedeutungsloser Höflichkeiten, leerer Komplimente, Feierlichkeiten bleiben ihm verhaßt und ekelhaft. Noch

nie war er der Genoß eines öffentlichen Gastmahls gewesen, er war an keinem Hochzeitsfeste, und an keiner andern Kindtaufe gewesen, als an seiner eigenen.

Er mied alles Aufsehen, und war darin bis zur Aengstlichkeit wachsam. Im schlechtesten Wetter und bei einsamen Bergreisen trug er neue Kleider, um sie schnell alt zu tragen. — Er war Verfasser mehrerer interessanter Schriften, aber selbst die Verleger erfuhren nie seinen Namen. Meusels literarische Kundschafter zerrissen daher nie den Schleier der Anonymität, welcher ihn deckte. Er ist Verfasser jener vortrefflichen Charakterschilderungen, in welchen sich die geheimsten Fugen des menschlichen Herzens aufschließen, ein Werk, welches durch Uebersetzungen selbst bei den Ausländern Theilnahme erregte, und doch ward unter allen Menschenkennern Niemand öfter hintergangen, als Herr Quint, der aus bloßer Blödigkeit, und durch Einsamleben verzogen, jeden mied.

Herr Quint lebte in seinem schönen Gute daher wie ein Einsiedler. Er besorgte Haus und Feld, dichtete, botanisirte, zeichnete, las die Alten und Neuen und war nie allein, aber nicht mit Lebendigen.

Im südlichen Winkel des Thales wohnte sein guter Freund, Herr Pyk, beinahe wie er; ebenfalls unverheirathet, aber doch Wittwer; ebenfalls auf einsamem Landgute, aber weiland einem alten Ritterschlosse, mit Laufgräben und Schießscharten und Thürmen wohl versehen. Herr Pyk, ein wohlgerundeter Mann, mit heiterer Laune, liebte hingegen Gesellschaft; war daher oft bald im Flecken, bald im benachbarten Städtchen, besonders im Winter, der ihm lange Weile machte. Herr Pyk sprach gern, und gern über Alles. Man sah es ihm wohl an, daß er zum Redner geweiht zu sein glaubte. Er war sehr gutmüthig von Natur, dennoch spann er überall Prozesse an, um öffentlich plädiren zu können. Einst gewann er einen Prozeß, den er selbst für ungerecht auf

seiner Seite hielt. Er ging lachend zum Gegner, gab ihm, was ihm gehörte, und zahlte die Prozeßkosten.

Diese Handlung erregte die Aufmerksamkeit des Herrn Quint. Er fand leicht Gelegenheit, mit Herrn Pyk bekannt zu werden; beide wurden in kurzer Zeit vertraute Freunde. Herr Quint ehrte die rhetorischen und landwirthschaftlichen Kenntnisse des Herrn Pyk, und dieser Quints Gelehrsamkeit. Es ging von da an keine Woche vorüber, daß nicht einer den andern besuchte, und doch wohnten sie über eine Stunde weit aus einander.

3.

Der wenige Umgang mit mannigfaltigen Menschen veranlaßte wahrscheinlich die linkische Weise des Herrn Quint im gesellschaftlichen Leben. Demungeachtet konnte niemand läugnen, er sei ein angenehmer Mann. Das Leben in der Einsamkeit, und das Glück derselben bedarf keiner Lobrede; sie macht zwar allzueinseitig, zu viel Gesellschaft hingegen allzuvielseitig und abgeschliffen. Die Menschen in der Einsamkeit gleichen Pflanzen in hohen Alpen; sie sind einfältig, schmucklos; aber kernhaft, dauerhaft und kräftig.

Daß Herr Quint und Herr Pyk Freunde bei ungleichem Charakter wurden, war natürlich. Beide hatten ein gutes, reines Gemüth; die übrigen Verschiedenheiten aber gaben die wahre Würze und den Reiz ihrer Unterhaltungen. Menschen von gleicher Denkungsart und gleichem Humor vereinigen sich selten innig. Wir sind gewohnt, am Andern dasjenige zu schätzen, was wir selbst nicht besitzen. Darum gibt die Brünette gewöhnlich dem Blondin, und die Blondine dem schwarzlockigen Helden den Vorzug. — Herr Quint aber hatte kastanienbraunes Haar; er konnte mithin die Brünetten mit so vielem Recht, als die Blondinen lieben. Allein der gute Mann schien beide zu fürchten.

Unter zehn Männern sieht nicht einer auf das Aeußere, auf Anzug, Bewegung, Händespiel, Nase, Gang, Fußwerk und Haarzopf. Herr Quint hätte daher die Gesellschaft von zwanzig Männern (ausgenommen die Tanzmeister) der Gesellschaft eines einzigen gebildeten Frauenzimmers vorgezogen. Er fürchtete sich immer, lächerlich zu werden und in Verlegenheit zu gerathen, sobald ihn das Schicksal zu einer viertelstündigen Unterhaltung mit jungen Frauenzimmern verdammte. Zudem hatte er bemerkt, je feiner er sich benehmen wollte, je steifer und schiefer er sich betrug.

So lange er mit Herrn Pyk bekannt war, hatte er in dem Schlosse desselben, außer Haushälterinnen, Mägden und Bäuerinnen keine andere weibliche Person gesehen. Dies trug nicht wenig dazu bei, daß er an Herrn Pyks alter Burg mehr Wohlgefallen, als an neuen Gebäuden welschen Geschmacks in und außer seinem Thale fand.

Auch nahm er sich's vor, künftigen Dienstag, falls das Sonnenwetter getreu bliebe, wieder dahin zu gehen.

4.

Zwar war es ein heißer Dienstag; doch führten angenehme Schattengänge am Ufer des Flusses hin, durch abwechselnde Scenen der landschaftlichen Natur. Rechts und links wilde Gebüsche; einzelne Hütten, umringt von ihren Fruchtgärten; kleine herabströmende Gebirgsbäche, mit einfachen ländlichen Brücken; weidende Heerden; spielende Kinder, arbeitende Hausväter, fleißige Mütter unter dem überhängenden Schattendach ihrer kleinen Wohnung.

Vom Flusse hinweg, links gegen den Fuß der hohen Bergwand, zog sich ein steinigter Weg gegen die Burg des Herrn Pyk, von welcher nur ein viereckigter Thurm, aus den krausen Gebüschen, in der Ferne sichtbar war. Hier empfing erquickende Kühle den Wanderer zwischen grünen Hügeln und unter den breiten, weit-

geschwungenen Zweigen der Kastanien und Eichen. — In diesem romantischen Winkelchen pflegte Herr Quint gewöhnlich zu rasten; denn der Weg erhob sich nun ziemlich steil gegen das Schloß. Ich weiß nicht, wie es kam, daß er diesmal seiner Gewohnheit untreu wurde.

Desto müder war er und erhitzter, als er die Höhe und die geräumige Grasebene dicht vor der Burg erreicht hatte. — Herr Quint bemerkte, daß sein Freund an dem heutigen Tage großes Waschfest haben müsse, denn der ganze Platz war mit Seilen links und rechts überssponnen, woran schneeweißes Linnen flatterte, daß kaum ein Durchweg erlaubt war.

Herr Quint, ohne lang zu bedenken, fand für gut, sich auf ein Augenblickchen ins weiche Gras zu lagern, im Schatten eines großen Tischtuches, welches über ihm am Seile schwebte. Mit dem Gesicht gegen die Erde gekehrt, betrachtete er träumend die Gegend im Grase. Seine Phantasie ließ ihn hier, wie in einer von Salomon Geßners Idyllen, Hügel und Thäler sehen. Im Schatten der breiten Halme des Graswaldes, die stolz, wie Palmen des Orients emporstrebten über den niedern Moosgebüschen, irrten einsame Thierchen. Bald verfolgte sein Blick die kleine Mücke, den Vogel dieses unbekannten Forstes; bald die suchende Ameise, welche bis zur spelzigten Krone emporlief am Halm, droben die weite Gegend übersah und stracks zurückkehrte. Plötzlich wurde Herr Quint durch ein bedeutenderes Insekt, welches gewiß nicht für die Landschaft im Grase geboren wurde, in seinen Betrachtungen gestört.

5.

Es erschienen vor ihm, und zwar nicht über fünf Viertel Spannen von seiner Nase entfernt, zwei Füße einer menschlichen Gestalt,

die in der stillen Grasgegend entsetzlichen Unfug trieben. — Man mußte aber gestehen, daß es ein Paar niedlicher Füße war. Herr Quint sah aufwärts, aber das tief herabhängende Tischtuch verbarg ihm die Person, zu welcher die Füße gehörten.

Herr Quint, welchem seine gegenwärtige Lage gefiel, blieb ruhig in derselben, und erwartete, daß die neue Erscheinung sich wieder entfernen würde. Inzwischen untersuchte er ganz unbesorgt, mit seinen Augen, Form und Bekleidung der Füße. Er fand dieselben sehr klein, die Strümpfe schneeweiß, die rothen Saffianpantoffeln ziemlich nett und neu. — Die Füßchen konnten unmöglich einer andern Person, als einem Knaben von zwölf bis fünfzehn Jahren, oder einem Mädchen von fünfzehn bis zwanzig Jahren angehören. Letzteres wäre für Herrn Quint der allerschlimmste Fall gewesen. Er versank in eine kleine Verwirrung. Denn wer, in aller Welt, konnte Eigenthümer oder Eigenthümerin solcher niedlichen Füße sein, da die altväterische Burg keinen so jugendlichen Insaßen hatte?

Unter solchen Umständen wäre dem kaltblütigsten Philosophen eine kleine Neugier zu verzeihen gewesen. Aber schon der Gedanke, daß es ein Frauenzimmer sein könnte, jagte dem guten Quint unglaubliche Furcht ein. Er beschloß, sich ohne Verzug aus der Verlegenheit zu winden, weil es noch Zeit war. Er erhob demnach den Zeigefinger der rechten Hand, lüpfte das Tischtuch ein wenig, duckte den Kopf, schielte seitwärts, und sah — unselige Entdekkung! — sah den Saum einer Schürze von rothgestreiftem Linnen, und den Saum eines Weiberrocks von feinem Kattun.

Zitternd zog er den verwegenen Zeigefinger zurück. So gefaßt er auch auf Alles gewesen war, hatte ihn dieser Anblick doch in grausenvolle Verlegenheit gestürzt. Hier lag er zum ersten Male zu den Füßen eines Frauenzimmers, welches noch dazu, allen Beobachtungen gemäß, die sich an Strümpfen, Pantoffeln, Rock- und Schürzensäumen machen ließen, in die Klasse der zarten Wesen ge-

hören mußte. Hier hätte zur Vermehrung der öffentlichen Noth Niemand gefehlt, als der Spottvogel Herr Pyk mit seiner Redekunst.

In so kritischer Lage blieb nur auszumachen, ob man aufstehen, oder ruhig am Erdboden ausharren müsse? Ersteres war allerdings nicht ganz ohne Gefahr. Die schöne Unbekannte konnte durch plötzliche Erscheinung eines unbekannten Menschen erschreckt werden; nothwendig hätte Herr Quint sogleich etwas Artiges über seine Lage, über die neue Bekanntschaft, über, weiß Gott was? sagen, und sich auf vortheilhafte Weise von allem Verdacht reinigen müssen. Aber woher geschwind Gedanken und Worte, ohne allen Verstoß gegen den guten Ton? Niemand in der Welt hätte sich dazu weniger verstanden, als Herr Quint. — Er beschloß demnach, so lange als möglich, jede Bewegung einzustellen, um unentdeckt zu bleiben.

Doch der unverdiente Zorn des Schicksals war noch nicht gesättigt. Es entstand unvermuthet bei ihm leichter Reiz zum Niesen, der mit jedem Augenblicke stärker wurde. Herr Quint hatte aber die alte, gesunde Uebung angenommen, recht vom Herzen zu niesen. Dabei ging er jetzt unfehlbar verloren. Die allgewaltige Natur ward unabweisbar seine Verrätherin. Wer konnte ihr widerstehen? Welch ein Schreck für das arme Mädchen, wenn plötzlich ein bisher unentdeckter Mann zu seinen Füßen sich mit lautem Schrei des Nasenkitzels entladen haben würde! Oder welch eine nachtheilige Stellung für Herrn Quint, wenn er sich erhoben, und seine oben erwähnte Entschuldigung mit einem dazwischen donnernden Niesen begonnen hätte?

Indem Herr Quint mit wachsender Angst seine sehr verzweiflungsvolle Lage erwog, und unschlüssig mit den Augen die niedlichen Saffian-Pantoffeln verfolgte, ereignete sich ein neuer, wunderlicher Zufall, und zwar noch vor öffentlichem Ausbruch in dem gereizten Nervensystem seiner Nase.

6.

Die so oft besagten beiden kleinen Füße setzten sich nämlich unerwartet in lebhafte Bewegung. Sie trippelten eine Weile seitwärts her und hin am Tischtuch, erhoben sich auf die Zehen und trieben tanzend mancherlei Gaukeleien. Herr Quint schloß daraus, daß die Unbekannte nicht die Höhe des Seils erreichen konnte, über welches das Tuch geschlagen und mit hölzernen Klammern befestigt war. — Er hatte nicht Unrecht. — Die wankenden Gabelstangen, welche das Seil in gewissen Zwischenräumen stützen mußten, waren etwas lang. Die Unbekannte aber, voll Eigensinns, ließ ihren Vorsatz nicht fahren. Sie hüpfte so lange, bis sie die Höhe mit ihren Händen erreicht hatte. Da verlor sie aber sammt den Gabelstangen, das Gleichgewicht. Stützen, Seile, Wäsche, Alles bog sich vor und sank, — Herr Quint hätte diesmal lieber den Einsturz des Himmels gesehen — das Tischtuch fiel ausgebreitet über ihn hin, und mit dem Tischtuch in gerader Linie auf ihn auch die unbekannte Schöne.

Unbarmherziges Verhängniß! — Mit welchen Zügen soll ich die Verlegenheit des schüchternen, guten Mannes schildern? Er lag da, ohne Regung und Bewegung. Kaum hatte er Geistesgegenwart genug, unter dem Druck dieser unvermutheten Bürde sich ganz leidend zu verhalten, ja, sich aus Höflichkeit schlafend zu stellen, um der unbekannten Dame in ihrer bedenklichen Lage alle Verlegenheit zu ersparen.

Eine bessere Parthie hätte er kaum wählen können, wenn ihm nicht eben die vorwitzige Nase ohne Rücksicht einen Querstreich gespielt hätte. Diese nämlich hatte lange genug angehalten, und hob nun an zu brausen nach bestem Vermögen.

Die verunglückte Pantoffelträgerin spürte wohl, daß unter dem Tischtuche ein anderer Unglücklicher vergraben sein müsse; als sie

aber das herzhafte Niesen unter sich vernahm, glaubte sie ihm wenigstens Arm und Bein gebrochen zu haben.

Mit einem lauten Schrei sprang sie auf. Sie hob mit zitternden Händen das Linnentuch von Herrn Quint. Herr Quint richtete sich empor, und wurde feuerroth und fast sprachlos.

„Verzeihen Sie," sagte er stammelnd und wollte ehrerbietig den Hut vor dem schönen Mädchen abziehen, welches, in gleicher Verlegenheit, wie er, vor ihm dastand. Seine Hand griff aber vergeblich in die Luft; der Hut lag noch unter dem verwünschten Tischtuch.

„Verzeihen Sie," stammelte er, „ich hatte mich da ins Gras gelagert, denn — ich bin entsetzlich —

„Sie haben doch keinen Schaden genommen?" fragte sie erröthend, und wagte kaum, ihn anzusehen.

„Es thut mir — ich habe keinen Schaden, als —" antwortete er schüchtern stotternd.

Gern hätte er noch mehr gesagt, aber nun war's vorbei. Alle Anstrengungen, dem Frauenzimmer etwas Verbindliches zu sagen, blieben umsonst. Die Lippen regten sich, die Hände desgleichen: nur die Stimme fehlte ein- für allemal.

Auch einen geübten Weltmann hätte wohl solches Abenteuer aus der Fassung bringen können, und wäre es nicht das Abenteuer gewesen, so würde es der Anblick dieses Mädchens vermocht haben.

Vor ihm stand es, ein lebendiges Bild freundlicher Unschuld, einfach und häuslich gekleidet, die Blicke schamhaft zu Boden gesenkt, die Wangen mit höherm Roth gefärbt. — Herr Quint vergaß über dies Anschauen Hut, Tischtuch, Entschuldigungen und die ganze Welt. So oft die Unbekannte die Augen zu ihm aufhob, schlug er die seinigen nieder; so oft er sie ansah, senkte sich eben so regelmäßig ihr Blick. So wechselten sie lange miteinander ihre Seherrollen, und schienen es nicht müde zu werden.

7.

Man muß zwar gestehen, daß Frauenzimmer in dergleichen Fällen bei weitem Gewandtheit und Geistesgegenwart der Männer übertreffen; allein diesmal geschah es nicht, und Herr Quint übertraf sich selbst.

Das gute Mädchen war und blieb stumm; Herr Quint dachte zuerst daran, wieder Worte und Töne in die Unterhaltung zu bringen. Denn einmal mußte doch das Schweigen gebrochen werden; endlich einmal mußte man doch die Stelle verlassen; aber so ganz stillschweigend davon zu laufen, wäre die himmelschreiendste Unart gewesen.

Als nun die Reihe an Herrn Quint kam, die Augen niederzuschlagen, denn die Unbekannte sah ihn an: so bemerkte er, daß sie beide Pantoffeln verloren hatte, und mit den schneeweißen Strümpfen im Grase stand.

Er ging seitwärts, hob die kleinen rothen Pantoffeln auf, und überreichte sie der Besitzerin mit dem besten Anstand von der Welt.

„Ist's Ihnen gefällig?“ sagte er mit leisem Ton und sah sie muthig an.

„Ich danke Ihnen!“ antwortete sie, streckte ihre Hände aus und sah ihm ebenfalls, wie verabredet in die Augen.

Das war nun ein beiderseitiges Anschauen zur unrechten Zeit; denn Herr Quint, etwas verwirrt, vergaß darüber das Geben, und seine Gesellschafterin in der Blödigkeit das Nehmen. Ihre Hände waren beiderseits, ohne ausdrücklichen Auftrag und Befehl, an einander gerathen. Zwei Finger von des Mädchens Hand lagen auf der seinigen. Diese Berührung schien ihn zu entnerven, er ließ unwillkürlich die Pantoffeln fallen; und indem er ihnen nachhaschte, ergriff er die Hand der Unbekannten, doch Alles wider seinen Willen.

Eine solche Hand nun, die offenbar das Schicksal in die seinige gelegt hatte, fahren zu lassen, und statt deren die ledernen Bedeckungen des Fußes zu wählen, schien ihm allerdings ein sehr unhöflicher Tausch. — Er blieb also in status quo, ob sich gleich die Sache damit auffallend verschlimmerte, die Entwicklung des Auftritts immer schwieriger wurde.

Plötzlich, als wehe ihn ein Fieberschauer an, befiel ihn die gewohnte Furcht wieder, sich durch Unbeholfenheit lächerlich zu machen. Er sah, wie im Spiegel, sich selbst und die schöne Anonyma, Hand in Hand, ungefähr in der Stellung, als wolle er seine Dame zu einer Menuet aufführen. Er fand seine Figur höchst abgeschmackt.

„Was in aller Welt," dachte er bei sich, was treibst du auch? — Ein wildfremdes Frauenzimmer, nimmst ihre Hand — gaffst sie an — setzest sie in die bitterste Verwirrung — wie wirst du mit guter Art dich wieder auslösen? Es ist nur zum Erstaunen, daß sie dich nicht zurückschleudert — noch nicht . . ."

„Seid ihr schon so gute Bekannte?" rief plötzlich eine mächtige Stimme zwischen beiden, daß beide weit auseinander fuhren.

Es war Herr Pyk in eigener Person.

8.

Der Autor bekennt, daß ihm Herr Pyk etwas zu früh erschienen ist, weil der ihn in einer wichtigen Bemerkung gestört hat, die er so eben zu machen Gelegenheit nehmen wollte.

Es ist außer allem Zweifel, daß Herr Quint neben dem schüchternen Landmädchen seines Vortheils vergaß. Es gibt gewisse Dinge, die durchaus nicht mit Ernst behandelt sein wollen; dahin gehört auch die Eröffnung einer Bekanntschaft, sei es mit einem Gelehrten, oder einem Frauenzimmer — mit welchen beiden Men-

schenracen das Bekanntschaftschließen übrigens bei weitem beschwerlicher, als mit jeder andern ist. Man fährt am besten, solch ein erstes Zusammentreffen so lange als Scherz zu nehmen, bis die Natur selbst Ernst daraus machen will.

Herr Pyk, dieser deus ex machina, hatte durch seine Dazwischenkunft alle Dinge wieder in ihr ordentliches Geleise, die verlornen Pantoffeln an ihre Füße, und den flüchtigen Hut zu seinem Kopf gebracht. Nur eins war und blieb, wie es schien, außer der alten Ordnung, der Kopf der beiden jungen Leute.

Herr Pyk war in dem Punkt erfahrener, als man glauben sollte. Er ließ es sich nicht ausreden, daß die beiden Abenteurer einander geblendet hätten, daß sie den offenen Weg bei hellem Tage nicht mehr sähen. — Der Hut und die Pantoffeln unterstützten seine Bemerkung. Er lächelte, nahm Herrn Quint beim Arm und führte ihn ins Haus.

„Und du, Bätely," sagte er zu dem ängstlichen Mädchen schmollend: „weißt du noch, daß unsere Erdbeeren im Gartenhause stehen? Ich dächte, du trägst sie uns ins Zimmer; da ist's kühler."

9.

Als sich die Herren Pyk und Quint an den Tisch gesetzt hatten, nahm Herr Quint voll kühner Weisheit das Wort, um seine Verlegenheit zu verheimlichen. Am liebsten hätte er nach Bätely gefragt, und wer sie sei? und wie sie hierher gekommen? und was sie gelte und bedeute? — Statt dessen aber hub er also an:

„Man muß eingestehen, daß die Kenntniß des gestirnten Himmels jede andere Wissenschaft an Interesse übertrifft. Nur allein die Erinnerung an die seltsamen, ungeheuern Schwingungen der Welten in dem unermeßlichen Raum . . ."

„Ei!“ rief Herr Pyk, „was beginnt Ihr auch da? Ich will doch nicht hoffen, daß Ihr am hellen Tage mit meiner Nichte nach den Sternen gegafft habet?“

Herr Quint wurde feuerroth. „Also Eure Nichte ist sie?“ sagte er.

„Ei, Herr Nachbar,“ rief Pyk, „Ihr sollt mir nichts aufbinden, wie meinem Saumthier. Ich habe ungebeizte Augen, wenn ich gleich nicht die ungeheuern Schwingungen Eurer Welten anhero observirt habe. — Ihr aber seid angeschossen wie ein Fuchs, und wollet es nicht Wort haben. Geben wir nun mit einander ganz einfältiglich Gott und der Wahrheit die Ehre: „Ihr seid angeschossen.“

„Was redet Ihr auch?“ erwiederte Herr Quint: „Ich verstehe Euch nicht? Was heißt das, angeschossen?“

„Ihr möchtet Euch gern,“ fuhr der beredte Herr Pyk sehr unartig fort, „hinter dem Feigenbaum verbergen, wie der Großvater Adam nach dem Sündenfall. Aber, Herr Nachbar, ich lasse mit mir nicht Versteckens spielen; das ist aus und Amen! — Bätely hat Euch zur Erkenntniß des Guten und Bösen gebracht; ich aber will Euch darum nicht aus dem Paradiese bannisiren. Verlaßt Euch auf mich!“ —

Bätely unterbrach zum Glück oder Unglück dies Gespräch. Sie brachte Erdbeeren und frischen Wein. Herr Pyk hielt seine schöne Nichte fest: „Willst du nicht bei uns bleiben, Bätely?“

Hocherröthend schützte sie die dringendsten Geschäfte vor.

„Kennst du den Herrn hier?“ fragte er weiter.

„Ich habe den Herrn Quint wohl einigemal gesehen, wenn er durch unser Dorf ritt!“ antwortete sie verschämt.

Hier öffnete Herr Quint den Mund, denn er fühlte, es sei Zeit, irgend eine Artigkeit anzubringen. Wirklich hatte er einen höchst glücklichen Gedanken; aber er ließ es bei dem offenen Munde bewenden, weil er durchaus sprachlos ward.

Schnell drehte sich Bätely um und entschlüpfte der Gesellschaft; Herr Quint aber hatte nun alles Vertrauen zu sich und der lieben Gotteswelt verloren.

10.

So bald, als immer möglich, rüstete er sich zum Abzug aus der Burg. Er schwor in seinem Herzen, diese Gegend nie wieder zu betreten; verloren für die Welt, wollte er sich in seiner Einsamkeit vergraben, und mit den einfachen Freuden sich begnügen, welche er selbst, wie Blumen auf eigenen Beeten, ziehen könnte.

Herr Pyk fand seinen Nachbar diesmal wunderlich. Er bemühte sich, ihn auf alle Art zu ermuntern; umsonst. Man machte einige Lustgänge im Schatten der Kastanienreihen: in der Ferne wandelte Bätely; Herr Quint schielte seitwärts dahin und — klagte über Schmerzen am linken Auge.

„Meine Nichte," antwortete Herr Pyk, „versteht sich besser auf die Medizin, als ich. Sie hat's von ihrer Tante, von welcher sie erzogen wird. Die Weiber taugen vortrefflich dazu, und besser, als die Männer. Wir Männer handeln immer en gros, die Weiber immer en détail. Wir beurtheilen die Dinge im Ganzen, sie aber nur in einzelnen Theilen. Wir sind fähig, Neues, Großes, Ganzes zu schaffen; sie hingegen sind geschickter zum Verzieren, Flicken und Ausbessern. Man sollte den Weibern die Wundarzneikunst ganz überlassen. — Kommt mit Euerm linken Auge, lasset Bätely hineinschauen!"

„Es gibt sich von selbst," sagte Herr Quint mit Angst: „der Schmerz ist so groß nicht."

„Desto besser," entgegnete Herr Pyk, „aber sehet künftig weniger nach den Sternen. Die Sternseherei mag ihre Vortheile haben, so lange man unverheirathet ist. Ich dächte aber, Ihr hinget mit

Euern Augen allgemach zuweilen lieber am Betthimmel, als am Sternenhimmel. Doch ich schreibe Euch nichts vor."

„Ihr redet," seufzte Herr Quint, „so dunkel, daß ich Euch nichts zu antworten weiß. Uebrigens ist es für mich ein arges Ding ums Heirathen; ich bin nicht schön; ich bin nicht reich genug, ich bin nicht verwegen genug, ich mag's auch nicht einmal sein, und so werd' ich niemals zu einem Weibe kommen."

„Ei, Possen!" versetzte Herr Pyk, „meint Ihr, daß unsere Väter alle Engel und im Besitz von Baronien waren, um uns Mütter zu verschaffen? Es gibt sich in der Welt kein Ding leichter, als die Hochzeit. Und wiewohl unsere Even thun, als wär' unterm Himmel keine Kreatur entbehrlicher und gleichgültiger, als der Mann — verlaßt Euch auf mich, sie möchten keine Welt, ohne einen Mann dazu. Wenn Ihr, statt nach den Sternen zu sehen, Euere Ohren zuweilen ans Schlüsselloch legtet, würdet Ihr erfahren, daß, wo drei Weiber beisammen sind, ihre Rede zuletzt immer vom Mann anfängt, und mit der Kindertaufe endet. — Und ich verdenk's den armen Kindern nicht. Sie haben keine Staaten zu regieren, keine Schlachten zu liefern, keine Bücher zu schreiben, keine Predigten auswendig zu lernen; und etwas müssen sie doch thun. Sie spielen mit Puppen, dann mit Männern, dann mit Kindern. Ihre Bestimmung ist, erzogen zu werden und zu erziehen."

Obgleich Herr Quint nicht ohne Genuß das Gespräch seines Nachbars anhörte, fürchtete er doch, etwas darauf zu erwiedern; denn — sie standen nicht weit von der Burg, und vor der Thür, im Schatten der Weinranken, saß Bäterly. —

Herr Quint sah gen Himmel, zeigte mit der linken Hand auf die untergehende Sonne, indem er mit der rechten den Hut abzog, um sich dem Nachbar zu empfehlen. — Da war kein Haltens mehr. Herr Quint wurde zu Hause von allzu dringenden Geschäften erwartet. Er mußte diesmal scheiden.

Pyk entschloß sich, ihn zu begleiten. Er drehte sich um und rief Bätely. Bätely, als hätte sie nichts gehört und gesehen, statt näher zu kommen, lief ins Haus zurück. Herr Pyk hatte gut rufen und pfeifen; sie kam nicht wieder.

„Ich bitte, mich ihr zu empfehlen," stammelte Quint, und ihm war, als sollt' er sich hinstellen und bitterlich weinen.

„Das Mädel ist närrisch!" sagte Herr Pyk: „aber laßt es gut sein. Ich will ihr schon das Evangelium und die Epistel lesen. Sie geht erst übermorgen nach Hause zurück."

Damit wanderten beide von der Burghöhe hinab in die Ebene. Herr Quint war voller Mißmuth. Er überhäufte sich selbst mit den unglimpflichsten Vorwürfen, sich gegen Bätely so hölzern, so albern, so ungelenk betragen und eine Verachtung verdient zu haben, die sie offenbar an den Tag gelegt hatte, indem sie nicht einmal das Lebewohl sagen wollte.

„Eure Nichte," sagte er, „scheint mir zu zürnen. Vielleicht mit Recht. Ich bin heut' eine Art Tölpel."

„Ach, schwatzet doch nicht so!" entgegnete Herr Pyk: „warum denn zürnen? Ich hab's ihr angemerkt, das baare, klare, wahre Gegentheil. Aber dazu muß man Erfahrung haben. Und ich sag's Euch noch einmal, Herr Nachbar, und vergeßt's nicht: wer die Welt kennen will, muß mehr durchs Schlüsselloch, als durch die Fern- und Sterngläser sehen."

Der Burgherr hatte diesmal gewiß Recht. — Bätely hatte kaum bemerkt, daß Herr Quint sich zum gänzlichen Abzug rüste, als sie an ihrer muntern Stimmung verlor. Sie stand auf, sie wollte unter einem Vorwande sich dem Onkel nähern, um dem Gaste noch einmal nahe zu sein. Aber der Oheim verdarb Alles, indem er sie rief. So sich zeigen wollte sie nicht. Es lag ihr darin etwas Entwürdigendes, oder sie glaubte, Quints Aufmerksamkeit mehr zu fesseln, wenn sie ihm auswich, als wenn sie ihm

auf allzugewöhnlichem Weg begegnete. — Genug, sie lief, so viel sie konnte, um dem Oheim zu entgehen, zwei, drei Treppen hoch, bis zum Dachfenster, von wo aus sie die Thallandschaft, und den Weg am Strom, und die beiden Freunde erblicken konnte.

Ihr Herz schlug laut. Sie sah den Herrn Quint, und gleichsam von Amtswegen nur ihn. „Was wird er von dir sagen?“ dachte sie: „O wie unartig bist du gegen ihn gewesen! Er kann dir's nicht verzeihen, daß du auf ihn fielst. Nicht einmal abgebeten hast du. Und nun beim Abschiede so davon zu laufen! Er muß dich verachten. Er wird nicht mehr hieher kommen. Du verdienst es. — O Herr Quint, leben Sie wohl! tausend, tausendmal! — Ich habe Sie nicht kränken wollen! Und Sie haben Recht, mir nicht zu verzeihen.“

Indem sie so in Gedanken zu ihm redete, waren ihre schönen Augen mit Thränen bedeckt.

11.

Am folgenden Tage sah man Herrn Quint sehr nachdenkend. Die Begebenheiten in der Burg waren nicht von gemeiner Art gewesen. Bätely's Gestalt, Mienen, Anzug hatten sich seinem Gedächtniß allzutief eingeprägt. Er wollte sich zerstreuen. Er wollte schreiben, und zeichnete Bätely's schönen Kopf zwanzigmal aufs Papier hin; er trat ans Klavier, und alle Saiten hallten ihm unbekannte Stimmen zurück; er besuchte seine Spaziergänge, und hielt förmliche Unterredung mit Bätely, als wenn sie ihm zur Seite wandelte.

Ohne sich zu verwundern, fühlte er, wie sehr sein Inneres durch das Abenteuer eines Augenblicks umgestaltet worden war. Alle Grundsätze, alle Lieblingsideen, aller Stoicismus, alle alten und neuen Scribenten, alle Weisheit hoher und niederer Schulen —

alles was bisher Reiz und Werth gehabt, alles worauf er bisher einigen Stolz gesetzt hatte — alles lag auf die Seite geworfen, wie abgenutzter Hausrath, wie fades Spielzeug. —

„O du schöner, heiliger Rausch!“ seufzte er, als er am Abend des Tages auf der hölzernen Bank vor dem Hause, im Schatten des am röthlichen Sonnenlicht spielenden Kastanienbaumes saß. — „Was hilft all unser Groß- und Herrlichsein, und unsere Gelehrtheit und unser Können? — Wir werden nie Götter; laßt uns einfältig, gute Menschen bleiben. — Und die großen Massen unserer Brüder, sind sie denn glücklich, weil sie viel haben, viel wissen, viel mögen? — Gewiß nicht; glücklich sind sie, weil sie sich im Arme glücklicher Täuschungen wiegen. Was haben wir davon, wenn wir alle unsere Lust zergliedern? — Ist ein Tag voll kalter Untersuchungen einen einzigen warmen Moment des Genusses werth? —

„O Bätely, Bätely, empfändest du, wie ich! möchtest du eintreten mit deinem Herzen in den Zaubertraum, den du erregtest! — Bei dir, mit dir währte er ewiglich. Das ist nun nicht mehr die Welt, die ich noch gestern sah. Die Halmen der Wiese neigen sich, um, Bätely! deinem Fußtritt einen weichen Teppich zu weben. Das ist die Gewalt der Schönheit, daß sie immer Königin ist, wo sie ist; daß Alles in der Natur sie anerkennt, sie erwartet, ihr vertraulich gehört; daß an ihrer Seite die Dinge besser, bedeutender, liebreicher werden.“

Man sieht aus allem hell und klar, Herr Quint stand bei sich selbst nicht mehr auf dem alten Fuß. Er dachte Viertelstunden über die Verwandlung und die seltsamen, vorher nie gehabten und nie gekannten Träumereien nach, und konnte mit dem besten Willen nicht ergründen, ob er jetzt klüger geworden sei, oder närrischer?

Darum nahm er sich vor, seine Gedanken und Einfälle genau aufzuzeichnen, in der Meinung, er müsse doch auch einmal wieder nüchtern werden, gleich andern seiner Brüder.

„Das Mädel geht erst übermorgen nach Hause!“ hatte gestern Herr Pyk sich ziemlich deutlich verlauten lassen. — Daraus folgte ganz natürlich, daß Bätely morgen eine Reise durch die Länge des Thales, vom Onkel, dem Beredsamen, bis zur wirklichen Tante machen werde. — Man konnte Bätely unterwegs sehen ohne Mühe, und sie anreden ohne Furcht, und alles Vergangene vergessen machen durch seine Reden, und ihr zartes Herz prüfen, und vielleicht — hoffen — — Herr Quint schwindelte, wenn er den Gedanken weiter spinnen wollte.

Mitten in seiner Seligkeit blieb ihm aber noch eine große Bürde von Angst und Furcht zu tragen. — Es ließ sich unter allen möglichen Voraussetzungen nicht hoffen, daß Bätely jemals seine frommen Wünsche erhören würde; denn er fühlte lebhaft, daß es ihm leichter sein würde, in einer halben Stunde aramäisch, als binnen vier Wochen eine wohlgesetzte Liebeserklärung zu lernen.

12.

Die ersten Sonnenstrahlen, welche über das in falbem Duft zerronnene Hochgebirg herüberflogen am folgenden Morgen, fanden Herrn Quint dem Spiegel gegenüber. Er machte hier die unschuldige Bemerkung, daß die Frühlingsschaft seiner Tage noch nicht ganz hinter ihm lag. — Achtundzwanzig Jahre alt! — ein schönes Alter. Noch zehn Jahre machen achtunddreißig. Auch noch nicht so fürchterlich. Noch zehn Jahre, dann: achtundvierzig! — „O Bätely, Bätely, da weht der Winter das Laub ab, und die Säfte versiegen, und die Zweige verdorren!“

Er hatte sich wirklich zierlich gekleidet, über Gewohnheit. Schwarzseidene Unterkleider und ein meergrüner Frack. Die Haare wohlgekräuselt, schneeweiß gepudert; der Haarbeutel schmal und

zierlich nach der neuesten Form. — Hier blieb kein Zweifel weiter. Herr Quint legte es auf einen Herzenssturm an.

Alle seine Hausleute wunderten sich deß; besonders die alte Haushälterin Anne-Marie gerieth außer sich. Weiber haben in solchen Angelegenheiten keinen Takt. Anne-Marie lachte heimlich vor sich hin, und flüsterte Allen vertraulich ins Ohr: „Es wird große Aenderung im Hause geben.“ Die Andern meinten, es wäre in der Welt nichts unmöglich; und wo es Gelegenheit gab, schielten sie durch Fenster und Thür, und durch Hof und Haus ihrem verwandelten Herrn nach.

Herr Quint, welcher weder auf den Glanz der schwarzseidenen Unterkleider, noch auf die geschmackvolle Form des neuen Haarbeutels bei seinem vorhabenden Angriff zählte, glaubte für jeden Nothfall noch anderer Waffen vonnöthen zu haben. — Ein schönes Buch aus seiner Bibliothek, ein duftiger Strauß aus seinem Blumengarten mußten mit ihm. — Beide konnten wenigstens, als unschuldige Gelegenheitsmacher und Kuppler, Dienste thun.

So gewaffnet und mit einer Unerschrockenheit ohne Gleichen, verließ er das Haus, ging er gegen den brausenden Strom, und über die Brücke, und über die Au bis zur großen Straße, welche von einem Ende des Thals zum andern führt, und von Bätely nicht gemieden werden konnte.

Die Natur erwachte unter dem Triller der Lerchen; die Gewölke entwanden sich dem Schoos der Gebirge und schwangen sich golden der Sonne zu. Ein heiliger Schauer durchbebte die Waldung; — Verklärung strömte vom glänzenden Himmelsgewölbe herab über die gewaltigen Felsentannen und über die Moossteine und Kräuter.

Herr Quint faltete in stiller Verzückung die Hände zusammen. Er sah hinaus in die blühende, schimmernde Thalwelt, wie in ein neues Leben, dessen Engel Bätely war. Alle Herrlichkeit und Pracht der Frühstunde war für ihn der feierliche Eingang zur

Epopöe seiner Zukunft; das Einläuten seines großen Sonn- und Festtags!

Träumend ging er auf der Straße hin, gegen das große Dorf Thosa, von woher die Geliebte kommen sollte. Der Weg stieg am Ufer des Stroms über Bergschutt und Felsen empor; rechts und links von alten Eichen, Fichten und Lerchenbäumen besetzt und verworrenem Dickicht.

Auf der Höhe faltete sich ihm über den Wipfeln der unten vom Stromufer aufragenden Tannen eine liebliche Landschaft aus, in deren Mitte sein Landgut wunderschön gelegen war. — Auch übersah man von hier aus des Wegs eine gute Strecke vorwärts, der sich wieder in die Tiefe zwischen Waldung und mit kleinen Blumen bestreuten Felsen hinsenkte.

Hier beschloß Herr Quint Position zu nehmen, und Bätely zu erwarten. Denn es ließ sich ihr doch nicht so entgegen laufen, ohne alle Vorbereitung. Die Bekanntschaft war allzufrisch; und die mit ihr verknüpften Unfälle — — das Tischtuch — —

Dies war Entladung aller Elektricität; Amor ließ die Flügel sinken, Herr Quint das Blumenbüschel; ein trübender Hauch ging über den Glanz der Natur, wie der Seufzer eines bösen Geistes.

Die unselige Erinnerung ans Tischtuch wüthete mit winterlicher Hand in dem Frühlingsgarten seiner Fantasie. Alle Freuden und Hoffnungen erstarben; er stand da, wie einer, der Niemanden angehört; wie ein Pilger aus der Fremde im plötzlichen Nebel; oder wie ein Trinker, der mitten unter Thorheiten nüchtern wird.

Er stampfte mit dem Fuß ärgerlich gegen die Erde. — „Da läuft der Narr hin, bei Gott, um sich noch einmal vor dem liebenswürdigsten Geschöpf unterm Himmel lächerlich zu machen! Schämen wird sie sich in deiner Seele und in deinem Namen. Und du so plump, so tölpisch! — o, warum war ich nicht nur unglücklich, warum mußt ich mehr sein, als das, sogar lächerlich.

Herr Quint warf mit Heftigkeit seine Blumen zu Boden.

„Es ist vorbei! Es ist gewiß, sie liebt mich nicht; und wenn sie wollte, sie könnte nicht! — Da wäre der Kloß einmal wieder sauber angeprallt, wenn er ihr heut' sein Kompliment geschnitten, wie einer alten und sichern, aus- und abgemachten Bekannt- und Freundschaft! — Troll' er sich ganz sachte davon, laß Er erst Gras wachsen über Seine Albernheiten, dann klopf' Er wieder an und meld' Er sich!“

So mißhandelte sich selbst, mit karthäuserhafter Strenge, der arme Quint. Er sah in dem Augenblick seine Fehler in Riesengestalt, die ihn zu Boden drückten, und seine Tugenden schienen ihm Zwerge. — Er verzweifelte so sehr an sich, daß er sich von ganzem Herzen verachtete. — Schönheit, Reichthum, Grazie, Witz, Ruhm, glänzende Aemter, glänzende Handlungen, und was sonst wohl ein schönes Mädchen ankirren dürfte . . . .

„Ach, es fehlt mir Alles, — Alles — Alles! um vor der Liebenswürdigen liebenswürdig zu sein!“

Er drückte sich den Hut tiefer ins Gesicht; schwenkte halb, und wollte soeben den Rückweg in die Heimath antreten, als, sein Unglück zu mehren, Satan ihm schadenfroh ins Ohr blies: „Und ehe du klug und liebenswürdig wirst, hat Bätely schon den Mann gefunden!“

Der Einfall machte ihn schaudern. Er stand still. Vor seinem innern Blick liefen, wie Schattenspiel der Zauberlaterne, die Gestalten aller seiner möglichen Nebenbuhler aus dem Thale vorbei. — Schöne Männer, geistvolle Männer, angenehme Gesellschafter, reiche Jünglinge, bedeutende Familien — und Quints Selbstgefühl, statt ganz aufgelöset zu werden, erwachte wieder unter dieser Musterung. Unwillkürlich wog er sich mit Mann um Mann, und fand, daß er denn doch so ganz verächtlich, so ganz werthlos nicht sei. — Die Nebel des Mißmuthes brachen sich; der Hoffnung Sonnenstrahl schoß

über seine innere Welt hin, und zeigte wieder in der nächtlichen Wüste einzelne lichte Stätten.

In fortgesetzten, angenehmen Ueberlegungen hob er sich stufenweis vom Trost zur Beruhigung, von der Ruhe zur Hoffnung, von dieser zur Erwartung, von der Erwartung zur Freude, von der Freude zum Entzücken. „Und denk' ich noch an Pyk's Worte, an Bätely's Blicke!“ rief er im neubeginnenden Hoffnungs- und Liebesrausch: „o Alles ist noch möglich! Wir wollen es versuchen! Bätely wird errungen! Das Paradies erobert! trallalla, trallallera, tralla, trallorium!“ — Die letzten undeutschen Worte dachte er nicht, sprach er nicht, sondern er sang sie mit heller, vernehmlicher Stimme, und tanzte dabei von einer Seite des Weges zur andern hinüber und ebenso wieder zurück.

Wahrscheinlich hätte er diesen Jubeltanz, welcher viel Aehnliches mit dem königlichen Davidischen vor der Bundeslade gehabt haben mag, — wahrscheinlich hätt' er ihn noch lange fortgesetzt, es war ein Mittelding zwischen Memuet und Walzer, wenn nicht — — — genug, Herr Quint sprang mit einem Male von der Seite, wie ein scheues Roß, während es courbettirt. Er schlüpfte ins Dickicht zwischen der Heerstraße und dem unten in der Tiefe laufenden Strom.

Und den Weg daher gegen die Höhe kam Bätely in höchsteigener schöner Person. Sie war allein.

13.

Wer einmal geliebt hat, wird sich den schnellwechselnden Gemüthsstand des zwischen Furcht und Hoffnung, Angst und Entzücken umhergeworfenen Herrn Quint sehr deutlich erklären können. Auch will ich wetten, daß der größte Theil meiner Leser den Freudentanz des Herrn Quint irgend einmal schon mitgetanzt habe; nur war jeder vielleicht glücklicher, als unser Philosoph, der in seinem

Jubilo überrascht wurde, und leider gerade von derjenigen Person, welcher zu lieb dieser geheime Ehren- und Lusttanz bei einfacher Vokalmusik angestellt war.

Herr Quint, welcher in seinem Leben nicht als Solotänzer zu figuriren im Schilde geführt hatte, war von Bäteli's Erscheinung dermaßen betroffen und aus der Fassung gehoben, daß er an allen Gliedern bebte. Hatte ihn Bätely droben auf der Höhe mit seinen Kreuz-, Quer- und Luftsprüngen erkannt: so war's unfehlbar auf ewig um ihn geschehen. Was hätt' auch ein Mädchen denken sollen, wenn sich ihm ein wohlgekleideter Mann plötzlich im Walde tanzend darstellte, ein Mann, sonst schüchtern, ehrbar, sittig und von aller Welt für vernünftig gehalten? — Und wenn dieser ihm nun sogar mit Liebeserklärungen entgegengerückt wäre! — Um Gottes willen, Herr Quint, wo hatten Sie den Verstand?

Der gute Mann büßte in diesem Augenblick seine kurze Lust auf die empfindlichste Weise. Er mußte sich mit beiden Händen fest an den nebenstehenden Bäumen halten, weil der Boden unter ihm, bis zum Ufer des Stromes hinab, ziemlich tief und steil lief, und die Füße sich nur auf Kies und Sand stützten, der bei jeder Bewegung nachließ.

Jedenfalls mußte er so in grausamer Lage wenigstens verzögern, bis Bätely vorüber sein würde, und doch schien er sich keinen Augenblick länger aufrecht halten zu können. Der Boden sickerte allmälig unter seinen Fußsohlen. Er konnte links, er konnte rechts vielleicht fester stehen, aber nicht vor Bätely's Blicken bedeckt, wie hier. Zudem war mit jeder Abänderung seiner Stellung ein verrätherisches Geräusch, ein Prasseln des herabrollenden Gesteins und Sandes unausweichlich.

Ausgenommen qualvolle Träume, wo der Beängstete entrinnen will, inzwischen ein fataler Zauber seine Füße an den Boden fesselt; oder schreien will um Hilfe, ohne eine Stimme zu haben — aus-

genommen solche Höllenmährchen, welche uns zuweilen ein böser Engel im Schlaf erzählt, hatte Herr Quint nie Peinlicheres der Art empfunden.

Der Boden sickerte indessen nach dem Naturgesetz der Schwere langsam unter seinen Sohlen fort — eine weite Fahrt über Kies und Gries hinunter stand zu befürchten — schwindlicht anzusehen — und Jungfer Bätely hatte so eben die Höhe des Bergweges erreicht und stand zwei Schritte von Herrn Quint, dem im Schreck der Odem entging, — stand still und betrachtete erstaunt die weggeworfenen schönen Gartenblumen auf dem Wege zerstreut.

Auch jeder Andere würde mit stillem Vergnügen die kleine Reisende betrachtet haben, sauber, ländlich-einfach und doch zum Vortheil des lieblich-geformten Wuchses gekleidet, wie sie da stand vor Quints Blumen, sinnig und mit einem Angesicht, wie das Angesicht eines Engels im Morgenroth. — Herr Quint zitterte vor Liebe und — Angst.

Sie bog sich, sammelte die Blumen auf, und ging seitwärts, sich auf ein Felsenstück zu setzen. Die Blumen im Schoos, ordnete sie dieselben zu einem Strauß, doch ohne Eile; denn ihr Blick irrte in der gegenüberstehenden Landschaft, wo im Morgenduft Herrn Quints Landgut und Wohngebäude nebst Garten ruhten.

„Er hat auch Blumen in seinem Garten," dachte sie: „und wie man sagt, soll es ein schöner Garten sein." —

Ihre Hände sanken in den Schoos auf die kühlen Blüthen hin; ein zitternder Seufzer hob langsam ihren Busen.

Unwillkürlich, denn wer nimmt sich dergleichen vor? gedachte sie sich die Hausfrau da drüben, und meinte: die werde dann auch für die Küche pflanzen, wie für die Augen. — Die Lage der Hausthür, der Fenster, des Schornsteins deuteten ihr physiognomisch das Innere des Wohngebäudes, und das Verhältniß der Zimmer und Kammern, der Küche und des Kellers, der Treppen und Säle. Da,

meinte sie, sei doch viel zu putzen und zu schmücken; schön wäre es, Winter und Sommer schneeweiße Umhänge vor den Fenstern zu haben, denn sie zieren auch von außen das Haus. Und des Abends im Sommer müsse man in einer heitern Gartenlaube zu Nacht speisen; und im Winter sollte das Stübchen, mit Aussicht gegen die Landstraße, gewärmt werden, da müsse auch das Klavier stehen. Herr Quint konnte es trefflich spielen; die Hausfrau würde dann dazu den gelben Flachs spinnen.

„Und an wen denkt er?“ dachte sie weiter: „O ich weiß es wohl, an ihn denkt manche. Er ist reich, jung und artig. Daß mich armes Kind doch immer das Unglück verfolgen muß. Wäre nur das Tischtuch nicht gewesen! Wie war ich doch so ungeschickt! Ich werde mich zeitlebens schämen. Nie darf ich die Augen wieder zu ihm aufschlagen. — Aber, wahr ist's doch, er warf zuweilen einen freundlichen Blick auf mich; einen Blick so wunderlich, so hell und durchdringend, daß ich ihn kaum ertragen konnte. Und ich möchte viel darum geben, zu wissen, was er zum Oheim Pyk gesagt hat. — O der Oheim, ich kenn' ihn gar wohl. Glaube ihm nichts, armes Bätely, er hat dein nur gespottet. Mag ein so reicher Mann, ein so glücklicher, den Alle lieben, an dich armes, unwissendes Mädchen denken? Er soll ein gelehrter Herr sein; er wird sich eine gelehrte Frau suchen, vielleicht ein Mädchen aus der Stadt. Denn du bist sein nicht würdig. Und er kennt dich nicht, — hat dich seit vorgestern gewiß vergessen.“

Mit diesen Worten fiel eine ägyptische Nacht über ihre Träume.

Sie faltete die Hände zusammen, streckte sie mit wehmüthigem Blick gegen das Wohnhaus des Herrn Quint und sprach (denn sie glaubte sich unbelauscht) mit bebender Stimme: „Ach! Herr Quint . . .“

Herr Quint in seiner glückseligen Verborgenheit hatte, obgleich unter tausend Besorgnissen wegen seiner schlechten Haltung, mit

Vergnügen die Geliebte gegenüber gesehen. Er war voller Entzücken. Aber als sie die schönen Arme gegen seine Wohngegend hinstreckte, und als über ihre kleinen Purpurlippen der verrätherische Seufzer: Herr Quint! hinflog . . . da riegelte sich der Himmel vor ihm auf; da wollte er zu Bätely's Füßen; nie lächelte das Glück holder; er breitete ihr seine Arme entgegen, und . . .

Mit dumpfem Geräusch lösete sich unter ihm der Kiessand; der lockere Boden rollte prasselnd hinunter, Herr Quint unaufhaltsam, mit Allem, was ihn aus dem Mineralreiche umgab, verzweifelnd nach. Er fluchte unterwegs; vergebens. Es hätte ihm nicht geholfen, wenn er auch mit größter Andacht gebetet haben würde. Die Gefahr ward ärger, als je. Erd' und Schutt rollten ihm, da die Grundlage gewichen, von oben her sausend, nach, und drohten ihn zu begraben. Er sah besorgt hinauf, hinunter. Es blieb keine andere Maßnahme, als dem Willen des Verhängnisses zu folgen, und die Reise in die Tiefe zu vollenden.

14.

Wenn in poetische Verhältnisse, welche den Menschensohn vergöttern und die Erde verhimmeln können, plötzlich ein so prosaischer Zufall tritt — wo ist der Lammessinn, welcher darüber nicht in Wuth geriethe? — Und doch ist das arme Leben des Menschen nichts als ein Roman mit Versen vermischt, ein Singspiel ohne Musik, ein Ding, aus dem man nicht ganz klug wird. Und eben daher geschieht es, daß auch die sanftesten Seelen zuweilen verwildern, und ihre Seidenwolle wie eine Löwenmähne schütteln.

Das that nun auch Herr Quint, als er unten am Berge glücklich wieder auf die Füße sich erhoben, und durch künstliche Sprünge den Angriff verschieden nachrollender Steine vermieden hatte. Doch mitten im Zorn wußte er nicht, ob er seinem Mißgeschick mehr

fluchen, oder seinem Glücke mehr danken sollte, die vermessenste Bergfahrt ohne Bein- und Halsbruch zurückgelegt zu haben.

Es durfte nicht mehr daran gedacht werden, bergauf zu klimmen, und Bäteli zu suchen. Wahrscheinlich hatte sich das gute Kind bei dem entsetzlichen Bergfall klüglicherweise durch Flucht gerettet. Zudem konnte Herr Quint auf keine Weise verhehlen, daß seine schwarzseidenen Unterkleider außer Stand gesetzt waren, dem Auge einer Geliebten gezeigt zu werden. Er mußte froh sein, deren Flecken und Risse also verbergen zu können, daß er, ohne Aufsehen, bei hellem Tage die Heimath erreichen konnte.

Er weinte vor Wuth! — auch Philosophen verlieren unter gewissen Umständen ihre Philosophie. Es ist noch kein Mensch gefunden, der weise war zu allen Stunden des Tags. Herr Quint, der Bruyère und Theophrast seines Thales, Herr Quint, der feine Menschenkenner, hätte gewiß diese Thränen nicht in Anschlag gebracht, wenn er seinen eigenen Charakter hätte schildern sollen. Und doch bezeichneten sie ihn so treffend! — Aber man weint nie solche Thränen auf dem Markte, oder am Theetisch.

Den Menschen kennen zu lernen, muß man ihn sehen, wenn er sich allein glaubt. Jeder ist gefallsüchtig nach seiner Weise. Jeder macht, ehe er auf die Straße tritt, oder ins Gesellschaftszimmer, vorher in der Geschwindigkeit seine moralische Toilette. Daher hat Herr Pyk noch einmal Recht: „Wer die Welt kennen will, muß sie mehr durchs Schlüsselloch, als durch Fern- und Sterngläser sehen.“

15.

Am folgenden Tag erschien bei ihm Herr Pyk. Es war ein Regentag. Dicke Wolken trieben sich unterwärts am Gebirge von Schlucht zu Schlucht, und die Kuppen der Berge lagen im nieder-

gesunkenen, schweren Regenhimmel verloren. Dergleichen Tage waren Herrn Quint immer willkommen. Die weite Stille, die einförmige Trübe der Landschaft, der Mangel an Zerstreuung im Aeußern, schränkten ihn auf sich selbst ein. Er glaubte dann mehr zu leben, als sonst, und nie war er fruchtbarer an muthigen Entwürfen, als zu solchen Zeiten.

Seines Unsterns vergessend, trieb er sich mit Planen umher, wie Bätely zu gewinnen sei? — Schon seit er erwacht war, brütete er darüber. — Die Entwürfe standen in reifer Vollendung, als Pyk erschien, und sein Pferd unterm Fenster anband.

Nie war der Nachbar erwünschter gekommen. Er kam gerade von Rottheim. In Rottheim wohnte Bätely bei der Schwester des Herrn Pyk. — Es war jetzt Nachmittag. Das Pferd mußte in den Stall. Herr Pyk warf die genäßten Kleider ab, und nahm mit Quints Schlafrock und Pantoffeln vorlieb. — Auch beschloß er hier zu übernachten, dieweil es Abend, der Weg sehr schlecht und der Regen gewaltiger geworden war.

Als sie nun beisammen saßen, zündete Herr Pyk die Tabakspfeife an, und sprach: „Nehmet es mir nicht übel, Herr Nachbar, ich mache mir's gern bequem, und bin gern bei Euch. Hättet Ihr aber eine liebliche Hausfrau, die uns mit freundlicher Miene eigenhändig den Tisch zum Nachtessen deckte, und auch dabei aus lauter lieber Freundschaft ein wenig mit mir schmälte, — worüber? ist gleichviel: — so wäre ich noch um fünf Prozent zufriedener. Ich höre ein junges Weib gern zanken mit mir; denn ich pflege wohl unartig zu sein. Und daran erkenne ich gleich, ob die Frau Geist und Herz, und zur Freundschaft Gefühl hat. Junge Weiber, die gern lächelnd schmälen, lieben treu und zärtlich, und sind einst holde, ehrwürdige Mütter. — Aber, um von vorne anzufangen, wenn da Euer Bedienter kömmt, oder Eure Magd, und das Licht anzündet, oder das Tischtuch bereitet — lieber Gott, das ist, als

wenn's gar nicht geschähe, und lockt auch nicht zum Mahle. Wenn's Herz nicht warm ist, sind die Speisen kalt."

„Ihr habet wohl Recht!" entgegnete Herr Quint, und sein Antlitz brannte: „Ich fühle auch, daß Ihr wahr redet. Aber schwer ist's heut' ein braves Mädchen zu finden, welches zum Altar durch's Herz des Mannes gezogen wird. — Und ich kenne kein Mädchen, mit dem ich glaube glücklich werden zu können, als, offenherzig gesprochen, — — eben Eure schöne Nichte, Jungfer Bätely." Herr Quint hatte beim letzten Wort den Athem verloren.

Herr Pyk lachte schelmisch. — Er zündete die Pfeife noch einmal an und sprach: „So schnell?"

Quint bückte sich und hob ein Papierschnitzel vom Boden auf. — Der Rubikon war überschritten; rückwärts durfte er nicht mehr gehen.

„Hab' ich's doch wohl bemerkt!" setzte Herr Pyk seine Rede fort: „Das Mädel und Ihr — Ihr seid keine Komödianten, sonst müßtet Ihr Euch besser verstellen. Ihr waret wie verhext, beide verhext — das hatte ich auf den ersten Blick. Kurz und bündig, alles zusammen genommen . . ." Herr Quint unterbrach ihn: — „Meinet Ihr, Herr Nachbar, daß . . . erinnert sich Bätely; daß . . . ich wollte sagen, glaubet Ihr, daß Eure Nichte, — und es käme dabei lediglich auf Eure Freundschaft an . . . ich will's Euch nur offenherzig gestehen, denn wozu hilft auch vor Euch alles Verstellen, denn heraus muß es doch einmal. . . ."

„Ei," rief Herr Pyk: „so lasset mich doch nur ausreden. Ich betrachte das Ding wie eine abgemachte, vollendete Sache."

„Desto besser!" sagte Herr Quint: „Ihr seid fein, und sahet wohl in der ersten Stunde, daß ich Euer Bätely unaussprechlich lieb hatte . . . allein, lieber Himmel, ich darf nicht glauben, nicht hoffen — Bätely kennt mich ja nicht!"

„Pah! da geht Ihr irre! Sie kennt Euch längst!" rief lachend Herr Pyk: „Weiberlein haben Luchsaugen, und ist ihnen die Ge-

sichtskunde angeboren, wie den Bienen die Pflanzenkunde. Ihre Blicke, die sie in aller Beiläufigkeit auf den Mann werfen, sind wahrhaftige Leuchtkugeln, die ihnen unser Allerinnerstes zum hellen Mittag machen. Ihr erstes Urtheil, welches sie über uns fällen, ist daher auch immer das richtigste; die guten Kinder sind nachher meistens so bescheiden, daß sie unsern Worten mehr glauben, als ihrem Ahnungssinn. Zum Beispiel: Bätely hat Euch geschildert und konterfeiet, wie eine fünfzigjährige Bekanntschaft."

„So hat sie von mir gesprochen?" fragte Quint mit angenehmem Erstaunen.

„Ei, so redet doch, wie ihr denkt; — habt Ihr's denn dem Bätely nicht angesehen, daß es durch Euch halb verwirrt worden? Sie hat es zwar abstreiten wollen mit aller Gewalt, sie denke nicht an Euch, aber sie hat bis zum letzten Augenblick, da sie heim ging, von nichts, als Euch gesprochen, und um nichts, als Euch, gestritten. Bei ihrer Tante macht sie es zweifelsohne kein Haar besser. Die Tante hat's ihr auf den Kopf zugesagt diesen Morgen: du bist verliebt! und ich habe hinzugefügt: er ist's desgleichen!"

„Um Gottes willen," schrie Herr Quint, und war außer sich: „Was habt Ihr auch gethan? Ihr macht mich elend. Was wird Bätely von mir denken?"

„Narrenpossen!" entgegnete der Oheim: „was wird sie denken? Ihr seid, wie sich's gebührt, wird sie denken, und das ist ihr schon gelegen. — Und ich gestehe es Euch, ihr jungen Leute seid mir lieb. Es ist ein Plänchen von mir gewesen, Euch zusammen zu bringen. Und würdet ihr einander gefallen haben, so hätt' ich den Handel gleich in Richtigkeit gebracht. Bätely hat ein ganz artiges Vermögen und ist ein gutes Kind. Der Himmel hat's gewollt, daß er Euch zu mir führte, daß Ihr früher mit ihr zusammentrafet, als ich dachte. Jetzt ist es im Reinen. Da habt Ihr meine Hand darauf."

Herr Quint war außer sich. Er ergriff die Hand des wackern Pyk; er warf sich um dessen Hals, er küßte ihn mit Inbrunst und Heftigkeit und seine Augen wurden thränenfeucht.

„Nun, nu, nu!“ schrie Herr Pyk: „was habt Ihr? seid Ihr verblendet? Verwechselt Ihr den Oheim mit der Nichte?“

Quint zog sich zurück — der Felsen war von seinem Herzen — —

„Ich habe mit meiner Schwester,“ fuhr der Oheim fort, „langes und breites Gespräch geführt. Sie ist mit der Parthie wohl zufrieden. Ich liebe das Kurze und Bündige. Uebermorgen haben wir Sonntag. Bätely mit ihrer Tante kömmt zu mir dann; der Herr Pfarrer und Notarius mit einigen Zeugen speisen bei mir. Die Verlobung geht vor sich, und dann ein- für allemal in der Kirche ausgekündigt . . .“

„Ich bitte Euch,“ unterbrach ihn Quint, und rückte auf seinem Stuhl voller Unruhe durch die Stube, „ich bitte Euch, fein langsam, nur langsam; Ihr redet zu viel! Ihr wollet zu viel und wollet zu schnell. — Sonntag, Verlobung, Pfarrer, Gastmahl, Notarius, Verkündigung . . .“

„Halt!“ schrie Herr Pyk: „da seid Ihr links. — So etwas muß schnell abgethan sein, ich sage schnell, doch in aller Ordnung. Es gibt Dinge in der Welt, die müssen schnell genommen sein, wenn's gut damit gehen soll, z. B. eine Arznei, eine Batterie, eine Frau. Ebenso Taufe, Heirath und Begräbniß. Das sind drei Kapitel unsers Lebenslaufes, oder Titel zum Kapitel, die sich um so schöner ausnehmen, je bündiger sie sind. Durch die Taufe entsagen wir dem Teufel, durch die Hochzeit dem alten Adam, und durch den Tod allen Thränen und Sorgen. Amen. Es steht aber bei Euch. Die Verlobung macht sich auch übers Jahr.“

„Nein!“ fuhr Herr Quint auf: „bei Leibe nicht. Macht's, wie Ihr wollt. Ich überlasse mich Euch ganz. Ich bin der Glücklichste unter der Sonne. — Auch hab' ich in der Welt nichts gegen

die Verlobung, sondern gegen den ganzen Kram von Notarius, Pfarrer und Zeugen. Ich hasse den Prunk; das Komplimentiren; das Zeremonienwesen. Kann ich mir denn kein Weib nehmen, ohne all den Lärmen?“

16.

Hier war neue Verschiedenheit in der Denkweise beider Philosophen. Herr Pyk liebte Pracht und Geräusch. Er war ein Aristokrat und wäre gern ein Adelicher gewesen. Sein Haus war mit allen Heldengemälden austapezirt, die er in öffentlichen Versteigerungen eingekauft hatte, um der Ordensbänder willen, die sie, nebst großen Wolkenperücken, trugen. Von den dreihundert und fünfundsechszig Tagen des Jahres gehörten ihm die Werkeltage zu den gemeinen Bürgern; Geburts- und Namenstage waren Roturiers; Sonn- und Festtage wahrhafte, von Gott ernannte Edelleute, deren Patente und Diplome das alte und neue Testament verwahrt. — Er tanzte nur Menuetten mit Begleitung von Trompeten und Pauken, und zog die langen Handmanschetten, wenn's hätte zur Wahl kommen müssen, dem Unter- und Oberhemd vor.

Unter solchen Umständen bleibt es kein weiteres Räthsel, wie dem blöden, guten Quint zu Muthe sein mußte, als Herr Pyk schlechterdings zur Verlobung, außer dem Notar und Pfarrer, auch die nächsten Verwandten von Seite des Herrn Bräutigams und der Jungfer Braut gezogen wissen wollte, als Zeugen.

Spät in die Nacht hinein wurde dieser Gegenstand verhandelt, und endlich bis zum folgenden Morgen vertagt. Die Summe der Gäste bei der Verlobung belief sich, Braut und Bräutigam inclusive, auf zweiundzwanzig Personen. Für den Schmaus und die übrigen Feierlichkeiten wollte Herr Pyk unmittelbar selbst sorgen, weil die Verlobung in seinem Hause gehalten werden sollte.

Herr Quint blieb schlaflos. — „So ist doch keine Rose ohne Dornen!“ seufzte Herr Quint, und warf sich unruhig umher auf seinem Lager. Der Himmel, von den Strahlen des Mondes überflossen, leuchtete hell durch die Scheiben der Kammerfenster: „Keine Rose ganz ohne Dornen! — Nicht einmal das einfache Bekenntniß der Liebe, der Schwur, sich ewig anzugehören, ein Schwur, der schöner und würdiger in der Einsamkeit und unter Thränen abgelegt werden würde! — O ihr armen Menschenkinder, warum quälet ihr euch so gern selbst? Warum lasset ihr keine Freude in euer Herz schleichen, ohne sie durch eine Thorheit mit einem Schmerzenszoll zu belegen?“

Das Alles half nun freilich nichts. Herr Pyk ließ sein System nicht fahren. Er reisete des Morgens in aller Frühe ab. Die Gäste wurden eingeladen, Notarius und Pfarrer verschrieben; das Gastmahl bereitet — kurz, am Sonntag Morgen war Alles angeordnet, was zu einer Verlobung und zu einem kleinen häuslichen Feste, aus dem Stegreife, vonnöthen sein konnte.

Um zehn Uhr Vormittags erschien im Hause des Oheims, von der Tante begleitet, Bätely, obwohl das gute Kind, das man zu überraschen gedachte, nicht wußte, daß der Tag seiner Verlobung sei. Oheim und Tante waren darin übereingekommen.

Um halb eilf Uhr erschienen Pfarrer, Notarius und Vettern und Muhmen in Feierkleidern, mit lautem Geträtsche, schaarenweis. — Nur der Bräutigam fehlte noch.

17.

Herr Pyk fühlte sich an diesem großen Tag ganz in seiner Würde: Indem er das Glück zweier tugendhaften Seelen, die ihm theuer waren, gründen wollte, hatte er zugleich Gelegenheit, seinen Wohlstand, der an Reichthum grenzte, zu entfalten. Die kleine

List, den Zweck des Festtags zu verheimlichen bis zur entscheidenden Minute, kitzelte ihn besonders. Er ging von Zimmer zu Zimmer, sagte allen Gästen etwas Schönes, hörte den Schmeichelspruch von allen, gab Befehle in Küche und Keller, und drückte dem schüchternen Bätely zuweilen mit bedeutendem Lächeln die Hand.

Aber keine Rose ist dornenlos. Zwei Dinge störten die Laune des Herrn Pyk.

Seine Schwester, Bätely's Tante, hatte in der Wonne ihres Herzens mit geschwätziger Freundlichkeit einer alten Gevatterin das Geheimniß des Tages vertraut. Die Gevatterin wäre lieber gestorben, als daß sie das Geheimniß, welches auf ihrer Zunge brannte, einen Augenblick dem lieben Nachbar, dem Herrn Barbier von Thosa, verschwiegen hätte. Der Herr Barbier glaubte aus Amtspflicht es allen seinen anwesenden Kunden entdecken zu müssen. Die Kunden veroffenbarten es ihren Eheliebsten. Genug, binnen drei Minuten durchlief das Geheimniß alle vierzig vorhandenen Ohren; alle Gesichter wurden wichtig und feierlich. Die betagte Frau Pfarrerin, der es um das Seelenheil der kleinen Bätely zu thun war, ging mit angemessenem Schritt auf diese zu; hob eine förmliche Gratulation an ob der glücklichen Wahl des Liebsten, und der Verlobung, und breitete sich nun in einer wahren Standrede über die christlichen Pflichten einer verlobten Braut aus. Der Pfarrer, welcher ungern Andere sein Handwerk treiben sah, eilte hinzu, mit aufgehobenen Augen und Händen, und unterbrach den Sermon seiner gottesfürchtigen Hausehre. Die übrigen Gäste wollten nicht mit Artigkeiten zurückbleiben. Ein wogender, schnatternder Haufe umringte das arme Mädchen, welches schamroth wegen verrathener Liebe, (sie glaubte, nur Gott und die Tante wüßten darum) mit gesenkten Blicken, in sich selbst verloren, oder vielmehr, wie vernichtet da saß.

Mit weitgeöffneten Augen und Ohren trat Herr Pyk ins Zimmer und sah und hörte den komplimentirenden Haufen. Sein Plan war verrathen, zerstört; er runzelte die Stirn; er blieb stehen; er zupfte unwillig seine Halskrause mit der rechten Hand, inzwischen er mit der linken in der Westentasche den weiten, großen, rothseidenen mit gelben Blumen gestickten Schoß derselben auf- und niederbeugte, wie einen Fittig, auf welchem er sich vor Verdruß hätte in alle Lüfte schwingen mögen.

Bätely's beklommene Seele, von Angst und Liebe und Scham angefallen, erlag unter schmerzlichen Empfindungen. Ein Traum faltete sich plötzlich, wie unter einem Feenspruch, zur Wirklichkeit auseinander; der Mann, für den allein sie sich in die Welt gerufen fühlte, und den sie doch selbst nicht zu nennen wagte, war laut und feierlich als ihr Bräutigam proklamirt. — Sie sollte ihn sehen, um ihm ewig anzugehören. Ach, nicht vergebens hatte die Tante ihr heute den goldenen Rosettenring auf den Finger gezwungen! — Nicht vergebens hatte sie im Ton der Weissagung gesagt: „Ein Anderer wird ihn dir wieder abziehen! —“

Sie fühlte ihr Glück. Das Herz, allzuzart, den jähen Sturm auszuhalten, lösete sich in Thränen auf.

Herr Pyk erschrak. Der Menschenkenner kannte die Thränen nicht. — Im Grund waren es nicht die Thränen selbst, oder Bätely's Unwillen, daß sie in so bedeutender Angelegenheit zuletzt befragt worden sei, — alles das war's nicht, was ihm den Schauder einjagte: sondern die Furcht, sich, von seiner Physiognomik betrogen, durch das Fest und leere Verlobungsgetümmel zum Thalmährchen werden zu sehen.

Er entschloß sich kurz, führte Bätely durchs geräuschvolle Zimmer in die stille Nebenkammer, setzte sich schweigend an ihre Seite und ließ sie — weinen.

„Was fehlt dir?“ fragte er einige Mal. Er blieb unbeantwortet.

„Ich glaubte, das Fest würde dir willkommen sein — du würdest freilich —"

„Ach!" seufzte die Jungfrau, und schlug zum ersten Mal die von Thränen spiegelnden Augen auf; denn sie verehrte den Oheim, wie man den Vater verehrt, und hatte vor ihm kein Geheimniß.

„Ist dir Herr Quint also zuwider?" sagte er, „du willst ihn nicht? — Gesteh' es mir nur, ich zürne nicht. Es ist nur ein erzdummer Narrenstreich, daß ich dir's nicht vorläufig sagte, oder bei dir auf den Strauch klopfte. Deine Tante hat's falsch verstanden, und nicht gewußt, was die Glocke geschlagen. — Es ist ganz und gar meine Schuld nicht."

Bäteli, als sie des Oheims Worte und seinen Irrthum vernahm, in welchen ihre Thränen ihn geführt, wollte antworten. Aber die Stimme verschwebte in einen Seufzer; sie erröthete unter Thränen, sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

„Ja, es ist eine verdammte Geschichte!" rief der verlegene Oheim, und rieb sich in der Angst die Hände. Für ihn war jetzt nur die Frage: wie man den fehlgeschlagenen Operationsplan mit bester Manier vertuschen, und den Zeugen und Ehrengästen einbilden könne: er habe ein Späßchen treiben wollen mit der Verlobung? — Die Sorge umdunkelte seine Stirn: „Sei nur ruhig, Bäteli. Das Ding läßt sich noch ändern; man muß bei großen Unglücksfällen nie den Verstand verlieren. Das ist die Hauptsache. — Wenn du mir nur sagen wolltest, Herzensbäteli, ob dir Herr Quint durchaus und im Tod zuwider sei? ob du nicht glaubst, du könntest ihn mit der Zeit lieben? Ich könnte dir Geschichten erzählen, eine über die andere, wo aus gezwungenen Ehen die besten Ehen erwachsen sind. Leider, daß die Zeit zu kurz und hier Gefahr im Verzug ist. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wenn du nun einmal, so zu sagen, provisorisch die Verlobung probiren wolltest. Das Andere wird sich schon hernach finden."

„Aber!“ stammelte das Mädchen, „wißt Ihr denn auch gewiß, daß mich Herr Quint leiden mag?“

„Dich leiden, Herzensbätely?“ schrie der Onkel, und die Frage ließ ihn wieder vollkommen aufleben: „Dich leiden? Daß sich Gott erbarme, er liebt dich mit Schmerzen von Herzen bis zum Sterben.“

Bätely sank an des Oheims Brust mit heftiger Bewegung.

„Mein Gott!“ rief Herr Pyk, und seine Angst ward wieder mächtig, wie zuvor: „erkläre dich, mein Schatz! rede nur, probire nur. Versuch' nur die Verlobung, du stellst dir das Ding etwas schwerer vor, als es ist. Es ist daran noch kein Mädchen gestorben.“

Die Jungfrau hörte des bekümmerten Onkels Ermahnung nicht. Sie hörte nur noch im Innern der Seele das Forttönen der Worte: „Er liebt dich von Herzen bis zum Sterben.“

Sie hob ihre Arme empor, umschlang damit des Oheims Nacken, verbarg ihr Gesicht an seine Brust und sprach: „Sagt's ihm nur, denn ich kann es ihm nicht sagen: ich lieb' ihn auch von Herzen!“

Herr Pyk wäre beinahe zu Boden gefallen. — Er horchte, horchte noch einmal, als wollte er selbst das Echo dieser Worte noch auflauschen. „Ei, du Närrlein,“ rief er, „wie kannst du mich auch so quälen. — Also, das wäre dein Ultimatum? — Bravo!“ Er küßte sie und rief: „Nun hol' ich dir Herrn Quint her, das mußt du ihm selbst sagen.“

Er sprach's. Vergebens streckte Bätely's Arm sich hin, ihn zu halten. Er flog davon ins Zimmer, um den Bräutigam zu suchen. — Alle saßen sie da, die Gäste, in ihrer Pracht versammelt. Nur Herr Quint war nicht zu sehen, und hatte sich nicht sehen lassen.

Herr Pyk zog die Taschenuhr. Es war schon halb ein Uhr vorüber. „Geht mir denn heut' Alles in die Quer?“ brummte er, und ging vor's Haus.

18.

Nicht ihm allein, sondern auch Herrn Quint war der heutige Tag ein Quertag. Der Mensch ist nicht Gebieter seines Schicksals. Die Tage nehmen ihn; nicht er nimmt die Tage.

Der ganze Vormittag war unserm Philosophen unter Beschäftigungen entronnen, die ihm ebenfalls fremd waren. Er schrieb Anreden, Danksagungsreden, und putzte sich stattlich zur Verlobungsfeier.

Ein Stubengelehrter, der Sr. Majestät dem Könige präsentirt werden soll — ein Kandidat der Gottesgelahrtheit, der bei voller Kirche seine erste Predigt halten soll — ein in Schulden seufzender Kaufmann am Lotterietag, dem das große Loos helfen, die Niete den Untergang bringen könnte — Keiner von diesen Sterblichen allen kann tiefere Angst empfinden, als Herr Quint wirklich empfand, seit er am Morgen von schweren Träumen erwacht und des Gedankens mächtig worden war: Heut' ist Verlobungstag!

Da sah er im Geist eine Geliebte, die er nie eigentlich gesprochen, der er nur Albernheiten gestammelt hatte, die er mit seinem Riesen erschreckt, mit seinem Tanz auf dem Berge ohne Zweifel in Furcht gejagt, mit seiner Abfahrt in die Bergtiefe zur Flucht getrieben hatte — da sah er neunzehn Zeugen und Ehrengäste, ihm fast alle wildfremde Personen, entsetzliche Gratulanten, steife Komplimentenschneider, und er sich mitten drunter, sein Thun und Lassen der Kritik preisgegeben, von allen Basen und Muhmen begafft! — Er fluchte im Herzen auf die Eitelkeit und Pomplust des Herrn Pyk. Er hätte mit Freuden eine halbe Tonne Goldes hingeworfen, wenn er sich damit von der Feierlichkeit, in der er die Hauptrolle spielen mußte, hätte loskaufen können. Fast wäre ihm seine ganze Liebesgeschichte verleidet.

„Was hat auch die Narrenwelt davon,“ sprach er bei sich selbst,

indem er halb angekleidet sein Zimmer mit schnellen Schritten auf- und ablief, „was hat sie auch davon, daß sie die Natur zum Firlefanz verkehren und die einfachste Sache von der Welt zum Fratzenwerk verzerren will? O Bätely, warum mußten wir beide mit diesen Herzen, mit diesen Gefühlen in eine Welt, wo man nur Rock und Braten sieht? — Die Wilden sind glücklicher. Zwei an einander schlagende Herzen, das ist die wahre Verlobung."

Inzwischen half die Protestation gegen der Welt Narrheit nichts zur Sache. Die Augenblicke eilten davon. Man mußte sich ankleiden, und zwar diesmal ein wenig sorgfältiger, denn gewöhnlich; man mußte noch hin und wieder manches in der Wirthschaft ordnen; man mußte endlich auch wohl beiläufig darauf denken, was man den Zeugen und Ehrengästen, der Braut, und der Tante, und der Formalität willen auch dem Oheim sagen wollte, um nicht im entscheidenden Zeitpunkt wie ein Stock dazustehen, sich zu kompromittiren vor der Braut und der sämmtlichen Verwandtschaft.

Während sich Herr Quint die Kleider zusammensuchte, studirte er emsig an zierlichen Redensarten und Höflichkeitserwiederungen. Aber es war, als wenn sein Geist ihm diesmal alle Dienste versagen wollte. Er fand keinen Sinn und keine Worte. Dies mehrte seine Aengstlichkeit. Im tiefen Nachsinnen vergaß er, die rechten Kleider zu wählen. Er holte dergleichen aus allen Schränken, und kleidete sich an, und wurde am Spiegel belehrt, wie unpassend er den Anzug ausgelesen, wie bunt, wie geschmacklos er dastand, in weißen Beinkleidern, schwarzseidenen Strümpfen und veilchenfarbenem Rock.

Die Garderobe mußte von neuem gemustert werden. Unterdessen gingen die glücklichen Einfälle wieder verloren, welche er zum Kompliment mühsam zusammengestoppelt hatte. Er ließ die Kleider zurück, und setzte sich in halber Wuth ans Schreibpult, um für den äußersten Nothfall einige anzubringende Artigkeiten aufzu-

zeichnen. Er fühlte mit Todesverdruß seine Untauglichkeit in großer, glänzender Gesellschaft. Er verwünschte tausendmal die Verlobungen und die Riesenplane des Herrn Pyk, und die Eitelkeit aller Oheime. Er schrieb:

„Jungfer Braut — Sie sehen mich hier —“ Es ist aber noch die große Frage, ob man Bätely sogleich Braut nennen darf? Dies ist sie doch wahrscheinlich nur erst nach dem Verlobungsakt. Besser also: „Jungfer Pyk, Sie sehen mich hier, als den glücklichsten Menschen, der, indem Sie ihm Ihre überaus schätzbare Hand, die —“ das Ding geht nicht. Es kömmt steif heraus. Und doch, was ist die ganze Wirthschaft mehr oder weniger, als steife Schneiderei? — Eine Art Liebeserklärung muß einmal herauskommen, um so mehr, da bis jetzt von keiner Seite eine solche gethan worden war. Die schönste Erklärung wäre die Einfachste: „Jungfer Pyk, ich bin Ihnen gut.“ Aber, hilf Himmel, welch eine Miene müßte das gute Mädchen dazu machen, wenn nun die ganze im feierlichen Zirkel herumstehende verehrliche Gesellschaft über die lakonische Erklärung in Gelächter ausbräche, oder die Nase rümpfte, oder in die Schnupftücher bisse, um das Gekicher zu verheimlichen!

Er stand wieder auf. Mit dem Schreiben ging's auf keine Weise. Vielleicht glückte ein Impromptü. Er trat vor den Spiegel, um mit lächelnder Miene, schmeichelnder Stimme etwas Schönes zu sagen. — In dem Augenblick brachten ihn zwei verschiedene Dinge außer sich selbst.

Erstlich, er fand sich angekleidet, aber noch sein Haar ganz in der nächtlichen Verwirrung, ungekräuselt.

Zweitens, in der Kirche des Nachbardörfchens schlug es zehn Uhr, und die andächtige Christengemeinde kam vom Gottesdienste zurück über alle benachbarten Wege und Stege verbreitet.

Ein kalter Schauer überfloß ihn. Er hätte fast an Hexerei

glauben mögen, denn er stand im Wahn, es könne noch nicht neun Uhr sein. Gesetzt, er hätte sich spornstreichs auf den Weg gemacht: so mußte er volle anderthalb Stunden bis zur entlegenen Burg des Herrn Pyk traben. Dann war's eilf Uhr und ein halb.

Wahrscheinlich versammelte sich gegenwärtig schon die Verlobungsgesellschaft — wahrscheinlich war er nun schon der Gegenstand der allgemeinen Unterredung — wahrscheinlich war Bätely mit der Tante schon dort; denn um der Sonnenhitze zu entgehen, hatte sie vermuthlich die Morgenkühle benutzt, drei Stunden Wegs zu machen, im kleinen „Thal-Wägle." — Und der Bräutigam stand noch ungekämmt und ungepudert vor dem Spiegel da, die weißen Haarwickeln am Kopf.

19.

Es liegt im Charakter großer Männer, daß sie durch die widerwärtigsten Ereignisse nicht außer Fassung gebracht werden können. Alles Große, Ungeheure, Erschütternde gehört gleichsam zu ihrem Wesen und Werk. Hingegen Kleinigkeiten sind oft Sieger über sie. So achtet der Löwe den Zahn des Tigers kaum im Kampf; er fährt aber beim Stich der Mücke auf.

Das ist nun alles, was sich zur Ehrenrettung des Herrn Quint sagen läßt. Die schwersten Opfer würde er mit Heldenmuth gebracht, die größten Leiden, als Mann, getragen haben — aber dieser Moment vor dem Spiegel, während die Dorfuhr schlug, rieb seine Kraft auf.

Er warf zum dritten Male die Kleidung ab, und setzte sich im Schlafrock vor den Pudertisch, sein Haar zu kräuseln. — Auch hier störte ihn ein schadenfroher Dämon. Bald standen die Seitenlocken zu hoch, bald zu tief. Es war nichts Zierliches herauszubringen. In Eilfertigkeit und Zerstreuung — denn er studirte noch immer

Anreden, und notirte beiläufig das Beste davon mit Bleistift in die Schreibtafel — verderbte er immer, was er vorher ziemlich leidlich gemacht hatte. — Dreimal schleuderte er mit Wildheit Kamm und Puderquaste zu Boden, und hob sie dreimal wieder auf; denn es war nun einmal Verlobungstag, und es ließ sich nicht ändern.

Schlechter denn jemals frisirt, doch nicht so unausstehlich übel, als er selbst glaubte, erhob er sich endlich. Er war im Begriff, seine Konzepte von Komplimenten noch einmal zu durchfliegen — da schlug die behexte Dorfuhr eilf; und die fromme Betglocke brummte zum Ueberfluß noch dreimal hintendrein.

Herr Quint ward blaß vor Schrecken. Er hatte keinen Augenblick zu säumen. Vor halb ein Uhr konnte er jetzt unmöglich in Pyks Hause sein. — Ein weiter Weg, ein ungewöhnlich heißer Tag — zu Verlobung — man denke!

Hurtig ergriff er Stock und Hut, warf den stäubenden Schlafrock ab, zog das veilchenfarbene Kleid an — aber damit war's wieder nicht abgethan. Da war noch hier zu bürsten und da. Auf die Schuh war Puder gefallen; der Hut hatte am Bette gehangen und Federdunen aufgefangen; man hatte noch Hausgeschäfte, die abgethan werden mußten, und von keinem Andern abgethan werden konnten.

Es schlug halb zwölf Uhr, und Herr Quint stürzte verzweifelnd zum Haus hinaus.

Laufen hilft nicht zum Schnellsein. Er verlor bald den Odem; man mußte langsamer gehen; und den Schatten suchen, denn die Sonne stach gewaltig.

Während des Galopps, welchen Herr Quint sonst selten zu nehmen gewohnt war, hatte er eigentlich an nichts denken können. Erst bei langsamen Füßen wurde sein Gedankenlauf schneller.

Er fühlte, daß schon Alles verloren sei. In jedem Fall mußte die versammelte Gesellschaft beim Herrn Pyk über das Ausbleiben des Bräutigams in Bestürzung gerathen, in jedem Fall mußte die

Jungfer Braut ob der Ungezogenheit des Bräutigams empfindlich sein; in jedem Fall hatte Herr Pyk das Recht zu zanken, in jedem Fall mußten Entschuldigungen dagegen gestellt werden — in jedem Fall standen die Sachen so schlimm, daß man hätte Postpferde nehmen und bis Archangel oder Kamtschatka jagen mögen.

Außer seinem Geburtstag, ohne welchen er nie den heutigen gesehen haben würde, hatte Herr Quint in seinem Leben keinen wichtigern gehabt. Und gerade dieser heutige mißglückte so sehr. Wirklich stand er still, um sich besser seines Thuns zu besinnen. Er sah rückwärts, vorwärts, hinauf gegen die Alpen, hinab gegen den Strom; guter Rath war in allen Ecken theuer.

Die glühende Scheibe der Mittagssonne hing senkend über dem Thale. Die Schatten krochen zu den Wurzeln der Bäume zurück. Die kahlen Felswände an den Gebirgsrippen blendeten das Auge; jeder Fußtritt wehte über die schmachtende Flur eine Staubwolke.

Herr Quint hatte sich nie so übel und unbehaglich gefühlt. Er kam fast auf den Entschluß, heimzukehren und den ganzen Plunder von Verlobung, Schmaus und Fest fahren zu lassen, unter dem Vorgeben, er sei plötzlich erkrankt. Noch hatte er eine Stunde zu wandern, erst eine halbe zurückgelegt.

Sein Mißbehagen zu vermehren, fühlte er starke Eßlust. Sein wohlabgerichteter Magen kannte die gewohnte Mittagsstunde, und hielt auf alte Ordnung. Unter solchen Umständen stand es mit der vorgeblichen Krankheit schlecht. — Aber seine Noth war noch nicht zu Ende.

Es wehte vom Strom herüber ein schmeichelndes Kühllüftchen, welches Herrn Quint gewiß wohl gethan haben würde, wenn es ihm nicht vom Nacken hervor, über die Schultern, einen Schwarm Haare geblasen hätte. — Er drehte sich hastig um. Niemand war da. Er fuhr mit der Hand in den Nacken; da fand sich das Unheil. Entweder war der Haarbeutel vergessen, oder unterwegs verloren.

Hier blieb keine Zeit zu verlieren. Er sprengte um und jagte vollen Sprungs nach Hause zurück.

20.

Jeder Andere, was würde er in der Lage des unglückseligen Mannes gethan haben? — Noch einmal den Versuch erneuern, zum Verlobungshause zu kommen? Oder daheim bleiben und ein freundliches Schicksal abwarten?

Herr Quint wählte mit rühmlicher Entschlossenheit das erste. Der qästionirte Haarbeutel von schwarzem Taffent lag wirklich auf dem Schreibtisch neben dem Fernrohr. Beide Mobilien leisteten Herrn Quint sonst immer auf Spaziergängen Gesellschaft; diesmal und gerade das wichtigste Mal versäumten sie ihren Herrn.

Die Haartasche am gebührenden Orte im Nacken, das Fernglas in der Hand, verließ Herr Quint, nicht ohne einen tiefen Seufzer, zum andern Male die stille, verwaisete Wohnung.

Jetzt schlug die Glocke des Kirchthurms zwölf Uhr — recht, als hätte sie boshaft seiner geharrt, um ihm eine Stunde nach der andern ins Ohr zu brummen. — Dies raubte dem guten Manne, der nun schon einen ganzen Morgen von Angst und Pein umhergetrieben war, und nie von der Stelle kam, Muth und Trost. Selten ist man abergläubiger, als wenn man fürchtet und hofft; und selten hofft und fürchtet man mehr, als wenn man liebt. — Herr Quint nahm sein bisheriges Ungeschick als unfehlbare Weisung, daß Bätely für ihn nicht bestimmt sei. — Mit dem besten Herzen, mit der reinsten Liebe fand er sich des Mädchens nicht würdig, weil ihn alle Umstände verdammt hätten, lächerlich zu werden. Nichts aber ist lächerlich, ohne verächtlich zu sein.

Diese Betrachtungen munterten ihn wenig auf. Langsam schlich

er den gewohnten Weg dahin, voll tiefen Mißmuths. — Er ging, — er wollte dennoch zur Verlobung, und dem Schicksal trotzen. Es war aber nicht mehr der Liebe Magnet, welcher ihn zur Burg des Herrn Pyk zog, Verzweiflung war's. Er wüthete gegen sich selbst. Er wollte das Schwerste ertragen, und auch dem Uebelsten keinen Halm breit aus dem Wege gehen.

„Eigentlich aber," so redete er sich selbst an, „eigentlich aber ist Er, Er mit all Seiner eingebildeten Weisheit, ein Tropf. Er selbst ist an allem Unheil Schuld. Ein wenig früher aus den Federn, ein wenig systematischer in Seinem Tagwerk, ein wenig bedächtlicher in Seinem Thun und Nichtthun, und die Teufelei wär' Ihm nicht widerfahren. Geh' Er jetzt; laß Er sich derb auslachen; komm' Er zu Seiner Verlobung, wenn die Andern, des Wartens müde, am Tische sitzen und abgegessen haben; stell' Er sich hin, Herr Pinsel, und mach' Er Seine Bücklinge links und rechts. Was will Er denn antworten? Was will Er aufbringen, um die Blöße Seiner Albernheit nur halb zu bedecken? Studier' Er wenigstens auf einen Einfall, den man zur Noth anhören mag!"

Indem er sich also den Text selbst las und mit Vorwürfen kasteite, ward er in der Ferne einige ihm entgegenkommende Personen gewahr. Er zitterte und blieb stehen. „Wahrscheinlich sind sie abgeschickt, dich zu suchen — was willst du sagen?" Er verging vor Scham. Er legte das Fernglas an die Augen. Wirklich sah er hell und deutlich zwei festlich gekleidete Männer; sie gingen mit scharfen Schritten ihm entgegen. Er beschloß, ihnen auszuweichen, um Zeit zur Erfindung irgend eines Mährchens zu gewinnen. Rechts lag die Brücke über den Strom. Wiewohl ihm dies einen Umweg von einer Stunde machte, indem er schlechterdings am Ende des Thals wieder über den Strom zurück mußte, um zu Herrn Pyks Behausung zu kommen, setzte er doch eilfertig hinüber. Die Furcht ließ ihm keine Besinnung. Wie ein Sünder

schlich er schamhaft hinter den Gebüschen weg, um von den Abgesandten nicht ausgespäht zu werden.

Er entkam ihnen zwar glücklich — aber welch' eine Strecke Wegs lag nun vor ihm!

Und als er nun auch diese fast durchlaufen hatte, — als nun vor ihm schon hinter den Gebüschen die Thürme und Dachgiebel von Thosa aufstiegen, und vom andern Ufer des Wassers die alte Burg herblinkte, was half es ihm? — In der Kirche von Thosa schlug es zwei Uhr, und man läutete zum nachmittäglichen Gottesdienst ein.

„Es ist vorbei!“ seufzte Herr Quint außer aller Fassung, „man erwartet dich nicht mehr. Du kommst in jedem Fall zu spät.“

21.

Um sich dessen besser zu versichern, beschloß er, einen benachbarten, dickumbüschten Hügel zu besteigen, von wo herab er die Pyk'sche Burg, nebst Allem, was aus- und einging, wohl beobachten konnte. Es war von hier bis dahin noch eine halbe Stunde Wegs.

Er wählte sich das bequemste Plätzchen, und zog sein Fernrohr. — Da sah er die Fenster offen — sah an einer langen gedeckten Tafel die Gäste umhersitzen in bunter Reihe. Man schien vergnügt zu sein und seiner nicht zu gedenken. — Heiße Thränen stiegen ihm ins Auge. Er fühlte all das Häßliche seiner Lage. Ermattet von dem langen Lauf, entkräftet von der Hitze des Tages, hungrig und traurig, auf einem abgestorbenen Eichenstamm, mußte er seinem eigenen Verlobungsfeste durchs Fernrohr zuschauen. Wer wäre an seiner Stelle gelassen geblieben?

Er warf das Sehrohr auf die Seite und trocknete vom glühenden Antlitz die Thränen des Verdrusses. Er schwor sich in seinem

Herzen von Bätely und der ganzen Welt los. Er schwor, noch strenger, als bisher die Einsamkeit zu suchen; niemandem anzugehören; auf alle Lust der Welt Verzicht zu thun, und sein Vergnügen nur darin zu finden, unglücklich zu bleiben.

In diesen Schwüren lag freilich kein logischer Zusammenhang; aber er fühlte sich dabei in der tiefen Stille des Waldes nur durch gänzliche Verzichtung wohl. — Es war ihm, wie einem vom Weltsturm Umhergeworfenen, der in den klösterlichen Mauern das Gelübde ewiger Entsagung ablegt. Der Frieden des Hains, die Stille umher, die Dämmerung unter den Zweigen wirkten beruhigend in sein krankes Gemüth. Er nahm diesen Zustand, als Folge philosophischer Entschlossenheit.

„So sei es denn!“ sprach er für sich selbst: „So ist auch mir eine Ruh' vorhanden. Die Welt ist nicht für mich, und ich tauge nicht für sie.“

Er erwartete in dieser Stimmung auf dem Hügel den Abend. Erst im Dunkeln, ungesehen und ungekannt, beschloß er, seiner Heimath zuzuwandern.

Herr Quint hatte nachmals gestanden, daß die Stunden, welche er in diesem Walde bis zum Abend hin unter tausend Träumen verlebte, zu den genußvollsten seines Lebens gehörten. — Um sein selbstgeschaffenes Paradies durch nichts zerstören zu lassen, verließ er den Anblick des Pyk'schen Landgutes und Vermählungsmahls; wählte eine andere Stelle; sah hier einen Theil des Thales unter seinen Füßen; sah perlfarbene Wetterwolken über den Bergspitzen glänzen, oder hohe Staubsäulen durchs Thal und über den Strom tanzen, oder die Schwalben mit leuchtenden Flügeln in ungewöhnlicher Höhe schwärmen.

Sobald es finster ward, machte er sich auf, den Rückweg anzutreten.

Aber das heftige Gewitter trat jetzt aus den Bergen hervor.

Bald entflammten alle Wolken und Felsen und der Donner rollte stoßend durchs Thal, als stürzten die Alpen ein und die ewigen Gletscher.

Zum Glück kannte Herr Quint seinen Weg. Das schauerliche Spiel der Natur schreckte ihn nicht. Es stimmte zu seinem Innern. Wenn fressend der Blitz durch die auflodernden Wolken zog; wenn ein Windsturz sich brausend in den Wäldern verlor; wenn der Donner längs den Bergwänden rollte: so war's ihm, als lagere sich ein Grab mit wohlthätiger Verheerung über alle Leiden der Vergangenheit hin.

Ein furchtbarer Regen aber trieb ihn bald vom Wege ab in eine seitwärts liegende Bauernhütte. Die Bewohner derselben reichten ihm gastfreundlich ein dürftiges Abendmahl. — Er vergaß seines kummervollen Tages; erquickt setzte er die Reise nachher fort, obgleich es schon spät war. Er hoffte noch vor Mitternacht die Heimath zu erreichen: aber Mitternacht war's, ehe er zur Strombrücke an das Zollhaus kam.

Das Gewitter hatte sich verzogen; allein der Regen strömte mit doppelter Heftigkeit. Herr Quint, dem diesen Tag so manches fehlgeschlagen, opferte nun auch noch den letzten Wunsch auf. Er beschloß, im Zollhaus zu übernachten, denn er war müde. Ein einsames Licht wandelte noch im Zimmer des Zöllners.

Hier schlief Alles schon tiefen Schlaf. Nur die wirthliche Hausfrau, schon halb entkleidet, war noch wach. Sie kannte Herrn Quint, und beklagte ihn, weil der Regen viel Reisende von der Straße zu ihr ins Haus getrieben und kein Bett mehr übrig war.

„Unseliger Tag!“ brummte Herr Quint, der ein gutes Nachtlager liebte: „muß sich denn Alles gegen mich zusammenrotten?“

„Doch nein!“ rief die Frau nach einigem Besinnen: „wenn's Euch nicht zuwider ist, so könnt Ihr ja selbander schlafen. Das Gewitter hat auch unsern wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer zum

Einkehren gezwungen; ein großes zweischläfriges Bett, worin zur Noth drei Mann Raum hätten, läßt Euch Platz genug. Ihr müßt vorlieb nehmen. — Aber das Bett ist gut."

„Nein, um des Himmels willen, ich will ihn im Schlaf nicht stören!" rief Herr Quint.

„Nicht doch, der alte dicke Herr hat festen gesunden Schlaf und nimmt's nicht übel!" erwiederte sie: „Da nehmt die Kerze. Ihr findet das Zimmer leicht; rechter Hand das erste, wenn Ihr die Treppe hinauf seid."

Schweigend nahm Herr Quint die Kerze. Sobald er an die beschriebene Thür kam, löschte er bescheiden das Licht, um den Herrn Pfarrer nicht zu wecken. Der Mond leuchtete matt durch die Scheiben. Er fand das Bett; warf Rock und Schuhe und Haarbeutel ab, legte sich neben den schlummernden Seelenhirten, und entschlief, von vielen Abenteuern müde.

22.

Das morgenliche Sonnenroth spielte schon anmuthig zwischen dem Blätterschatten der Gartenbäume durchs Fenster, als Herr Quint erwachte.

Schier war es ihm zu spät. Er hätte gewünscht, mit Morgens Anbruch daheim zu sein. Der alte Pfarrer, dem er den Rücken zugewandt hatte, schlief noch, aber wie es schien, schon etwas unruhig.

Herr Quint, um sich eine Entschuldigung zu ersparen, war eben im Begriff, geräuschlos zu entschlüpfen, da warf der geistliche Mann im Schlafe seinen Arm quer über den erschrockenen Quint hin, und zwar über dessen Hals, zwischen Kinn und Brust. Hier blieb der Arm unbeweglich liegen, und schwer, wie Blei. Herr Quint verlor fast den Odem.

Es darf von mir nicht erst gesagt werden, daß allzugroße Bescheidenheit der Hauptfehler des Herrn Quint war. Ein Anderer minder gutmüthig, als er, würde vielleicht den wohlehrwürdigen Arm ohne alle Umstände zurückgeworfen und in die gebührenden Grenzen gewiesen haben; — aber er wagte es nicht.

Langsam und unmerkbar, wie der Stundenzeiger am Zifferblatt, gedachte er sich unter der schweren Last hervorzuziehen. Es glückte so ziemlich, obgleich das Knistern des alten, hölzernen Bettgestells ihm zweimal tödtlichen Schrecken abjagte. Allein als er schon auf der Hälfte des Weges war, und der rechte Fuß schon Anstalten machte, das Lager auf immer zu verlassen, mußte Halt gemacht werden. Denn Herrn Quint wandelte wieder der unglückliche Reiz zum Niesen an, und zwar so rasch, so lebhaft, so mächtig, daß nichts half, als, wider übliche Weise und Sitte, den herzhaften Ton mit zurückgehaltenem Odem zu dämpfen. Desto mächtiger ward dadurch die Erschütterung seines ganzen Körpers. Die Bettstelle wankte und krachte, als wollte sie zusammenstürzen. — Der Seelenhirt mußte erwachen, Herr Quint aber stellte sich in dieser neuen Verlegenheit sogleich, als wenn er schliefe.

Wirklich machte der geistliche Nachbar einige Bewegungen, ließ aber den Arm auf Quints Halse liegen, und schien ebenfalls wieder entschlafen zu wollen. Mehr wünschte Herr Quint nicht. Mit geschlossenen Augen blieb er daher unbeweglich, und dachte ad interim über die Begebenheiten des verflossenen Tages, über die mißlungene Verlobung, über die Einsamkeit am Waldhügel, und das Donnerwetter nach.

Seine Stimmung hatte während der Nacht große Umwandlungen erlitten. Er war bei weitem nicht mehr so muthig, als am gestrigen Abend. Seine Phantasien waren verflogen; mit der baaren Wirklichkeit hatte er's nun zu thun.

Zu Erklärungen zwischen ihm und Herrn Pyk mußte es noth-

wendig gedeihen; — das Mährchen aller Dörfer im Thal zu werden, blieb nun unvermeidlich. Er bebte von neuem vor tausend verdrießlichen Auftritten; fürchtete, seinen eigenen Hausleuten lächerlich zu werden; wünschte, daß zwischen ihm und dem gestrigen Tage, statt einer Nacht, der Zeitraum eines Jahrhunderts läge. Als flüsterte es ihm sein guter Dämon zu, gerieth er auf den Gedanken, eine lange Reise zu unternehmen, und zwar wegen dringender, höchstwichtiger, geheimer Geschäfte, die er selber noch nicht wußte. Daraus konnte er dann Vorwände spinnen in Hülle und Fülle, wegen seines gestrigen Ausbleibens; konnte an Herrn Pyk schreiben und mit der Feder das Ding glaubwürdig machen. Selbst an Bätely konnte er einen rührenden Brief schreiben. Sie wird ihn lesen, dachte er, mit Wehmuth wieder lesen, und den Abwesenden heimwünschen. Welch eine Wonne! — Herr Quint segnete den glücklichen Einfall; er zürnte auf sich, nicht früher, nicht gestern schon aufgebrochen zu sein.

Indem er nun umherdachte, wohin? wie lange? aus was Ursach? — und indem er sich schon unter unbekannten Menschen, in fremden Gegenden träumte, dort sich mit Heimweh nach dem vaterländischen Thale zurücksehnte, — und dann der Heimkehr mit ihren Freuden gedachte — indem er alle einzelnen Auftritte des Wiedersehens mit der reizendsten Färbung ausmalte; — tönte ihm plötzlich eine fremde Stimme ins Ohr: „Ach Gott!“

Es war aber keine Männerstimme. Herr Quint glaubte den Geist aufgeben zu müssen. Er schlug, ohne seine Lage zu ändern, die Augen auf. Niemand war im Zimmer. Der Pfarrer lag ruhig neben ihm; ein so süßer Engelston aber konnte aus keiner pfarrerlichen Kehle tönen.

———

23.

Der lastende, oft erwähnte Arm zog sich zurück. Der Geistliche warf sich auf die andere Seite. Herr Quint wollte an dem feinen Augen vorbeifliegenden Arm wahrgenommen haben, daß derselbe mit seiner feinen weißen Haut, seiner kleinen Hand und den zarten Fingern unmöglich einem alten Seelenbischof zugehören könne. Nicht ohne Herzpochen und Furcht, eine gefährliche Entdeckung zu machen, hob er sich leise, um den Nachbar seitwärts anzuschauen.

Da lag mit weggewandtem Gesicht ein schöner Weiberkopf, eingehüllt in eine feine Linnenhaube, unter welcher üppigringelnd das dicke Goldhaar über eine halbentblößte Achsel quoll. Die Unbekannte war aber in Sonntagskleidern auf dem Bette ruhend, und schien nicht darauf gerechnet zu haben, hier eine ganze Nacht verweilen zu müssen.

Ein übleres quid pro quo hätte ihm wohl nicht begegnen können. Jetzt gute Nacht, Reiseplan! Wer ihn fand, wer ihn aus der Schlafkammer gehen sah, mußte Glossen machen, die für seinen guten Ruf nicht vortheilhaft werden konnten. Herr Pyk, Bätely, die ganze Genossenschaft von Verwandten, konnte es erfahren. „Darum also kam er gestern nicht zur Verlobung!“ wird es heißen: „Jetzt mag er sehen, wie er sich rein brennt!“

Bei all seiner sich hell bewußten Unschuld fühlte Herr Quint die heftigste Gewissensangst. Der böse Schein zeugte zu offenbar gegen ihn. Er, ein frommer tugendhafter Mann, dem jeder Hausvater seine Tochter anvertraut haben würde, lag hier mit, Gott weiß welchem Weibe oder Mädchen? auf gleichem Bette. Da half kein Protestiren, kein Bedeuten, daß die Zöllnerin ihm die falsche Kammer angewiesen, oder er die Kammer des Pfarrers verfehlt habe. — Es war zu spät.

Und, wer auch immer die Schöne oder Häßliche sein mochte,

welche neben ihm eine Nacht durchlebt hatte — was mußte sie denken, glauben, sagen, beim Erwachen, beim Erblicken des unbekannten Bettgenossen? —

Herr Quint, auf seinen Arm gestützt, unbeweglich wie eine Bildsäule, starrte noch das Gespenst neben sich an, unfähig zu irgend einem schicklichen Entschluß. „Bin ich denn auch zum Unglück geboren!“ seufzte er bei sich.

Da erwachte die Schläferin, richtete sich halbträumend, auf den Arm gelehnt, empor, sah erstaunt den Mann vor sich, und Herr Quint . . . o, was hätte er darum gegeben, wenn jetzt der jüngste Tag angebrochen wäre, die Engel in die Posaunen gestoßen hätten, und Himmel und Erde zusammengesunken wären! — — es war das kleine Bätely, welches ihn mit den blauen Augen starr ansah.

24.

Wer noch den leisesten Anspruch auf Zartgefühl macht, ohne gerade die Schüchternheit so weit zu treiben, als unser blöde Schläfer: wird sich das Entsetzen desselben denken, da er, wie durch Zauberei, in demselben Augenblick neben der Geliebten halb saß, halb lag, als er sich weit von ihr, vielleicht auf ewig, getrennt glaubte. Sein ganzes Abenteuer mit dem Mädchen, seit dem Tanz der rothen Pantoffeln, bis jetzt, war ihm so wunderseltsamlich, daß es wahrhaft philosophischer Stärke bedurfte, um nicht an Hexerei gläubig zu werden.

Bätely hingegen war noch viel mehr erstaunt. Sie hatte den gestrigen Tag von nichts, als ihm gehört, an nichts, als ihn gedacht; kein Wunder, wenn sie in der Nacht von ihm geträumt hatte, und ihr Erwachen an seiner Seite im ersten Augenblick für eine Fortsetzung des Traums mit andern Dekorationen hielt.

Ihre Seele, obschon zwischen Schlaf und Wachen taumelnd,

verständigte sich aber doch bald mit der Wirklichkeit, wiewohl dieselbe unbegreiflicher war, als jedes Spielwerk eines Traumes.

„Mein Gott!“ rief sie, „Herr Quint!“

„Bätely,“ stotterte der arme Mann, „es ist gewiß, ganz gewiß und sicherlich nicht — mit Vorsatz geschehen, daß ich hier bin.“

„Ach, das glaub' ich wohl!“ entgegnete Bätely mit einem Seufzer, und dachte nun erst an ihren gestrigen Kummer, wo sie auf den zu Verlobenden einen ganzen Tag umsonst gewartet, und endlich nach vergeblichem Hoffen gefolgert hatte, er sei entweder unglücklich geworden, oder liebe sie nicht. Denn man hatte Boten zu ihm ausgesandt, seine Abreise erfahren, ihn im ganzen Thale suchen lassen, ihn nirgends gefunden. — Unglück oder Untreue! war das einstimmige Urtheil aller anwesenden Gäste gewesen, die sich nach wohlgehaltenem Trostschmause spät getrennt hatten, weswegen, vom Regen und Wetter übereilt, die Tante mit der Nichtverlobten sich auch bequemen mußte, im Zollhause zu übernachten, so gut, als Herr Quint.

„Die Frau des Zöllners hat mich hierher gewiesen in diese Kammer,“ gegenredete der Philosoph, „und meinte, hier schlafe der wohlehrwürdige Herr Pfarrer. Es thut mir leid. Ich bin ...“

Bätely sah aus Quints ehrlicher Miene, daß er nicht lüge. Sie hätte ihn freilich gern unter andern Verhältnissen gesehen, als diesen. Aber leider war das Unglück einmal da. Man konnte sich freilich trennen, aber Bätely wäre nicht vermögend gewesen, ihm die Thür zu weisen. Auch dachte sie in ihrer Herzensreinheit nichts Arges. Das Aergste, so sie denken konnte, war, er verachte sie, und wolle sich von ihr und Herrn Pyk, und einem vielleicht übereilten Versprechen ablösen. Das war's, was ihr gestern geheime Thränen erpreßt hatte. Unter Thränen hatte sie sich gestern auf dies Bett geworfen und war sie eingeschlafen.

„Sie werden mir gewiß zürnen, Bätely!“ stammelte Quint.

„Ich hätte gestern . . .,“ erwiederte Bätely, mit jungfräulichem Erröthen.

„O sagen Sie nichts von gestern,“ rief Herr Quint: „ich habe unverzeihlich gesündigt. Sie können mir nicht verzeihen.“

Er schlug betrübt die Augen nieder. Bätely las in seinen Mienen den ungekünstelten Schmerz, die unverstellte Liebe, und hatte ihm schon Alles vergeben.

„Hören Sie mich aber an. Ich will Ihnen offenherzig beichten. Alles, ohne Rückhalt. Und wär' ich dann Ihrer Freundschaft noch würdig — ach! dürft' ich dann noch Nachsicht hoffen von Ihnen, und das Geschehene wäre wie ungeschehen — o, dann, ich verdient' es nicht, das Glück — aber dann hätte Gott unter seinem Himmel keinen seligern Menschen, als mich. Ja, gewiß, Alles will ich Ihnen beichten vom gestrigen Tag.“

So sprach Herr Quint, und erzählte sein Unglück mit der glaubwürdigsten Bestimmtheit und Umständlichkeit.

Was konnte das liebende Mädchen lieber hören, als diese Erzählung, in der jedes Wort ein neues Liebesgeständniß war? Und als er von seinem Aufenthalt am Waldhügel, und seinem Gram, und seinem Entschluß, der Welt zu entsagen, eine weite Reise zu thun, sprach, wurde sie traurig, und sagte:

„O nein, das müssen Sie ja nicht!“

„Und ich würd' es!“ seufzte Herr Quint: — „ich würd' es, wenn . . .,“ hier bewegte sich seine Hand gegen die ihrige; hier stockten seine Worte; aber der unwillkürliche zitternde Händedruck, und sein Stammeln und das Versiegen seiner Stimme, und der zärtlich flehende Blick zu ihr, verriethen Alles, und mehr, als Worte andeuten mögen.

Sie bebte. Reden konnte sie auch nicht. Ihr Blick verlor sich in dem seinigen. Die Zukunft entnebelte sich vor ihnen mit ihren ewigen Fernen. Ein schönerer Himmel wölbte sich über ihnen im

Morgenglanz; eine schönere Erde blühte unter ihnen. — Für sie war nichts Irdisches mehr, nichts Sterbliches, nichts Unheiliges. Mit Engelssinn schwebten sie in der Schöpfung, und der Ruf des Schöpfers zur Seligkeit drang durch ihr Herz.

„O wir werden glücklich sein!“ rief Herr Quint, mit emporgehobenem Blick.

„Glücklich!“ stammelte Bätely, und ihr Haupt sank sinnig wieder auf die nach einem Seufzer zusammensinkende Brust. —

Unter dem Druck seiner Hand fühlte er an Bätely's Finger den zarten Goldring. Er mahnte ihn an den fatalen gestrigen Tag, und die versäumte Verlobung und Herrn Pyks muthmaßlichen Zorn.

„Es ist ja nicht zu spät!“ sprach er, zog seinen Ring ab, und pflanzte ihn an Bätely's Finger.

„Gibst du mir den deinigen, liebes Bätely?“ fragte er.

Sie reichte ihm den Ring. —

Die Verlobung war geschlossen. Keines sprach dabei eine Silbe; Thränen, so in ihren Augen spielten, ersetzten den Schwur der ewigen Treue, den die Lippen nicht stammeln konnten. —

Die Morgensonne umstrahlte das glückliche Paar mit purpurfarbenem Lichte.

„O Bätely, meine Bätely!“ rief Herr Quint.

25.

Herr Pyk, und hätt' er wirklich die gesammte Herrlichkeit Salomons in Requisition gesetzt, die Verlobung dieses Paares prächtig zu begehen, hätte sie unmöglich feierlicher anstellen können, als sie hier geschehen war, auf dem keuschen Lager, in der dürftigen Kammer des Zöllners, im Rosenglanz des Morgenhimmels, unter dem Triller der Lerchen.

Herr Quint vergaß seiner Leiden und Reise-Entwürfe. Das veilchenfarbene Kleid, die bestaubten Schuhe und der Haarbeutel wurden eiligst hervorgesucht und angelegt. Er entfernte sich bescheiden aus Väterly's Kammer, um der Verlobten nicht die Toilette zu stören.

In Gesellschaft der Tante fuhr man sogleich zum Herrn Pyk zurück. Noch denselben Tag, und ohne Prunkschmaus, wurden die Ehepakten abgeschlossen, und vierzehn Tage nachher feierte man in ländlicher Einfalt die Hochzeit der Glücklichen.

Bätely aber trug zeitlebens rothe Saffianpantoffeln zum Andenken der Stunde, in welcher sie die Eroberung gemacht hatte.

Hans Dampf in allen Gassen.

Hans Dampf.

Die Rückkehr des berühmten Hans Dampf von der hohen Schule des Auslandes in seine Vaterstadt wird, mit Recht, als ein Hauptabschnitt in der Geschichte des lalenburgischen Freistaates und, wenn man will, der gesammten europäischen Welt betrachtet. Wenigstens hielt jeder Lalenburger die Angelegenheiten seines Städtchens für wichtig genug, die Aufmerksamkeit der entferntesten wie der nächsten Völker zu fesseln; und keiner zweifelte einen Augenblick daran, daß die leiseste Schmälerung der alten Rechtsame von Lalenburg oder von lalenburgischen Patriziern das heilige Gleichgewicht der europäischen Staaten zerreißen, und die Welt vom Ural bis zum Tajo in Feuer und Flammen setzen müsse. Es ist immer gut, wenn die Bürger eines auch noch so kleinen Freistaates groß von sich selber denken. Um so seltener werden sie kleinlich handeln. Denn großer Rath und kleine That mahnt nur an Donquixoterie und Gasconade. Auch liegt ja die wahre Größe eines Staates nicht im Umfang seiner Besitzungen, sondern in der Kraft und im lebendigen Geist seiner Bewohner oder zuletzt derer, die den Stab der Herrschaft führen. Völker sind an sich nichts, als Nullen; nur die Obrigkeit die Zahl, welche voransteht und jenen erst Bedeutung gibt.

Hans Dampf war der Sohn des verstorbenen Bürgermeisters Peter Dampf, einer der größten Staatsmänner seines Jahrhunderts. Peters hoher, menschenfreundlicher Geist hatte niemals die Ruhe von Europa unterbrochen. An Einsichten übertraf er alle Zeitgenossen, in Urtheilen war er unfehlbar, in Entscheidungen vollkommen gerecht, in witzigen Einfällen kam ihm Niemand gleich. Und dies alles aus dem einfachen Grunde, weil er die erste Magistratsperson im Staate war. Nicht was er wirklich gethan hat, sondern was er noch Alles hätte thun können, müßte, sollte es beschrieben werden, ganze Folianten füllen und ihn, wo nicht über, doch neben den herrlichsten Fürsten in der Weltgeschichte setzen. Er starb zu früh für Lalenburgs Glück; nur die Tugenden seines Nachfolgers, Herrn Bürgermeister Tobias Krach, konnten den gerechten, doch verschwiegenen Schmerz des Staats um den Verlust des großen Peter Dampf mildern.

Der junge Hans Dampf hatte sich auf den Schulen des Auslandes gebildet, um als Patrizier einst den ihm gebührenden Rang mit Würden einnehmen zu können. In Lalenburg selbst war zwar eine gute Schulanstalt, jedoch diese nur für die Bedürfnisse der geringern Bürgerklasse und der ärmern Patrizierfamilien berechnet. Denn die lalenburgischen Großen hatten schon längst begriffen, was spät erst andere Staatsmänner zum Grundsatz ihrer Staatsklugheit machten: daß die Aufklärung und Kenntnisse die tödtlichsten Gifte sind, welche man einem Volke beibringen könne. Europa hat den größten Theil seiner Uebel nur der Selbstdenkerei zu verdanken. Kann diese schon in Monarchien so nachtheilig sein, daß der Sekretär oft mehr als sein Minister versteht, und der Kapitän oder Lieutenant die strategischen und taktischen Sünden seines Oberfeldherrn richtig einsieht, womit folglich das Oberste zuunterst gekehrt wird: um wie gefährlicher muß die Wirkung in Freistaaten sein!

Die Herren von Lalenburg hatten daher frühzeitig schon die

herrliche Einrichtung getroffen, daß jeder Volksklasse aus dem Quell der Weisheit nur eben so viel zugetröpfelt wurde, als zur Lebensnothdurft und Nahrung erforderlich war. In den paar unterthänigen Dörfern der freien Republik überließ man aus angestammter landesväterlicher Milde den Bauern das Recht, eine Schule zu haben oder nicht, und den Schulmeister zu besolden oder nicht. Natürlich fanden die Landleute mit ihrem gesunden Menschenverstande die ewig richtige Wahrheit von selbst, daß ein Bauer zum Pfluge keiner Gelehrsamkeit bedürfe. Sie erwuchsen demnach in Gottesfurcht und frommer Einfalt so gut wie Andere, und wurden dabei dick und fett zu Jedermanns Verwunderung. Ueberhaupt that sich, und mit Recht, die Regierung von Lalenburg auf den blühenden Wohlstand ihres Volkes viel zu gut. Sie betrachtete das Volk wie eine ihr anvertraute Heerde, die gemästet werden sollte. Je fetter der Mann, je ansehnlicher er war. In der Stadt beobachtete man das gleiche Verhältniß. Und so kam, wie von selbst, zu Lalenburg wieder eine der preiswürdigsten Staatsordnungen in Flor, die nur in China, Indien, Aegypten und den berühmtesten Ländern des Orients gekannt worden ist. Nämlich der Sohn des Bauers ward wieder Bauer und konnte in Ewigkeit nichts Anderes werden; des Handwerkers Kind ward wieder Handwerker, des Predigers Sohn Prediger, des Kaufmanns Sohn Kaufmann, des Rathsherrn Sohn Rathsherr. Wer anders dachte, hieß ein unruhiger Kopf, ein Demagog, oder was man nachmals Metaphysiker, Jakobiner und dergleichen hieß.

Diesen Geistesfrieden sicherer zu behaupten, und alle Neuerungen zu verbannen, hatte man die vortrefflichsten Zensuranstalten eingerichtet, welche den Lalenburgern erst spät nachher in andern Ländern nachgeahmt wurden. Schriften und Bücher von sogenannten unruhigen Köpfen wurden mit gehöriger Vorsicht verboten; nur Gesang- und Gebetbücher, aus Katechismen zu drucken erlaubt.

Die Lalenburger Zeitung erhielt nur ausländische Artikel; von Stadt und Republik Lalenburg durfte kein Wörtchen in der Welt ruchbar werden, damit nicht etwa ein wichtiges Staatsgeheimniß verrathen werde. Nur bei Rathswahlen, und wo etwas Löbliches ohne Gefahr von der Stadt gepriesen werden konnte, stieß die lalenburgische Fama ins Horn, und billig ward das Rühmliche gepriesen, andern Staaten zum Muster, oder künftigen Geschichtsschreibern reichhaltigen Stoff zu geben. Dies erweckte dann unter den jungen Patriziern eine edle Nacheiferungssucht.

Auch Hans Dampf war von derselben entflammt. Aber schon die Natur hatte für diesen liebenswürdigen Jüngling viel gethan. Er schien zu großen Dingen geboren. Billig setzen wir an die Spitze seiner Vorzüge das seltene Verdienst, daß er nicht nur reich war, sondern auch reiche Vettern und Basen zu beerben hatte. Schon das stille Bewußtsein, Geld zu haben und zur Herrschaft geboren zu sein, erhebt über den großen Haufen; macht klug, gelehrt, verständig, rechtschaffen, geistvoll und liebenswürdig. Ohnehin von angenehmer Gestalt, sah man es ihm an, wohin er auch kommen mochte, daß er um seines Selbstes willen geschaffen sei; in seinen Worten, in seiner Haltung, in seinen Bewegungen herrschte eine gefällige Leichtigkeit, ein ungezwungenes Leben, welches man bei jedem Andern, der von geringerm Herkommen gewesen wäre, Ungezogenheit oder Dummdreistigkeit genannt haben würde. Er wußte mit edler Freimüthigkeit über Alles zu sprechen, was er verstand und nicht verstand; war kenntnißvoll ohne Schulfüchserei, denn er hatte seine Kenntnisse aus Romanen, Journalen und gelehrten Zeitungen geschöpft, die ihm das Lesen pedantischer Bücher ersparten und doch deren Fünftelsaft mittheilten. Zu sogenannter Gründlichkeit des Wissens fehlten ihm ohnehin Laune und Beruf. Er war rastlos thätig, man möchte sagen, ein quecksilberner Mensch; mischte sich in Alles; wollte Alles wissen, Alles

sagen, Alles thun, — genug, er hatte jene Eigenschaften in vollem Maße, die an geringern Personen zwar für Nasenweisheit gelten, aber in Lalenburg nicht ohne die wichtigsten Wirkungen bleiben konnten, und als Universalgenialität bei großen Staatsmännern geachtet werden müssen.

In allen Gassen.

Auf der hohen Schule hatte ihm dieselbe Lebhaftigkeit seines Geistes manche kleine Unannehmlichkeit verursacht, und von rohen Menschen zuweilen sogar Schläge. Doch nur gemeine Seelen lassen sich von irdischen Unfällen schrecken. Er blieb sich gleich. Erhaben über jeden Sturm des Schicksals und über die Schmerzen seines Rückens, verfolgte er die erwählte Laufbahn, welche ihm unter seinen Mitschülern den etwas dunkeln und seltsamen Namen eines Stänkers erwarb, der aber auf dem Thron eines Weltbeherrschers mit Recht in den Beinamen des Großen verwandelt worden sein würde. Denn bekanntlich ist nichts an sich groß oder klein, sondern wird es erst durch Ort, Zeit und Umstände. Alexander der Große so gut als sein schwedischer Affe Karl der Zwölfte, Karl der Große so gut als sein korsischer Nachahmer, jeder war zu seiner Zeit ein Hans Dampf in allen Gassen, und spielte in den Leidensgeschichten der verschiedensten Nationen seine unvergeßliche Rolle, ohne dafür gesegnet zu werden.

Eben diese rege Schmetterlingshaftigkeit des Gemüths, dies überall sein und nirgends, dies Alles in Allem sein, zeichnete den edeln Jüngling nicht minder unter seinen Mitbürgern aus, als in der Fremde. Seine Mitbürger hatten ohnedem die Gewohnheit, etwas langsam zu denken und vorsichtig einherzuschreiten. Das Glück war ihm hold in Allem. Kein Wunder, wenn die meisten

Lalenburger ihn für eine außerordentliche Erscheinung in der Welt- und Menschengeschichte hielten, und zuletzt alle Spiele des Zufalls für Werke seiner Kraft ansahen, und Sachen auf die Rechnung seiner Vielthätigkeit schrieben, von denen er selbst gar nichts wußte.

Sobald er in die Vaterstadt zurückgekommen war, bemerkte man allgemein, daß er an Jahren, Verstand und Körper zugenommen hatte. Er ragte in der That um eines Kopfes Länge über die meisten seiner Mitbürger hervor, und daher gab man ihm, zur Unterscheidung von andern Gliedern des Dampfischen Geschlechts, den Beinamen des Großen. Daß es auch eine Größe des Geistes geben könne, welcher solch ein Beinamen gebühre, kam keinem Lalenburger in Sinn; denn ein Geist hat weder Fleisch noch Bein.

Nach einigen Jahren, da der große und souveräne Rath der Stadt und Republik erneuert oder vielmehr ergänzt wurde, gelangte er durch Recht und Geburt in die Würde derer, welche die höchste Gewalt übten, Gesetzgeber des Staates waren, und aus welchen diejenigen genommen zu werden pflegten, welchen man die höchsten Ehrenstellen ertheilte.

Natürlich mußte es einem jungen, aufstrebenden Jüngling kein geringes Vergnügen sein, zu den Vätern des Vaterlandes zu gehören. Diese Benennung, die höchste und ehrenvollste, welche das erhabene Rom einst seinen vortrefflichsten Regenten gab, und in neuern Zeiten die Völker ihren Großen beilegten, ertheilten sich die Herren Rathsherren von Lalenburg sowohl gegenseitig in feierlichen Reden, als in öffentlichen Verkündigungen, selbst wenn sie nur eine Fleisch- oder Brodtaxe bekannt machten. Bald nach dieser Standeserhöhung warf ihm das Glück noch die Würde eines Staatsbaumeisters der Republik zu.

Ich sage, das Glück. Denn mit Ausnahme der Konsulwürde, welche vom geheimen Stimmenmehr in förmlicher Wahl abhing,

wurden zu Lalenburg, ohne Ausnahme, alle übrigen Aemter durch das Loos vertheilt. Diese vortreffliche Einrichtung verdient mit Recht bewundert zu werden. Denn nicht nur ward dadurch allem Entstehen von Faktionen und Parteien vorgebeugt, die in Republiken durch den Ehrgeiz der Bürger gewöhnlich veranlaßt werden, sondern die Ernennung empfing damit ein geheiligteres Ansehen. Es waren nicht Menschen, es war der Himmel selbst, welcher durchs Loos den Würdigsten bezeichnete. Nun geschah freilich nicht selten, daß dadurch ein Metzger Ober-Schulrath, ein Barbier Ober-Postmeister, ein Garkoch Oberschatzmeister der Republik ward. Aber dies beförderte eine Mannigfaltigkeit der Geistesbildung, welche sonst nirgends leicht gefunden wird. Auch bewährte sich immerdar das alte, sinnvolle Sprichwort: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; ein Sprichwort, welches ursprünglich aus Lalenburg stammt, wie Jedermann weiß.

Hans Dampf war daher keineswegs verlegen, als er, der in seinem Leben kaum ein Gartenhäuschen gebaut hatte, Staatsbaumeister der Republik ward. Er übernahm die Aufsicht über die zwei öffentlichen Brunnen der Hauptstadt, über die Landstraßen der Republik, auf denen man ohne besondere Mühe am hellen Tage Hals und Bein brechen konnte, und über sämmtliche Staatsgebäude, wozu vornehmlich das Rathhaus, die Schule und das Spritzenhaus gehörten, nebst Kirche und Pfarrwohnung.

Seine Jugend, sein Reichthum und die neuen Ehrenstellen machten ihn zu einer hochwichtigen Person im Staat. Alle Jungfrauen und Mütter von Lalenburg dachten mit stiller Erwartung an ihn, und Hans Dampf dachte natürlich auch an sie. Aber der Lalenburger Göttinnen waren so viel, daß die Wahl schwer ward, welcher er den Apfel zuwerfen sollte.

Er flatterte prüfend von Blume zu Blume umher. In allen Gassen nährte er eine kleine Liebschaft. Bald waren in Lalenburg

keine Bürgerstöchter mehr, die nicht Ansprüche auf das Herz dieses Alcibiades machen zu können meinten.

Hans Dampf.

Vettern und Basen, da sie seine Unentschlossenheit sahen, traten endlich zusammen, um über die Wahl der künftigen Frau Staatsbaumeisterin Rath zu halten. Man erwog die zu einer Heirath unentbehrlichsten Erfordernisse der Töchter des Landes, als da sind Vermögen und Familie. Und nach langem Bedenken, Forschen und manchem beseitigten Aber und Wenn fiel die Wahl der Vettern und Basen einhellig auf Jungfrau Rosina Piphan, einzige Tochter des Herrn Seckelmeisters der Stadt und Republik, Enkelin des vor zwölf Jahren selig verstorbenen Bürgermeisters der Republik, Verwandtin der angesehensten und reichsten Häuser der Stadt, und dabei selbst die reichste Erbin unter allen jetzt zu Lalenburg blühenden Schönen.

Hans Dampf bemerkte freilich mancherlei gegen die Person dieser Auserwählten; allein wahrhaft Gründliches nichts. Sie war um zehn Jahre älter als er, aber sie war die Enkelin eines Bürgermeisters. Sie trug geduldig einen etwas unförmigen Auswuchs auf dem Rücken, aber sie hatte Geld. Sie war dazu von so kleiner Gestalt, daß sie, ohne die Hand hoch über den Kopf zu strecken, nicht einmal Arm in Arm mit ihm durchs Leben wandeln könnte; aber er konnte sich ja bücken oder mit gekrümmten Knien verkleinern.

Nachdem Alles zum Vortheil der kleinen holden Rosine entschied, ward die Unterhandlung sogleich bei den Aeltern derselben in aller Form eingeleitet. Hans Dampf ließ sich es gerne gefallen, daß man die Mühe für ihn übernahm. Diese wurde mit dem besten Glück gekrönt. Der Tag erschien, da er selbst feierlich beim Herrn Seckelmeister und der Frau Seckelmeisterin um die Hand ihrer

Erbin anhalten sollte. Zu dieser wichtigen Handlung, die übrigens, der Sitte gemäß, als ein stadtkundiges Geheimniß betrieben ward, mußte der vornehmste Theil der beiderseitigen Verwandtschaft eingeladen und ein glänzendes Abendessen veranstaltet werden.

Hans Dampf konnte an dem bestimmten Tage kaum den Abend erwarten und die zum Geheimniß des Festes nöthige Dunkelheit. Inzwischen freute sich die sämmtliche Vettern- und Basenschaft nicht nur auf den Verlobungsschmaus, sondern auch auf die Ueberraschung der ganzen Stadt am folgenden Morgen, wenn das Geheimniß laut und Glückwunsch um Glückwunsch herbeiströmen würde. Der Staatsbaumeister hatte sich schon am Morgen festlich gekleidet, und es that ihm nichts so leid, als in diesem Putz bis zur Nacht warten zu müssen. Seine Eitelkeit dachte nebenbei an manche seiner Gefälligen und Spröden in der Stadt, denen er gern in seinem Schmuck noch als der wahre Liebesgott von Lalenburg erschienen wäre.

Um wenigstens einige Bewunderung einzuärnten, wanderte er aus.

In allen Gassen.

Den ersten Besuch legte er beim Herrn Stadtpfarrer ab, der nebst seiner Gemahlin ihn immer mit christlicher Liebe aufzunehmen pflegte. In der That hatten sie eine hübsche Tochter, eine fromme, schüchterne Blondine, Susanna geheißen, die wohl werth gewesen wäre, Frau Staatsbaumeisterin zu werden. Herr Dampf sah die Blondinen überhaupt gern, und die geistliche Blondine besonders. Er hatte dazu den allen großen Männern eigenen Fehler, daß er für diejenige Schönheit am lebhaftesten brannte, der er am nächsten stand.

Es war Nachmittags. Die Zeit floß unter angenehmen Gesprächen über Haushaltungs- und Ehestandsgeschichten der Nach-

barn vorüber. Man brachte den Kaffee. Um einen schwarz lakirten, mit großen goldenen Landschaften japanisch verzierten runden Tisch, der auf säulenförmig gewundenem Beine ruhte, setzten sich rechts und links der Herr und die Frau Pfarrerin, und dem zärtlichen Hans Dampf die sittige Susanna gegenüber. Sie bediente ihn zuerst mit dem dampfenden arabischen Trank. Der Baumeister hatte Susannen noch nie so schön gefunden, als heute; vielleicht eben darum, weil er, heute und nach wenigen Stunden, seine Freiheit an die kleine Rosine auf immer verlieren sollte. Er verglich im Stillen das reizende Gegenüber mit dem Schatzkästlein, welches ihn auf den Abend erwartete; aber gegen Susannens goldenes Haar, welches sich so schön um ihre weiße Stirn kräuselte, ward alles Gold und Geld der Jungfer Seckelmeisterin nur Plunder, und bei Susannens blauen, frommen Augen, beim Anblick ihres kleinen rothen Mundes, ihres schneeweißen, feinen Halses, und was sonst mit dem in Verbindung war, vergaß man gar leicht Rosinens ganze preiswürdige und vornehme Verwandtschaft. Als er nun noch dazu von ungefähr unterm Tisch ihr Füßchen im engen Schuh und zarten, weißen Strumpf erblickte, und dabei an Rosinens breiten, männlichen Fuß dachte, loderte sein Herz für die Blondine in hellen Flammen. Er vergaß die erkorene Braut, und wünschte sich kein anderes Paradies, als in welches ihn die keusche Susanna einführen könnte. Es that ihm recht weh, daß sie die schönen Augen züchtiglich vor sich niedergesenkt und der Kaffeetasse zugewandt hielt. Nicht einmal seine ganz neue veilchenfarbene, seidene Weste konnte ihre Blicke fesseln. Er hätte ihr gern die süßen Gefühle, die ihn bewegten, erklärt, hätte ihn nicht die Gegenwart der Aeltern geschreckt. Doch konnte er sich nicht enthalten, ihr, indem er mit seinem Fuß dem ihrigen nahte, durch einen sanften, zärtlichen Druck auf denselben zu verrathen, wie gern er mit ihr in Berührung stände.

Zum Unglück hatte er aber nicht bemerkt, daß Suschen ihren Fuß zurückgezogen, und die Mutter dagegen auf die Stelle desselben ihren eigenen gesetzt hatte. Dieser war aber nicht minder empfindlich, als jener der siebenzehnjährigen Schönen; denn die Frau Pfarrerin klagte schon seit längerer Zeit über sogenannte Krähenaugen. So erklärt sich's, daß der verliebte Fußtritt des Baumeisters ihr nicht nur ein Mordiogeschrei auspreßte, sondern unter der verzweifelten Anstrengung, ihre Zehen aus der unerwarteten Klemme zu retten, der einbeinige japanische Tisch theilnehmend ward, und mit dem ganzen Kaffeemahl seitwärts taumelte. Weil aber Niemand so unhöflich war, noch sein wollte, Kaffee, Milch, Zucker und Semmeln in Masse für sich allein zu nehmen, warf Jedes in Eile den Tisch zurück, so daß er wie ein Ball nach allen Richtungen rund umher flog und Jeglichem einen Theil seiner Ladung mittheilte.

Alle staunten sich erschrocken an, weil Keines auf diesen Streich des Schicksals gefaßt gewesen war. Die schwarzen Beinkleider des Pfarrers leuchteten so gut, als des Baumeisters veilchenfarbene Weste von einer neuen Milchstraße, und die Frau Pastorin mit ihrer Tochter baten Herrn Dampf mit hundert Knixen um Verzeihung wegen eines Vorfalls, der ihre schönen weißen Schürzen mit kaffeefarbenen, abenteuerlichen Gestalten verziert hatte. Dampf sah voraus, daß am Ende seine Verlegenheit und Schuld am größten werden würden, da man nach dem ersten Schrecken dem Ursprung alles Uebels nachzuforschen anfing. Er fand, es sei spät, und nahm Abschied.

Ein regnerischer, wolkenschwerer Himmel hatte den Eintritt der abendlichen Dunkelheit beschleunigt. Hans hoffte sich bei dem seckelmeisterlichen Schmause zu entschädigen für das geistliche Abenteuer, eilte nach Hause und von da in seine Kleiderkammer, um die seidene, veilchenfarbene Weste mit einer trockenen zu vertauschen.

Dies vollbracht, ging er ans Fenster, um zu erforschen, ob der Regen noch Sicherheitsmaßregeln nothwendig mache. Allein der Regen war plötzlich vergessen, da ihm, wie er das Fenster öffnete, statt Wasser Feuer entgegen kam; kein irdisches, sondern ein wahrhaft überirdisches Feuer; nicht vom Himmel, sondern aus den schwarzen Augen einer hübschen Nachbarin, Namens Katharine.

Diese Nachbarin war niemand anders, als die Tochter des Herrn Stadt- und Platzmajors Knoll. Sie wünschte sich aber in der ganzen Stadt keinen bessern Platz, als im Herzen des Herrn Stadtbaumeisters; auch glaubte sie längst im Besitz desselben zu sein. Denn Herr Dampf, so oft er in ihrer Nähe sein konnte, liebte keine Andere, als sie; und er war oft in ihrer Nähe, obgleich der Herr Platzmajor übrigens sein guter Freund und Gönner nicht war. Denn beide hohe Staatsbeamte waren bei einer Kindtaufe um Rang und Vortritt in diplomatischen Streit gerathen. Der Platzmajor, als Militär, behauptete schon, vermöge des hohen Federbusches auf dem Hut, eine erhabenere Person, als Herr Dampf zu sein; dieser aber bewies dagegen, daß, weil ein Staatsbaumeister neue Schöpfungen aufzurichten, ein Kriegsheld nur zum Zerstören da wäre, jenem in jeder Rücksicht der Vorzug gebühre. Obgleich nun der Staatsbaumeister noch nichts gebaut, und der Stadt- und Platzmajor weder eine Stadt noch einen Platz zerstört hatte, dauerte doch der Prozeß um den Rang schon seit Jahr und Tag vor Räthen und Bürgern.

Die holde, kleine Katharine hingegen mit den Feuerblicken war ganz und gar nicht der Meinung ihres Vaters. Wenn es sein konnte, Abends oder Morgens im Dämmerstündchen, sah sie gern hinten hinaus, wo die Fenster ihres Hauses den Dampfischen Fenstern gegenüber standen. Die ganze Straße war kaum drei Schritte breit, recht eng und für Liebende gemacht, die sich in der Stille

dies und das zuzuflüstern hatten, ohne daß es die Leute hören sollten, die drunten auf der Gasse wandelten.

Man flüsterte sich also einen guten Abend her und hin; man sagte sich viel Schönes, und Hans beklagte abermals, was er schon oft mit der größten Wehmuth betrauert hatte, daß die Straße nicht noch um einen Schritt schmäler sei, damit er Katharinens niedliche Hand über der Straße küssen oder wenigstens berühren könnte. Auch hatte er wirklich schon einige Male, seit er Staatsbaumeister geworden, der Nachbarin geschworen, er wolle von seinem zu ihrem Fenster hinüber noch eine Brücke bauen, wie hundert Meilen um Lalenburg her keine zu finden sein sollte. Indessen war es aus allerlei Gründen bei der leeren Drohung geblieben, wiewohl Katharinchen vielleicht gegen die Erfüllung derselben nichts einzuwenden gehabt hätte.

Dieser Brückenbau fiel nun plötzlich dem Herrn Dampf wieder ein, da die Schöne mit den Flammenblicken drüben unter Anderm auch erzählte, daß sie recht froh wäre, ihn und überhaupt einen Menschen zu sehen, weil sie ganz allein im Hause sei und sich beinahe fürchte. So hold hatte ihm die Gelegenheit nie gelächelt, die Burg des Stadtmajors durch Ueberfall zu erstürmen, da die ganze Besatzung abgezogen war. Er bat also auf der Stelle um Erlaubniß, seine Luftbrücke errichten und auf derselben hinüberkommen zu dürfen; und ohne Antwort zu erwarten — ein Brett war bei der Hand — vollzog er das kühne Werk. Zwar die Schöne ängstigte sich außerordentlich über die Gefahren dieser Luftreise; der Baumeister wollte aber schlechterdings nun auch einmal seiner Würde Ehre machen, und Baumeister in der That sein. Ohnehin wußte er aus allen Romanen und Schauspielen sehr gut, wie sehr männlicher Muth und ein Wagstück ungewöhnlicher Art den Schönen zu gefallen pflege. Er segnete die Bauart von Lalenburg, welche die nachbarlichen Vertraulichkeiten erleichtert; legte das Brett von

Fenster zu Fenster, und kroch mit gehöriger Vorsicht auf allen Vieren kühn hinaus ins Freie. Entdecken konnte ihn nicht leicht Jemand, denn es war stockfinster.

Diese Stockfinsterniß, so vortheilhaft sie sein mochte, hatte jedoch auch ihren kleinen Nachtheil. Denn Katharinchen, als es das Ende des Bretts in das ihr gehörige Fenster zog, bemerkte leider nicht, daß es des Guten zuviel that; und der Zunftmeister Pretzel, seines Handwerks ein Töpfer, bemerkte nicht, welches Gewitter über ihm schwebe, als er unten auf der Straße mit seinem Wagen voll irdenen Geschirrs durchfuhr, das dem Jahrmarkt eines benachbarten Städtchens zugedacht war.

Wie nun oft widrige Umstände im Leben zusammentreffen, um dem Sterblichen alle Lust an der bessern Welt zu verderben, so geschah es auch hier. Die Brücke verlor ihren Stützpunkt am Dampfischen Fenster. Das Brett glitschte; und obwohl Jungfer Katharine es mit beiden Händen festhielt und zu sich ins Kämmerlein zog, fehlte doch der Baumeister darauf.

Hans Dampf war hinunter, dem Zunftmeister Pretzel in alle Töpfe gefahren; aber so glücklich oder unglücklich, daß er zwar ganz gesund darauf zu sitzen kam, hingegen den ganzen Marktkram in Scherben verwandelte. Dies verursachte ein so schauerliches Geknatter und Getöse, daß der Zunftmeister, welcher vor dem Pferde friedlich einherging, wo nicht den gänzlichen Einsturz des Himmels, doch eines Hauses erfahren zu haben glaubte. Das Pferd, nicht minder erschrocken, that einen gewaltigen Satz, und war damit zur Straße hinaus auf den Rathhausplatz.

Der Zunftmeister, neugierig, wie viel ihm vom Wagen übrig geblieben sei, hielt an, und war im Begriff, die Untersuchung, so gut sie sich in Eile und Finsterniß machen ließ, anzustellen, als er zu seiner nicht kleinen Verwunderung einen Menschen von seinem Wagen springen sah, dem noch einige Dutzend Schüsseln unter er-

schrecklichem Geprassel nachsprangen. Offenbar schien ihm das nun ein diebisches Wagstück oder sonst ein Werk der Bosheit. Er lief mit vieler Geistesgegenwart, den Thäter handfest zu machen, der, wie bekannt, kein Anderer, als der Staatsbaumeister war. Doch statt seiner — denn Hans Dampf schlich sich behend davon, um seinerseits alles Aufsehen zu meiden — ergriff der zornige Töpfer den Schuhmacher Ahl, wohlverdienten Oberzunftmeister. Ihn führte sein Schicksal sehr ungelegen aus dem Rathskeller dieses Weges am Unglückswagen vorbei. Herr Pretzel packte den edeln Oberzunftmeister mit so fürchterlicher Inbrunst, und umklammerte ihn so fest, daß er sich nicht regen konnte. Eine Riesenschlange hätte ihn nicht mächtiger umwickeln können. Dabei schrie der Töpfer mit einer Stimme, die weit hinaus über Thore und Ringmauern der Stadt vernommen werden konnte: „Zur Hilfe! Räuber, Mörder, Diebe!“

Der bedrängte Oberzunftmeister, welcher in der That größere Ursache hatte, zu solchen Ausrufungen seine Zuflucht zu nehmen, versäumte sie auch nicht. Freventlicher war nie ein Landfriede gebrochen worden. Im Gefühl seiner Unschuld und Todesgefahr schrie er wetteifernd mit dem Wütherich, der ihm fast die Rippen brach: „Mordio! Feurio! Banditen, Mörder, Straßenräuber!“

Dies Geschrei, dergleichen man seit einem vollen Jahrhundert nicht in Lalenburg gehört hatte, verbreitete über die ganze Nachbarschaft einen panischen Schrecken. Jedermann verriegelte in größter Behendigkeit Hausthüren und Fensterladen von innen, weil man eine ganze Diebsbande oder den in den andern Ländern Mode gewordenen Ausbruch einer Revolution in den Straßen vermuthete. Und wer auf den Gassen wandelte, floh eilfertig in entgegengesetzter Richtung davon, um den Mördern nicht unter die Fäuste zu kommen. Die Stadtwachen an den Thoren, meistens alte, gichtbrüchige Leute, denen der löbliche Magistrat das Gnadenbrod gab,

ergriffen zitternd ihre Hellebarden und flohen ins Wachthaus, verrammelten sich darin aufs Beste und schworen, Alle für Einen und Einer für Alle zu sterben, wenn man sie überfallen und angreifen würde. Der Stadt- und Platzmajor Knoll, welcher zufälligerweise auf dem Heimweg zu seiner Behausung den Lärmen vernahm und das Durcheinanderrufen von Mördern und Räubern, glaubte daran, riß den langen Federbusch von seinem Hut, damit ihn keiner von der Bande für eine Militärperson halte, und flüchtete keuchend in den Rathskeller zurück.

Da nun auf diese Weise den Kämpfern Niemand zu Hilfe kam, hörten sie nach einer guten Viertelstunde auf zu schreien, weil ihre Stimmen ziemlich heiser geworden waren. Sie hatten inzwischen ihre Kräfte auf mannigfaltige Weise gegen einander versucht; mehr als einmal neben einander auf dem Erdboden gelegen, mehr als einmal das Gefecht erneuert, ohne daß Einer den entscheidenden Sieg errungen hätte. Beide des fruchtlosen Kampfes satt, wollte doch Keiner den Andern fahren lassen. Sie schleppten einander, Jeder in gleicher Absicht, zu einem benachbarten Hause, wo ein Metzger wohnte, der Beider Gevatter war. Nach langem Bitten, daß man ihnen die Thür öffne, geschah es. Der Metzger glaubte in den bekannten Stimmen Mitbürger zu hören, die dem Blutbade auf der Gasse glücklich entronnen wären. Als sich endlich beim hellen Kerzenschein der Schuhmacher und der Töpfer erkannten, erneuerten sie ohne Zeitverlust mit doppeltem Zorn ihre Balgerei. Denn sie waren von der Zunft her noch alte Feinde, und Jeder glaubte zuverlässig, der Andere habe ihm aus Rache einen bösen Streich spielen wollen.

Inzwischen war Hans Dampf in Angst und Schrecken zur Stadt hinausgelaufen, aus gerechter Furcht vor dem Eigenthümer der zermalmten Töpfe, von dem er sich verfolgt glaubte. Er vergaß Rosinen und Mandeln und alles Confekt der Verlobung, und Ka-

tharinen am Fenster und ihr Entsetzen beim Anblick des leeren Brettes. Er irrte den ganzen Abend umher, und fand, da er mit einiger Sicherheit heimkehren zu können glaubte, die Stadtthore fest verschlossen. Dies beruhigte ihn ungemein, denn nun überzeugte er sich, daß auch sein Verfolger eingesperrt sei. Er übernachtete also in einem Wirthshause außer der Stadt, wo er vorgab, sich auf einem Spaziergange verspätet zu haben.

Hans Dampf.

Folgenden Morgens kehrte er zu guter Zeit in die Stadt zurück, nicht ohne Herzklopfen. Theils konnte der stolze Seckelmeister Piphan sein Ausbleiben von der Verlobung übelgedeutet, theils ihn irgend ein Umstand dem Töpfermeister Pretzel verrathen haben, als Urheber alles Unheils in seinem Marktkram. Inzwischen hoffte er, sich auf jeden Fall mit der ihm eigenen edeln Dreistigkeit durchzuhelfen.

Noch schlief in Lalenburg Alles gar friedlich. Wie er aber zu seinem Hause kam, fand er vor demselben drei Eilboten eines benachbarten Dorfes, die schon seit mehrern Stunden auf ihn warteten. Der erste meldete hastig, daß im Dorfe Feuer ausgebrochen sei, und man ihn dringend ersuche, die Spritzen zu senden, da er den Schlüssel zum Spritzenhause habe. Der andere meldete, es wären schon drei Häuser niedergebrannt, doch aber schon mehrere Feuerspritzen aus den umliegenden Gegenden angelangt. Der dritte zeigte an, die Brunst sei glücklich seit einer halben Stunde gelöscht.

Hans Dampf strich nachdenklich das Kinn, und sprach zu den Bauern, die mit ehrerbietig entblößten Häuptern vor ihm standen: „Ihr Esel, wenn euer ganzes Dorf abgebrannt wäre, so würde es eure Schuld sein. Denn ihr hättet zur rechten Zeit kommen müssen,

ehe das Feuer angegangen, damit ich zu rechter Zeit dazu hätte thun können. In dem Fall würde ich nicht ausgegangen und nicht Nachts über Land gewesen sein. Doch ist es gut, daß das Feuer nun gelöscht ist. Ein anderesmal meldet euch vor Ausbruch desselben, damit man auch Zeit genung habe, die Spritzen vorher zu probieren. So gehet denn heim, und saget euern Vorstehern meinen Bescheid."

Er hatte sie kaum entlassen und sein Frühstück eingenommen, als ihn einer seiner Vettern besuchte, der sich den gestrigen Verlobungsschmaus hatte behagen lassen. Er kam aber mit Aufträgen des Herrn Seckelmeisters Piphan, welchen das Ausbleiben des Staatsbaumeisters so sehr empört hatte, daß er demselben höflichst melden ließ: aus Verlobung, Heirath und Schwiegersohnschaft werde nun und in Ewigkeit nichts werden; er möge sich fernerhin nicht mehr um die Hand der liebenswürdigen buckligen Rosine weiter bemühen, auch sich wohl hüten, das sehr gekränkte seckelmeisterische Haus jemals wieder zu betreten, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, sehr unsanft aus einem von dessen Fenstern zu fahren.

Was nun die Hand der schönen Rosine betraf, tröstete sich Hans gar bald; auch die angedrohte Fahrt aus dem Fenster schien keinen besondern Eindruck auf ihn zu machen, da er den ersten Versuch ziemlich gefahrlos gemacht hatte. Doch war ihm die Ungnade des Seckelmeisters darum nicht minder ungelegen. Denn dieser Mann hatte bedeutenden Einfluß auf den Rath der Stadt und Republik, welchen er auch mit allem Recht verdiente, weil er bei aller Geistesarmuth einer der reichsten Leute des Orts war.

Der Vetter gab indessen gar nicht undeutlich zu verstehen, daß Herr Piphan vielleicht die Nachlässigkeit seines Eidams kaum so ungnädig empfunden haben würde, hätte nicht der pfiffige Stadtschreiber Mucker, mit seinen gottlosen Anmerkungen, den Zorn des Seckelmeisters tapfer angeblasen. Herr Mucker schien nämlich selber auf den Besitz Rosinens und ihrer Schätze gerechnet zu ha-

ben; er war ohnedem Dampfs bester Freund nicht, weil dieser ihm einst, da er sich um die Stadtschreiberstelle bewarb, und bei dem hochpreislichen Magistrat seinen bittweisen Rundbesuch machte, das Gesicht, unter dem Vorwand es von angespritzten Dintenflecken zu säubern, mit Kienruß gar erschrecklich eingerieben hatte. Mucker war nicht der Mann, welcher solchen Pagenstreich so leicht vergessen konnte, wären auch zwanzig Jahre vorüber gegangen gewesen. Er pflegte wenig Worte zu machen, hatte es aber, wie man in Lalenburg zu sagen pflegt, immer dick hinter den Ohren; sah Keinem in die Augen, wenn er sprach: aber lächelte immer gar verbindlich, wenn er sprechen mußte, und sogar, wenn er in der Kirche hinterm vorgehaltenen Hute betete; war dabei auf seine angenehme, hagere Gestalt ein wenig eitel, und behauptete mit großer Selbstgenügsamkeit, daß kein Schriftsteller in Europa eine so zierliche Hand schreibe, als er.

Hans Dampf erfuhr noch gleichen Tages nicht nur die merkwürdigen Folgen seiner gestrigen Invasion in Pretzels Geschirr, sondern auch, daß der Stadtschreiber Mucker vermuthe, kein Anderer, als Hans Dampf könne der Stifter des Unheils gewesen sein. Mucker nämlich hatte, wie er vom Zunftmeister, seinem Nachbar, die Geschichte erfahren, sogleich in eigener Person den Schauplatz der Handlung in Augenschein genommen, und die ersten Scherbenspuren vor der Hausthür des Staatsbaumeisters, nebst einem Perlenmutterknopf vom Kleide desselben daneben gefunden. Dies und Hans Dampfens Nichterscheinen zur Verlobung schien mit einander in genauester Verbindung zu stehen. Es ging auch die Rede, daß der Stadtschreiber vor Rath förmlich Anklage gegen Hans Dampf, sowohl wegen dieses Vorfalls, als Störung des öffentlichen Landfriedens, als auch wegen der nicht zur Feuersbrunst gesandten Spritzen, erheben werde. Der Staatsbaumeister aber, jederzeit unerschrocken, nahm diese Drohung sehr leicht auf.

Und obgleich Seckelmeister Piphan, Zünftmeister Pretzel, der auf reichlichen Ersatz seines Schadens Anspruch machte, die ganze Sippschaft des Pfarrers, der das Unglück bei der Kaffeevisite in allen Häusern verkündigt hatte, und mancher Andere um ähnlicher Beschwerden willen, die Partei des Stadtschreibers vermehrte, verließ sich Hans Dampf doch auf sein Glück, wie ein Cäsar, und auf seine Beredsamkeit, wie ein Cicero. Unterdessen zettelte er selbst in der Eile eine Verschwörung, wo nicht gegen den Stadtschreiber, doch gegen dessen langen Haarzopf an, auf welchen sich, als den allerlängsten in Lalenburg, Herr Mucker nicht wenig zu gut that, während doch laut alter Uebung der Stadtschreiber so gut wie ein Bürgermeister verpflichtet war, von Amtswegen eine Lockenperrücke zu tragen. Schon vielen rechtschaffenen Bürgern war dieser Haarzopf ein Stein des Anstoßes gewesen, und einige patriotischdenkende Metzger hatten schon einmal geschworen gehabt, ihm denselben vom Kopfe wegzuhauen.

Das Gerücht dieser Verschwörung verbreitete sich schnell durch die Stadt. Denn was auch in Lalenburg und selbst im geheimen Rath der Republik geschah, pflegte jedesmal sogleich im größten Vertrauen von Mund zu Ohr, von Ohr zu Mund zu gehen, bis alle Einwohner beiderlei Geschlechts in das Geheimniß eingeweiht waren. Das neugierige und geschwätzige Völkchen befand sich dabei recht wohl, und ersparte viel Geld für Zeitungen.

Beide Parteien rüsteten sich also und warben mit großem Eifer für den kommenden Rathstag. Dergleichen war alle Wochen nur einmal gehalten. Ging die Regierung nach beendigter Sitzung aus einander, regierte sich die beste der Republiken ohne alle Mühe von selbst, denn der eine Bürgermeister verkaufte in den übrigen Wochentagen Kaffee und Gewürz, der andere fabrizirte Band, der Seckelmeister schenkte Wein aus, ein Rathsherr machte Wurst, ein anderer Brod u. s. w. Genug, jeder war beflissen und sich bewußt,

die materiellen Interessen des Staats auf diese Weise besser, denn durch Schreiberei in Kanzleien und Schreierei im Rathssaal zu befördern.

In allen Gassen.

Der große Tag erschien, da die gefährliche Lage der Republik verhandelt werden sollte. Begebenheiten, wie die der vergangenen Woche, waren seit undenklichen Zeiten nicht geschehen. Hans Dampf war inzwischen nicht müßig gewesen. Er hatte allen Schönen der Stadt den Hof gemacht; allen geschworen, er habe nur ihretwillen des Seckelmeisters bucklige Tochter aufgeopfert. Die dankbaren Schönen hatten dafür ihre Mütter, die Mütter ihre Eheherren, und diese ihre im Rathe befindlichen Freunde gegen den ungebührlichen Zopf des Stadtschreibers in Harnisch gebracht. Jedermann erwartete mit Furcht und Zittern den Ausgang der Dinge. Sobald die Rathsglocke läutete, waren alle Lalenburger und Lalenburgerinnen im Geiste auf dem Rathhause, wenn sie nicht Berufs wegen dort sein konnten. Viele Handwerker verließen ungeduldig ihre Werkstätten, der Schmied den Ambos, der Müller die Mühle, der Leinweber den Webstuhl, um auf dem Platze vor dem Rathhaus den Augenblick zu erwarten, da die wohlweisen Herren in Mänteln und Degen die hohen Stiegen aus der Sitzung herabkommen und ihren Bekannten vertraulich den Gang der Sachen offenbaren würden.

Der Rath fand sich in höchster Vollzähligkeit beisammen. Abwechselnd wandten sich die Augen Aller während der ersten Stille auf die beiden Parteihäupter, besonders auf den Stadtschreiber, vor welchem auf dem Tisch ein Paar Scherben von Kochtöpfen neben einem Perlenmutterknopfe lagen.

Nach Beseitigung der ersten Geschäfte forderte Mucker wirklich das Wort, und schritt zur Anklage.

„Woher soll ich Worte nehmen,“ hob er an, „um das Verderben zu schildern, welches der unruhige Geist eines unserer Mitbürger über die Republik gebracht hat? Seit der Gründung Roms und Lalenburgs haben viele Menschen gelebt; aber nicht Einer von allen war fähig, in so kurzer Zeit, mit so geringen Mitteln, in so ungeheuern Spielräumen, so unheilbringend zu wirken, als Hans Dampf. Ja, ich nenne ihn, o Landesväter, denn schon nennt ihn jedes Kind auf den Gassen, als den Stifter alles Uebels in der Republik. Oder, wo wäre ein Haus, welches nicht über ihn zu klagen hätte? Sind Geheimnisse irgendwo verrathen: so war Hans Dampf dabei. Gab es Klatschereien: so half Hans Dampf. Zankten sich Eheleute: so hatte sie Hans Dampf wider einander gehetzt. Mißlang irgend ein Plan: so war Hans Dampf in die Quere gekommen. Ging eine Verlobung rückwärts: so hatte Hans Dampf die Hand im Spiel. Scheiterte ein Unternehmen: so war es durch die Ungeschicktheit dieses Hans Dampf. Er ist wie zum Elend geboren, hat seine Nase überall, fährt überall zu, will Alles wissen, Alles machen, Alles bessern, und bringt Alles in Verwirrung.“

Nach diesem Eingang, den der Redner mit vielen Beispielen aus der geheimen Stadtgeschichte erläuterte, kam er auf die letzte Begebenheit, auf die Feuersbrunst, auf die zerschmetterte Töpferwaare, auf den Riesenkampf des Oberzunftmeisters und des Zunftmeisters, auf das unermeßliche Entsetzen der ganzen Stadt, auf die nachtheiligen Wirkungen desselben bei Nervenschwachen, Kranken und Wöchnerinnen. Er sprach so rührend, daß Zunftmeister Pretzel beim Anblick der Scherben sich nicht der Thränen erwehren konnte; so feurig, daß Seckelmeister Piphan vor Grimm feuerroth ward, und der Oberzunftmeister Ahl die Fäuste ballte. Selbst Hans Dampf schien einen Augenblick die unerschütterliche Hoheit und Ruhe des Geistes zu verlieren.

Bald aber ermannte er sich, und begann seine Vertheidigung mit vieler Würde und Klarheit; bewies, daß man aus einigen Scherben, und einem Rockknopf, den er auf der Gasse verloren haben könne, nichts wider ihn beweisen könne, sonst ließe sich auch beweisen, daß der Stadtschreiber vor einigen Wochen den alten Thorthurm, der von selbst zusammengefallen sei, vermittelst seines steifen Haarzopfes eingestoßen habe, weil bekannt sei, daß er mit demselben drei Minuten vorher am Thore vorbeigegangen. Was die Feuersbrunst betreffe, falle die Schuld nicht auf ihn, daß die Spritzen der Hauptstadt zu spät kamen oder gar nicht, weil man ihm das Unglück erst gemeldet, da es geschehen war. Wären aber auch die Spritzen zeitig genug erschienen, würde darum das Feuer nicht minder hell gebrannt haben, weil bekanntlich die Löschwerkzeuge Alters wegen zerfallen und verfault wären, also daß keine Tasse voll Wasser darin Stich hielte.

Der Stadtschreiber Mucker aber widerredete dem heftig; bewies, daß Hans Dampf allerdings der Urheber alles Uebels sei, und schloß mit den Worten: „So weit, o Landesväter, ist es gekommen, daß es bei mir gar keines Zuredens mehr bedarf, um mich glauben zu machen, daß an dem blutigen Türkenkriege, daß an der großen Viehseuche in Polen, daß an dem fürchterlichen Erdbeben in Kalabrien, daß an dem letzten Sturm, welcher die spanische Silberflotte in den Abgrund des Meeres senkte, niemand anders als Hans Dampf Schuld sei. Seit er wieder in unsere Mauern kam, ist Verwirrung, Zwietracht, Parteiwesen und Lärmen an der Tagesordnung. Noch steht Lalenburg; aber wir Landesväter werden den Untergang dieser uralten, herrlichen und weltberühmten Stadt sehen, wenn wir den Hans Dampf nicht von uns weg über alle Meere verbannen. Wessen ist er nicht fähig? Hat er uns noch nicht der Entzweiung, des Schreckens genug gebracht? Wollet Ihr noch Bürgerkriege erleben, Mord und Brand, den

Einsturz dieses ehrwürdigen Rathhauses, die Einäscherung unserer Wohnungen?“ Und nun fuhr Mucker fort, ein Bild der Verwüstung zu entwerfen, daß allen Zuhörern und selbst dem edeln Hans Dampf die Haare vor Grausen bergan standen, und Jeder den Augenblick vor der Thür glaubte, wo die Zerstörung Jerusalems sich in Lalenburg wiederholen würde.

Angst und Furcht, Schrecken, Verzweiflung und Rache war in allen Gesichtern zu erblicken. Einige saßen halb ohnmächtig eingesunken da; Andere schnoben mit erweiterten Naslöchern wuthvoll, und schossen mörderische Blicke auf den Staatsbaumeister; Andere wollten in bangem Entsetzen zu den Ihrigen flüchten, um sie zeitig zu retten, sanken aber mit gebrochenen Knieen auf die Bank zurück; Andere wollten das Wort fordern und auf den Tod des Hans Dampf antragen, und konnten nur mit vom Zorn erstickter Stimme unvernehmliche Töne hören lassen.

Plötzlich öffneten sich die Thüren des Saals, und der Rathsbote trat herein, einen Brief in der Hand, mit einem ungeheuern Siegel. Er übergab ihn dem Bürgermeister und sagte, ein Kurier Sr. Durchlaucht des Fürsten von Luchsenstein habe ihn gebracht. Da spitzten Alle mächtig die Ohren. Der Bürgermeister setzte die Brille auf und gab sich ein majestätisches Ansehen, indem er geheimnißvoll links und rechts flüsterte: „Depeschen von allerhöchster Wichtigkeit!“ Die guten Lalenburger brannten vor Neugier, und hingen mit ihren Blicken nur an dem gewaltigen Siegel. Die Zerstörung von Jerusalem war unverzüglich rein vergessen.

Als nun der regierende Bürgermeister den Brief des Fürsten entfaltete, rückten diejenigen, welche dem Oberhaupte der Republik zunächst saßen, ihm so nahe auf den Leib, als sie konnten; die Andern, um keine Silbe, keinen Odemzug des Bürgermeisters zu verlieren, rutschten auf ihren Bänken behutsam nach, daß Einer fast auf den Schoos des Andern zu sitzen kam. Der ganze Saal

ward leer, bis auf einen kleinen Platz um den Meister herum, wo sich Köpfe an Köpfe drängte. Dabei herrschte Todtenstille. Obgleich Lalenburg mit dem benachbarten Fürstenthum Luchsenstein vielen Geschäftsverkehr hatte, war bisher doch noch nie geschehen, daß der Fürst unmittelbar dem Rath der Republik zugeschrieben hätte. Der Bürgermeister konnte also mit Recht vermuthen, das Sendschreiben umfasse Gegenstände der höchsten Wichtigkeit.

Er fing an zu lesen, aber mit ehrfurchtsvoller, leiser Stimme, der Feierlichkeit des Gegenstandes angemessen. Weil die, welche zuhinterst saßen, die ersten Worte nicht vollkommen verstanden hatten, riefen sie: „Laut gelesen, laut!“ Dadurch wurden die Vordern gestört und geboten einstimmig Stillschweigen. Darüber verloren die Hintern das Vorgelesene gänzlich, und wiederholten ihren Zuruf um lautern Vortrag; Andere begehrten, man solle noch einmal von Anfang anfangen. Die Vordern schrieen ungeduldig: es müsse Todtenstille herrschen. Dies Her- und Hinrufen ward immer stärker, weil endlich Alle an dem Lärmen geärgert waren und Jeder für sich die Ruhe herzustellen und seine Stimme über die Stimme der Uebrigen zu erheben bemüht war. Da nun die Hintersten sich überzeugten, daß bei so bewandten Umständen die Vordersten offenbar den Vortheil hätten, weil sie dem Brief und dem Vorleser zunächst waren, rückten sie nach. Hans Dampf saß wetterschnell dem Bürgermeister vor der Nase. Der Stadtschreiber behauptete, und schrie sich dabei das Gesicht kirschbraun, Hans Dampf habe ihn vom Platz verdrängt. Es war umsonst. Gleichwie Hans Dampf, hatten auch Andere sich von hinten hervorgemacht. Nun gab es ein erschreckliches Stoßen, Reißen und Sturmlaufen unter Flüchen und Beschwörungen und Bitten und Seufzen, still zu sein.

Unter diesen tumultuarischen Bewegungen ward dem Bürgermeister am übelsten zu Muth; denn gegen ihn drängte sich, als zum Mittelpunkt, Alles von allen Richtungen her. Da faßte er

den großen Entschluß, durch sein Ansehen den Sturm verstummen zu machen. Mit majestätischem Unwillen stand er auf und stieg, damit er über die Menge hervorragte, auf seinen Stuhl. Indem er aber die donnernde Stimme mit gerechtem Zorn erheben wollte, fuhr ihm durch einen unehrerbietigen Stoß des Gedränges der konsularische Thron unter den Beinen hinweg, und er selbst mit dem fürstlichen Briefe, wie eine stürzende Eiche über niederes Gesträuch, in die ringende Menge hinab. Seine Perrücke, die reichlich mit Puder und Pommade das Antlitz des Oberzollverwalters färbte und demselben schier das Licht der Augen raubte, ward von diesem im Jähzorn erfaßt und in eine Trutz- und Schutzwaffe verwandelt. Ihr Anblick und ihre Wirksamkeit reizte zu unseligen Nachahmungen des gegebenen Beispiels. Bald war keine Perrücke mehr auf dem Kopfe sicher; eine um die andere flog empor über die Häupter der Menge, gleich einer Zornruthe, und verbreitete Gewölke um sich in der Höhe, Schmerzen und Zetergeschrei der Getroffenen in der Tiefe.

In dieser traurigen Verwirrung der Dinge reifte plötzlich die große, lange vorbereitete Verschwörung gegen des Stadtschreibers Zopf. Der Rathsherren einer, seines Handwerks ein Schneider, zog die Scheere und verfolgte damit den Stadtschreiber, welcher wie eine langgeschwänzte Ratze in dem Getümmel umherfuhr. Im Hui war der Zopf glatt am Kopfe weg, ohne daß Herr Mucker nur eine Ahnung von seinem Unstern hatte, bis er einen Hieb damit über das Gesicht bekam. Denn ein Anderer hatte dem heimtückischen Schneider die Trophäe entrissen, und, weil sie die Länge von anderthalb Ellen haben mochte, sich ihrer wie einer Reitpeitsche bedient.

Als der Stadtschreiber seinen Haarzopf in fremder Gewalt sah, und sich durch einen schnellen Griff in den Nacken vom ewigen Verlust dieses Kleinods überzeugt hatte, erhob er jammernd und

die Augen voll Thränen die Hände gen Himmel, und rief dessen rächende Blitze auf das Haupt des Frevlers herab. Er würde sich nicht halb so sehr gegrämt haben, wäre ihm statt des Zopfes der Kopf selbst gestohlen worden. Sein Geheul war so übermenschlich, daß die ganze Rathsversammlung darüber mitten im Kampf erstarrte, alle Fehde vergaß und den Unglückseligen schweigend umringte. Wie man aber wahrnahm, daß ihm weder Arm noch Bein, sondern der ohnehin statuten- und amtswidrige Zopf fehlte, lächelte Jeder schadenfroh, lieferte friedlich die Perrücken, wo sie liegen mochten, an ihre Behörde, und nahm den alten Platz auf den Rathsbänken ein.

Der Bürgermeister schüttelte wegen vorgefallenen Unordnungen sehr mißvergnügt das Haupt, welches unter der struppigen Perrücke einem wahren Medusen- oder Titushaupt ähnlich geworden. Doch dergleichen lebhafte Debatten gehörten in Lalenburg keineswegs zu den unerhörten Dingen; daher machte man auch diesmal nicht viel Wesens daraus. Man erkannte darin nichts, als Aeußerungen bürgerlicher Freimüthigkeit und republikanischen unbefangenen Sinnes. Jeder brachte seine eigene Haut zurecht, und hielt, was an den Kleidern zerrißen sein mochte, einstweilen mit den Fingern zusammen. Der Stadtschreiber legte seinen entseelten Zopf neben Scherben und Rockknopf auf den Tisch, seine Thränen ins bunte Schnupftuch drückend. Jeder erwartete mit neuer Andacht die Vorlesung des fürstlichen Briefes. Dieser war während des Gewühls und Gezerrs in viele Fetzen zerrissen worden. Man sammelte sorgfältig die zerstreuten Papierstückchen auf, legte sie vor den Bürgermeister ehrerbietig hin, und überließ seiner Weisheit, daraus das Uebrige zu ersehen.

Das war nun schwer; und so mannigfaltig auch die Stückchen nach allen Richtungen zusammengelegt wurden, kam doch nichts Ganzes heraus. Man las nur einzelne Worte ohne Zusammen-

hang. Da gerieth der Rath in große Noth und Verlegenheit. Dreimal hielt der Bürgermeister Umfrage, was dem Fürsten von Luchsenstein auf sein Schreiben geantwortet werden müsse, und dreimal schüttelte die erlauchte Versammlung den Kopf. Endlich erhob sich Hans Dampf und schlug vor, Seiner hochfürstlichen Durchlaucht zu melden, daß dero Schreiben, richtig und glücklich angekommen und verloren sei, daß also ein edler und wohlweiser Magistrat bitten müsse, Se. Durchlaucht wolle geruhen, noch einmal zu schreiben.

Als dieser gute Rath allgemein beliebt worden, fing Mucker, der sich unterdessen noch immer mit Zusammenfügung der Briefstückchen beschäftigt hatte, folgende Worte an aus denselben abzulesen: „Fangen — Hans Dampf — den Hund — tausend Gulden — Preis — seinen Kopf. —“

Jeder horchte mit Erstaunen auf. „Hier ist,“ rief der Stadtschreiber, „keine Zweideutigkeit. Hans Dampf ist da wieder im Spiel und hat einen dummen Streich gemacht, der vielleicht ganz Lalenburg ins Unglück bringt. Der Fürst, wie mir's scheint, fordert, wir sollen den Hans Dampf fangen. Er nennt ihn selbst schlechtweg nur einen Hund, und setzt einen Preis von tausend Gulden auf seinen Kopf. Es muß sich also dieser Hans Dampf wieder einmal ungebeten und ungerufen in Dinge gemengt haben, die ihn nichts angingen. Aber mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Mein unmaßgeblicher Rath wäre, den Angeklagten einstweilen im Gefängniß zu verwahren, bis Se. Durchlaucht das zweite Schreiben übersendet, und dem Fürsten nachträglich zu melden, daß der löbliche und wohlweise Rath zu aller Satisfaktion erbötig sei, auch den oft erwähnten Hans Dampf dermalen schon fest gemacht habe.“

Der Antrag des Stadtschreibers ward mit Einhelligkeit angenommen, so sehr auch Hans dagegen protestirte und versicherte,

er habe mit dem Fürsten von Luchsenstein nie Verkehr gehabt. Man berief die Stadtwächter, welche mit ihren Partisanen alsbald anrückten. Der Stadt- und Platzmajor zupfte seinen Federbusch auf dem Hut etwas länger hervor, stellte sich an die Spitze der Schaar und führte den Verurtheilten, unter großem Zulauf des Volks, ins Staatsgefängniß.

Hans Dampf.

Die Nachricht von der Verhaftung des Staatsbaumeisters und vom Zorn des Fürsten von Luchsenstein, der ihn nur schlechtweg einen Hund genannt, verursachte in Lalenburg ein unglaubliches Aufsehen. Jedermann zerbrach sich den Kopf darüber, was Hans Dampf versündigt haben möchte. Ja, so groß war die Bestürzung, daß man am Stadtschreiber nicht einmal den verlorenen anderthalb Ellen langen Zopf vermißte. Man sprach nur von Hans Dampf in allen Gassen, und kein Mensch zweifelte an seiner bevorstehenden Hinrichtung. Einige vermutheten, er werde enthauptet, Andere, er werde gehenkt, Andere, er werde wenigstens lebendig verbrannt werden. Viele bedauerten, daß diese Feierlichkeiten nicht zu Lalenburg, sondern in der fürstlichen Residenz statt haben würden; Andere hingegen freuten sich darüber, weil sie so mit gutem Anlaß und Vorwand die Residenz besuchen könnten. Mehrere redeten unter einander ab, die Reise dahin zur Ersparung der Kosten gemeinschaftlich zu machen. Alle Fuhrwerke und Pferde in der Stadt wurden noch selbigen Tags vorausbestellt und in Beschlag genommen. Man ließ die Schneider rufen und zu neuen Kleidern das Maß nehmen.

Inzwischen mischte sich doch bald auch in diese Betrachtungen und frohen Rüstungen das christliche Mitleiden, wenn man des Delinquenten gedachte, der nun, seines Todes gewärtig, im Kerker

schmachtete. Hans Dampf, den Jedermann kannte, der mehr oder weniger in jeder Haushaltung etwas zu schaffen gehabt hatte; Hans Dampf, den alle Mütter schalten und zum Eidam wünschten; den auf der Straße alle Mädchen über die Achsel ansahen, aber immer mit freundlichen Augen unter vier Augen; — Hans Dampf, am Tische ein lustiger Zecher, im Rathe ein trefflicher Redner, unter Basen und Muhmen beim Kaffee ein Erzklätscher, in der Kirche der eifrigste Beter — Hans Dampf, Alles in Allem, der Alcibiades von Lalenburg, im Kerker!

Die stille Wehmuth des Mitleidens ergriff zuerst die Töchter, dann die Mütter, dann die Männer. Kaum trat die Dunkelheit des Abends ein, schlich manche sittige Jungfrau, die sonst seine Blicke öffentlich zu fliehen und schon vor dem bloßen Namen eines unvermählten Mannes züchtig zu erröthen pflegte, mit nassen Augen über die Gasse zum Gefängniß, dem „armen Sünder“, wie nun der edle Staatsbaumeister hieß, eine letzte Labung und Erquickung zuzustecken. Die eine kam mit Würsten, die andere mit Zuckerwerk, die dritte mit kleinen Pasteten, die vierte mit Mandeln und Rosinen, und so jede.

„Ach, lieber gnädiger Himmel!“ riefen die alten Weiber, die Dienstmägde, die Gassenbuben, welche dies bemerkten: „Sie bringen ihm schon die Henkersmahlzeit!“ Und nun war unter der ganzen Bürgerschaft länger kein Haltens mehr. Denn diese Mahlzeit mit dem häßlichen Namen war eine alte lalenburgische Uebung bei zum Tode verurtheilten Missethätern. Einige Tage vor deren Hinrichtung pflegte man denselben an Eß- und Trinkwaaren zu reichen, was sie wünschten und nicht wünschten. Da das Staatsgefängniß ebenen Bodens mit der Straße war, und seine dickvergitterten Fenster gegen diese hinaus hatte, wo im Gitterwerk eine eigene Oeffnung angebracht war, um Speisen einzureichen (denn die Kerkerthür durfte keinem ohne hochobrigkeitliche Genehmigung geöffnet

werden), wurde nun der Platz vor dem Gitterloch bis gegen Mitternacht von Gebern nicht leer. Brod und Backwerk aller Art, Schinken, Würste, gebratene Gänse, Hühner, Enten, Tauben, Torten, Pasteten, Aepfel, Birnen u. s. w., nebst Wein- und Bierkrügen, Likörfläschchen, Riechfläschchen u. s. w., krochen durch das Loch. Die Krämer versorgten den armen Sünder sogar mit Salz, Pfeffer Käse, Butter, Schnupf- und Rauchtabak, so daß der Staatsbaumeister in Gefahr gerathen mußte, unter dem ungeheuern Vorrath, der immerfort hineingestopft wurde, zu ersticken. Er selbst ließ sich vor den menschenfreundlichen Gebern nicht sehen, und antwortete nie auf ihre liebkosenden Tröstungen. Doch sagte Jedem das eigene Zartgefühl: Scham und Schmerz mache, daß er sich in die Dunkelheit zurückziehe.

Allein das Zartgefühl war diesmal im Irrthum, und der Staatsbaumeister gar nicht im Staatsgefängniß. Als ihn um die Mittagsstunde der Platzmajor dahin geführt hatte, fand sich, daß das Staatsgefängniß zwar in dem besten Zustand sei, aber übel verwahrt. Die Thür konnte weder verschlossen noch verriegelt werden, weil Schloß und Riegel eingerostet am mürben Holz hingen. Dies war aber nicht Folge einer Nachlässigkeit des löblichen Rathes der Stadt und Republik, sondern eines vierzigjährigen Prozesses zwischen der Stadt und der Landschaft (nämlich den paar zu Lalenburg gehörigen Dörfern) über die Streitfrage: ob die Gefängnisse müßten von der Stadt unterhalten werden, welche das Recht zum Einkerkern hätte; oder von der Landschaft, deren Bewohner die Pflicht hätten, sich einsperren zu lassen? Denn daß ein Stadtbürger ins Gefängniß gekommen, war seit Menschengedenken unerhört. Dieser Prozeß war vor dem großen Rath der Republik seit vierzig Jahren behandelt und noch unbeendet. Alle Jahre war zwischen den Vorstehern der Stadt und den Vorstehern der Landschaft deßwegen ein Versöhnungsmahl auf sogenannte „ungerechte

Kosten" veranstaltet worden, um dabei die streitführenden Parteien gütlich zu vergleichen. Weil aber beiderlei Vorstehern Wein and Braten des Versöhnungsmahles sehr gut schmeckte, kam die Versöhnung nie zu Stande, theils um nicht die Hoffnung zu einem künftigen neuen Schmause zu verlieren, theils weil man immerfort auf Kosten des Unrechthabenden schmausete und Keiner Unrecht haben wollte.

Der Platzmajor hatte die kleinen Mängel an der Thür sogleich vermöge seines natürlichen Scharfblicks erkannt, und die Thür statt zu verschließen auf der Stelle vernagelt, ja zu allem Ueberfluß noch durch den Stadtschreiber obrigkeitlich versiegeln lassen. Außerdem stand allezeit ein Stadtwächter mit der Partisane davor. Der Gefangene machte dem Wächter sogleich die triftige Frage: wie er als Gefangener sich in besondern Fällen, die zur Leibes- und Lebensnothdurft gehören, zu verhalten habe? Dem Wächter fiel die Frage auf, und schien ihm wichtig genug, deswegen dem Platzmajor und Stadtschreiber, die noch nicht weit entfernt waren, nachzulaufen und Verhaltungsbefehle einzuholen. Während dem versuchte der Staatsbaumeister die Beschaffenheit der Thür, und weil auf der Stelle, wo sie nicht versiegelt und vernagelt war, die Thürangeln beim ersten Druck aus dem wurmstichigen Pfosten wichen, ging er hinaus, rückte Thür und Angel wieder ein, und begab sich zur Hinterpforte weg nach Hause, ohne bemerkt zu werden.

Der treue Wächter kam zurück und brachte den unbarmherzigen Befehl des Stadt- und Platzmajors: der Gefangene möge sich in solchen Fällen helfen, wie er könne. Die Schildwache äußerte darüber sogleich ihr aufrichtiges Mitleiden. Weil aber der Staatsgefangene dem Partisanenträger keine Silbe erwiederte, ungeachtet derselbe wohl eine Viertelstunde lang erzählte, tröstete und guten Rath gab, schwieg dieser endlich auch und begnügte sich, von Zeit zu Zeit Nagel und Siegel zu beobachten.

In allen Gassen.

Es war ein wirkliches Meisterstück von Reise, welche der Staatsbaumeister aus dem Gefängniß durch die Stadt nach seiner Wohnung machte, ohne bemerkt zu werden. Er brach in den Hinterhof des Staatsgebäudes durch einen geräumigen Stall, der auch gegen die dahinter liegende Gasse einen Ausgang hatte. In diesem Stalle wurden die obrigkeitlichen Schweine gemästet, welche bei der Gelegenheit froh wurden, ins liebe Freie zu kommen. Von da sprang der Flüchtling in ein nahes Bäckerhaus, welches einst ein Ganzes mit dem nach der entgegengesetzten Straße stehenden Hause gewesen war. Er wußte zwar, daß seit der Theilung alles vorsichtig vermauert, auf dem Estrich jedoch noch eine Kommunikationspforte offen gelassen worden sei. Behend war er die Treppen hinauf, und weil die Pforte von Mehlsäcken verrammelt war, stürzte er dieselben aus dem nahen Erker in solcher Geschwindigkeit auf die Gasse, daß, ehe der sechste Sack platzend den Boden erreichte, Hans Dampf schon auf der andern Seite hinaus über die Gasse mit einem Sprung in des Platzmajors Haus war, worin sich ein Durchgang nach dem Gäßchen befand, in welchem vor Kurzem Meister Pretzel das berühmte Unglück mit den Töpfen gehabt hatte. Ein neues Hinderniß. Der Platzmajor hatte den Durchgang mit einem neuen Gänsestall verbaut, worin er, weil er den Gänse- und Federhandel trieb, in mehreren Etagen bei dreißig dieser frommen Thiere über einander nährte. Zum Glück war der Stall nicht massiv gebaut; das hölzerne Lattwerk flog links und rechts davon, und der Staatsbaumeister war schon in seinem eigenen Hause, ehe die Gänse alle durch ihr Geschrei und Umherflattern der ganzen Stadt ihre Freude wegen ihrer Erlösung bezeugen konnten.

So sehr auch ganz Lalenburg von den großen Ereignissen die-

ses Morgens überrascht und beschäftigt war, so das man für nichts Anderes mehr Sinn zu haben schien, als von der Verhaftung des edeln Hans Dampf, von dem fürstlichen Kurier und der im Rathssaale zerrissenen Depesche zu plaudern: mußte es doch kein geringes Aufsehen erregen, als sich plötzlich die Schweine des löblichen Rathes, mit einem L gebrandmarkt, durch die Stadt verbreiteten; dann in einer andern Gasse die Luft vom aufsteigenden Mehlstaube der herabfallenden, platzenden Säcke verfinstert ward, und zuletzt die Gänseschaaren des Stadt- und Platzmajorats schreiend über alle Dachgiebel flogen. Niemand konnte begreifen, woher diese Wunder alle in den verschiedensten Gegenden zu gleicher Zeit? Einige Politiker argwöhnten, es möge von Anhängern des verurtheilten Staatsbaumeisters ein allgemeiner Aufruhr beabsichtigt sein. Der Stadtschreiber Mucker aber soll zu verstehen gegeben haben, er würde glauben, Hans Dampf sei wieder in allen Gassen rege, wenn er ihn nicht in demselben Augenblicke erst versiegelt und vernagelt hätte, da Schweine, Mehlsäcke und Gänse ins Publikum kamen.

Inzwischen verschlang der Gedanke an die große Sache des Vaterlandes, besonders an die erwartete feierliche Hinrichtung, jede Rücksicht auf geringere Gegenstände, besonders da schon folgenden Morgens der fürstlich-luchsensteinische Kurier im vollen Galopp mit einer neuen Depesche zur Stadt hineingesprengt kam. Sogleich ertönte die Rathsglocke. Die Bürgermeister und Rathsherren eilten in Mänteln und Degen zur außerordentlichen Sitzung mit Geberden voll Tiefsinns und Ernstes. Viel Volks lief neugierig auf dem öffentlichen Platz zusammen, noch mehr aber, als eine fürstlich-luchsensteinische Kutsche kam, um den Gefangenen abzuholen.

Die Sitzung ward eröffnet. Der Bürgermeister setzte die Brille auf, erbrach den großen Brief in Gegenwart der Versammlung und hob mit lauter Stimme zu lesen an:

„Wir Nikodemus, Fürst zu Luchsenstein, Graf zu Krähenburg, Baron zu Dachsfelden, Herr zu Sauwinkel und Fuchsbergen u. s. w. u. s. w. entbieten den wohlweisen Bürgermeistern und Rath der löblichen Stadt und Republik Lalenburg unsern gnädigen Gruß zuvor. Ehrenveste, Liebe, Getreue! Als wir mißfälligst vernommen, daß unser an euch erlassenes Missiv verloren gegangen, welches von Wort zu Wort also gelautet hat: „Dieweil einer eurer trefflichen Angehörigen, genannt Hans Dampf, zu einem unserer Hofjäger geredet, wie er sich unterfangen wolle, jeden Hund vernünftig sprechen zu lehren, und uns dies besonderermaßen wohlgefallen, so soll uns kein Preis zu theuer sein, wenn er unserm Leibhund Fidele die menschliche Sprache beibringen kann, als welche demselben, ungeachtet seines natürlichen Verstandes, sehr schwer fällt, wiewohl er schon dermalen das Deutsche, zum Theil auch Französische und sogar Italienische versteht, ohne es jedoch selbst zu reden. Wir ernennen den quästionirlichen Hans Dampf einsweilen zu unserm Hofrath, weisen ihm tausend Gulden zur ersten Einrichtung an; und werden diesen guten Kopf, wenn er reüssirt, zum Erzieher unserer Prinzen machen, sobald dieselben erwachsen sein werden.“ Als erwarten wir von euch, Ehrenveste, Liebe, Getreue, ihr werdet diesen unsern Hofrath Hans Dampf unverzüglich an uns anher senden ohne Verzug. Damit geschieht unser gnädiger Wille.“

Mit den sichtbarsten Zeichen des Erstaunens hörte die löbliche Rathsversammlung diese Vorlesung an. Kein Einziger, vom Stadtschreiber und ersten Rathsherrn an, bis zum Weibel an der Thür, war da, der nicht das Maul noch zwei Minuten lang aufgesperrt behielt, auch da nichts mehr zu hören war. Selbst der regierende Bürgermeister, nachdem er Brief und Brille vor sich niedergelegt, behielt vom Vorlesen den Mund offen und starrte außer sich in die leere Luft hin.

Einige verwunderten sich über den Leibhund Sr. Durchlaucht, der schon in drei Sprachen bewandert war; Andere über Hans Dampfs bisher unbekannt gewesene Geschicklichkeit, Thiere reden zu lehren; Andere betrachteten mit Ehrfurcht die Würden und Aemter, zu welchen der Staatsbaumeister plötzlich emporsteigen sollte, da man gerade das Gegentheil erwartet hatte; Andere zitterten nun vor der Rache des großen Mannes, der aus dem Gefängniß in die Nähe eines Thrones versetzt, Stadt und Republik Lalenburg in seiner Gewalt hatte. Die Todtenstille des Erstaunens verwandelte sich plötzlich in ein heftiges Geschrei, weil Jeder zuerst reden und zu Protokoll geben wollte, er habe in gestriger Sitzung gegen die Verhaftung des Staatsbaumeisters protestirt. Keiner war dabei verlegener, als der arme Stadtschreiber Mucker. Während die Andern in Lobeserhebungen des göttlichen Hans Dampf ausbrachen, den sie den Stolz und die Zierde ihrer Vaterstadt nannten; während sie berechneten, was sie ihm den Abend vorher aus treuer Anhänglichkeit durchs Gitterloch des Staatsgefängnisses von köstlichen Speisen und Getränken zugesteckt hatten, kaute Mucker seine Schreibfeder zu Schanden und machte Pläne, sich mit dem Erbfeind zu versöhnen.

Er trug also zuerst darauf an, eine Deputation des Rathes müsse den fürstlichen Hofrath aus dem Gefängniß abholen und im Triumph zum Rathhaus führen; hier müsse wegen gestrigen Mißverständnisses förmlich um Verzeihung gebeten, dem Hofrath der Ehrenplatz zur Rechten des regierenden Bürgermeisters eingeräumt und ihm das fürstliche Schreiben vorgelesen werden; dann wollte und sollte er, der Stadtschreiber nämlich, feierliche Abbitte thun und sich und die Vaterstadt in die Gewogenheit des erhabenden Mitbürgers empfehlen, damit Hans Dampf nicht gegen Lalenburg, wie Coriolan einst gegen Rom, zöge.

Man muß sich aber über diesen plötzlichen Umschwung der Gesin-

nungen gar nicht wundern. Mit den Umständen änderten bei ihnen Grundsätze, Freundschaften, Feindschaften, Versprechungen, Schwüre und Neigungen so sehr, daß die, welche gestern, im Glück aufgeblasen, den Andern Fußtritte gaben, heute vor den Gleichen unterthänigst auf allen Vieren krochen. Das hieß bei ihnen Weltlauf, Politik und Feinheit, und sie befanden sich recht wohl dabei, so schief es auch oft dabei ging.

Hans Dampf.

Hans Dampf, der seine Mitbürger sehr gut kannte, saß wohlgemuth und furchtlos zu Hause, wo ihn seine alte Haushälterin verpflegte. Er wußte sehr gut, daß in wenigen Tagen alles anders werden könnte; daß seine lieben Lalenburger, groß in Worten, klein in Thaten, ihm, auch wenn er entdeckt werden sollte, kein Haar krümmen würden. Ohnehin tröstete ihn sein gutes Gewissen, denn er hatte dem Fürsten von Luchsenstein noch nie eine Fliege todtgeschlagen.

Wie er aber von der treuen Haushälterin, die von Zeit zu Zeit ausging, Staatsneuigkeiten und Rathsverhandlungen zu erfahren, die seltsame Mähre hörte, er sei zum Hofrath des Fürsten ernannt, um dessen Leibhund Unterricht in der deutschen Grammatik zu geben; die Rathsdeputation habe ihm im Staatsgefängniß vergebens ihre Aufwartung gemacht; die ganze Stadt wäre in außerordentlicher Bestürzung, sowohl wegen seines Verschwindens als wegen der unergründlichen Art desselben, da, aufs Genaueste untersucht, Mauer- und Gitterwerk, Nägel und Amtssiegel unversehrt gefunden worden; so bereute er fast seine Flucht. Um also die Sache so bald als möglich ins Geleis zu bringen, kleidete er sich aufs Prächtigste, zündete seine Tabakspfeife an, legte sich damit weit ins offene

Fenster, rauchte ganz harmlos und grüßte freundlich die Vorübergehenden. Er erreichte damit seinen Zweck; denn Jeder blieb stehen und gaffte verwundert herauf; das Gerücht flog wetterschnell durch die Stadt, der wunderbar verschwundene Hofrath rauche zum Fenster heraus seine Pfeife; Alles lief hin, sich von der Wahrheit des Gerüchtes selbst zu überzeugen, je weniger man daran glaubte. In einer halben Stunde war die Gasse gedrängt voller Menschen von einem Ende bis zum andern; die Honoratioren der Stadt, in die Nachbarschaft zu Bekannten und Freunden geeilt, sahen rechts und links gegenüber, Kopf an Kopf gedrängt, zu den Fenstern heraus, während Schornsteinfeger, Maurer, Zimmerleute und freche Buben ihre bequemen Plätze auf den Dächern gegenüberstehender Häuser wählten, den neuen Hofrath zu sehen, der mit eben so großer Neugier und Freude das Volksgetümmel betrachtete, wie er von demselben angestaunt wurde.

Mit unsäglicher Mühe arbeitete sich die Rathsdeputation durch das Gewühl der Gaffer zu seinem Hause. Er empfing sie mit herablassender Huld. Der Bürgermeister selbst hatte sich nun an ihre Spitze gestellt, und eröffnete seine Rede mit den Worten: „Hoch- und wohlgeborner Herr fürstlicher Hofrath! Leider ist in unserer theuern Vaterstadt wahr geworden, was Jeder spricht: kein Prophet gilt weniger, als in seinem Vaterlande." Aus diesem Text spann der Konsul nun eine lange Glückwünschungsrede, die sich mit schmeichelnden Komplimenten und Entschuldigungen wegen der gestrigen Uebereilung eines wohlweisen Rathes endete. Darauf ward das Schreiben des Fürsten überreicht. Alle Rathsherren weinten Freudenthränen. Der potenzirte Staatsbaumeister hielt ihm nun eine vortreffliche Gegenrede, die so lange währte, bis sich das Volk auf den Straßen verlaufen und die Deputation vollkommen aufgehört hatte, Freudenthränen zu vergießen. Dann erschien der fürstliche Kutscher und meldete, daß Se. Durchlaucht befohlen,

der Hofrath solle noch diesen Abend sich in der Residenz zur Audienz einfinden.

Da war nun nicht zu säumen. Der entzückte Hans Dampf packte ein und saß nach einer Stunde schon in der fürstlichen Kutsche. Eine ungeheure Volksmenge ward wieder versammelt, ihn einsteigen zu sehen. Jeder nahm in tiefer Ehrerbietung den Hut oder die Kappe bei dem Anblick des goldverbrämten Kutschers und des bestäubten Reisewagens ab. Denn so stolz auch jeder Lalenburger auf seine republikanische Unabhängigkeit und Freiheit war, und wiewohl auch der ärmste Teufel sich als freier Bürger einem König gleich dünkte, hatte doch jeder Lalenburger immerdar eine geziemende knechtische Ehrfurcht vor Allem, was fürstlich war.

Hans Dampf mußte noch den gleichen Abend zu Sr. Durchlaucht. Fürst Nikodemus war ein vortrefflicher Herr, dem nur ein Kaiserthum fehlte, um einer der größten Monarchen zu sein; so aber war er ein kleiner mit großen Schulden. Zu seinen edelsten Vergnügungen rechnete er, wie billig, die Jagd; und daraus läßt sich erklären, daß an seinem Hofe mehr Hunde als Menschen lebten. Gesellschaften liebte er sonst nicht. Obwohl er eigentlich kein Menschenfeind war, äußerte er doch manchmal in vertraulichen Zirkeln, daß er viel darum geben würde, wenn er, mit Ausnahme des Jagdpersonals, alle seine lieben und treuen Unterthanen in Hirsche, Rehe, Wildschweine, Hasen, wilde Gänse, Enten, Schnepfen, Rebhühner und dergleichen verwandeln könnte. Er glaubte, sie würden ihm dann mehr Vergnügen machen und Nutzen bringen.

„Hör' Er einmal!“ redete der Fürst seinen neuerschaffenen Hofrath an, der ihm in unterthänigster Unterthänigkeit den Rockzipfel küßte: „Ist Er's also, der die Hunde sprechen lehren kann? Sieht Er hier die Fidele? Schade, daß das arme Thier sich nicht mündlich auszudrücken versteht; aber, auf Ehre, was ich dem Geschöpf sage, begreift es.“ Darauf befahl Nikodemus dem Hunde auf

deutsch, französisch und italienisch allerlei, und der Hund vollzog die Aufträge mit bewunderswürdiger Pünktlichkeit.

„He, was sagt Er dazu?“ fragte der Fürst mit freudeglänzenden Augen.

„Wie Ew. Durchlaucht befehlen!“ antwortete der Lalenburger.

„Hofft Er die Fidele zum Sprechen zu bringen?“

„Wenn man uns Beiden Zeit genug läßt —“

„Daran soll es nicht fehlen. Hör' Er einmal, fange Er nur mit dem Deutschen an. Französisch kann nachher vorgenommen werden, wenn das Thier in der Muttersprache hinlängliche Progressen gemacht hat. Er kann hier im Schlosse bei mir logiren. Mein Haushofmeister soll Ihm ein Zimmer anweisen. Er muß sich nur erst das Thier recht attachiren, daß es gern bei Ihm bleibt. Wenn Er seine Sache gut macht, soll Er noch schöne Recompense haben. Ich werde von Zeit zu Zeit nachfragen, wie es mit den Lektionen geht. Versteht Er auch französisch?“

„Ew. Durchlaucht, zum Unterricht der liebenswürdigen Fidele verstehe ich genug davon; doch wird mir die französische Sprache etwas mühsam zu reden, und zwar wegen eines kleinen Fehlers meiner Zunge. Denn es geschieht zuweilen, daß sie das Wort nicht gleich herausbringen kann, was ich meine.“

„Und italienisch?“

„Ew. Durchlaucht, damit habe ich auf Universitäten guten Anfang gemacht, aber das ist leider schon lange her.“

„Nun, nun, lass' Er's, mon cher.“

„Ew. Durchlaucht, ich bitte unterthänigst ab, ich habe sie nicht bei mir.“

„Was?“

„Die Scheere.“

„Ei, ei, was Scheere? Was macht Er da gleich für eine tolle faute?“

Der Hofrath besah sich schamroth die Hände und versteckte dieselben, weil er glaubte, Se. Durchlaucht rede von seiner Pfote.

„Nun, geh' Er jetzt nur! Lass' Er sich sein Logement zeigen und sich brav Wurst aus meiner Küche geben, denn Fidele frißt sie gern. Damit gewinnt Er gleich ihr Herz."

Der Hofrath merkte, daß ihm die Thür gewiesen sei, und nahte sich derselben unter vielen Verbeugungen rücklings, weil er nicht wider die Ehrfurcht fehlen und dem Fürsten den Rücken zukehren wollte. Dabei kam ihm aber unvermuthet Fidele, ein derber Jagdhund, zwischen die Beine, und er stürzte so ungeschliffen rückwärts zu Boden, daß ihm die Füße im Aufschwung hoch über den Kopf emporfuhren. Hans Dampf ließ einen tiefen Seufzer fahren, der Hund schrie vor Schrecken laut auf, und Nikodemus lachte sich fast krank. „Nun, ihr fangt an, mit einander Bekanntschaft zu machen!" rief der Fürst, und der Hofrath lief unter Millionen Abbitten zur Thür hinaus.

In allen Gassen.

Mit Beihülfe der Hofküche hatte sich Hans Dampf die Gewogenheit und das Zutrauen des fürstlichen Leibhundes vollkommen in Zeit von vier Wochen erworben. Von nun an erkundigte sich der Fürst öfters nach dem Gang des Unterrichts. Der schlaue Hofrath bemerkte jedoch Sr. Durchlaucht, daß ein Mensch selbst wohl vier, fünf Jahre gebrauche, ehe er reden lerne, und ein Kind vor Verlauf des ersten Jahres kaum einige Silben lallen könne. Nikodemus fand den Grund sehr vernünftig, und mäßigte seine Ungeduld. Hans Dampf aber, dem sein Leben am Hofe sehr behaglich war, ließ sich wohl sein, und empfand nur dann und wann einige Unruhe, wenn er dem Hunde tausendmal ein und dasselbe Wort gesprochen hatte, und doch keine Frucht davon sah. Der Hund gaffte

zwar seinen Lehrmeister aufmerksam an, schien aber zum Nachsprechen der Worte viel zu schüchtern zu sein.

Hans Dampf erinnerte sich zum Glück an einen Spaßmacher, den er unter den Studenten auf der Universität gekannt. Dieser pflegte seinem Pudel zuweilen die Schnauze zusammenzudrücken, und ihn durch heimliches Klemmen zum Knurren und Murren zu bringen. Wenn er dann im richtigen Zeitmaß die Hand an der Schnauze ein wenig nachließ, entstand durch das Oeffnen und Zusammendrücken derselben aus dem Rachen des mürrischen Pudels der deutliche Ton Ma Ma. Hans Dampf versuchte das Gleiche bei Fibelen, und es gelang ihm über Erwartung.

Da Nikodemus nach einem halben Jahre den Hofrath ziemlich verdrüßlich um Fibelens Fortschritte befragte, lobte der Lehrmeister seinen Zögling ungemein, und erbot sich, von dessen erstem, kindischem Lallen einige Proben zu geben. Der Fürst versammelte seine Vertrauten, und im Kreise derselben erschien der Hofrath mit einer sehr zuversichtlichen Miene, nebst seinem Zögling.

Vor allem aus bemerkte der Hofrath in einer langen, vortrefflichen Rede, voll feiner pädagogischen Bemerkungen, daß er im Unterricht genau den Gang der Natur beobachte, weil sie die beste Wegweiserin sei. Alle Künstelei in Unterricht und Erziehung sei Thorheit und geisttödtend und verderblich für die lebenden Geschlechter, wie für die ganze Nachkommenschaft. Nur durch die schlechte Einrichtung des ersten Unterrichts sei das Unglück aller Staaten, der Untergang großer Nationen entstanden und alles Unheil in der Welt. Nebenbei machte er Hoffnung, seine neuerfundene Buchstabirmethode menschenfreundlich bekannt zu machen, wenn man ihm das Geheimniß mit einigen und zwanzigtausend Gulden bezahlen würde, und erwähnte eines großen Entwurfs, eine neue Fibel, mit vielen Kupferstichen, nach seinem eigenen Ideale her-

auszugeben und Sr. Durchlaucht dem Fürst Nikodemus, dem Mäcen und Beschützer der Wissenschaften und Gelehrten, zu dedizieren.

Darauf fuhr er fort, den Gang der Natur im Unterricht des menschlichen Geschlechts zu entwickeln. „Wen," sprach er, „wen lernt das Kind zuerst unter allen Lebenden kennen, wen zuerst lieben? Es ist die Mutter. Und die Mutter ist es, deren Zärtlichkeit es auch zuerst durch sein Stammeln auf die rührendste Weise belohnt. Der süße Muttername ist der erste Klang, welcher den zarten, ungeübten Lippen des Kindes entschwebt! Und so begann auch ich bei unserer talentvollen, liebenswürdigen Fidele. — Nun, Fidele, komm her, sei artig, und sage den hohen Anwesenden den Namen deiner Mutter."

Bei diesen Worten nahm er den Hund schmeichelnd in den Arm, hielt ihm die Schnauze, kniff und stieß ihn von hinten, bis er zu brummen anfing, und dann mit tiefer Baßstimme: „Mama!" hören ließ.

Alle Anwesenden brachen in ein lautes und fast unauslöschliches Gelächter aus, womit sie ihrem Beifall oder den Empfindungen ihres Erstaunens Luft machten. Des Hofraths gelehrter Ernst, und Fidelens Baßstimme dazu, gaben diesem pädagogischen Akt etwas sehr Feierliches. Aufgemuntert durch diese Fröhlichkeit, ließ der Hofrath den Leibhund sein Kunststück noch mehrere Male hinter einander machen, bis sich das Lachen der Gesellschaft in ein lautes Schreien verwandelte und der Fürst um Gotteswillen bat, Fidele solle aufhören.

Se. Durchlaucht waren so entzückt, daß Höchst Sie den Hund an ihr Herz drückten und küßten, ja sich in der Freude bald so weit vergessen hätten, sogar den Hofrath zu umarmen. Dieser empfing die Glückwünsche des Hofes mit vieler bescheidenen Selbstgefälligkeit. Der Fürst gab seinem Hunde Zuckerbrod und munterte ihn auf, in seinem Fleiße fortzufahren. Den Hofrath beschenkte

er mit einer goldenen Schnupftabaksdose, worauf sich das Bild des Landesvaters befand. Hans Dampf, von Dankbarkeit begeistert, rief: „O, ich stehe dafür, der Hund soll bald auch zu Ew. Durchlaucht Papa sagen können!“

„Dann bekömmt Er neue Gehaltszulage!“ erwiederte der Fürst, und entließ den Hofrath in den gnädigsten Ausdrücken.

Mit dem Papa wollte es Hans Dampfen nun aber nicht so bald gelingen. Nach einigen Wochen, da sich Nikodemus wieder erkundigte, bemerkte ihm der Hofrath, Fidele werde unstreitig bald Junge werfen, und in solchem Zustande müsse man das arme Thier mit allen Geistesanstrengungen verschonen. Dies leuchtete dem Fürsten ein, und Hans Dampf gewann damit Zeit und ruhiges Leben, wenn er ruhiges Leben verlangt hätte.

Aber er war in der Residenz schon überall bekannt, vertraut und in hundert kleine und große Angelegenheiten verfädelt; sprach überall mit, keck, kühn, zuversichtlich und wie es ihm beifiel; wußte Alles, entschied Alles, veranstaltete Alles. Sein Ansehen beim Fürsten stieg täglich, und aus dem Grunde bei allen Höflingen und Residenzbewohnern. Man hieß ihn schlechtweg nur den Liebling. Der Stadtrath von Lalenburg ordnete auch regelmäßig alle vier Wochen Deputationen an ihn ab, um sich nach dem Wohlsein des erhabenen Mitbürgers zu erkundigen, nannte ihm zu Ehren die enge Gasse, worin sein väterliches Haus stand, die Dampfgasse, und hing sogar, in Ermangelung seines Bildnisses oder seiner Büste, im Rathssaale seinen Schattenriß auf.

Selbst die geheimen Kabinetsräthe des Fürsten machten sich an ihn, um durch ihn auf Se. Durchlaucht einzuwirken, besonders da es um eine neue allgemeine Landessteuer zu thun war, welche Nikodemus zur Fortsetzung seines löblichen Aufwandes eintreiben wollte. Da die geheimen Räthe sehr gegen die Ausschreibung der Steuer arbeiteten, weil das Volk schon genug von Abgaben aller

Art gedrückt war, wandten sie sich auch an Hans Dampf, und baten ihn im Namen des schwer gedrückten Landes, den Fürsten zu bewegen, von seinen Forderungen abzustehen.

„Nichts leichter, als das, meine Herren!“ sagte der Hofrath mit der ihm eigenen Zuversichtlichkeit, und begab sich zum Fürsten.

„Aber, hör' Er einmal,“ sagte Nikodemus zu ihm, „ich muß doch Geld haben. Schaff' Er nur Geld, so brauche ich keine Auflagen zu machen.“

„Nichts leichter, als das!“ erwiederte der Hofrath: „Wie viel befehlen Ew. Durchlaucht?“

„Je mehr, je besser.“

„Vortrefflich. Ew. Durchlaucht müssen nur einen kleinen Bandhandel anfangen, der trägt ungeheure Summen Goldes ein.“

„Einen Bandhandel? Hör' Er einmal, Er ist nicht ein Hans Dampf, sondern ein Hans Narr; ich bin kein Bändeljude.“

„Ew. Durchlaucht geruhen nur die halbe Elle Band zu hundert Nikodemusd'or zu verkaufen, so — —“

„Wer zahlt mir das?“

„Wenn Ew. Durchlaucht einen neuen Ritterorden stifteten, zum Beispiel zu Ehren des Jäger-Heiligen — so etwa einen St. Nimrodsorden; wenn jeder Nimrodsritter das Recht empfängt, ein grünes Bändchen im Knopfloch zu tragen, woran von Gold das Bild kreuzweis gelegter Jagdflinten, umfangen von einem Waldhorn, hängt, statt des Ordenskreuzes; wenn jeder den Ritterschlag mit dem Weidmesser empfängt, der hundert Nikodemusd'or zahlt, und für den großen Orden tausend Nikodemusd'or Einschreibgebühren — wenn man dabei allerlei Ordensfeierlichkeiten anbringt — ich weiß noch aus Universitätsjahren, welche Wirkung das macht — —“

„Hör' Er einmal,“ unterbrach ihn plötzlich der Fürst: „Er ist wahrhaftig kein Hans Narr. Wir wollen das Ding überlegen. Be-

stelle Er in der Fabrike sogleich Band und laß' Er die Kreuzdinger von den Goldschmieden dazu machen. Ich will Ihn bei diesem Nimrodswesen zum Ordenskanzler anstellen."

In der That hätte keine Auflage den fürstlichen Kassen so viel Geld eingebracht, als dieser Bandhandel, wie ihn der Lalenburger etwas unschicklich nannte. Denn kaum erschien der Fürst, und sein Halbbruder der Graf von Krähenburg, und Hans Dampf der Ordenskanzler mit dem Nimrodsband; kaum erfuhr man, daß, wer die hohen Einschreibgebühren erlegen könnte, zum Nimrodsritter gesteigert werde: so entstand zur Ordenskanzlei ein unerhörtes Gedränge. Jeder brachte seine Nikodemusd'or für eine halbe oder zwei Ellen Band; denn Keiner wollte dem Andern im Range nachstehen. In kurzer Zeit trugen selbst Perrückenmacher das kleine grüne Band. Dies empörte den gerechten Stolz des Adels und anderer Reichen des Landes. Wie konnten sie mit gemeinen Leuten gleichen Ranges sein? Sie verkauften lieber Haus und Hof, damit sie am breitern Bande den großen Nimrodsorden tragen konnten. Das ganze Land ward voll grüner Bänder und Schulden. Fürst Nikodemus schwamm in Freuden; aber seine treuen Räthe verwünschten den erfinderischen Witz des neuen Ordenskanzlers, und zogen daraus die Lehre, man müsse keinen Hans Dampf zum Finanzminister und keinen Bock zum Gärtner setzen.

Hans Dampf.

Hans Dampf hatte aber gerade so viel und so wenig Gewissen, wie ein großer Staatsmann haben soll, der lieber eine Provinz, als einen seiner Einfälle umkommen läßt, und dem gar behaglich zu Muth sein kann, wenn auch einem ganzen Volke bei seiner Staatsklugheit höchst übel ist. Als ihn eines Tages einer von den treuen Fürstenräthen auf die traurigen Wirkungen der Nim-

rodswuth aufmerksam machte, erwiederte er: „So wahr ich Hans Dampf heiße, alles Gute hat sein Böses, alles Böse sein Gutes. Wenn es aber Gesetz wäre, daß ein Staatsmann allen Klagen im Lande ein Ende, oder ein Arzt alle seine Kranken gesund machen müßte: wer möchte wohl Staatsmann oder Arzt werden wollen? Darum, lieber Freund, laßt uns getrost sein. Der liebe Gott hat die Welt so vortrefflich geschaffen, daß unsereins lange daran herumpfuschen kann, ehe er etwas verpfuschert!“

Wirklich mochte diese große Maxime nirgends besser bewährt worden sein, als im Lucksensteinischen. Denn da waren seit mehr denn hundert Jahren abwechselnd alle möglichen und unmöglichen Staatstheorien versucht worden, ohne daß das Land darum öde und menschenlos geworden wäre. Jeder neue Fürst, oder Minister, machte neue Ordnungen und schaffte die alten ab; der eine baute Klöster, der andere machte Kasernen daraus, der eine legte für Staatsrechnung Fabriken an, der andere verkaufte die junge Mannschaft regimenterweise, gleich andern Landesprodukten, und hob die Fabriken auf; der eine wollte aus seinem Staate ein großes Harem, der andere daraus einen einzigen Thiergarten machen. Item, die Menschen mehrten und nährten sich dabei nach wie vor, sobald sie nur einmal die große Wahrheit recht beherzigt und sich daran gewöhnt hatten, daß sie zum Vergnügen ihrer Herren und nächstdem auch zu ihrer eigenen Freude geboren wären, übrigens dem neuesten System gemäß heut links, morgen rechts, heut vorwärts, morgen rückwärts marschiren müßten. Auch konnte alles Unheil des Rimrodsordens nichts an der Ehrfurcht, Hochachtung, Liebe und Bewunderung vermindern, mit welcher man dem Ordenskanzler begegnete, wo er sich blicken ließ. Denn er war die Rechte des angebeteten und von seinem Volk vergötterten Fürsten.

Es fehlte ihm dabei nicht an Neidern, aber er bemerkte sie kaum. Auch war er in der Gnade seines Herrn so fest, daß er in

den Augen desselben seinen Werth nicht verlor, selbst als die genialische Fidele krank ward und starb. Ohne Zweifel war das arme Thier das Opfer einer Verschwörung und Hofkabale geworden. Denn der Leibarzt hatte am Leibhund Spuren einer Vergiftung bemerkt, und geflissentlich brachte man das Gerücht vor die Ohren Sr. Durchlaucht, es möge der Ordenskanzler seinen Zögling wohl selbst aus der Welt geschafft haben, um ihn nicht reden lehren und am Ende gestehen zu müssen, daß er nur ein leerer Prahler sei und die Kunst nie verstanden habe. Hans Dampf hatte zu aufrichtige Thränen um Fidelens Tod geweint, und der ganze Hof zu unverhohlene Gleichgültigkeit beim Absterben des edeln Thiers bewiesen, als daß Nikodemus durch boshafte Verleumdungen hätte getäuscht werden können. Im Schloßgarten, unter Thränenweiden und Zypressen, ward dem unvergleichlichen Hunde ein marmorner Obelisk errichtet, und dazu einer der berühmtesten Bildhauer Italiens verschrieben.

Man kann zwar nicht sagen, daß Hans Dampf eigentliche Freunde gehabt hätte; aber wer hat denn am Hofe und in der großen Welt Freunde? Oder wer könnte einzelner Menschen Freund sein, der, wie ein Hans Dampf, aller Welt angehört? Dabei verlor jedoch der Ordenskanzler nichts. Er war Jedermanns Vertrauter. Nicht nur der Fürst, sondern auch dessen Halbbruder, der Graf von Krähenburg, nannte ihn seinen Allesmacher. Jeder lächelte ihm, er Jedem zu. Selbst die schönen Luchsensteinerinnen lächelten. Allein er war auch ein liebenswürdiger Mann, der nichts übel nahm, und der sein ganzes Vergnügen darin fand, die Freuden Anderer zu vermehren.

Freilich gelang ihm das nicht immer vollkommen, und dann hatte er nachher gewöhnlich Todesverdruß und Undank für seinen besten Willen. Ich will nur zum Beispiel die Geschichte eines einzigen Tages erzählen.

In allen Gassen.

Der Graf von Krähenburg hatte lange Zeit eine kleine Liebschaft in der Residenz gehabt. Fräulein Sabine, eine niedliche Brünette, fand sich durch die Anbetung des Grafen sehr geschmeichelt, und veranstaltete gar gern dann und wann mit ihm geheime Zusammenkünfte, um sich unter vier Augen bewundern zu lassen. Ihr Vater kam dahinter, nahm dies sehr übel, und gab den vielbewunderten Korallenlippen seiner Tochter einige höchst prosaische Maulschellen. Herr von Quast, so hieß er, zwar nur ein gemeiner Edelmann, aber uralten Adels, hielt es für schimpflich, daß die Enkelin jener Helden, die schon Kaiser Karls des Großen Kammerdiener gewesen, nun zu einer flüchtigen Liebschaft oder Mätressenschaft eines appanagirten Herrn dienen sollte. Auch hütete er von der Zeit an seine minder ahnenstolze Tochter so strenge, daß sich die Liebenden kaum alle Wochen einmal in der Kirche verstohlen ansehen konnten.

Natürlich gerieth der Graf darüber in billige Verzweiflung; offenbarte dem Ordenskanzler sein Leiden und versprach ihm goldene Berge, wenn er bewirken könnte, ihn nur ein einziges Mal mit seiner Schönen wieder zusammenzubringen. — „Nichts leichter, als das!“ sagte Hans Dampf, und suchte sogleich Fräulein Sabinen in einer Gesellschaft. Sie bemerkte erröthend dem getreuen Vertrauten ihres Geliebten, daß sie nichts mehr ohne Vorwissen ihres Vaters wagen könne; würde er aber ein Mittel wissen, ihren strengen Vater zu bereden . . .

„Nichts leichter, als das!“ rief Hans Dampf, und begab sich folgenden Tages zum Herrn von Quast, sprach von der Liebe des Grafen zu Sabinen so rührend, machte ihm so ernste Vorstellungen von den gefährlichen Folgen, welche seine Strenge für die unglücklichen Liebenden haben würde, daß der stolze Alte nicht anders

konnte, und die Liebe des Paares billigen mußte, in so ferne der Herr Graf seiner Tochter in Gegenwart der Aeltern die Ehe geloben würde.

„Nichts leichter, als das!“ sagte der Abgesandte: „Machen Sie das mit dem Grafen nur selbst ab. Ich werde ihm — denn er ist seit gestern zu Krähenburg — auf der Stelle schreiben, er solle diesen Abend um acht Uhr Fräulein Sabinen seine Aufwartung machen; alle Hindernisse wären gehoben.“

Seines gelungenen Werkes froh, schrieb er auch dem Grafen sogleich, er solle nicht fehlen. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß der Graf, weit entfernt, an feierliche Verlobungen zu denken, nur ein einsames Stündchen mit der Geliebten in deren Boudoir zu verplaudern hoffte. Herr von Quast hingegen, nun er die förmliche Anwerbung des fürstlichen Bruders um Sabinen vernommen, lud auf den gleichen Abend die gesammte Familie der Quaste zu einem prachtvollen Gastmahl, und Sabine, im höchsten Schmuck, im Kreise von vierzig Vettern, Muhmen, Basen und andern Verwandten erwartete ihren Liebhaber mit triumphirendem Herzen, der doch nur auf ein bescheidenes Schäferstündchen Anspruch gemacht hatte.

Er kam am Abend, halb verkleidet, im schlichten Ueberrock, diebisch leise und heimlich ins Quastische Haus; fluchte heimlich auf die brennenden Laternen; verbarg sich in einem Winkel an der Treppe, weil der Bedienten zu viel umher liefen, und lauerte, bis er endlich Sabinens ihm wohlbekannte und vertraute Zofe ersah. Auf seine leise Frage, in welchem Zimmer das Fräulein zu finden sei, führte ihn die Dienstbare dahin. Aber wer kann das Entsetzen schildern, als die Thür aufging, und der Graf, statt an die Brust der einsamen Geliebten zu fliegen, in den großen, kerzenhellen, menschenvollen Prunksaal hineinstolperte, wo ihn Alles erwartete und mit Bücklingen und Knixen umringte.

Allerdings hätte Hans Dampf dem verblüfften Fürstenbruder die grausame Verlegenheit ersparen können, wenn er demselben, statt weniger schriftlicher Worte, mündlichen Bericht von seiner Sendung gemacht hätte. Allein der Ordenskanzler hatte selbst eine Liebschaft, und gleichen Tags den Plan gemacht, seine Huldgöttin auf die allerartigste Weise von der Welt zu überraschen. Die Huldgöttin war wirklich ein hübsches Mädchen, noch dazu eine Landsmännin, des Apothekers Quirl von Lalenburg Tochter, Namens Johanne, die zu einer alten, reichen Tante nach Luchsenstein gekommen war und bei derselben lebte, um sie zu beerben. Die alte Tante war aber eine grämliche Tante, die viel betete, und ihre Nichte, statt zu Konzerten, Bällen und Schauspielen, nur in die Betstunden der Frommen und Heiligen führte. Die alte Tante schien es auch gar nicht gern zu sehen, wenn der windige Landsmann, wie sie ihn nannte, gar zu oft bei der schönen Landsmännin zusprach. Das that diesem sehr leid. Er benutzte also jeden Anlaß, Johannen zu sehen.

So sah er sie auch am Morgen dieses Tages, freilich nur sehr vorübergehend und nur im Begegnen auf der Straße. Er brachte die Rede auf seinen Wunsch zu einem Abendbesuch. Sie zuckte die Achseln und bedauerte, diesen Abend außer dem Hause in einer Gesellschaft von Freundinnen zu sein, die wöchentlich in einem bestimmten Lokale zusammenzukommen pflege. Aus weiblicher Eitelkeit mochte sie nicht gern gestehen, daß sie mit der Tante eine Andachtsstunde besuche. „Und wo?“ fragte der Hofrath. Sie nannte das Haus. „Wird getanzt?“ — Sie lächelte erröthend und sagte: „Leider nicht! Höchstens wird gesungen.“ — Er fuhr fort: „Ist es auch einem ungebetenen Freund erlaubt, dabei zu sein? Denn wenn ich Sie nur sehen kann, wo es auch sei, bin ich glücklich.“ Sie erröthete, stammelte ein: „Ich weiß es nicht!“ und entwischte. Hans Dampf aber, als ein guter Lalenburger, nahm das

Erröthen und Lächeln der Lalenburgerin für Einladung und stummen Ausdruck geheimen Wunsches.

Sogleich that er sich mit einigen jungen Herren aus der Stadt zusammen, ohne anders die Abendgesellschaft der jungen Dame durch seine Gegenwart zu verschönern. Die Zudringlichkeit hoffte man, wo nicht zu rechtfertigen, doch einigermaßen durch eine Aufmerksamkeit anderer Art zu vergüten. Man wollte heimlich Musik bestellen, und die jungen Herren, die ohne Zweifel alle unter den Damen ihre liebenswürdigen Bekanntinnen haben würden, sollten in Ballmasken erscheinen. „Wenn dann die Frauenzimmer," sagte Hans Dampf entzückt von seinem Plan, „wenn sie dann da bei ihren Theetischen, oder beim Spiel, oder bei langweiligen Salbadereien dasitzen, und urplötzlich vor der Thür ein lieblicher Walzer erklingt, und wir nun maskirt eintreten, die jungen Schönen auffordern — da wird sich keine mehr halten können, und Alles vergessen und vergeben sein. Es versteht sich übrigens, unsere Entschuldigung machen wir hintennach."

Alle freuten sich auf das angenehme Abenteuer. Musik und die auserlesensten Ballmasken wurden bestellt und zwar im tiefsten Geheimniß, desgleichen Ort und Zeit der Zusammenkunft in der Dunkelheit des Abends. Als der ersehnte Augenblick erschien, war Hans Dampf der Erste auf dem Weg. Die Musikanten fanden sich ein; die Tänzer maskirten sich und schlichen, in ihre Mäntel gehüllt, zu dem bestimmten Hause, wo ihnen schon von ferne die Reihe hellerleuchteter Fenster den Saal der Assemblee verrieth. Der Thürhüter, auf die Frage: wo das Zimmer der Versammlung sei? wies die Herren zurecht, obgleich nicht wenig über die mitkommenden Musikanten erstaunt, weil die Frommen beiderlei Geschlechts bisher zu ihren Erbauungsstunden nie Pfeifen, Geigen und Waldhörner gebraucht hatten. Auf den Zehen näherte man sich der Thür

des Saals, warf die Mäntel ab, legte die Larven vor, und bereitete sich in tiefster Stille.

Während dessen saß im Saal die kleine Gemeinde auserwählter Christen und Christinnen in gottseliger Andacht beisammen, und hörte den erbaulichen Vortrag eines ihrer Vorsteher über die Freuden und Seligkeiten des himmlischen Jerusalems an, wo das Lämmlein mit der Siegesfahne throne. Die guten alten Mütterchen, mit gefalteten Händen, die frommen Betbrüder, mit auf die Achseln niederhängenden Köpfen, saßen längs den Wänden herum, und ließen nur zuweilen einen stillen Seufzer der Sehnsucht nach dem überirdischen Zion ertönen. Hingegen die jüngern Frauen und Jungfrauen fühlten sich erst mächtiger ergriffen, als der Redner die Schönheit der Engel schilderte, das Schweben der Cherubim um den Thron der Herrlichkeit und das feierliche Hallelujah und den Gesang der Sphären.

In diesem Augenblick begannen die Musikanten vor der Thür des Saals einen lustigen Walzer, erst gar leise und sanft, dann immer steigender und lauter. Die gottesfürchtige Versammlung glaubte im Anfang wirklich den Gesang der Sphären zu vernehmen; selbst der Vorsteher ward in seiner Rede feuriger und glänzte in stillem Entzücken. Die jüngern Christinnen, mit ihrem Geiste im himmlischen Zion, zuckten mit den Füßen nach dem Walzertakt, wie sich denn auch das frömmste Mädchen dessen nicht beim Anhören der schlechtesten Tanzmusik enthalten kann. Als nun aber die Waldhörner dazwischen brausten und die Sphärentöne gar zu irdisch klangen, verstummte der Redner, und die Gemeinde der Auserwählten begriff weder, woher diese weltliche Eitelkeit, noch wohin sie führen werde.

Plötzlich flogen die Thüren des Betsaals auf, sechs bis acht leichtfüßige Masken herein, die Musikanten geigend und blasend ihnen nach. Während sich diese stellten, hüpften jene mit fröhlichen

Verneigungen durch den Saal, und die ganze Versammlung der andächtigen Lämmleinsverehrer saß wie zu Bildsäulen versteinert, beim Anblick dieses unerwarteten Schauspiels da. Hans Dampf und seine Gefährten, die nun einmal zum Tanzen kamen, achteten weder auf die Ueberraschung der Anwesenden, noch daß fast alle ein Gebetbuch in der Hand hielten. Am wenigsten fiel ihnen das Geschäft und die heilige Bestimmung dieser frommen Zusammenkunft bei. Einzig war ihnen unangenehm, nur zwei bis drei junge Frauenzimmer, sonst nichts als sehr ehrwürdige Matronen zu erblicken. Hans Dampf nahm Johannen; die andern jungen Damen wurden aufgefordert, und weil nun aus der Noth eine Tugend gemacht werden mußte, bequemten sich die übrigen Tänzer auch zu den alten Mütterchen. Daß sich die Frauenzimmer ein wenig sträubten, fand man ganz natürlich; aber man zog sie mit sich hin; die Tanzmusik ging rasch fort, und so kam man ins Walzen gern oder ungern. Dies alles geschah in solcher Schnelligkeit, daß Keines zur klaren Besinnung kam. Der übrige Theil der frommen Versammlung konnte im Erstaunen weder Bewegung noch Sprache finden.

Nur eine von den betagten Tänzerinnen, die sich durchaus nicht in den wirbelnden Schwung des Walzers fügen wollte, und die ganze Erscheinung für eine förmliche Versuchung von Seiten Belzebubs ansah, störte den begonnenen Gang der Dinge auf eine geräuschvolle und entscheidende Weise. Es war die verwittwete Oberhofköchin, eine gottesfürchtige, breite, handfeste Dame. Sie hatte von den Tänzern gerade den lustigsten Springinsfeld bekommen, der, so sehr sie auch arbeitete, seiner los zu werden, wie eine Klette an ihr hing, sie mit sich herumzerrte und um sie her hüpfte. Wüthend drang sie endlich gegen ihn ein, und mit einem Stoß lag er zur Erde gestreckt, doch nicht ohne ihm im Fallen Gesellschaft zu leisten. Ihr lästerliches Geschrei erweckte nun auch die übrigen From-

men zum Aufruhr gegen die Entweiher des heiligen Ortes. Herren und Frauen griffen zu den Gebetbüchern, und rückten in zwei Kolonnen gegen die Tänzer und gegen die Musikanten. Die Tänzer, erstaunt, sich eben so unartig als undankbar behandelt zu sehen, ließen ihre Damen fahren, und fingen an, Erklärung und Entschuldigung zu geben und zu fordern. Nicht so ging es im Orchester. Denn da ein an den Ecken massiv mit Silber beschlagenes Gesangbuch, als Wurfgeschütz, in den Bauch der Baßgeige gefahren war, säumte der erboste Musikus nicht, den Tod seiner brummenden Freundin zu rächen, und fuhr mit dem Fidelbogen unbarmherzig gegen die erbitterten Angreifer aus. Auch die übrigen Tonkünstler sahen sich gezwungen, aus Nothwehr ihre Violinen, Bratschen, Waldhörner in Waffen zu verwandeln.

Nur mit größter Mühe konnten die Bedächtigen beider Parteien das Handgemenge enden. Die Tänzer erklärten, wie ihre Absichten so wohlgemeint gewesen, baten wegen ihres Irrthums um Verzeihung, und Hans Dampf, der am Ende von allem Unfug der Urheber gewesen, mußte sich gefallen lassen, sämmtlichen verursachten Schaden zu tragen. Man war noch großmüthig genug, ihm die Entrichtung von Schmerzengeldern zu erlassen, ungeachtet Keiner ohne Schmerzen und blaue Flecken davon gegangen war.

Hans Dampf.

Folgenden Tages gab die Geschichte großen Lärmen in der Stadt. Dann kam noch das verdrüßliche Schicksal des Grafen von Krähenburg in der Familie der Quaste. Denn auch hier war es zu Erklärungen und alle Schuld auf den Hans Dampf gekommen. Alle Welt schimpfte. Nur Fürst Nikodemus lachte aus vollem Halse. Der Graf hingegen fluchte und wetterte gegen den ungeschickten Unterhändler, und wollte nichts mehr von ihm hören; ließ ihm

auch sein Haus auf immer verbieten. Die fromme Tante von Johanna Quirl that desgleichen, und schickte ihre Nichte sogleich zu ihrem Vater nach Lalenburg zurück.

Der Ordenskanzler ließ sich aber das alles nicht anfechten. Seiner Unschuld und guten Absichten bewußt, wandelte er seinen Weg freudig fort, und tröstete sich damit, daß Undank der Welt Lohn sei und die Handlungen großer Männer gewöhnlich von den Zeitgenossen verkannt werden. So lang er übrigens in der Gnade des Fürsten stand, war er für Hof und Stadt ein höchst achtungswürdiger Mann, dem Jeder schmeichelnd entgegenkam; dessen Worte Göttersprüche waren.

Se. Durchlaucht der Fürst setzte so großes Vertrauen in den Ordenskanzler, daß er denselben sogar mit in die Gesandtschaft ernannte, welche bestimmt war, die Prinzessin von Mäusenheim, künftige Gemahlin des Herrschers von Luchsenstein, vom Hofe ihres Vaters abzuholen. Weil die übrigen Gesandten meistens uralte Herren waren, hatte Hans Dampf viel Gnade bei der Prinzessin. Jugend ist zuweilen große Tugend. Die Prinzessin war übrigens mit ihrer Gnade nicht allzuwohlfeil, denn sie hatte mancherlei wunderliche Launen, wie sie einer schönen Prinzessin wohl anständig sind. Da sie nun sehr geneigt war, alle Tage eine neue Laune zu haben, weil eine beständig gleiche Laune keine Laune mehr ist, so fiel es ihren Umgebungen oft ziemlich schwer, die rechte zu erkennen. Sie war sehr reizbar und nervenschwach; darum liebte sie besonders alles Sanfte und Zarte, vielleicht deswegen auch vor allen Dingen ihre Katzen. Sie hatte beständig die schönsten und freundlichsten dieser lieben Thiere in ihrem Gefolge; Katzen von allerlei Größe, von allerlei Farbe. Jede ihrer Hofdamen hatte zwei bis drei Katzen zu verpflegen.

Da nun der Fürst mit gleicher Huld den Hunden, wie die Fürstin den Katzen zugethan war, besorgte man, des bekannten

Sprichworts von Hunden und Katzen wegen, die künftige Ehe dürfte nicht zu den allerseligsten unterm Monde gehören. Trotz dem, wie auch ganz billig, wurden auf die hohe Vermählung unzählige schmeichelhafte Gedichte verfertigt, Reden gehalten, Sinnbilder gemalt, alle voller Weissagungen eines goldenen Zeitalters, da sich die Kraft mit der Anmuth, Weisheit mit der Schönheit einige, wie das nun immer so der Fall zu sein pflegt. Viele gute Dinge in der Welt sind überhaupt eigentlich nichts als bloße Redensarten.

Das Ansehen des Ordenskanzlers bei der Prinzessin von Mäusenheim, deren Beilager mit Nikodemus auf einem Grenzschlosse vollzogen ward, erhob das Ansehen des edlen Hans Dampf mehr als je. Was er daher zu sagen oder zu schreiben beliebte, ward begierig von allen Hörern, Sagenhörern, Lesern und Nichtlesern aufgefaßt und wiederholt, sogar in Zeitungen nachgedruckt. Weil Hans Dampf nun die herrliche Gabe hatte, ungemein redselig und wortreich zu sein, so war es im Grunde immer der Geist oder das Wort Hans Dampfs, welches die öffentliche Meinung leitete. In der Residenz las man mit Entzücken seine Beschreibung von den Reizen der künftigen Landesmutter, von ihrer zärtlichen Liebe für die Katzen, und daß man bei ihrem feierlichen Einzuge in die Residenz außer der Illumination vorzüglich auf Presentation von schönen Katzen denken müsse. Das ließ man sich gesagt sein. Jeder wollte nun die schönsten dieser Thiere haben, weiße, getigerte, schwarze, braune, graue, dreifarbige, um sich bei der Fürstin zu empfehlen. Man verschrieb Katzen von nah und fern, und ungeachtet deren ankamen, gab es doch eine wahre Katzentheurung zehn Meilen weit in der Runde.

In allen Gassen.

Der Einzug des jungen Ehepaars in der Residenz war ungemein prachtvoll, Triumphbogen an Triumphbogen verfinsterten die

nahe alle Straßen. Nicht nur waren in jedem Bogen sehr geschmackvolle Gemälde von Katzen zur Augenweide der Fürstin angebracht, sondern einige der Triumphbogen bestanden aus einer sinnreichen Verkettung allerliebster, kleiner ausgestopfter Katzen, die einander zu jagen schienen. Aus allen Fenstern ließ man Katzen sehen, die sich jedoch meistens übel geberdeten und schrien, ohne Zweifel aus unnöthiger Furcht, herabzufallen. Dies allgemeine Miauen der Katzen ward für diese Thierart gewissermaßen ansteckend und so stark, daß die kleinen Kinder davon heftig erschracken und ihr Geschrei in die herrschende Tonart mischten. Die fürstlichen Jagd-, Wind- und Hofhunde, welche vor dem Wagen her liefen, wei auch alle übrigen bürgerlichen Hunde, die sich aus Neugier, wie andere Zuschauer, von ungefähr auf der Straße befanden, sahen und hörten mit gerechtem Erstaunen an allen Fenstern die zahllose Menge ihrer natürlichen Erbfeindinnen, und geriethen in große Bewegung. Einige sprangen bellend rechts und links, andere vor Wuth heulend gegen die Mauern der Häuser auf, andere kläfften aus Nachahmung oder Sympathie den übrigen nach.

Man hatte bei dieser vorlauten Konversation der Hunde und Katzen die größte Mühe, sein eigenes, menschliches Wort zu verstehen. Einige Zuschauer, um die ehrfurchtsvolle Stille wiederherzustellen, riefen: „Hunde weg!“ Andere schrien dagegen: „Katzen weg!“ Und im Eifer Aller erhob sich ein Gebrüll von Tönen der verschiedensten Art, daß beinahe die Rosse scheu wurden. Man mußte sie wirklich halten, besonders da unter dem Haupt-Ehrenbogen, in der Mitte der Stadt, der Magistrat, wie man zu sagen pflegt, en corps, oder leiblicher Weise, erschien, und der Amtsbürgermeister das Entzücken des Landes in einer vortrefflichen, von ihm selbst verfaßten Rede auszusprechen hatte. Auch stellte er sich dem fürstlichen Paare, das im Prunkwagen beisammen saß, gegenüber und hob die Rede an. Allein des Geschreies, Bellens, Miauens,

Rufens war um ihn her so viel, daß er wohl merkte, ohne höchste Anstrengung seiner Sprachwerkzeuge wäre es hier um die Pracht seiner Rede, um die überraschendsten Gegensätze, Blumen und Vergleichungen gethan. Zum Glück war er ein baumstarker Herr, dem es nicht an Stimme abging, da er im Rathe seit zwanzig Jahren gestimmt hatte. Er überschrie auch wirklich das ungeheure Getöse sehr glücklich, und ward dabei kirschbraun im Gesicht. Die nervenschwache Fürstin im Wagen hielt sich aber in wahrhafter Seelenangst beide Hände vor die Ohren, und Nikodemus donnerte und wetterte rechts und links aus dem Kutschenschlag. Inzwischen glaubte das Volk, weil man bei dem allgemeinen Toben kein einziges Wort verstand, der Fürst bezeuge nur die Empfindungen seines Danks gegen die Liebe der treuen Unterthanen, und jauchzte nun desto ärger ein feierliches Vivat! und Lebehoch! dazwischen. Auch las man in allen Zeitungen und Journalen jener Tage gedruckt, wie groß der Jubel des Volkes, wie herzlich die Erkenntlichkeit des Landesvaters, und wie innig die tiefe Rührung der Fürstin gewesen sei, denn in der That fing sie, da sie keine Hülfe finden konnte, vor Zorn an zu weinen. Der redende oder vielmehr schreiende Amtsbürgermeister nahm den größten Theil dieser köstlichen Thränen auf Rechnung seiner wirklich erschütternden Rede, wandte sich nun vorzugsweise gegen die Fürstin, welche er noch einschaltungsweise mit allen Göttinnen des hohen Olympes verglich, und endete nicht, bis er die letzte Phrase glücklich angebracht hatte.

Darauf jagte der fürstliche Wagen in vollem Galopp zum Schlosse. Allen sauseten die Ohren noch zwei Stunden nachher davon, am meisten der nervenschwachen Fürstin. So ohrenkrank war sie, daß kein Mensch sie mehr laut anreden, sondern nur leise flüstern durfte, und sie keinen größern Kummer hatte, als daß sie am Abend noch einem Konzert der fürstlichen Hofkapelle beiwohnen sollte. Zwar hatte, aus zärtlicher Rücksicht für die junge Gemahlin, Nikodemus

dem Kapellmeister selbst verboten, Blasinstrumente, selbst Flöten nicht, anzuwenden. Dennoch beruhigte sie das nicht, und sie äußerte sich gegen den Ordenskanzler im Vertrauen, daß, da nun einmal das Konzert sein müsse, sie ihm die größte Verbindlichkeit haben würde, wenn er die Kapelle bewegen könnte, so leise zu spielen, daß man es kaum höre.

Hans Dampf war dazu bereit, aber fand bei der Kapelle über das beständige pianissimo heftigen Widerspruch. Man weiß, Künstler haben ihren Eigensinn. Der Kapellmeister verhieß zwar, die Instrumente vor Erscheinung des fürstlichen Paars stimmen zu lassen, um Hochdero Ohren mit den unleidlichen und unvermeidlichen Dissonanzen zu verschonen; versprach auch eine andere Auswahl der Tonstücke zu treffen, wobei es leise genug hergehen könne; aber eine etwas geräuschvolle, brillante Ouvertüre wollte er sich schlechterdings nicht nehmen lassen, weil er sie selbst gesetzt und schon daraus Trompeten, Pauken, Fagots, Klarinetten und andere Blasinstrumente weggestrichen hatte.

Natürlich setzten diese Aeußerungen des unerbittlichen Kapellmeisters den dienstbeflissenen Ordenskanzler in große Verlegenheit, doch hoffte er noch einen Mittelweg ausfindig zu machen. Und er fand ihn wirklich. Um den scharfen, nervenerschütternden Strich der Geigen einigermaßen zu mildern, schlich er sich, vor Ankunft des Hofes, ins Orchester, und seifte in großer Geschwindigkeit alle Violinenbogen ein. Der Hof kam. Die Künstler der Kapelle traten aus dem Nebenzimmer ins Orchester. Jeder nahm seinen gebührenden Stand ein, der Kapellmeister voran. Dieser hob den papiernen Kommandostab, und auf seinen ersten Wink sollten sich die Harmonien der brillanten Ouvertüre rauschend ergießen. Diesmal aber behielt Hans Dampf Recht.

Zwar fuhren unter dem ersten Wink des Kapellmeisters alle Fidelbogen muthig auf den Geigen ab und auf, aber es ward kein

Ton laut, und eine furchtbare Todesstille herrschte. Der Kapellmeister warf einen grimmigen Blick auf seine Kunstgenossen, hob den Arm noch einmal und winkte, mit einem starken Druck des Leibes, von neuem. Alle Violinen setzten sich von neuem in Bewegung; doch blieb das zweite Maneuvre so fruchtlos, als das erste. Das fürstliche Auditorium fürchtete mit Taubheit geschlagen zu sein. Der Argwohn des Kapellmeisters, daß man aus Neid ungehorsam sei, ward verzeihlich. Er rief voll unterdrückten Grimmes, mit gedämpfter Stimme, durch das Orchester: „Nun, wird's endlich einmal?“ Dabei drehte er sich um, die Geigenkünstler zu beobachten, hob den Arm, winkte zum drittenmal, und die Künstler, voller Erstaunen und wahrhafter Todesangst, arbeiteten zum drittenmal umsonst. Jetzt erkannte der Kapellmeister mit Erblassen die Ohnmacht aller Violinen. Der ganze Hof erhob ein Gelächter. Aber der Fürst, welcher sich auf seine Kapelle viel zu gut that, und damit bei seiner Gemahlin Ehre einlegen wollte, nahm die große Verstummung übel auf, hieß die Kapelle zur Hölle gehen, und verließ mit der Fürstin und dem ganzen Hof den Saal.

Es konnte unmöglich lange ein Geheimniß bleiben, warum die brillante Ouvertüre dreimal blind abgefeuert worden sei. Hans Dampf hatte selbst die Ursache ausgeplaudert. Vielleicht wäre die zartnervige Fürstin seine dankbare Fürsprecherin geworden; allein sie vernahm eben so schnell, daß Hans Dampf durch seinen Einfluß der wirkliche Urheber nicht nur der bekatzten Ehren- und Triumphpforten, sondern auch überhaupt des erschrecklichen Katzenlärmens gewesen sei, dessen sie, wie sie versicherte, zeitlebens eingedenk sein würde. Dadurch mußte der Sturz des Ordenskanzlers unvermeidlich werden. Die Fürstin, bei ungnädiger Laune, befahl ihm, den Hof zu meiden; der Fürst, um sich und seiner Gemahlin Genugthuung zu verschaffen, wies ihn sogar aus dem Lande.

Hans Dampf, bei dem sich die Hiobsbotschaften durchkreuzten, kratzte sich hinter den Ohren, und seufzte: „Undank ist der Welt Lohn!“ packte ein, hüllte sich in seine Tugend und reisete nach Lalenburg ab.

Hans Dampf.

Ein großer Mann ist, wenn er auch fällt, groß. Sein Sturz erschüttert ganze Reiche. Als Alexander starb, mußte sein ungeheures Gebiet von den Mündungen der Donau und des Nil bis zum Indus und Ganges unter Strömen Blutes vergehen, und Karls des Großen Weltreich zertrümmerte, als der Schöpfer desselben verschwand. So mußte auch, als der große Hans Dampf gestürzt ward, der Staat von Luchsenstein bis auf die letzte Spur verschwinden, und ein großer Krieg zu Land und zu Meer zwischen Frankreich und England war die Folge vom Rückzuge des Ordenskanzlers, wie sich aus der geheimen Geschichte der Höfe damaliger Zeit sehr leicht und mit Urkunden beweisen läßt, die aber zu lang und zu langweilig wären, hier eingerückt zu werden.

Der Ordenskanzler hatte nämlich kaum die Residenz verlassen, als ein französischer Extrakurier ankam, der sich nach ihm erkundigte, um ein Paket an ihn abzugeben. Diese Erscheinung machte um so größeres Aufsehen, weil das deutsche Reich damals mit Frankreich in großer Spannung war. Fürst Nikodemus ward von der Ankunft des Extrakuriers benachrichtigt, und zugleich äußerten die Feinde des vertriebenen Hans Dampf, dieser möchte wohl in verrätherischem Briefwechsel mit der französischen Krone stehen. Nikodemus fand die Sache sehr wahrscheinlich, weil er seinen Hans Dampf in allen Gassen kannte, und gab Befehl, den Extrakurier zu verhaften. Dieser, schon abgereist, ward glücklich eingefangen und zurückgebracht. Er läugnete nicht, mit Hans Dampf

bekannt zu sein; aber daß das für denselben mitgebrachte Paket eine Perrücke sei, nach der neuesten Mode, die der Kurier aus Gefälligkeit für Hans Dampf in einer der größten Hauptstädte gekauft und ihm nach Lalenburg gesandt habe, wollte kein Mensch glauben. Es ward also ein Begehren an den Magistrat von Lalenburg geschickt, daß derselbe das für Hans Dampf angekommene Paket übersenden und den Ordenskanzler einstweilen verhaften solle, weil in dem Paket wahrscheinlich Spuren einer großen Verschwörung gegen das heilige römische Reich enthalten sein dürften. Der Magistrat von Lalenburg gehorchte mit großem Eifer, konnte sich aber der Neugier nicht erwehren, die Schachtel zu öffnen, um die Spuren der ungeheuern Verschwörung selbst zu besichtigen. Der Anblick der majestätischen Alongenperrücke setzte nun den Witz aller Rathsherren von Lalenburg in Verzweiflung, wie dies zottige Geschöpf mit dem heiligen römischen Reiche in gefährlichen Verbindungen stehen könne? Darüber ward lange gerathschlagt.

Der Extrakurier mochte wegen Eile und Wichtigkeit seiner Sendung lärmen, wie er wollte, er mußte warten, bis die Sache ins Reine gebracht war. Man fand bei ihm nichts, als noch ein Paket mit den schönsten Zobel- und Hermelin-Pelzen, nebst einem Brief an den Aufseher der Garderobe Sr. Majestät des Königs von Frankreich. Aber der König selbst hatte die köstlichen Hermeline und Zobel bestellt, weil sie damals zur neuesten Mode in der Pariser Damenwelt gehörten, und er sie seiner Geliebten zum Neujahrstage verheißen hatte. Bisher hatte nur die Gemahlin des englischen Gesandten das Vergnügen, im schönsten Hermelin es dem ganzen Hofe zuvorzuthun.

Nun kam der Neujahrstag, aber der Extrakurier nicht. Vergebens setzte der König den Garderobeaufseher in die Bastille und entschuldigte er sich bei der eigensinnigen Geliebten. Diese weinte vor Zorn, da sie am Neujahrstage der stolzen Britin an Pracht

nachstehen mußte, und versagte dem Monarchen auch die kleinste Gunst. Der König war in höchster Verzweiflung und erhielt keine Hoffnung zur Begnadigung, bis er versprach, die hochmüthige Engländerin aus Frankreich zu entfernen. Schon waren ohnehin im Kabinet die Stimmen getheilt, ob man mit England wegen einiger Ansprüche Krieg anfangen sollte, oder nicht? Jetzt gab der König den Ausschlag „Krieg"; der englische Gesandte mußte sogleich Paris verlassen, nicht minder die Frau Gesandtin mit dem kostbaren Pelzwerk. Blut ward in Land- und Seeschlachten stromweise vergossen; ein Staat um den andern in den Kampf verflochten: mancher ging dabei ganz zu Grunde, wie zum Beispiel Luchsenstein. Denn da der Extrakurier, nachdem er sich gerechtfertigt hatte, endlich, aber zu spät, nach Paris kam, und die Ursache seiner Verspätung meldete, ward dem Hause Luchsenstein Untergang geschworen, der Schwur erfüllt.

An allen jenen Thränen, Kriegen, Blutströmen und Staatenverwandlungen war nichts Ursache, als der Sturz des großen Hans Dampf. Wäre er in der Gnade des Fürsten geblieben, hätte er über die Perrücke Auskunft geben können, wäre seine Vaterlandsliebe nicht verdächtigt und verleumdet worden: Alles würde einen andern Gang genommen haben.

In allen Gassen.

Er selbst nahm, wie gesagt, seinen Gang nach Lalenburg. Hier hatte das tausendzüngige Gerücht schon, vor seiner Ankunft, Kunde von seiner Verungnadigung gegeben. Sogleich nahm der wohlweise Rath den Schattenriß des Ex-Ordenskanzlers aus dem Versammlungssaal hinweg und faßte den Beschluß, künftig keinem Sterblichen, bei dessen Lebzeiten, mehr den Beinamen des Großen zu geben, oder ihm Denkmale zu errichten, als da sind, Obelisken,

Bildsäulen, Silhouetten, Pyramiden und dergleichen. Nun wollte kein Lalenburger ihm je geschmeichelt haben; nun desavouirte der Stadtrath alle an denselben ergangenen Deputationen; nun schwor Jeder, er habe nie mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden; nun machte man Schmähschriften und Spottgedichte auf den „er-großen Mann“; nun hieß ihn Jeder den kleinen Mann; ja Viele fanden ihn so klein, daß sie sich gar nicht erinnerten, ihn recht gekannt zu haben.

Hans Dampf mußte wirklich selbst über das kurze Gedächtniß der Lalenburger erstaunen, als er in seiner Vaterstadt ankam, und ihn Jeder wie einen wildfremden Menschen angaffte, und nichts von ihm wissen wollte. Das schreckte ihn aber nicht, besonders als er bemerkte, daß die Töchter sich seiner noch am besten erinnerten. Da sagte er Jeder etwas Süßes, und versprach Jeder, sie müsse einmal Frau Bürgermeisterin werden, wenn er Bürgermeister würde. Dergleichen vergißt ein Mädchen so leicht nicht. Der Bürgermeisterschaft erwähnte er aber aus dem Grunde, weil der Amtsbürgermeister wenige Tage zuvor des Nachts Hals und Bein gebrochen hatte, indem er in einen tiefen Graben gestürzt war, längs dessen Abhang der Magistrat versäumt hatte, statt des verfaulten ein anderes Geländer zu setzen. Der Seligverstorbene hatte selbst kräftig gegen Wiederherstellung des Geländers gesprochen, theils aus Sparsamkeit, theils aus dem Grunde, weil seit Menschengedenken Niemand in den Graben gefallen wäre.

Ohne Zweifel würde die Bürgermeisterwahl sogleich vor sich gegangen sein, wäre nicht das luchsensteinische Begehren um Verhaftung des Ex-Ordenskanzlers und Auslieferung der staatsverrätherischen Perrücke dazwischen gekommen. Größerer Sicherheit willen schlug man den armen Hans Dampf in Ketten und Banden, und ließ ihn Tag und Nacht von siebenundfünfzig Männern mit langen Spießen in seinem eigenen Hause bewachen, wo man

immer je zwei oder drei vor ein Loch in der Mauer, z. B. Fenster, Thüren, sogar Dach- und Kellerlöcher, stellte. Das war ein Einfall des Stadtschreibers Mucker gewesen. Er beschäftigte die gesammte, ehrbare Bürgerschaft so sehr, daß alles Andere darüber vergessen ward.

Inzwischen hatte Fürst Nikodemus sich beim Anschauen der Perrücke von der Unschuld des Ex-Ordenskanzlers vollkommen überzeugt. Die alte Zuneigung für denselben war wieder erwacht, und nicht nur sendete er demselben mit einem verbindlichen Schreiben die gewaltige, lockenreiche Kopfhaube zurück, sondern zur Entschädigung für die Gefangenschaft, stellte er ihm auch frei, sich eine Gnade auszubitten.

Dies war zu Lalenburg kaum ruchbar geworden, als neuer Aufruhr entstand; denn nun besorgte Jeder, Hans Dampf werde sich aus Rache wo nicht die Zerstörung von ganz Lalenburg, doch Kopf und Kragen derer ausbitten, die ihn so streng behandelt hatten. Die siebenundfünfzig Wächter liefen sogleich mit ihren Spießen davon: dagegen stürmten Schmiede, Schlossermeister, Spengler u. s. w. mit Hämmern, Zangen, Brecheisen herbei, die Ersten zu sein, welche die Ketten des Gefangenen löseten; fünfundzwanzig Jungfrauen erklärten ohne Hehl öffentlich, die verlobten Bräute des fürstlichen Günstlings zu sein, Rathsdeputationen erschienen mit Entschuldigungen ihres Verfahrens; das Dekret wegen der großen Männer ward feierlich vernichtet, und die Dampfische Silhouette wieder im Rathssaal aufgehängt; und der Stadtschreiber Mucker, kräftig unterstützt vom Stadt- und Platzmajor Knoll, war der Erste, welcher, um sich der Huld des großen Mannes zu empfehlen, ihn öffentlich zum Bürgermeisterthum in Vorschlag brachte.

Der Wankelmuth des Volks, das heute Hosiannah, morgen Kreuzige ruft, war zu Lalenburg einheimisch, wie in allen Zeiten

bei allen andern Völkern. Er ist eine Wirkung der Unwissenheit bei den meisten, des Leichtsinnes bei vielen, der Selbstsucht und des Eigennutzes da, wo der Sinn des Bessern noch nicht geboren oder schon erstorben ist. In der Republik Lalenburg, muß man gestehen, war weder ein griechisch= noch französisch=leichtsinniges Völkchen daheim, sondern ein altkluger, ehrbarer, steif und langsamdenkender Menschenschlag. War die Rede vom Haben, Erwerben, Geldmachen und Rechnen: so mußte man den Lalenburgern nachsagen, sie waren, obgleich unwissend in allen übrigen, sehr klug in diesen Dingen. Eigennutz war also die Haupttriebfeder ihres Wankelmuths, was sonst bei andern zivilisirten Völkern nie der Fall zu sein pflegt, ihres Heldenmuths, ihres Hochmuths, ihres Uebermuths, aber auch ihrer Demuth und Feigheit.

Hans Dampf, der größte Mann seines Jahrhunderts in Lalenburg, weil er die größte Ausnahme von der Lalenburger Regel war, kannte sein Volk und wußte es zu behandeln. Er kannte die Herren des Rathes, die in stillen Zeiten dick aufgeblasen, keinem Ochsen aus dem Wege traten, und sich für Uebernatürlichgeborne hielten, bei der geringsten Besorgniß oder Gefahr aber Mücken für Elephanten ansahen, und feig und kriechend auch das Niederträchtige thaten, wenn es sich, wie sie zu sagen pflegten, mit Ehren thun ließ. Er kannte sie, und nahm danach seine Maßregeln.

Hans Dampf.

Die erste Maßregel war sein breiter und großer Nimrodsorden, den er umhing, als die Rathsglocke zur Bürgermeisterwahl läutete. Er wußte, daß in wohleingerichteten Republiken, wenigstens zu Lalenburg, ein Ende Band im Knopfloch nicht geringere Wirkung mache, als in Monarchien. Ein Mann mit dem Bande konnte zu Lalenburg unmöglich anders als auf dem ersten Platz sitzen, weil man sonst den Fürsten von Luchsenstein zu beleidigen fürchtete.

Seine zweite Maßregel war die ungeheure, hundertlockige Alongeperrücke, welche wie eine Wolke ihm vom Scheitel herab bis auf Brust und Nacken niederwallte, und die Hälfte seiner ansehnlichen Gestalt in Kopf verwandelte.

Als er nun mit wohlabgemessenen Schritten von seinem Hause zur Versammlung des Rathes ging, flogen alle Fenster in der Gasse auf, alle geschwätzigen Mäuler verstummend zu, alle Hüte und Mützen ehrfurchtsvoll ab. So außerordentlich war die allgemeine Ehrfurcht, daß keiner der Rathsherren ihm zur Seite zu gehen wagte, sondern in tiefster Höflichkeit immer einen halben Schritt hinter ihm blieb. Auch ward dem Ordensbande, der Staatsperrücke und ihm im Rathhaussaale der vornehmste Platz auf der ersten Bank unter so viel Zeremonien, Verbeugungen und Kratzfüßen angewiesen, daß von den höflich hinter sich Scharrenden drei Stühle umgeworfen und zwei Rathsglieder heftig auf die Krähenaugen getreten wurden, was die allgemeine Rührung nicht wenig vermehrte, besonders von Seiten der Getretenen. Auch forderte ihn der stellvertretende Bürgermeister zuerst auf, seine Meinung über die vorzunehmende wichtige Wahl eines Amtsbürgermeisters vorzutragen.

Nachdem Hans Dampf einige äußerst bescheidene Mienen geschnitten, sich weit herum tief verbeugt hatte, bedauerte er ungemein, daß er in die Verlegenheit gesetzt worden sei, der Erste reden zu müssen. Denn ihm fehlte es an Kenntniß, Beredsamkeit und Erfahrung; ihm wäre angemessener, in dieser Versammlung zu schweigen, zu hören und zu lernen. Jeder Andere übertreffe ihn in den zu einem würdigen Vortrag gehörigen Erfordernissen, und daher verbete er sich die Ehre der ersten Stimme. Die Lalenburger aber überschütteten ihn mit noch größern Lobeserhebungen, fanden an ihm nichts mangelhaft, als das Uebermaß seiner Bescheidenheit, und nöthigten ihn siebenmal, zu reden, nachdem er es sechsmal

flehentlich abgelehnt hatte. Dies Hin- und Herkomplimentiren und dies demuthsvolle Zurückweisen einer Ehre, nach der man schnappt, gehörte übrigens in Lalenburg zum bloßen Formenwerk und ächt feinem Weltton.

Nun setzte sich die Zunge des edeln Hans Dampf in Lauf. Eine halbe Viertelstunde füllte er mit Titulaturen in der Anrede, anderthalb Viertelstunden in Entschuldigungen seiner Unfähigkeit zu reden aus; dann sprach er sehr geläufig von den Tugenden des Seligverstorbenen, dessen Stelle wieder besetzt werden sollte; dann von den Eigenschaften, welche an einer ersten Magistratsperson der Republik nicht fehlen dürfen.

„Herrschen," sagte er, „ist eine große Kunst. Das aber ist die Kunst, daß man nichts verderbe! Denn besser kann man es nicht machen, als der liebe Gott schon Alles gemacht hat. Die Uhr geht von selbst, wenn sie aufgezogen ist, darum greift nur nicht in die Räder. Hat der Bauer den Acker einmal besäet, so wird die Saat von selbst aufgehen, wühle er nur nicht vorwitzig wieder im Boden herum. Die Neuerungssucht hat die ältesten Staaten zu Grunde gerichtet; wer immer fortläuft, muß endlich einmal ans Ende kommen. Wer nie zu Ende kommen will, bleibe nur stehen. So machten es unsere glorwürdigen Voraltern, o Lalenburger, und so müssen auch wir thun.

„Aller Firlefanz unserer heutigen Staatsklugen und Metaphysiker hilft nichts. Stehen die Throne darum fester? Nein, sie wackeln nur desto ärger. Haltet fest am lieben Alten. Neue Ordnung ist wie neuer Wein, der will Gährung. Alte Ordnung ist wie alter Wein, kräftig, lieblich, klar. Darum ist das Dümmste vom Alten besser, als das Klügste der Neuerer. Wir Menschen bleiben Menschen, und werden trotz aller Mühe nichts anderes, gleich wie die Thiere auch. Die Leute sterben eben so gut, wo studirte Doktoren und große Apotheken sind, als da, wo man weder Doktor noch

Apotheker hat. Umgekehrt, dort sterben oft noch mehr, weil Doktor und Apotheker an der natürlichen Ordnung im Menschen bessern und flicken wollen, des Geldes willen. Hütet euch vor den Gelehrten. Selig sind die Armen am Geiste. Die sehen in ihrer Einfalt mehr, als die von Weisheit Verblendeten.

„So dachten unsere Vorfahren. Rom und Griechenland gingen unter, Lalenburg steht noch heutiges Tages. Es geht mit den Staaten, wie mit einzelnen Menschen. Kluge Kinder sterben früh. Ein großer Staatsmann läßt es gehen. Alles kömmt und macht sich zuletzt doch. Man eile der Natur nicht zuvor. Sie will keine Sprünge. Was heute nicht geschieht, kann morgen geschehen. Ist der Apfel reif, fällt er vom Baum und verlangt nicht, daß ihr zu ihm hinaufklettert. Darum ist es bei uns eine der trefflichsten Staatsmaximen, große Geschäfte an Kommissionen zu weisen, welche die Akten wieder in Zirkulation unter sich setzen, damit sie halb vergessen werden. Halbvergessene Dinge sind wieder neu, und das Neue ergreift man immer mit größerm Eifer, zumal wenn das Neue schon ein alter Freund ist. Zum Schnellsein hilft kein Laufen. Wer am wenigsten thut, hat gewiß am meisten gethan. Nur nie zuviel regiert! Wem Gott wohl will, dem gibt er's im Schlaf.

„Die Haupttugend eines Regenten ist, daß er den Gesetzen, auch den schlechtesten, Ehrfurcht zu verschaffen wisse. Wollt ihr, daß man eure Werke ehre, so müsset ihr euch selber beim Volk Respekt zu machen wissen. Daher die Nothwendigkeit äußerlichen Ansehens, Glanzes, Pompes bei Königen, Kaisern und andern Fürsten und Staasmännern. Eine ernste, wichtige Geberde ist in Republiken wichtiger, als die Weisheit selbst, und die gute Perrücke dem gemeinen Wesen oft ersprießlicher, als ein guter Ruf. Daher zu Lalenburg ein Staatsgrundgesetz seit undenklichen Zeiten: Konsuln und Stadtschreiber sollen Perrücken tragen. Das Kleid macht den Mann!

„Das wirksamste Zaubermittel in freien Staaten ist die Heimlichkeit, oder das Geheimnißvolle. Damit erwirbt man sich selbst große Bedeutung, dem Amte Achtung, dem Staat Ehre. Ein kluger Staatsmann muß immer Kopf und Herz von Geheimnissen voll, oder doch das Ansehen von dergleichen haben, gleichwie auch ein Eimer darum noch nicht zusammenfällt, wenn er ausgeleert ist. Es schadet gar nichts, wenn man auch im Vertrauen Alles erzählt, sobald man nur die Miene hat, das Beste noch zurückbehalten zu haben. Darum besteht Lalenburg immer glänzend, weil wir Alle Meister in dieser Kunst sind.

„Das Reden und Plaudern mag man im Rathssaal bei Staatsgeheimnissen allerdings erlauben, doch nicht das Druckenlassen. Gott hat den Mund des Menschen geschaffen, aber nicht die Buchdruckerpresse. Nichts Gefährlicheres für unser Ansehen, als dies heillose Werkzeug, welches der ganzen Welt zur Schau stellt, was wir sind und thun, und was wir nicht sind und nicht thun. Kluge Fürsten haben sich schon den Kopf über Zensurgesetze gebrochen; wir machen es noch klüger, und verbieten in unserer Republik den Druck aller Bücher und Zeitungen, mit Ausnahme der Gebet- und Gesangbücher und Neujahrswünsche, oder Hochzeits- und anderer Gelegenheitsgedichte. Es ist nun zwar leider wahr, je strenger wir gegen die gottlose Publizität sind, desto größer wird damit der Unfug im Auslande getrieben; und je weniger wir durch den Druck von uns bekannt werden lassen, weil wir zu bescheiden sind, desto mehr schreibt und druckt man von unsern löblichen Lalenburgereien in der Fremde. Doch, was wir nicht hindern können, wollen wir geschehen lassen. Wir spielen dagegen den Herren den Possen, und lesen ihr Zeug nicht; dann sind wir bei uns selbst wieder in Ehren. Denn was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß."

In diesem Tone sprach Hans Dampf noch lange. Die Leute, weil sie das Alles schon auswendig wußten, gähnten eins ums an-

dere, daß ihnen die Augen übergingen; sobald sie aber an die Reihe zum Reden kamen, waren sie unerschöpflich in Lobeserhebungen des großen Mannes, der zuerst gesprochen, rühmten seine tiefen Einsichten, und fügten dazu die ganz bescheidene Bemerkung: er habe ihnen ganz aus der Seele geredet und Alles, was sie hätten selber sagen wollen, vorweggenommen.

In allen Gassen.

Und am gleichen Tage ward Hans Dampf zum Konsul der Republik erkoren und ausgerufen. Er beschwor den ganzen Rath mit Thränen, diese Wahl zurückzunehmen und einen Würdigern auszulesen. Allein darauf achtete Keiner, denn Jedermann wußte, daß diese Thränen und dieses demuthsvolle Sträuben zum alterthümlichen Zeremoniel der Gewählten gehörten.

Nun erst begann die glänzende Epoche im Leben des großen Hans Dampf, oder vielmehr, wie ihn schon die Zeitgenossen zu nennen beliebten, Hans Dampf in allen Gassen. Denn er ward die Seele von ganz Lalenburg; steckte überall; kam überall in die Quere; verzettelte und entzettelte Alles links und rechts, ohne es zu wissen oder zu wollen. Wo man liebte, war Hans Dampf; wo man zankte, war Hans Dampf; wo etwas schief ging, war Hans Dampf; wo ein Geheimniß zu aller Welt Wissen kam, war Hans Dampf der erste Helfer.

Gleich den Tag nach der Wahl ward er an fünfundzwanzig Orten zu seinen Viertelhundert Bräuten zu Gaste geladen; ward er — — doch der Geschichtschreiber erschrickt nun selbst vor dem riesenhaften Unternehmen, der Plutarch dieses Helden zu sein. Der Leser erlaube dem Plutarch wenigstens einmal frischen Athem zu schöpfen, um nachher desto kräftiger fortfahren zu können.

Tantchen Rosmarin,

oder

Alles verkehrt.

Tantchen.

Eine gute halbe Stunde vom Städtchen Waiblingen hatte die verwittwete Frau Obersteuerräthin Rosmarin das Gut Nieder-Fahren an sich gekauft, vermuthlich ihrem Bruder zu Gefallen, der im Dorfe Ober-Fahren als Pfarrer lebte. Das kam dem Herrn Pfarrer wohl zu statten, denn er war, nach löblicher Weise christlicher Seelenhirten, mit irdischen Gütern nicht allzusehr gesegnet; hingegen seine Frau Schwester galt mit Recht für eine der reichsten Gutsbesitzerinnen zehn Stunden in der Runde; ihr verstorbener Gemahl hatte eine schöne Hinterlassenschaft zusammengerathen und gesteuert. Der Herr Pfarrer war daher auch, wie billig, beinahe täglicher Haus- und Tischgenosse bei Tantchen Rosmarin, wie er seine Schwester nannte.

Er nannte sie aber so aus lieber Gewohnheit, weil er sich viel mit Erziehung einer kleinen Nichte abgab, die bei der Frau Obersteuerräthin lebte, Suschen hieß, und einmal Erbin alles Rosmarinischen Vermögens werden sollte. Weil Suschen ihre Mutterschwester

nie anders, als Tantchen nannte, adoptirte der Herr Pfarrer ganz unvermerkt den Namen auch. Und weil es der Pfarrer that, erlaubte es sich der Herr Verwalter Säblein auch, doch nie in Gegenwart der Obersteuerräthin, sondern nur, wenn er von ihr sprach. Aus ähnlichem Grund gewöhnten sich auch Knechte und Mägde zu Nieder-Fahren, und zuletzt alle Bauern in Ober-Fahren an den Namen, so daß die Frau Obersteuerräthin zuletzt Allerwelt-Tantchen ward.

In der That verdiente sie diesen Namen, denn sie war mütterliche Freundin, Rathgeberin und Hilfe Aller, die in ihren Wirkungskreis kamen; war die beste, wohlthätigste Frau; hatte Nachsicht mit Jedermanns Schwächen, wenn man nur auch die Schwächen ehrte. So übersah sie gern die Sonderbarkeiten ihres geistlichen Bruders, welche er in der Zerstreuung beging; hatte nichts gegen den Aufwand von Klugheit des Herrn Verwalters Säblein, der, um ein Sandkörnchen aus dem Weg zu räumen, immer Hebel und Winden anwenden wollte; nichts gegen Suschens Naivetät, die oft in bitterliche Verlegenheiten setzte: wenn man nur die beliebte Staats-, Wirthschafts-, Rang- und Hausordnung in allen Theilen beobachtete.

Denn auf Ordnung hielt Tantchen. Alles hatte seine Zeit, seinen Ort, seinen Rang, seinen gebührenden Namen. In den Zimmern, auf den Möbeln durfte kein Stäubchen liegen; in der Küche mußte Alles die Zierlichkeit eines Boudoirs haben; Stubenfliegen wurden mit unerbittlicher Hauspolizei, wie Gauner, auf Leben und Tod verfolgt, kothiges Wetter galt als allgemeine Landplage; Morgen-, Mittag- und Abendgrüße waren im Ritual nach Jedermanns Stand vorgeschrieben; eben so die Art der Knixe und Verbeugungen, die gelegentlich zu machen waren. Tantchen ordnete im Haus- und Landwirthschaftswesen Alles selbst. Sie war die Königin von Nieder-Fahren. Sie hörte Jedermanns Rath, nachher that jeder mit ehrerbietigem Gehorsam, was sie zu beschließen

für gut fand. Sie hatte keinen erklärten Günstling, ausgenommen Suschen. Aber Suschen war auch Günstling von Ober- und Nieder-Fahren, und würde es für alle Welt geworden sein, wenn alle Welt in Ober- und Nieder-Fahren beisammen gelebt hätte. Denn Suschen war ein liebliches Kind, und zwar ein Kind von siebenzehn bis achtzehn Jahren, schön gebaut, schwarzen Haars, blauen Auges — kurz, wozu bedarf es hier eines Signalements? — ungefähr so, wie hübsche Mädchen im Alter von achtzehn Jahren zu sein pflegen.

Tantchen hätte nun allerdings wohl vermuthen dürfen, daß mit einem solchen Kinde im Hause die eisenfesteste Hausordnung früher oder später gebrochen werden dürfte; daß im Hause kein gefährlicherer Gast wohnen könnte, als ein Mädchen, welches mit unschuldigen Augen jeden zu fragen schien, ob es nicht, außer alltäglichen Hausangelegenheiten, noch irgend andere Angelegenheiten gebe? — Allein Tantchen, im blinden Vertrauen auf eigene Weisheit, dachte daran nicht, und hätte eher an Umwälzung des ganzen Weltballs, als an Störung ihrer Lebens- und Gewohnheitsordnungen geglaubt.

Aber am Ende mußte sie doch daran glauben, wie aus folgender Erzählung der außerordentlichsten Begebenheiten erhellt, die sich jemals zugetragen haben mögen, und daher für Welt und Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen.

Der Brief.

Es war ein warmer Maitag, als der Herr Pfarrer ins Zimmer trat, mit seinem bräuchlichen Gruß: „Guten Tag, Tantchen, guten Tag, Suschen!“

Die Tante nickte freundlich; Suschen, das neben ihr auf dem

Sofa saß und einen weißen Strumpf strickte, stand auf, machte einen kurzen vertraulichen Knix und sagte: „votre servante, Onkelchen.“

„Aber, lieber Himmel, in welchem Aufzuge erscheinst du einmal wieder, Herr Pfarrer?“ sagte Tantchen Rosmarin.

„Wie so?“ fragte der Herr Pfarrer, der in allen Taschen nach dem Schnupftuch suchte, um sich den Schweiß abzutrocknen.

„Vermuthlich hast du,“ sagte die Tante, „die Perrücke in der Tasche, weil du das Schnupftuch über dem Kopf hast.“

„Ueber dem Kopf?“ rief der Pfarrer verwundert und griff dahin, und fand es. „Item, Tantchen, du magst wohl Recht haben; denn es ist ein heißer, heißer Tag; meine Azel brannte, die Sonne brannte; ich kam aus der Stadt, da legte ich, mein Haupt zu kühlen, die Perrücke ab, das Tuch über, und mich hinter ein Kornfeld.“

Er fing von neuem an zu suchen, während Suschen ihm einen Platz auf dem Sofa einräumte, und hinausging, dem Onkel einen Kühltrank von Wasser und Himbeersyrup zu holen.

„Was suchst du denn, Herr Pfarrer?“ fragte die Tante.

„Wenn mir recht ist, habe ich für dich einen Brief aus der Stadt mitgebracht, aber wo er hingekommen, weiß ich nicht. Ich glaube, er ist vom Herrn Bürgermeister. Suchet, so werdet ihr finden.“

„Aber, Herr Pfarrer, vor allen Dingen, setze die Perrücke auf — es ist höchst unschicklich. Du bist der ganzen Gemeinde Aergerniß im Kahlkopf.“

„Ich will nicht hoffen. In dem Fall wird es noch Bären geben, die mir gehorchen, wie dem Prophet Elisa, und die bösen Buben verschlingen, die mich necken möchten, wie ihn. Aber ad vocem Perrücke, Tantchen, wo hast du sie?“

„Wo ich sie habe? Du hast mir keine gegeben. Hast du sie unterwegs verloren?“

„Was Gott verhüte, es war meine neueste Perrücke. Nein, du

hast Recht, Tantchen, sie liegt noch sauber im Grase, neben dem Brief des Herrn Bürgermeisters, und zwar, wo ich selbst vor einer Viertelstunde lag, im Schatten des Korns."

Tantchen griff zur Klingel. Die Magd erschien; der Herr Verwalter ward herbeigerufen, und ihm befohlen, die Perrücke suchen zu lassen, nebst dem Brief, — alles so geschwind als möglich. Die Tante war eben so ungeduldig, die Blöße des Herrn Pfarrers zu bedecken, als den Brief des Herrn Bürgermeisters zu lesen. Nachdem Herr Säblein sich umständlich die Figur der Perrücke und Format und Farbe nebst Adresse des Briefs hatte beschreiben lassen, sandte er sogleich zwei Stallknechte, vier Drescher und einen Kühjer auf alle Fahr- und Fuß-, Reben- und Schleichwege, die zwischen Nieder-Fahren und Waiblingen anzutreffen sind. Er selbst faßte auf der Höhe des Windmühlenhügels Posto, und rekognoszirte seine Leute mit dem Fernrohr. Bei so guten Anstalten konnte es nicht fehlen. Binnen einer halben Stunde kamen die sieben Boten ins Herrschaftshaus zurück, an ihrer Spitze die Perrücke, der Brief und der Herr Verwalter.

Der Brief war richtig vom Herrn Bürgermeister, und noch dazu eigenhändig geschrieben. Er enthielt nichts Geringeres, als eine förmliche vorläufige Einladung der Frau Obersteuerräthin, sammt Herrn Bruder, Demoiselle Suschen und Herrn Verwalter Säblein, der Hochzeit von der ältesten Tochter des Herrn Bürgermeisters beizuwohnen. Die Hochzeit sollte in sechs Wochen gefeiert und die Einladung durch das Brautpaar mündlich erneuert werden.

Kleine Verlegenheiten.

Tantchen fand sich durch die Aufmerksamkeit des Herrn Bürgermeisters sehr geschmeichelt, mit welchem sie nur in entfernten Verhältnissen stand. Auch die Beobachtung der schicklichen Formen

hatte ihr das Herz gewonnen. Mit dem allen waren noch nicht gesammte Schwierigkeiten gehoben. Darüber mußte Familienrath gehalten werden.

Die Tante nämlich fand es sehr bedenklich, Suschen auf irgend eine Weise mit den jungen Herren von Waiblingen in einige nähere Verbindung zu bringen. Denn erstens war Suschen über siebenzehn Jahre alt, worin die Kleine zwar gar nichts Anstößiges sah, aber die sorgsame Tante desto mehr. Zweitens war Suschen so schön, wie nur jemals eine Susanna, selbst jene im alten Testament nicht ausgenommen, gewesen sein mochte. Drittens hatte sie ein beträchtliches Vermögen zu hoffen, und Tante dachte ihren Liebling nicht so gar wohlfeilen Kaufs dem ersten besten hinzugeben. Viertens war Suschen im höchsten Grade unerfahren, ob es ihr gleich nicht an löblicher Neu- und Wißbegier mangelte. — Zu diesem allen paßten die jungen Herren von Waiblingen sehr übel, denn erstens waren viele derselben recht hübsch, was durchaus nicht taugt; zweitens waren sie alle Freunde von Komödien und Romanen, sie hatten ein eigenes Liebhabertheater, und in Waiblingen nährten sich zwei Buchbinder mit Leih- und Lesebibliotheken — ein schlimmes Zeichen unserer Zeit! Drittens hätte man ihnen wohl ihre artige Figur und ihre Romanleserei verzeihen können, aber die wenigsten hatten ein Vermögen, welches sich gegen die Rosmarinischen Güter auf die Wagschale legen, oder einen Rang, der sich mit dem Obersteuerrathtitel vergleichen ließ. Denn selbst ein Bürgermeister von Waiblingen — lieber Himmel! — wie wenig wollte das sagen; und alle übrigen Honoratioren, kleine Kaufleute, Krämer, Rathsherren, vermögliche Handwerker, Zollinspektoren, Sekretärs, Advokaten standen noch im Range dem Herrn Bürgermeister nach.

So erwog es Tantchen in der Stille ihres Herzens, und diesem zufolge hatte sie jederzeit ihre Maßregel gegen die elegante Welt

von Waiblingen genommen. Suschen kam selten dahin, und selten kam ein junger Besuch von da herüber nach Nieder-Fahren.

Nach langen Ueberlegungen ward endlich im Familienrath, dem auch der Herr Verwalter beigeordnet worden, beschlossen, zwar die bürgermeisterliche Hochzeit zu besuchen, allein nicht ohne die größte Vorsicht.

Vor allen Dingen ward es der Tante überlassen, Suschen auf die Gefahren des Herzens aufmerksam zu machen, und auf die Klippen hinzudeuten, an welchen die Unschuld leicht zu scheitern pflegt. Denn soviel blieb ausgemacht, Suschen war in dem Alter, wo Schiffbruch möglich ist; und in einem Alter, wo man nicht mehr mit der Katze und Puppe spielen will. Das gute Kind mußte also über allerlei Dinge belehrt werden, von welchen es bisher noch nichts geargwohnt hatte. Ohnehin, wenn es nicht Nonne werden sollte, mußte es sich in der Welt zeigen, um gesehen zu werden. Das fühlte Tantchen so gut wie jede Mutter, welche eine erwachsene Tochter wegzugeben hat, und endlich wegzugeben wünschen muß.

Von der andern Seite sollte es auch der Herr Pfarrer nicht an geistlichem Zuspruch fehlen lassen. Der Herr Verwalter, welcher in seinen jungen Jahren ein guter Tänzer gewesen sein wollte, jetzt war er leider ein sechsundfünfzigjähriger Junggesell, versprach Suschens Tanzlektionen zu erneuern. Bei der Hochzeit selbst verhießen alle Drei ihr Bestes zu thun, daß das Mädchen beständig beobachtet und gehütet werde.

Vorübungen zur Hochzeit.

Daß nun Schneider, Schuster, Putzmacherinnen u. s. w. in Bewegung und Nahrung gesetzt wurden, versteht sich von selbst. Tantchen wollte unter den Waiblingern standesgemäß erscheinen, und,

allerdings auch der kleine Stolz war ihr zu verzeihen, durch Suschens Schönheit glänzen.

Suschen freute sich über die festlichen Zurüstungen von Herzen — dergleichen war ihr lange nicht begegnet. Sie hielt ihren Tanzmeister gut in Athem, und bedauerte nur, daß seine sechsundfünfzigjährigen Füße nicht so beweglich, wie ihre siebenzehnjährigen waren. Freude und Natur lehrten sie tanzen; Herr Säblein aber nahm das getrost auf seine Rechnung. Ihm selbst gefiel es gar wohl, sich in die edle, halbvergessene Kunst einzuüben, da er, laut Beschluß des Familienraths, auf der Hochzeit ausschließlich Suschens Tänzer sein sollte.

Leider ward aus dem Letztern nichts, und zwar aus folgender Ursache. Den Tag vor dem Fest wurden alle Tänze zum letzten Mal wiederholt. Da der Herr Pfarrer und die Tante nun selbst Augenzeugen von Suschens Fortschritten sein wollten, griff sich Herr Säblein schon, ehe die Zuschauer kamen, über die Maßen an, wenigstens nicht schlechter zu tanzen, als seine gewandtere Schülerin. Sie schwebte lustig umher, wie ein Schmetterling, und machte in der Wonne manchen Satz, der nicht minder schön, wenn gleich außer der Regel war. Herr Säblein voller Entzücken bedachte sich nicht lange, und — vor Zeiten konnte er Entrechats machen — wollte den Gipfel seiner Kunst zeigen. Er brachte seinen Kreuzsprung an; der erste mißlang halb, und der zweite ganz. Seine langen, dünngeschnitzelten Beine, die ihm sonst nicht zum Vorwurf gediehen, verwirrten sich nämlich so widernatürlich in einander, daß bei der fortdauernden Bewegsamkeit des Rumpfes ein unerwartetes Unglück nothwendig erfolgen mußte. Er fiel auf die untanzmeisterlichste Weise zu Boden, und, wie eine stürzende Tanne alles blühende Gesträuch umher, riß er auch Suschen, die ihn noch immer dabei umgaukelnde Sylphide, nieder.

Da der Herr Pfarrer, welcher eben draußen im Begriff war,

die Thüre zu öffnen, den Fall hörte, von welchem selbst die Grundfesten des Hauses erbebten, trat er eilfertig herein. Theils diese Eilfertigkeit, theils eine dem Herrn Pfarrer angeborne Kurzsichtigkeit, an die er sich in der Zerstreuung nicht immer erinnerte, wurden Veranlassung eines zweiten Uebels. Er trat dem Tanzmeister aufs Bein, der es dann mit sehr verzeihlichem Ungestüm schnell an sich riß, und damit dem Herrn Pfarrer alle Haltung raubte. Ehe dieser noch um Verzeihung bitten konnte, lag er neben den Andern. Während nun seine weißgepuderte Perrücke durch den lebhaften Kopfschwung weithin unter das Sofa flog, geberdeten sich seine kurzen Beine wunderseltsam, und kehrten die Sohlen gen Himmel, als riefen sie dessen Hilfe an.

Der ganze Auftritt, oder besser, die ganze Auflage war kurz. Der Pfarrer raffte sich zuerst empor, und weil er Suschens schneeweiße, faltenreiche Haube für seine entsprungene Perrücke hielt, zog er sie ohne anders an sich, und bedeckte damit schnell sein Haupt, weil er die Frau Obersteuerräthin an der Thür hörte. Suschen war ebenfalls auf den Beinen, ehe Tantchen eintrat. Hingegen Herr Säblein saß auf dem Boden und schnitt verzweifelte Gesichter, denn er hatte sich die Hüfte gequetscht.

„Ei du guter Himmel!“ rief Tantchen Rosmarin, und schlug die Hände zusammen, indem sie bald das Schmerzensgesicht ihres Verwalters, bald den Kopf ihres Bruders in der Weiberhaube betrachtete: „Spielt Ihr Komödien? Vergesset Ihr allen Anstand? Ist das Lebensart? Und besonders du, Herr Pfarrer . . .“

„Und warum denn ich besonders?“ fragte er ganz ernsthaft und beinahe empfindlich, denn er liebte die Strafpredigten seiner Schwester nicht sehr.

Suschen gewann jetzt das Wort, und stellte schnell den Frieden her, indem sie der betroffenen Tante jede Aufklärung über das Räthsel gab, und ihre Haube gegen die Perrücke lachend eintauschte.

Dies an sich unwichtig scheinende Ereigniß war der erste Grund zu allem nachfolgenden Unglück. Denn Herr Säblein blieb viele Tage hinkend, und konnte nun an der Hochzeit nicht tanzen.

Warnungen.

Suschen war am Hochzeitsmorgen mit der Sonne auf. Sie konnte vor Freuden nicht schlafen. Tantchen Rosmarin war ebenfalls mit der Sonne auf; sie konnte vor Kummer nicht schlafen. Da es nun nicht zu hindern war, daß Suschen mit allen süßen Herren von Waiblingen tanzte, wollte sie des Mädchens unverwahrtes Herz wenigstens durch neue Ermahnungen gegen alle Versuchungen der Liebe, oder wie es zuweilen im christlichen Eifer hieß, des Satans, stärken.

„Du bist nun siebenzehn Jahre alt, liebes Suschen!“ sagte sie.

— Um Verzeihung, Tantchen, siebenzehn Jahre, sieben Monat.

„Desto schlimmer.“

— Wie so?

„Ei nun, weil du in dem Alter bist, da du heirathen könntest.“

— Ach, das wäre ja kein so großes Uebel. Sie haben mir ja gesagt, daß Sie auch einmal verheirathet waren; und meine Mutter selig ist's auch gewesen. Und wissen Sie nicht, es geht ja in Waiblingen und Ober-Fahren keine Woche ohne Hochzeit vorbei.

„Alles recht.“

— Und gewiß, Tantchen, gewiß, es ist damit etwas sehr Eigenes. Wissen Sie noch, wie sich unsere Lisette darauf gefreut hat. Wie ihr jetziger Mann, der junge Förster von Steinfelden, ihr immer nachschlich? Wie lieb sich die Beiden hatten, wie sie . . .

„Suschen, du bist noch immer Kind. Höre mich. Du bist jung, bist nicht unansehnlich, von guter Familie, dein Vater war Justiz-

rath; du hast Vermögen; eigenes und vielleicht sonst noch zu erwartendes. An Liebhabern wird's nicht fehlen. Man wird dir Artigkeiten in Menge sagen. Man wird suchen, sich in deine Gunst einzuschleichen, und vielleicht der schlechteste, ärmste Schlucker kann dir, bei deiner Unerfahrenheit, am besten gefallen. Gerade heut', an der Hochzeit in Waiblingen, wird man deinem Herzen vielleicht Netze stellen. Ich ermahne dich also, sei vorsichtig. Traue niemandem von den jungen Herren, so schön er auch thue.

— Und warum muß ich nicht trauen?

„Weil sie Schmeichler, Lügner sind, einer wie der andere, die darauf ausgehen, einem unschuldigen Mädchen den Kopf zu verrücken.“

— Aber wie können sie das? Mir soll keiner das Köpfchen verrücken, wenn ich nicht Lust habe, mir's verrücken zu lassen.

„Ich fürchte, du hast nur zu große Lust!“

— Daß ich nicht wüßte.

„Wenn man dir zehnmal in einem Athem sagt, du seiest liebenswürdig, bezaubernd, und wie die heutigen Modeausdrücke sind.“

— Die Modeausdrücke sind wenigstens sehr artig. Finden Sie denn das nicht, Tantchen?

„Wenn man dir schwört, man liebe dich, man könne ohne dich nicht leben.“

— Ach, das fällt Keinem ein.

„Und wenn es jemanden einfiele, würdest du denn das glauben?“

— Wenn er's mit einem Eide beschwören würde, Tantchen?

„Aber, Kind, es ist Keinem Ernst damit. Die jungen Leute schwören dir Alles, und machen sich hintennach über deine alberne Leichtgläubigkeit lustig. Verlasse dich darauf, wer dir Schmeicheleien sagt, hat den Vorsatz, dich auszulachen.“

„Was hätten die Narren davon, wenn sie es thäten?

„Ihren Spaß, nichts als ihren Spaß. So sind sie einmal!“

— Alle?

„Wie manches Mädchen ist durch Leichtgläubigkeit schon unglücklich geworden! Wie manche, die ihren Schmeichler aufrichtig liebte, verlor darüber Ruhe, Ehre, Frieden — oft die Unschuld sogar.“

— Sogar die Unschuld? Wie ist das mit der Unschuld, Tantchen?

„Mit der Unschuld?“

— Ja!

„Du verstehst das noch nicht, und so etwas läßt sich nicht da gleich erklären.“

— Ich begreife es wohl, die Sache muß schwierig sein, denn der Onkel Pfarrer wußte vorhin auch nicht recht, was Unschuld war, als er sie mir erklären wollte. Zerbrechen wir uns nicht den Kopf damit.

„Vor allen Dingen, Suschen, folge mir mit Gehorsam. Hüte dich vor Schmeicheleien der Männer — hüte dich, einem von ihnen den Vorzug zu geben; halte alle von dir in ehrfurchtsvoller Entfernung; und wagt es einer von ihnen, dir das leiseste Wort von Anbetung, Liebe oder dergleichen Larifari zu sagen, auf der Stelle wende ihm verächtlich den Rücken. Du bist viel zu gut für einen Waiblinger.“

— Aber, Tantchen, wenn es kein Waiblinger wäre . . .

„Wenn es Zeit ist, werde ich dir schon einen Mann geben. Ich werde ihn so wählen, daß du mich noch einst über meinem Grabe segnen sollst. Darauf verlasse dich. Versprichst du mir dagegen, gehorsam zu sein?“

— Ach, Tantchen, Sie wissen es ja, ich bin es immer ohne Versprechen.

„Nun denn, ich werde dein Betragen auf der Hochzeit scharf beobachten.“

Die Hochzeit.

Tantchen Rosmarin glaubte alles wohlgethan zu haben, und beruhigte sich. Wie täuschen sich doch die Menschen gern! Tantchen wußte aus alten Erfahrungen sehr gut, daß Natur und Liebe ihre Rechte fordern, allen Warnungen und Lehren zum Trotz, und doch bildete es sich ein, mit Suschen müsse es anders sein, als mit den übrigen Mädchen; nicht weil Suschen aus anderm Teig gemacht, sondern weil es von Tantchen Rosmarin erzogen und gebildet worden wäre.

Man setzte sich also in den Wagen, und fuhr, Jäger und Gärtner in neuen Livreen hinten auf, stattlich geschmückt gen Waiblingen zur Hochzeit.

Die Frau Obersteuerräthin ward mit großem Zeremoniel empfangen, und alle ihre Angehörigen mit so vielen Höflichkeiten überhäuft, daß sie im höchsten Vergnügen schwamm, und selbst ihrem Vorsatz treulos ward, beständig an Suschens Seite zu sein. Der Herr Pfarrer fand einige gesprächige Kollegen, und Herr Gäblein hinkte mit den Rathsherren herum. Suschen, anfangs gar blöde, ward in dem Kreise blühender Jungfrauen, der sie umringte, bald munterer und zuletzt so vertraulich, als hätte sie die Bekanntschaft seit Jahren gemacht.

Als man endlich, nach glücklich überstandener Mahlzeit, zum Tanz kam, und Suschen nun bald in die Arme dieses, bald jenes Jünglings flog, und mit ihm in den Wellen der Töne durch die glänzenden Reihen der Tanzenden hinschwamm, da lösete sich ihr ganzes Leben in Seligkeit auf. Suschen war schön; das Entzücken machte sie noch schöner. Die besten Tänzer drängten sich um sie, und diese Aufmerksamkeit war ihr schmeichelhafter, als alles Süße, was ihr die begeisterten Herren vorsagten. Sie lebte nur für Tanz und Freude; o wie anders war's im Arm dieser Jünglinge, als

an den Händen des zimperlichen Herrn Verwalters. Das nenne ich mir doch Tanz! sagte sie sich selbst leise, so oft sie erschöpft zu ihrem Sitz zurückgeführt ward.

So kam die Nacht. Tantchen Rosmarin hatte sich zwar fest vorgenommen, noch vor völliger Dunkelheit nach Nieder-Fahren zurückzukehren; aber sie vergaß es über den Weihrauch, der ihr von allen Seiten, theils wegen ihrer eigenen werthen Person, theils wegen Suschens Liebenswürdigkeit, geopfert ward. Mit der Süßigkeit des Weihrauchs vereinten sich noch die Schrecken eines schweren Gewitters, welches von Westen flammend daherzog. Tantchen Rosmarin konnte von Hause aus die Gewitter nicht leiden, und der Sommer war ihr, nur dieses Krachens wegen, die unangenehmste Jahreszeit.

Sie blieb also, wiewohl des Wetters willen mit einiger Unruhe am Spieltisch, wo der Herr Verwalter und der Herr Pfarrer mit ihr Parthie machten, nebst dem Herrn Bürgermeister. Und das war schlimm!

Erstes Unglück.

Suschen war mit dem Gewitter herzlich zufrieden. Sie wünschte, es möchten sich alle Gewitter der Welt um Waiblingen versammeln, und die ganze Nacht zum Tanze donnern, desto sicherer war sie, den Becher des ihr selten gewährten Vergnügens bis auf die Hefen leeren zu können.

Wein, Musik, Tanz und Freude hatten ihr ganzes Wesen verwandelt. Ihre Wangen glühten, ihre dunkeln Augen glänzten strahlend, ihr Busen flog mit Ungestüm. Und hätte ein junger Herr von Waiblingen ihr auch Liebe geschworen — das einzige, wovor sie sich, wegen Tantchens Warnungen, am meisten fürchtete — sie hätte es in dem Himmel, worin sie jetzt athmete, verziehen. Zum Glück sagte ihr kein Mensch etwas von Liebe; aber keiner tanzte

mit ihr, der ihr nicht getreulich meldete, daß sie ein Engel, eine Göttin sei, was sie denn freilich nicht glauben wollte, aber doch nicht übel nahm. Zwischen Anglaisen und Allemanden fehlte es nicht an Seufzern und Händedrücken; in den Menuetten nicht an Seufzen und vielsagenden schmachtenden Blicken, die ihrer Schönheit huldigten, und in den Walzern drückte sie mancher Arm kräftiger an eine hochschlagende Brust, als sonst wohl des Herrn Verwalters Arm zu thun pflegte.

Unglücklicher Weise, da sie Durst fühlte, präsentirte man ihr Punsch. Sie nahm davon und tanzte fort. Aber nun fing sich alles an mit ihr zu drehen. Sie glaubte sich schwindlicht, und lachte darüber. Allein bald ward ihr bei den heftigen Wallungen des Geblüts nicht wohl. Sie klagte es ihrem Tänzer, einem jungen Mann, der sie mit der größten Artigkeit an seinem Arm vom Saal hinwegführte, um sie frische Luft schöpfen zu lassen. Aus Furcht, daß sie sich nicht erkälte, denn sie war zu sehr erhitzt, brachte er sie in das erste beste leere Zimmer, wo eine vergessene Kerze trübe zur Neige niederbrannte.

Suschen sank erschöpft und halb ohnmächtig auf ein altes Ruhebett, und hatte kaum Luft. Ihr Begleiter, in größter Verlegenheit, beschwor sie, sich aufzuschnüren, während er nach einem Glase frischen Wassers eilen wollte. In der Angst vergaß er aber das Wasser, und verließ seine erschöpfte Tänzerin nicht, die sich bei ihrer Ermattung nicht allein zu helfen vermochte.

Der Himmel donnerte; vom Tanzsaal herüber scholl die rauschende Musik dazwischen. Suschen und ihr Arzt merkten weder auf himmlische noch irdische Musik. Niemand vermißte die Beiden, denn Alles schwärmte seinen Freuden nach. Erst nach einer vollen Stunde hielten sie für rathsam, sich zu den Tänzern zurückzubegeben.

Suschen war geheilt von der Unpäßlichkeit; sie mischte sich wieder unter die Fröhlichen. Ihr ganzes Wesen war Gluth und Ver-

klärung. Ein Tänzer nahm sie dem andern ab. Ihr Arzt verlor sich in der Menge der Andern; sie konnte ihm nur nicht einmal danken für die gehabte Mühe.

Endlich fiel ihr doch ein, auch nach Tantchen Rosmarin zu sehen. Sie ging ermattet vom Tanzsaal in die Spielzimmer, und kam eben dazu, als sich hier um Tantchens Tisch ein Lärmen der ungewöhnlichsten Art erhob.

Zweites Unglück.

Tantchen Rosmarin war bisher im Spiel sehr glücklich, hingegen der Herr Bürgermeister sehr unglücklich gewesen. Aber Fortuna wandte sich plötzlich von ihr. Desto eifriger suchte sie die allzuweibliche Göttin zurückzuführen. Darüber ward denn Suschen vergessen. Der Herzbube in den Karten stiftete alles mögliche Unheil; hätte Suschen die Nacht durch mit ganz Waiblingen getanzt, Tantchen würde nicht darauf geachtet haben. Und das war schlimm.

Das Schlimmste für den Augenblick kam noch. Tantchen meinte den Herzbuben zu haben und auszuspielen; der Herr Pfarrer behauptete hingegen, er sei aus seiner Hand gekommen. In der Hitze des Wortwechsels bemerkte der Kurzsichtige nicht, daß er mit dem hochgewölbten Toupee seiner Perrücke erst dem Lichte, dann mit dem Brande auf dem Kopf der prächtigen, neuen Staatshaube der Frau Obersteuerräthin viel zu nahe gerieth. — Urplötzlich schwebten feurige Zungen über Beider Häupter.

Einen Augenblick lang war Alles starr vor Schrecken, und man ließ lodern, was lodern wollte. Dann aber griff Tantchen Rosmarin verzweiflungsvoll in die Haube, riß sie ab, und schleuderte sie unvorsichtig seitwärts. Ein abbrennendes Band fiel in die Wolkenperrücke des Herrn Bürgermeisters und verbreitete die Feuersbrunst auf entsetzliche Weise. Da Herr Säblein, als vierter Mann

am Tische, drei Köpfe brennen sah, stand er kläglich auf, faltete die Hände über seinem Kopf, um ihn vor gleichem Schicksal zu bewahren, und hinkte mit großer Eile davon. Der Herr Pfarrer bemerkte das eigene Unglück nicht eher, bis ihm die feurigen Haarlocken dampfend auf die Karten fielen. Er betrachtete sie verwunderungsvoll wie eine unerhörte Naturerscheinung, und sah nach der Zimmerdecke, um den Ursprung des Feuerregens zu suchen. — Unterdessen war man mit Entsetzen von allen andern Spieltischen aufgesprungen, den Brandbeschädigten zu Hilfe zu eilen, oder zuzuschauen. Keiner konnte das Räthsel lösen, wie drei Menschenköpfe gleichen Augenblicks in solchem Grade entzündet werden konnten.

Unter diesem Lärmen war auch Suschen herbeigekommen. Sie fand nur noch Ruinen von einer zierlichen Staatshaube und zwei gewesenen Perrücken. Jeder klagte über seinen Schaden; Suschen klagte am wenigsten, und sie hatte doch den größten Schaden erlitten.

Nachwehen.

Als man folgenden Tages in Nieder-Fahren Freuden und Leiden ausgeschlafen hatte, bemerkte Tante, man möchte fast die großen Gesellschaften verwünschen, denn selten sei sie in einer gewesen, worin nicht irgend etwas Unschickliches begegnet wäre. Suschen hingegen läugnete gar nicht, sie sei himmlisch vergnügt gewesen, und möchte alle Tage zur Hochzeit gehen.

Nach einigen Wochen hatte man in Nieder-Fahren die Hochzeit vergessen; nur Suschen träumte noch schlafend und wachend davon. Sie war so heiter, wie sonst, aber doch, seit der Hochzeit, versank sie oft plötzlich in stille Träumerei bei ihrer Arbeit, dann ließ sie das Strickzeug vor sich auf den Schoos hinsinken, und dachte — wer weiß, an was?

Tantchen Rosmarin hatte ein scharfes Auge; das stille Sinnen ihrer Nichte war ihr fremd. Argwöhnisch beobachtete sie sie erst manchen Tag; dann brachte sie das Gespräch auf diesen und jenen jungen Herrn von Waiblingen, auf diesen oder jenen Tänzer; Suschen antwortete mit unbefangener Heiterkeit. Die Tante erfuhr endlich, das Suschen an allen Tänzern Wohlgefallen gefunden, aber an keinem ein besonderes. Damit war Tantchen schon zufrieden, denn sie wußte, Suschen konnte sich nicht verstellen.

Allein nach einigen Monaten fing Suschen an zu kränkeln; da waren Uebelkeiten und Zahnweh, und das arme Kind war so traurig bis zum lauten Weinen, und es wußte doch nicht worüber.

Tantchen Rosmarin suchte ihren Liebling durch allerlei ergötzliche Gespräche aufzuheitern, und da kam denn natürlich auch die Rede zuweilen auf Suschens künftigen Brautstand. Es scheint, der Gedanke daran habe für junge Mädchen etwas Ergötzliches.

Suschen hörte gern und andächtig zu, wenn Tantchen Rosmarin mit vieler Beredtsamkeit den Himmel des ehelichen Lebens pries. Erst den Brautstand, dann die Flitterwochen der Ehe, dann die Freuden und Leiden an einer Wiege, zuletzt die Hoheit der schwiegermütterlichen Würde, endlich das großmütterliche Leben in den Tändeleien der Enkel und Enkelinnen.

„O Tantchen," rief die Kleine, „am meisten freut mich Leiden und Freuden an der Wiege. Wie schön ist's, Mutter sein, und so ein liebes Wesen, einen Engel ohne Flügel, auf dem Arm zu haben. Hätte ich's auch schon!"

„Behüte, Alles in Ordnung!" rief die Tante: „Erst Verlobung, dann Hochzeit, dann Kindtaufe — es geht bis dahin noch manches Jahr!"

„Noch manches Jahr!" seufzte Suschen still, und senkte das Köpfchen tief aufs Busentuch hinab.

„Erst muß ein Bräutigam vorhanden sein."

„Aber Tantchen, Sie wollen mir ihn ja verschaffen. Sie haben mir's versprochen. Halten Sie nun bald Wort.“

„Also hast du noch nicht gewählt, Suschen? Gefiel dir denn Niemand vorzüglich in Waiblingen?“

„Das haben Sie schon so oft gefragt. Geben Sie mir, wen Sie wollen; nur — hübsch muß er doch sein.“

„Wir wollen dafür schon sorgen, Suschen. Dir kann's nicht fehlen.“

Die Tante gefiel sich in solchen Gesprächen selbst viel zu wohl, als daß sie dieselben nicht oft hätte erneuern können. Für ihre Geschäftigkeit öffnete sich da ein neues, unabsehbares Feld, auf dem sie eine wichtigere Rolle, als die wegzugebende Braut selbst spielen konnte. Sie sann also in vollem Ernst herum, wer der Würdigste für Suschen und der Behaglichste für Tantchen sein könnte. Aber noch ehe die Wahl ins Reine kam — denn dazu mußten durch weitläufigen Briefwechsel vielerlei Erkundigungen eingezogen werden — änderte sich plötzlich Alles. Suschen war auf dem Wege, Mutter ohne Bräutigam zu werden.

Alles verkehrt.

Man hatte nämlich doch für gut gehalten, den Arzt aus der Stadt kommen zu lassen, weil Suschens Gesundheitsumstände immer bedenklicher zu werden schienen. Das Gesicht des lieben Mädchens hatte das schöne Rosenroth fast ganz verloren.

Der Herr Doktor von Waiblingen rieth lange hin und her, und konnte die Krankheit nicht errathen. Nach einigen Monaten aber trat er mit zuversichtlicher Miene zu Tantchen Rosmarin, und sagte: „Es ist bei mir außer Zweifel, Mademoiselle befinden sich in guter Hoffnung der Mutterfreuden.“

Tante Rosmarin gerieth bei dieser Erklärung so außer sich,

daß sie im ersten Augenblick nicht wußte, ob in Ohnmacht fallen, oder dem Doktor für seine Unverschämtheit eine Maulschelle geben, oder über seine Albernheit laut auflachen. Es geschah von allen dreien nichts. Sie blieb mit erhobener Hand, mit offenem Mund und starrem Auge vor dem wunderlichen Manne stehen — faßte sich dann kurz, und verabschiedete ihn ein= für allemal mit der höflichsten Grobheit.

Der Doktor, ein wackerer, gesetzter Mann, der wohl wußte, man müsse bei einer Frau auf ein Wort zu viel nicht zu vielen Werth legen, bat sie, ehe sie ihn verdamme, vorher mit Mademoiselle Suschen ein ernstes Wort zu reden; er wolle folgenden Tages wieder vorfahren.

Das ernste Wort mußte also gesprochen werden.

„Weißt du, was der närrische Doktor von dir behauptet?" fragte sie in der einsamen Abendstunde ihre Nichte.

„Kein Wort!" erwiederte Suschen.

„Du werdest Mutter werden."

„Wirklich?"

„Nicht so, Suschen, der Mensch ist ein Narr?"

„Ei nun, Tantchen, es ist mir doch beinahe selbst so vorgekommen. Doch wußte ich's nicht gewiß. Wenn er es aber sagt — —"

„Possen! ich würde mir eher träumen lassen, der Himmel falle ein. Wie solltest du dazu kommen?"

„Das weiß ich zwar nicht, Tantchen, aber ich denke, Sie verstehen das besser."

„Du hast keinen Liebhaber?"

„Nein."

„Keinen vertrauten Umgang mit Männern?"

„Gewiß nicht."

„Also ich vermuthe, du hast dich an der verwünschten Hochzeit beim Tanzen verdorben. Ich wollte, wir hätten nie von der

Hochzeit gehört, so hätte ich nie das Skandal mit meiner Haube erlebt."

„Ich vermuthe es auch. Sie wissen, ich habe Ihnen gesagt, Tantchen, schon auf der Hochzeit ward mir schwindlicht, daß ich auf die Seite gehen mußte. Einer von den Herren begleitete mich in das nächste Zimmer."

„Du warst ohne Zweifel sehr erhitzt — gab er dir vielleicht einen Trunk kalten Wassers?"

„Nein, er sprach wohl davon, aber that es doch nicht."

„Oder führte er dich an die kühle Nachtluft — an ein offenes Fenster — in den Durchzug der Luft?"

„Nein," sagte Suschen, und erklärte dunkel und einsilbig, wie sich der junge Herr für sie bemüht habe. Tantchen Rosmarin forschte weiter und weiter . . . plötzlich schlug sie mit kläglichem Seufzer die Hände zusammen und schrie: „Unglückliche, so war meine Warnung vergebens!"

„Aber Tantchen, Sie sind ganz außer sich."

„Das glaube ich!"

„O Tantchen, beruhigen Sie sich doch. Das Unglück ist gewiß nicht groß!"

„Nicht groß, Unglückliche, nicht groß!"

Tante Rosmarin war in wirklicher Verzweiflung und untröstlich. Sie sprach von Schande, vom Verstoßen, von — der Himmel weiß, was? und doch konnte sie sich dabei nicht verhehlen, sie selbst sei an dem ganzen Unglück schuld, indem sie Suschen in allzublinder Unwissenheit aufwachsen ließ. Das gute Kind war verführt, ohne die Verführung zu kennen.

Nach einigen Tagen mußte sich Tantchen wieder beruhigen — denn alles Weinen und Jammern war vergebens, und besserte das Unglück nicht wieder aus; und nebenbei mußte Jeder gestehen, Suschen sei noch so unschuldig, wie sie es vor dem Sündenfall

gewesen. Dem Herrn Doktor ward Abbitte gethan, und ihm das Geheimniß eröffnet, das er errathen. Er sollte weiter helfen.

„Daß mir das begegnet! mir, in meinem Hause, in meiner Familie!“ rief Tantchen: „Alle Ordnung zerrissen und verkehrt! Noch nicht Braut und schon Kindbetterin — das bringt mich ins Grab.“

Sie kam aber darum nicht so bald ins Grab; Tantchen Rosmarin hatte eine kernfeste Gesundheit.

Prozeß.

Das größte Räthsel aber war noch nicht gelöset. Suschen wußte nämlich durchaus nicht zu sagen, wer ihr Verführer gewesen? Nach allen Beschreibungen war er ein junger Mann von zwanzig und etlichen Jahren, ein vortrefflicher Tänzer, und hatte ein blaues oder grünes Kleid, weiße Unterkleider getragen u. s. w.

Tantchen machte ihrer Nichte auch selbst über diese Unachtsamkeit die bittersten Vorwürfe: „Das geht, das läuft, ohne sich weiter zu bekümmern, wie die Thiere des Feldes!“

„Daran ist deine Erziehungsmethode schuld, Tantchen!“ rief der Herr Pfarrer, der mitleidig und aus Rechtsgefühl Suschens Partei nahm: „Ich bin zwar ein Freund der Unschuld, aber alles hat Maß und Ziel. Eva im Paradies war gewarnt, und der Baum der Erkenntniß ihr beschrieben, ja sogar mit Fingern gewiesen. Das hast du versäumt. Du hast die Schuld, und Suschen den Schaden. Hilf ihr den Schaden tragen, sie erleichtert dir ja gutmüthig genug deine Schuld. — Glaube mir, Tantchen, es gibt eine Art Unschuld, die nur eine unreife Anlage zur Sünde, und es gibt hinwieder manche Sünde, welche ein sonnenheller Zeuge der wahren Unschuld ist.“

Tantchen Rosmarin konnte ihrem Bruder zwar nicht das letzte Wort lassen, aber doch war ihr, indem sie seine Predigt auf das bündigste widerlegte, selbst dabei zu Muthe, als wenn er vollkommen Recht hätte. Sie ward von Tag zu Tag in ihr Schicksal ergebener; sie hielt diese edle Gelassenheit für Frucht religiöser Grundsätze, was am Ende nur Macht der Gewohnheit war wie denn die Gewöhnung auch wohl bei andern Leuten oft die Stelle der Philosophie, des Edelmuths, der Seelengröße einnimmt, aber nie den wahren Namen führen darf. Suschen ward schonender behandelt, endlich wieder zärtlicher, und Tantchens ganzer Zorn richtete seine Flamme gegen den unbekannten Heilkünstler auf der Hochzeit zu Waiblingen.

Der Herr Pfarrer, wie Herr Säblein, waren nun eins ums andere täglich in der Stadt, den Namen des Friedensstörers auszuspähen. Allein der Seelenhirt von Ober- und Nieder-Fahren kam jedesmal unverrichteter Sache heim, denn er vergaß gewöhnlich in der Stadt entweder, warum er dahin gekommen, oder das Signalement des Beklagten. Desto glücklicher war Herr Säblein, aber dafür auch mit dem kleinlichsten Kleinigkeitsgeist ausgerüstet! — Von Suschen hatte er so viel Einzelnheiten, ihren Verführer betreffend, ausgefragt — ein Grübchen im Kinn, die Farbe des Haares, der Augen, vier Ringe mit Steinen an den Fingern, den Backenbart u. s. w., daß es nicht fehlen konnte. Er musterte Mann für Mann von allen Waiblinger Hochzeitgästen; in Waiblingen war keiner der Beschreibung gleich — er mußte also außer Waiblingen sein. Von auswärtigen Gästen aber war niemand, als ein alter Herr Accise-Einnehmer der benachbarten Grenzstadt, und der Sohn des Herrn Baron von Malzen gegenwärtig gewesen, etwa achtundzwanzig Jahre alt. Da nun der Herr Baron von Malzen nur drei Meilen von Waiblingen auf seinen Gütern wohnte, und alle Frauenzimmer, die mit ihm getanzt oder nicht getanzt

hatten, sich sehr genau des Backenbartes, des Grübchens im Kinn u. s. w. erinnerten, bis auf die glänzenden Fingerringe, von denen einige behaupteten, er habe sieben, andere, er habe drei gehabt: so war die Sache klar, und noch mehr, als ganz zufällig eine kleine, bucklichte Apothekerstochter, die eben als Nichttänzerin den andern zugesehen hatte, erwähnte, Suschen sei mitten aus einer Anglaise in Gesellschaft des jungen Herrn Barons aus dem Saal gegangen.

Tantchen Rosmarin war entzückt über diese Entdeckung, und nebenbei auch darüber, daß es ein Herr Baron war, der das Unglück gestiftet hatte. Auf der Stelle ward nach gehaltenem Familienrath ein Brief nach Malzendorf gesandt, und der junge Herr Baron Pompejus von Malzen höflich eingeladen, sich auf Niederfahren begeben zu wollen, wo man in dringenden Angelegenheiten mit ihm zu reden hätte. — Der Bote ging, er kam zurück. Vierzehn Tage verflossen. Keine Antwort, kein Baron.

Tantchen, welches sich schon viel Behagliches von der Lage geträumt hatte, einen Baron zum Neffen zu haben, empfand diese Verzögerung sehr übel. Man hielt neuen Familienrath, und Herr Säblein ward zum außerordentlichen Gesandten nach Malzendorf ernannt, um, falls der Baron Umstände mache, die Angelegenheit dem Vater desselben vorzutragen. Nebenbei erhielt er Vollmacht, den ansehnlichen Vermögensetat der Frau Obersteuerräthin blicken zu lassen, mit der Versicherung, daß Suschen Universalerbin sei. In jedem Falle solle er aber die Heirath und zwar die schleunigste unterhandeln.

Der Herr Verwalter warf sich bequem in die Chaise der Frau Obersteuerräthin, und fuhr, von zwei Schweißfüchsen gezogen, den Oberknecht zum Kutscher verwandelt, nach Malzendorf.

Mit zitternder Ungeduld erwartete man seine Wiederkehr. Man hatte auf die Beredsamkeit des Herrn Säblein so viel Vertrauen,

daß niemand zweifelte, er werde den backenbärtigen Pompejus gefangen mitbringen und zu Suschens Füßen legen.

Endlich kam er, aber allein. Er brachte die Antwort, aber die schlimmste von allen, welche man erwarten konnte. Der junge Herr Baron war nämlich, statt zu Malzendorf, zu Venedig. Der alte Herr Baron hatte das Podagra, und war über die Mission des Herrn Verwalters so ungehalten, daß er gedroht hatte, wenn sich derselbe noch einmal mit solchen Angelegenheiten im Schlosse Malzen zeigen würde, er ihn mit Hunden hinaushetzen lassen wolle. Als der Herr Verwalter auch die rauhe Seite herausgekehrt hatte, und allerdemüthigst mit einem schweren Prozeß gedroht hatte, gab ihm der Podagrist die bestimmte Schlußerklärung, erstlich, er wolle seinem Sohn die Sache schreiben, und falls derselbe den Fehltritt eingestände, sich mit einem bürgerlichen Mädchen vergessen, oder wohl gar in Eheversprechungen eingelassen zu haben, werde man nicht anstehen, die Entschädigungs- und Alimentationsgebühren, wie in solchen Fällen Rechtens, zu leisten; zweitens, von Vermählung und dergleichen Albernheiten sei keine Rede; drittens, damit solle sich der Herr Verwalter zum Teufel packen u. s. w.

Suschen hörte das, und schwieg. Der Herr Pfarrer wußte keinen Rath, und schlug vor, die Sache in Erwägung zu nehmen. Tantchen Rosmarin zerfloß in Thränen; sie sagte nichts, aus Mitleiden für Suschen, im Grunde aber aus empörtem Stolz wegen des stolzen Barons, dem sie eine Reihe wohlverdienter Verwünschungen zusandte. Herr Säblein machte den Antrag, die Sache sogleich einem Advokaten zu übergeben, und den Prozeß anzufangen; tröstete übrigens die Tante damit, daß Alles eine göttliche Schickung sei. „Das Alles wäre nie begegnet,“ sagte er, „hätte ich mir nicht bei der Tanzprobe die Hüfte gequetscht.“

Folgenden Tages kam der Advokat Kurzbein von Waid-

lingen, einer der gewaltigsten Rabulisten, der weiß schwarz, und schwarz weiß machen konnte, und ohnehin persönlichen Groll gegen das freiherrliche Haus Malzen nährte, weil er vor mehrern Jahren dort vergebens um die Stelle eines Justitiarius angehalten, die, statt seiner, einem seiner ärgsten Feinde gegeben worden war.

„Erlauben Sie mir zu bemerken," sagte er zu Tantchen, „wenn Ihre Demoiselle Nichte in Jahresfrist nicht Baronesse von Malzen ist, zahle ich die Prozeßkosten aus meinem eigenen Vermögen."

Die zuversichtliche Miene, mit der er sprach, flößte der Tante wieder guten Muth ein, und der Prozeß wurde auf der Stelle anhängig gemacht und mit Eifer betrieben.

Pompejus der Kleine.

Doch ungeachtet dieses Eifers ging der Prozeß sehr langsamen Schritt, weil der Beklagte in Venedig und Rom spazieren ging, und man nothwendig doch seine Erklärung über die ihm gemachten Anschuldigungen erwarten mußte.

Unterdessen vermehrte sich die Familie zu Nieder-Fahren mit einem kleinen Liebesgott, der vorher nie da gewesen war, ein Grübchen im Kinn hatte, wie ein gewisser Spaziergänger, und diesem, nach Aussage der Kenner, bis auf die vier, fünf oder sieben Fingerringe und den Backenbart, vollkommen ähnlich sah. Gustchen war eine liebliche Mutter, und schwamm beim Anblick ihres Kindes in tiefer Seligkeit. Ihr höchster Wunsch war erfüllt. Sie hatte sich noch nie so sehr nach einem Manne, als nach Mutterfreuden gesehnt. Die nun zur Großtante emporgesteigerte Tante Rosmarin fand das freilich außer aller Ordnung; auch konnte sie nicht umhin, bei dem Gedanken an ihre Großtantenschaft zuweilen die Miene gar bitterlich zu verziehen — allein es war nun einmal

so, und mit der Zeit gewöhnte sie sich auch daran, oder, wie sie es nannte, siegte die Kraft ihrer Grundsätze.

Der Pfarrer Großonkel taufte den Großneffen. Man beschloß, ihn in dem heiligen Sakrament, nach dem Taufnamen seines Vaters, kurzweg Pompejus zu heißen, und den Geschlechtsnamen einstweilen so lange zu vertagen, bis der Prozeß, und mit ihm zugleich entschieden sein würde, ob es ein Pompejus von Malzen oder Nieder-Jahren sei?

Während nun Pompejus der Kleine täglich an Weisheit und Verstand zunahm, erschien auch Antwort aus Rom von Pompejus dem Großen. Sein Brief war zwar nicht im Geschmack des alten Herrn Baron, aber noch weniger im Geschmack der Tante Rosmarin. Doch ward er, vielleicht eben deswegen, ad acta gelegt, und Advokat Kurzbein wie der Justitiarius von Malzendorf, sein Todfeind, fanden darin Wolle genug zu zupfen, und den Prozeß in beliebige Länge zu spinnen.

Der junge Baron in Rom erklärte nämlich ganz freimüthig und wiederholt, und das war nicht im Geschmack des alten Herrn und seines Justitiarius, er erinnere sich gar wohl, sich mit einem Mädchen auf einer Hochzeit zu Waiblingen vergangen zu haben, gestehe aber, daß er eher der Verführte, als der Verführer gewesen sei; daß er die Person weder vorher noch nachher weiter gesehen habe; daß die gleiche Person ihm wegen ihrer blöden Tugend sehr verdächtig geworden sei; daß ihm noch nicht bewiesen sei, er und kein Anderer wäre der Vater; endlich aber: daß er sich dieses Vorfalls von Herzen schäme, und wünsche, man möge die Person, je eher, je lieber, mit einem Stück Geldes abfinden, um kein Aufsehen zu erregen.

Auf diesen Brief hin, der die Hauptsache eingestand, ward nun der Prozeß mit ungemeiner Erbitterung fortgesetzt. Tante Rosmarin entfaltete dabei ihren ganzen Stolz. Sie ließ dem alten

Herrn Baron, der mehrmals gütliche Vorschläge machen wollte, sagen: es sei ihr nicht darum zu thun, sich in die Familie des Herrn Baron einzudrängen, aber sie wolle ihre Nichte vor der Welt wieder zu Ehren und ihren Großneffen zu einem anständigen Namen bringen, und sollte es mehrere tausend Dukaten kosten. Sie wäre gar nicht gesonnen, dem Herrn Baron, der außer seinem papierenen Stammbaum mehr Schulden als Güter hätte, ihre Nichte zur Gemahlin zu geben. Sie betrachte dies für ihr Haus als wahre Mesalliance, und er wäre nicht der erste Edelmann, welcher vielleicht Lust haben könnte, in Gesellschaft seiner sechszehn Ahnen nach den vollen Goldkisten einer reichen und schönen Bürgerin zu angeln. Man wisse heutzutage sehr gut, was armer Adel werth sei; man borge auf ein pergamentenes Geschlechtsregister, das bis zu Adam und Eva hinaufreiche, keinen halben Gulden, da man hingegen um ein paar hundert elende Goldstücke das Adelsdiplom überall einkaufen, und den dicksten Stammbaum malen lassen könne. Aus diesen und andern Gründen beharre sie darauf, Herr Pompejus Baron von Malzen müsse schlechterdings in aller Form ihrer Nichte feierlich angetraut, und drei Tage nachher wieder in aller Form richterlich von ihr geschieden werden, so daß sich jeder Theil, wenn es ihm beliebte, anderweitig vermählen könne.

Dieser hohe Ton, den Tantchen Rosmarin anstimmte, brachte den alten Herrn fast zum Rasen, und um so mehr, da er wohl bemerkte, daß diese Frau, von der er ehemals in seinem Schlosse nie Kunde genommen, vermöge ihres Reichthums größern Einfluß im Gericht, als er, hatte. Er würde, da er sich über die Eigenthümerin von Nieder-Fahren bessere Nachrichten erworben, vielleicht zum bösen Spiel lustige Miene gemacht, und wohl gar — denn Malzendorf war in der That schwer verschuldet — in eine Mesalliance mit der begüterten Bürgerstochter gewilligt haben.

über die Botschaft, wie Tantchen sie ihm sandte, das Bissige, Giftige ihrer Anspielungen, und dann der bürgerstolze Zusatz, daß sie eine solche Heirath für Mißheirath halte, und daher drei Tage nach der Heirath Scheidung begehre — das war ihm des Trotzes zu viel.

Er bot nun Himmel und Hölle auf, die Absichten seiner Gegnerin zu Schanden zu machen. Er spendete Geld links und rechts; Tantchen aber immer die Hälfte mehr, als er. Bei der Wichtigkeit ihrer Gründe entschied sich nach Verlauf eines Jahres in zwei Instanzen die Sache zu ihren Gunsten. Der Prozeß ward zur dritten Instanz gebracht. Herr Advokat Kurzbein lächelte höhnisch dem Justitiarius Spott zu.

Sieg über Pompejus den Großen.

Nachdem der alte Herr Baron den Prozeß in zwei Instanzen verloren hatte, war bei ihm kein Aushaltens mehr. Er peitschte täglich Hunde und Bedienten zusammen, daß kein Hund und Bedienter bei ihm bleiben wollte. Er drohte dem Justitiarius eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er sich unterstände, den heillosen Rechtshandel auch in dritter Instanz zu verlieren, und seinem Sohne schickte er gebieterische Briefe auf Briefe, voller Donner und Blitz, mit Extrapost von Rom nach Malzendorf zurückzukommen.

Pompejus der Große hatte, während er unter den Alterthümern Italiens die Geschichte der Vorwelt studirte, und leidenschaftlich den Meisterwerken der Kunst nachging, sich wenig um die Geschichte von Malzendorf, Waiblingen und Nieder-Fahren bekümmert. Er runzelte freilich die Stirn, als man ihm meldete, „bewußte freche Person habe sich unterfangen, ihrem Sohne den Namen Pompejus beizulegen,“ doch beruhigte er sich bald über die Anmaßung; denn Pompejus war ja noch kein Malzen, und Taufnamen sind ein Ge-

meingut in der ganzen Christenheit, aber nicht Baronien. Da er aber vom Verlust des Prozesses in zwei Instanzen vernahm, und fürchtete, „die Person mit ihrem Bastard“ möchte ihm angehängt werden, wüthete er bei dem Grabmal des Cestius und der Säule Trajans gegen die himmelschreiende Verblendung und Ungerechtigkeit der Richter, schrieb ellenlange Briefe, worin er die species facti aufs Genaueste erläuterte, um seine Unschuld zu beweisen. Suschens Tugend kam dabei schlimm weg; denn ihre Unwissenheit galt für Koketterie, ihre Naivetät für Buhlschwesterei. Schon mehrmals hatte er im Sinn gehabt, selbst nach Deutschland zu eilen, in der Hoffnung, durch persönliches Erscheinen die ganze Sache zu seinem Vortheil zu wenden. Da ihn nun sein Vater selbst aufforderte, reisete er sogleich andern Tags von Rom ab.

Eine Reise von Rom nach Malzendorf ist aber etwas langwierig; zudem erlaubte dem Herrn Baron der bescheidene Zustand seiner Börse nicht den Flug mit Extrapost. Unterdessen ging der Prozeß seinen Gang, und diesmal vor dritter Instanz wirklich mit Extrapost, wenigstens für den alten Herrn Baron. Die Sentenz erschien. Der Spruch der ersten Instanz ward bestätigt; Herr Baron Pompejus von Malzen verurtheilt, die Ehre besagten Frauenzimmers durch eine Vermählung in aller Form herzustellen, doch sei beiden Parteien gestattet, nach vollzogener Trauung die eheliche Verbindung alsogleich wieder in gewohnten, rechtsüblichen Formen aufzulösen.

Der pfiffige Justitiarius von Malzendorf, der die angedrohte Kugel noch nicht vergessen hatte, hütete sich wohl, diese Hiobspost in eigener Person zu überbringen, sondern meldete sie dem alten Herrn schriftlich, und bat zugleich um Entlassung von seinem Justitiariat. Der alte Baron las das schreckliche Sendschreiben; er blieb stumm vor Entsetzen, und sprach in seinem Leben kein Wort mehr dagegen, denn der Schlag rührte ihn auf der Stelle, und todt sank er mit dem Briefe nieder.

Als Pompejus der Große in dem Schlosse Malzen ankam, fand er seinen Vater begraben.

Die Trauung.

Der junge Herr von Malzen war ein rechtlicher Mann, von Kenntniß und Talenten. Der Tod seines Vaters beugte ihn tief; der Spruch der Gerichte noch mehr. Er war für Niemanden sichtbar, und lebte in dem Schlosse seiner Väter wie ein Einsiedler, bloß mit Verbesserung der Finanzen beschäftigt, die durch den altadelichen Aufwand seines Vaters, durch die Reisen nach Italien und endlich durch den kostspieligen Prozeß nicht wenig zerrüttet waren. Den Aufwand schaffte er ab, die Reisen fielen weg, und der Prozeß hatte glücklicher- oder unglücklicherweise sein Ende. Neben dem Ersparen sann er durch zweckmäßigen Anbau der Güter und durch höhere Benutzung der weitläufigen Waldungen den Verlust wieder einzubringen, und die Schulden zu tilgen. Er fühlte wohl, ein armer Baron sei in der That — ein armer Baron, und das wollte er nicht sein. Er hatte Kopf genug, die Mängel der bisherigen Verwaltung einzusehen; er entwarf seine Plane; schon nach einem halben Jahre konnte er durch vortheilhafte Holzverkäufe einen beträchtlichen Theil der Schulden tilgen, und damit vereitelte er Tantchens boshafte Spekulationen. Denn Tantchen zweifelte gar nicht, Malzen mit Schloß und Gütern werde und müsse vom Erben verkauft werden; dann wolle sie die Baronie für sich und Suschen, aus Beider Vermögen, einhandeln, und triumphirend mit der angetrauten und abgeschiedenen Frau Baronin von Malzen im Stammgute der Malzen wohnen.

Da nun aus diesem nichts ward, und der Parforce-Bräutigam auch ein halbes Jahr verstreichen ließ, ohne an Vollziehung der richterlichen Sentenz zu denken, hielt es Tantchen Rosmarin für

billig, dem schlechten Gedächtniß des jungen Herrn Baron zu Hilfe zu kommen. Herr Verwalter Säblein mußte also einen Mahnungsbrief abfassen; weil ihr derselbe aber nie beißend genug war, mußte er wohl sechsmal abgeändert werden, ehe sie ihn unterzeichnete. Es ward dem Bräutigam der wohlbekannte Richterspruch in Erinnerung gebracht, nicht eben, hieß es in dem Schreiben, weil man sich sehr nach der Verbindung mit dem Herrn Baron sehne, sondern weil man den glücklichen Augenblick der darauf folgenden Ehescheidung mit Ungeduld erwarte.

Zur Antwort kamen bloß die Worte: „Madame, ich habe zwar nie Anlaß gehabt, auf Ihr Zartgefühl Rechnung zu machen; inzwischen bitte ich Sie, das verhaßte Zeremoniel wenigstens des Anstands wegen, wenn Sie anders Sinn für so etwas haben, aufzuschieben, bis ein unglücklicher Sohn die Trauerkleider abgelegt hat, die er für einen Vater trägt, dessen Tod Ihr Eigensinn befördert hat.“

Tantchen Rosmarin, und wäre der Prozeß verloren gegangen, hätte nicht schmerzlicher gedemüthigt werden können, als durch diese wenigen Worte. Denn erstlich hatte der Baron nicht ganz Unrecht, und das war eben das Verdrießlichste; zweitens setzte er ihr Zartgefühl in Zweifel, und drittens, was das Aergste war, mußte ein Baron sie an die Regeln des Anstandes erinnern. Sie zerriß das Briefchen in tausend kleine Stücke, damit zu keinen Zeiten ein lebendiger Mensch, auch nur aus einem Buchstaben, den Inhalt errathen könne; dann trug sie die Papierstückchen schamroth selbst in die Küche, warf sie eigenhändig ins Feuer und wartete, bis das letzte davon in Asche verwandelt war.

Sie nahm darauf mit funkelnden Augen eine gelassene Miene an, und sagte ihren Hausgenossen, mit hingeworfenem Tone, der Baron bitte so dringend, wegen seiner vielen Geschäfte, noch um einigen Aufschub, daß sie, um nicht pöbelhaft zudringlich zu schei-

nen, ihm solchen zu gewähren nicht abgeneigt sei. Aber so ruhig sie das sagte, so gewaltig gährte es in ihrem Herzen. Ein unauslöschlicher Groll entstand gegen den Baron, dem sie diesen Brief in ihrem ganzen Leben nicht zu vergessen schwur.

Nach einem Vierteljahr meldete der Baron, er sei bereit, die Trauung vornehmen zu lassen, und wie er sich sehr unartig ausdrückte, die Folter auszustehen. Er schlug den Tag vor, und man kam überein, das Zeremoniel in der Pfarrkirche zu Altensteig vollziehen zu lassen, einem Dorfe, welches genau Mitte Wegs zwischen Nieder-Fahren und Malzen gelegen war.

Am bestimmten Tage fuhr Suschen, begleitet von der Tante und dem Herrn Verwalter, dahin; alles im größten Putz; der Kutscher in reicher Livree; Gärtner und Jäger hintenauf, nicht minder kostbar gekleidet. Tantchen legte es darauf an, an diesem Tage vor dem Baron zu glänzen, und wo möglich ihn empfindlich zu demüthigen. Suschen, schön wie ein Engel, noch mehr durch die milde Schwermuth in ihren Mienen, als durch den köstlichen, obgleich einfachen Brautputz, saß schweigend im Wagen neben der vielberedten Tante, und erwiederte deren Fragen mit halbersticktem Seufzern. Heut lebendiger, als jemals, stand ihr sonderbares Schicksal vor ihrer Seele, wie sie, Braut und Wittwe zugleich, einem Unbekannten die Hand zu reichen eile, den sie verachtete, und dem sie sich bloß deswegen vermählen sollte, um desto eher von ihm getrennt werden zu können.

Man kam zum Wirthshause in Altensteig. Noch hatte sich kein Bräutigam gezeigt. Im ganzen Dorfe war kein anderes Wirthshaus. Die Tante fand das sehr ärgerlich; und da eine Viertelstunde um die andere verging, und der Bräutigam nicht erschien, und der Pfarrer des Orts den gewöhnlichen, sonntäglichen Gottesdienst nicht länger verzögern konnte, stieg die Unruhe der Tante fast bis zur Verzweiflung. „Ein neuer Affront: Der Mensch läßt

uns boshafter Weise sitzen!“ rief sie in jeder Minute zehn Male, und lief jeden Augenblick zum Fenster. Suschen saß in einem Winkel und weinte still.

Die Glocken läuteten. Da sprengte des Wegs durchs Dorf heran ein Reiter, stieg beim Wirthshaus ab, und trat hinein. Es war ein schöner junger Mann, blond von Haar und Farbe, blauen Auges, in seinen Bewegungen voll edeln Anstandes. Er trug einen schlichten aschgrauen Frack, runden Hut. Es war nicht nöthig, daß er sagte, er sei der Baron von Malzen; der Backenbart und das Grübchen im Kinn überhoben ihn schon der Mühe. Suschen ward blutroth. Sie schmiegte sich tiefer in den Winkel des Zimmers hinein, in welchem sie dasaß. Ach, hätte sie sich verbergen können vor aller Welt!

Der Baron, nach höflicher Verbeugung, fragte in einem fast allzunachläſſigen Tone: „Welche von Ihnen, meine Damen, soll oder will für den Augenblick meine Braut sein?

Mit Empfindlichkeit im Blick, doch stumm, deutete Tantchen auf die Einsame im Winkel, die ihre Augen schamvoll zur Erde gesenkt hielt. Der Baron trat ohne anders zu Suschen, und da er bemerkte, daß ihr ein paar Thränen über die Wangen fielen, hatte er auf den Lippen zu sagen: „Sie weinen Wasser, ich habe schon Blut geweint!“ aber der Vorwurf erstarb ihm unter Erstaunen im Munde. Alles, was er sich schon unterwegs ausgedacht hatte, Kränkendes und Verächtliches vorzubringen, um die Manen seines Vaters wo möglich auch an diesem Tage durch kleine Rache zu versöhnen, war ihm aus dem Gedächtniß gewichen. Zwar hatte er nach manchen eingezogenen Erkundigungen wohl gehört, Suschen sei nicht nur ein reiches, sondern auch ein recht hübsches Mädchen; sei nichts weniger, als Kokette oder verdorbene Dirne, wie er sich immer gedacht; sie habe bei ihrer Tante von jeher in fast klösterlicher Einsamkeit gelebt, und wäre daher an Verstand, wie

sich die Waiblingerinnen in ihrem christlichen Urtheil ausdrückten, „ein pures Gänschen." Allein Suschen so zu finden, wie er es nun fand, das war ihm Feerei. Diese edle Gestalt, voll Milde und Würde; dieses reizende, ovale Antlitz einer lebenden Magdalena; dieser seelenvolle Blick der Unschuld, der sich durch Thränen zu ihm stahl; diese heilige Gluth des Erröthens — — dies Alles hatte er nicht erwartet.

„Mein Gott, welch ein Mädchen!" dachte er, und weiter konnte er auch nichts denken; in solcher Verwirrung war sein Gemüth.

„Herr Baron, ist's gefällig?" sagte die Tante, und wies auf die Thür, welche der Verwalter öffnete: „Man erwartet uns in der Kirche."

Der Baron bot seiner Braut den Arm. Suschen schien anfangs verlegen, ihn annehmen zu wollen, und nahm ihn endlich doch, um keine Weitläufigkeiten zu veranlassen. Tantchen Rosmarin folgte dem stummen Brautpaar; folgte mit zornglühendem Gesicht; denn sie konnte sich's wohl erklären, warum der Baron seine Braut am Arm führte. Lächerlich, nichts als lächerlich machen wollte er die festlich geschmückte Unglückliche, neben welcher er in bestäubten Stiefeln und Spornen, grauem Frack und rundem Hut einherging, einem Bedienten ähnlicher, als einem Baron.

Ach, der gute Pompejus dachte auf dem Kirchgang weder an Hut noch Spornen. Er sah zitternd und verstohlen auf die Stillweinende, und konnte es sich nicht verhehlen, er führe die schönste Braut im Lande am Arm.

Er machte immer langsamere, immer kleinere Schritte, um das Vergnügen, auf welches er nicht gezählt hatte, einige Augenblicke länger zu genießen. Und wenn er von Zeit zu Zeit seitwärts auf sie hinblickte, und er that es oft — die schöne junge Dulderin, mit ihrer Unschuldmiene, sah aber unverwandt, demüthig in den Staub vor sich nieder — dann war's, als wenn sich sein Gewissen regen und sagen wollte: „Diese heilige Lilie hast du gebrochen."

Hier eine kleine Buße zu thun, schien ihm das Wenigste, was er, als gefühlvoller Mann thun konnte. Er berührte mit seiner rechten Hand sanft die ihrige, welche wie eine schwebende Feder auf seinem linken Arm ruhte, und flüsterte: „Mein Fräulein, ich bin sehr unglücklich, daß ich vor Ihnen als Bösewicht erscheinen muß, den sie zu verabscheuen gezwungen sind. Ich bin gewiß sehr unglücklich."

„Wohl mir, daß Sie es nicht durch mich sind!" flüsterte Suschen zurück mit freundlichem Ernst unter Thränen. Denn auch in der Traurigkeit umschwebte ein gütiges, leises Lächeln ihren Mund, wenn sie sprach.

Diese Antwort war aber für den Baron ein Dolchstich; sie machte ihm die Größe seiner Schuld und seines Verlustes plötzlich hell. Und es war nicht der Silberklang ihrer Stimme, es war der schwere, vielbedeutende Sinn ihrer wenigen Worte, was ihn erschütterte. Der gewandte Weltmann war durch die Erwiederung des einfachen Mädchens so außer Fassung, daß er keine zweite Rede finden konnte. Man trat in die Kirche, und bald nachher zum Altar.

Tantchen Rosmarin hätte bei diesem Anblick, nach welchem sich ihre Rache schon so lange gesehnt hatte, mit lauter Stimme ein feierliches „Herr Gott dich loben wir!" anstimmen mögen; Suschen weinte still. Der Baron war in seltsamer Gemüthsbewegung; seine Hand zitterte in der Hand der schönen Braut. Leise flüsterte sie dem Pfarrer das Jawort zu; der Baron, als könnte sich sein bedrängtes Herz durch einen einzigen Ton Ruhe geben, ließ es laut durch die Kirche hallen; dann, beim Wechsel der Ringe, suchte er den kostbarsten an seinen Fingern hervor, ihn der feindlichen Schönen zu reichen, die durch ein wunderliches Geschick ihm an eben der Stelle auf ewig entrissen werden sollte, wo man sich sonst auf ewig zu verbinden pflegte.

Wenig Andacht.

Nach vollzogener Trauung wohnte man dem Gottesdienste in gebührender Ordnung bei. Der Pfarrer hielt ohne Zweifel eine vortreffliche Predigt, denn er selbst schwamm mehrmals in Thränen, während viele Bauern ihre tiefe Rührung hinter einem sanften Schlaf verbargen — aber der Baron hörte und sah von allem nichts, weil er nur Suschen sah, das zehn Schritte ihm gegenüber saß.

Er hatte Zeit genug, ihre Gesichtszüge zu betrachten. Ja, Raphaels Engel und Madonnen waren ihm verzerrte Bambocciaden neben diesem Antlitz, in welchem Schwermuth und Güte, weibliche Würde und Demuth wundervoll gepaart waren. Er warf sich auf seinem Sitz unruhig her und hin; Scham, Selbstverachtung, Liebe, Aerger, Hoffnung und hundert Entwürfe bewegten ihn.

Während der Geistliche vom Reiche Gottes und vom Tode des Sünders sprach, hielt der Baron sich Strafpredigten anderer Art. Er versuchte seiner Gefühle Meister zu werden, er erinnerte sich an den Tod seines Vaters, an die Lächerlichkeit, ein Mädchen hintennach liebenswürdig zu finden, gegen welches er anderthalbjährigen Prozeß geführt hatte. Umsonst, wenn er die Augen auf Suschen wandte, verschwanden Vater, Prozeß und Lächerlichkeiten.

„Aber, Baron, hat dich die Hölle geblendet!“ sprach er bei sich selbst (er pflegte anständiger zu reden, als zu denken): „Es ist übrigens ein Engel Gottes, du bist aber ein Teufel, der diesen Engel stürzte, dann Jahre lang auf die schamloseste Weise behandelte. Daß du sie verkanntest, ehe du sie kanntest — nun, das verzeihe ich dir. Daß du Materialien zum Prozeß wider sie gabst, auch das verzeihe ich dir; denn dein Vater und der ver-

dammte Justitiarius schilderten ja die heilige Seele, wie ein gemeines Mädchen. Aber daß du nicht glauben, nicht sehen wolltest, als du ins Land zurückkamst, und ihr Lob von allen parteilosen Lippen wiederhallen hörtest, daß du ihre Herrlichkeit nicht begriffest, welche ihr die kleinen, albernen Mädchen von Waiblingen mit dem Ausdruck zollten: „sie sei ein Gänschen“ — daß du nicht hinüberrittest nach Nieder-Fahren, sie selber sahest, dich des Bessern überzeugtest — das verzeihe dir der Himmel, und du verdienst in der Hölle deiner Empfindungen zu verschmachten.“

Tantchen las mit dem behaglichen Wohlgefallen der Schadenfreude in den Mienen des armen Pompejus Unruhe und Aerger. Aber sie legte seinen Verdruß ganz anders aus. Sie bildete sich ein, er wolle vor Unmuth zerspringen, daß sie Siegerin geworden. Hätte Tantchen gewußt, wovon eigentlich im Herzen des Barons Rede gewesen, sie hätte sich nicht gefreut, denn sie haßte ihn, wie sie noch keinen Menschen gehaßt hatte.

Suschen war nicht in geringerer Unruhe. Erst jetzt schien sie dem öffentlichen Hohn feierlich preisgegeben zu sein, und meinte, die Augen aller Welt seien auf sie, als die Entehrte, gerichtet, die man vermittelst der Kunst wieder zu Ehren bringen wolle. Sie hörte kein Wort von allem, was der Pfarrer sagte, und doch glaubte sie, er rede nur von ihr und ihrer Schande. Dann dachte sie mit Mutterzärtlichkeit an ihren zweijährigen Pompejus heim, an das liebenswürdige vaterlose Kind. Dann überfiel die dunkelste Schwermuth ihre Seele. Sie betete für ihren Sohn.

Und — verzeihlich war doch wohl die Neugier — von Zeit zu Zeit ließ sie auch das Auge auf ihren Anvermählten fallen, von welchem sie kaum ein dunkles Bild im Gedächtniß behalten hatte. Ein hübscher Mann war er — läugnen ließ sich das nicht — und er sah dem kleinen Pompejus viel zu ähnlich, als daß man nicht solche Gesichtszüge recht angenehm hätte finden sollen. Dann ge-

dachte sie der Worte, die er auf dem Kirchgang gesprochen. „Wie er nur das auch gemeint hat?“ dachte sie, und sah wieder zu ihm hinüber, als wollte sie aus seinem Gesicht errathen, wie er das wohl hätte meinen können? Dann, wenn sein dunkles, brennendes Auge dem ihrigen begegnete, ward ihr, als müßte sie sich in den Mittelpunkt der Erde verbergen.

Genug, Suschen hatte wenig Andacht, auch der prächtige Brillantring, den sie von ihm empfangen, machte ihr viel Zerstreuung. Es war ihr sonderbar, einen Ring zu tragen, den seine Hand getragen hatte. Nach solchen Gedanken zitterte ein Seufzer aus der tiefsten Tiefe ihres Busens herauf.

Ungeachtet der Prediger eine der längsten Predigten im ganzen Jahr gehalten hatte, war doch Allen die Zeit dabei sehr kurz geworden, ausgenommen den wirklichen Zuhörern.

Trennung.

Tantchen Rosmarin winkte an der Kirchthür dem Herrn Verwalter Säblein mit Augen und Händen, Suschens Arm zu nehmen. Aber plötzlich stand der Baron da, und schob den Herrn Verwalter höflichst auf die Seite mit den Worten: „Erlauben Sie, daß ich meine Gemahlin zum Wirthshaus begleite.“

„Das ist doch impertinent von dem Menschen!“ sagte die Tante zum Verwalter. „Warum ließen Sie sich wegdrängen? Er thut's mir zum Aerger, um den Leuten zu zeigen, daß er sich gar nicht über meinen Triumph grämen könne. Aber er irrt sich. Ich hab's ihm in der Kirche deutlich genug angesehen. Mich betrügt er wahrhaftig nicht. Gift und Galle tödten ihn fast.“

Aber der Baron war an Suschens Seite nichts weniger als todt. „Darf ich mich unterstehen,“ flüsterte er, „die Hand meiner liebenswürdigen Gemahlin zu nehmen, die ich nur für wenige Tage mein

nennen soll?“ Er nahm sie, ohne Erlaubniß abzuwarten, und wollte noch Vieles sagen; allein man stand vor dem Wirthshaus, ehe man wußte, wie man aus der Kirche gekommen sei.

Die Tante ließ sogleich zur Abreise anspannen; der Baron, um Frist zu gewinnen, ließ für die Damen Erfrischungen anordnen; allein im elenden Wirthshause konnte man nichts, als saures Bier, schlechten Branntwein und gutes Brunnenwasser anbieten, und Tantchen Rosmarin verbat ohnehin mit tiefem Knix und hoher Miene jede Bemühung der Art.

„Er denkt,“ sagte sie mit lächelndem Zorn zum Verwalter in einer Ecke des Zimmers, „er denkt sicherlich, mit seinen linkischen Höflichkeiten mich umzubringen. In einer solchen Dorfkneipe Erfrischungen befehlen; als wenn er nicht recht gut vorher gewußt hätte, daß hier kaum Haber für die Rosse wäre. Aber er irrt sich abermals. Ich muß nur seiner Plattheit lachen.“

Suschen hatte wieder ihren ersten Winkel eingenommen, und war stumm und still trauernd. Die Augenblicke wurden ihr zu Ewigkeiten, ehe sie in den Wagen steigen konnte. Tantchen nahm Miene an, als bekümmere man sich wenig um einen anwesenden Freiherrn von Malzen, und fädelte gleichgültige Gespräche mit dem Verwalter und ihrer Nichte an.

Pompejus aber stand mit vor sich niedergefalteten Händen an der Wand, in düsterer Betrachtung seine Blicke auf Suschen geheftet. Endlich trat er zum Tisch vor, an welchem Tantchen Rosmarin mit dem Fächer hämmerte, und sagte: „Frau Obersteuerräthin, gestehen wir nur offenherzig, wir spielen hier alle eine verdrüßliche, gezwungene Rolle, und ich leider die schlechteste.“

„Es scheint, Herr Baron,“ erwiederte die Tante, „Ihr Gewissen erwacht, obgleich ziemlich spät.“

„Sie haben Recht. Es erwacht. Ich bin betrogen, und habe mich selbst betrogen. Glauben Sie mir, ich wünschte, das Ver-

brechen abbüßen zu können, dessen ich schuldig bin. Aber ich fühle es, die Reue eines ganzen Lebens reicht nicht hin; und das bringt mich zur Verzweiflung."

So ehrlich auch Pompejus bei diesen Worten aussah, so hämisch schien der Tante diese Rede, in der sie versteckten, oder wie sie sich ausdrückte, teuflischen Spott fand.

„Herr Baron," sagte sie, „es gefällt mir, Ihre Worte für baaren Ernst zu nehmen. Wirklich kann die Reue Ihres ganzen Lebens die Flecken Ihrer Schandthat nicht vertilgen, und wenn Sie dereinst in der That etwas von Verzweiflung spüren, will ich sogar glauben, es sei an Ihnen noch nicht alles verdorben. Ich bitte Sie übrigens, das Gespräch abzubrechen. Sie könnten nur alten Verbrechen neue Beleidigungen nachsenden. Vergessen Sie nicht die Ehrfurcht, welche auch der Roheste dem weiblichen Geschlecht schuldig ist."

„Frau Obersteuerräthin, Sie haben Recht, mich so zu behandeln. Nur eine Bitte, die erste und letzte vor unserer Trennung! Erlauben Sie mir, meine — darf ich sagen, Gemahlin? auf einen Augenblick allein zu sprechen."

„Herr Baron, es thut mir leid, unsere Zeit ist kurz — es ist angespannt . . ."

„Nur einen flüchtigen Augenblick bitte ich um Gehör bei ihr."

„Es kann nicht sein."

„Darf ich, was ich bitte, nicht als Gemahl mit Recht fordern?"

„Sie ist schon jetzt als eine von Ihnen Geschiedene zu betrachten."

„So muß ich sie betrachten. Eben darum — und vielleicht trägt es zu meiner Ruhe, und zum Frieden dieser meiner Gemahlin bei — fordere ich den Augenblick einer freien Unterhaltung mit ihr."

„Sie hat darüber zu entscheiden!" sagte die Tante.

Der Baron trat ehrerbietig vor seine Anvermählte, und reichte

ihr schweigend, mit trübem Blick die Hand dar, und führte sie ohne Anfrage aus dem Zimmer in ein anderes. Suschen ging unwillkürlich, mit Zittern und Zagen. Sie wußte selbst nicht, was sie that oder hätte thun sollen.

Er verschloß das Stäbchen, in welchem sie standen, und kehrte zu der Furchtsamen zurück. „Frau Baronin ...“ sagte er zu ihr mit ungewisser Stimme.

Suschens Antlitz färbte sich bei dieser Anrede schamvoll hochroth. „Nennen Sie mich nicht so, Herr Baron. Ich bleibe meinem Stande getreu. Das Zeremoniel, welches uns verband, gibt Ihnen keine Pflichten, mir kein Recht.“

„Und mein Verbrechen leidet nicht einmal das Befugniß, Ihnen den süßen Namen zu geben, zu welchem mich die Kirche berechtigte.“

„Herr Baron, unsere Zeit ist kurz. Wäre es Ihnen gefällig, mir zu sagen, warum Sie mich allein sprechen wollten?“

„Haben Sie, Frau Baronin; aber ich beschwöre Sie, aufrichtig zu sein, nur diesmal aufrichtig! haben Sie durch mich den Glauben an die Menschen noch nicht ganz verloren?“

„Ich glaube an das Menschenherz, weil ich an Gott glaube.“

Da stürzte der Baron zu ihren Füßen nieder, und rief mit nassen Augen zu ihr empor: „O so glauben Sie mir auch in diesem Augenblick — ich war ein Verbrecher an Ihnen, und doch war und bin ich kein Bösewicht. Hassen Sie mich, verabscheuen Sie mich, ich habe es verdient. Aber glauben Sie, ich war und bin kein Bösewicht.“

„Was hülfe Ihnen mein Glaube, Herr Baron?“

„Zu einiger Ruhe, zu vieler Ruhe. O, Sie haben viel eingebüßt, aber ich — ich habe mehr verloren als Sie.“

„Stehen Sie auf, Herr Baron, und kehren wir zurück.“

„Nein — seien Sie heute noch ganz Engel. Gewähren Sie mir noch eine Bitte.“

Sie schwieg.

Er küßte mit Inbrunst ihre Hand, die er ihres Weigerns ungeachtet genommen hatte, und sagte mit gesenktem Angesicht, denn er wagte es nicht, sie anzusehen, und mit gedämpfter Stimme: „Sie sind Mutter, ich bin Vater — ich flehe um die Gunst, meinen Sohn nur einmal sehen zu dürfen.“

Sie antwortete nicht, auch konnte sie es nicht, denn sie weinte laut.

„Ich bin's nicht würdig, den Sohn zu sehen, dessen Mutter ich mißhandelte ...“ fuhr er nach einer Weile mit gebrochener Stimme fort, und die Thränen flossen ihm über die Wangen hin: „ich bin's nicht würdig. Aber Ihres Herzens würdig, Frau Baronin, ist die Großmuth gegen einen Unglücklichen. — Darf ich einen Tag, welchen Sie wollen, nach Nieder-Fahren kommen, und mein Kind an das Herz voller Reue drücken?“

„Wann Sie wollen!“ sagte schluchzend die Neuvermählte und eilte zur Thür.

Tantchen Rosmarin machte große Augen, da sie beide Hand in Hand daher wandeln sah mit verweinten Augen.

„Er hat gebeten,“ sagte Suschen, unsern kleinen Pompejus einmal zu sehen.“

„Und die Frau Baronin hat's erlaubt!“ setzte er geschwind hinzu.

Tantchen machte ein kaltes Gesicht. Es war angespannt. Man setzte sich in den Wagen; der Baron half den Frauenzimmern. Sie fuhren ab. Der Freiherr sah ihnen durchs Dorf nach, auch da er sie nicht mehr sah.

Ueberlegungen.

„Abgethan!“ rief Tantchen, da der Wagen außer dem Dorf war: „rein abgethan, meine liebe Baronin! Ich bin entzückt.“

„Ach, Tantchen," sagte Suschen, „nennen Sie mich doch wie immer. Es klang mir wie ein Schmähwort, wenn mir der Baron seinen Titel gab."

„Es war seine Schuldigkeit. Du heißest jetzt Baronin; bist ihm anvermählt. Unser Pompejus hat volle Ansprüche einst auf die Erbschaft des Hauses Malzen. Doch darüber muß ich noch mit dem Herrn Advokaten Kurzbein abhandeln. Er hat sich für übermorgen anmelden lassen. Da wollen wir den Prozeß wegen der Scheidung instruiren. Nun, Prozeß, hoffe ich, wird es nicht geben; beider Theile Einwilligung und dann schon der Spruch des Obergerichtshofes — das beschleunigt die Sache. Aber übermorgen, sage ich, muß der Advokat instruirt, und über acht Tage die Sache vor den Gerichten anhängig sein. Der Herr Baron, dein Mann, und seine ganze Sippschaft, und die ganze Welt muß erfahren, daß es uns nur um deine Ehre, nur an der Züchtigung des Elenden gelegen war, nicht an seiner Baronschaft. Wir werfen sie ihm vor die Füße. Und wenn er gegen die Scheidung — ich setze nur den Fall — protestiren wollte (er wäre es wohl im Stande, mich zu ärgern), siehe, und sollte es mich allein tausend Dukaten kosten — — die Scheidung muß vor sich gehen. Muß! sage ich. — Hm! wahrhaftig, um Verbindung mit dem Hause Malzen war's uns nicht zu thun. Ich verachte den armen Ritter, und sein hochadeliges Wappen möchte ich nicht zum Deckel auf einen Schmalztopf. Nein, dazu fühlen wir uns doch noch viel zu gut. Aber wie nun die Welt ist, sie wird's nicht glauben. Sie soll es erfahren. Ich wollte lieber, es wäre heut', als übermorgen. Indeß die Formen müssen beobachtet sein. Heut' Vermählung, übermorgen Scheidung. So recht. Du hast's ihm doch gesagt? Apropos, warum hattest du und er geweint? Was hatte er Geheimes mit dir?"

In diesem Tone sprach Tantchen Rosmarin mit seltener Lebhaftigkeit noch eine halbe Stunde lang fort. Die Freude, am lange

ersehnten Ziele ihres Hasses zu stehen, begeisterte sie. Suschen, oder die neuvermählte Baronin, denn so müssen wir sie doch wohl nun nennen, mußte der guten, redseligen Frau alles erzählen, was sie mit ihm allein gesprochen.

„Der Mensch — siehe, ich irrte mich nicht! — der Mensch ist entweder, wenn du anders nicht, weil du Thränen im Auge hattest, gutmüthig glaubtest, er habe sie in den seinigen — der Mensch ist entweder ein Erznarr, das wäre dumm, oder ein Erzbösewicht, das wäre satanisch!“ — Es bedarf wohl nicht erst des Zusatzes, daß diese Bemerkung von der Tante kam.

Indem sie sich über das Gesagte erklärte, unterbrach sie sich plötzlich selbst. Ihre Stirn gefaltet, ihr Auge glänzend, mit einem stechenden Blick auf den Verwalter, ihren Zeigefinger erhoben, als rufe sie die ganze Welt auf zum Horchen, sagte sie mit gedämpfter Stimme, in welcher doch etwas Schrecklichfrohes lag: „Ich bin ganz außer mir! Der Gedanke kommt von oben herab. Höre, Kind, wenn's nun gar so wäre? Wenn du nun vielleicht eben heute Eindruck auf sein Herz gemacht hättest — wenn der Wüstling dich in der That liebgewonnen hätte, dann . . . dann . . . ich zittere vor Freuden!“

„Was dann, Tantchen?“ fragte die junge Baronin, die fast erschrak, und von einer schnellen Röthe überflogen ward.

„Und wenn's nicht wäre, es kostete dich einen freundlichen Blick, und der Geck läge zu deinen Füßen . . . dann Scheidung, und ihm den Korb gegeben! Dann wären wir vor der Welt glänzend gerechtfertigt.“

„Nein, Tantchen, zu solchem Spiel leih' ich keinen freundlichen Blick her.“

Betroffen und ihre Uebereilung bereuend, drückte die Tante ihrer Nichte die Hand und sagte: „Du hast Recht.“

Unter solchen Gesprächen fuhr der Wagen in Nieder-Fahren

ein. Da waren mit Blumen umwundene Ehrenpforten gebaut; Gäste aus Waiblingen, ohne Suschens Vorwissen von der Tante zu ihrem Ehrentag, nämlich zur Feier des gewonnenen Rechtsstreites, eingeladen; alle Familien aus Ober-Fahren im Sonntagsschmuck; an ihrer Spitze der Herr Pfarrer. Glückwünsche links und rechts. Ein köstliches Gastmahl im Hause der Tante. Im Park offene Tafel für Bauern und Bäuerinnen; Musik und Tanz derselben bis in die späte Nacht.

Ueberlegungen anderer Art.

Der Baron von Malzen hingegen brachte den Tag traurig zu. Er ritt nach Malzendorf zurück, mit gesenktem Haupte. Immer schwebte ihm Suschens Gestalt vor — immer wiederholte er sich, und oft mit lauter Stimme: „Ein himmlisches Geschöpf: nie führe ich ein anderes Weib zum Altar, wie dieses!“ Er hörte ihrer Stimme Silberton; sah ihren beredten Blick voll Thränen, ihre Verklärung mit Erröthen. „Mein Gott, und diese Heilige mein Weib, und ich darf sie nicht mein nennen!“ rief er dann wieder.

Die Hoffnung, sie wieder sehen zu dürfen, erfüllte ihn mit Entzücken. Er that Verzicht auf ihre Hand, aber nicht auf das Glück, sie anbeten zu dürfen. Liebe konnte er nicht von ihr hoffen, aber doch Duldung um des Sohnes willen. Er verlor sich in Wehmuth, und fuhr aus dem süßen Schmerz wieder zur Wuth auf, wenn er des Prozesses, und der Ursache desselben, und seiner empörenden, verleumderischen Briefe gedachte.

Sein armes Pferd mußte alle Empfindungen, die ihn abwechselnd ergriffen, büßen. Mit der Verzweiflung ritt er Galopp zum Halsbrechen; in den Erinnerungen an die reizende Gemahlin im langsamen Schritt; raschen Trab ging's bei Furcht und Hoffnung.

So kam er vor seinem väterlichen Schloß an, ohne zu wissen,

wie. Da war ihm Alles öde und leer. Er wollte lesen, rechnen, zeichnen, spazieren gehen, den Pfarrer besuchen, oder einen benachbarten Edelmann überraschen — Alles war nichts. Sein Herz rief nach der schönen Gestalt, die ihm erschienen war; er hätte Nieder-Fahren nur aus der Ferne sehen mögen.

Das Fieber ward, wie jedes Fieber, mit Sonnenuntergang heftiger. Er ließ Niemanden vor sich, machte Entwürfe, Verse, und schrieb Briefe an die Geliebte, die wieder verbrannt werden mußten.

Man muß erst über eine Sache einmal schlafen, wenn man sie recht überdenken will. Der gute Pompejus fand am andern Morgen, da er nüchtern worden, Alles anders; die ganze Welt, welche den Tag vorher aus ihren Angeln gerissen zu sein schien, stand wieder in ihrem alten Geleise. Er verwunderte sich wirklich über seinen gestrigen Rausch, und schämte sich desselben.

„Was treibst du?“ dachte er, und zerriß mit Unwillen die Verse, die noch auf dem Tisch lagen, „warst du wahnsinnig? — Nun ja, deine sogenannte Gemahlin ist artig, aber welche Narrheit, darüber aus der Haut fahren zu wollen? — Welch ein toller Roman war das? Sich erst ein Mädchen vom Hals wegprozessiren, der Welt zum Gespött werden, sich durch ein Zeremoniel zusammengeben lassen, um die sogenannte Ehre herzustellen, dann sich in sie verlieben! Gottlob, Pompejus, daß du deine Augen wieder hast. Jeder Mensch mag wohl dann und wann einmal im Leben einen Anfall der Verrücktheit haben; du hattest ihn gestern, und führtest dich, im Wirthshause, wie ein Knabe auf.“

Er ging an seine landwirthschaftlichen Arbeiten, war thätig einen Tag nach dem andern, wie zuvor; und um sich selbst zu überzeugen, daß er vollkommen am Geist gesund sei, beschloß er, in den nächsten vierzehn Tagen nicht nach Nieder-Fahren zu gehen, um seinen Sohn zu sehen. Und er hielt sich Wort, ohne daß es ihn Ueberwindung kostete.

Die Baronin.

Zu Nieder-Fahren hatte sich in der gewohnten Hausordnung aber mancherlei geändert. So hatte Tantchen es gewollt. Alles mußte mit gebührendem Anstand geschehen.

Der jungen Frau Baronin war ein besonderer Flügel im herrschaftlichen Gebäude eingeräumt; sie hatte die freie Verfügung über die Zinsen ihres Vermögens erhalten; einige Kammerjungfern zur Bedienung empfangen; der Titel Baronin durfte nicht fehlen; nur Tantchen und Oheim erlaubten sich noch den trauten, alten Namen Suschen.

Nach diesen ersten Einrichtungen, welche Suschen für sehr überflüssig, Tantchen für unumgänglich wesentlich hielt, ward Herr Advokat Kurzbein wegen der Scheidungsklage mit allem Nöthigen versehen. Nach acht Tagen brachte der Advokat den Scheidungsantrag schriftlich — die Tante streute noch einige ihrer bittern Bemerkungen gegen den Herrn Baron ein; sie nannte das in ihrer Sprache „Pfeffer und Gewürz dazu thun"; Suschen unterschrieb.

Inzwischen ging es dem guten Suschen wunderbar. Es konnte nie den kleinen Pompejus ansehen, ohne des großen Pompejus zu gedenken, und wenn die Mutter den Knaben küßte, fiel ihr immer dabei ein, daß sie nun Gattin sei ohne Gatten. — Das Aergste von Allem aber war der Umstand, sie konnte, so sehr sie sich auch, der Tante zu Gefallen, Mühe gab, den Baron zu hassen, dennoch den Mann nicht hassen, dessen Ebenbild sie in ihrem Kinde liebte. — Ja, bei reiflichem Erwägen dessen, was der Baron in dem kleinen Wirthsstübchen gesprochen, und die Art, wie er sich benommen, und die Wahrheit, mit der er zu ihren Füßen geweint hatte, konnte man ihn eigentlich gar nicht hassenswürdig nennen.

Sie freute sich sogar ein wenig, daß er kommen und ihren

Sohn sehen würde. Die Dringlichkeit, mit der er Erlaubniß dazu gefordert, ließ vermuthen, er werde bald kommen. — Sie betrachtete zuweilen den prächtigen Brillantring, den er ihr gegeben. Den zweiten Tag ging sie, und den dritten noch öfter zum Juwelenkästchen, in dem er lag; den vierten steckte sie ihn sogar an den Finger, und trug ihn in ihrem eigenen Zimmer — denn wehe, wenn ihn die Tante an ihrer Hand bemerkt hätte.

Als nun aber acht Tage und zwei Wochen vergingen, und der Baron nichts von sich sehen und hören ließ, und die Tante jeden Morgen und jeden Abend wiederholte: „Siehst du, was seine zärtlichen Vaterkrokodillthränen zu bedeuten hatten? Zum Besten wollte er dich damit haben! Mich aber hintergeht er nicht!“ da ward auch sie voll Argwohns. Der Ring blieb wieder im Juwelenkästchen. Sie sah ihn seltener und wurde stiller und nachdenkender.

Besuch.

Wie gesagt, der Baron von Malzen hielt sich Wort: in der dritten Woche wollte er aber auch den Damen Wort halten. Er ritt mit seinem Jäger nach Nieder-Fahren.

Als er auf halbem Wege den Thurm der Kirche des Dorfes Altensteig sah, in welchem ihm Suschen angetraut war, schlug sein Herz unwillkürlich schneller. Als er vor dem Wirthshause war, stieg er ab, eigentlich um mit dem Wirth im Vorbeigehen noch etwas in Betreff eines Pferdehandels abzuthun; aber er trat doch gern in die Wirthsstube, und da sah er immer nach dem Winkel, wo sie gesessen und aus dem Pferdehandel wurde durchaus nichts. — Als er endlich in der Ferne über die grünen Wiesen her die weißen Herrschaftsgebäude von Nieder-Fahren leuchten sah im Sonnenglanze, mußte er schlechterdings langsam reiten, denn es fehlte

ihm — er wußte selbst nicht, ob an Athem, oder an Muth, oder sonst etwas.

Das Uebel wuchs, die Pulsschläge mehrten sich, je näher man den geschmackvollen Anlagen von Nieder-Fahren kam. Er hatte nur noch so viel Besinnung, sich über sich selbst zu verwundern, und leise vor sich hinzumurmeln: „Pompejus, nun glaube ich im Ernste, du bist verliebt und ohne Rettung verloren.“ Er dachte es und war es.

Der Herr Verwalter Sählein empfing ihn an der Thür. Tantchen begrüßte ihn mit eiskalten, doch höflichen Geberden im gewöhnlichen zierlich geordneten Wohnzimmer.

„Frau Obersteuerräthin,“ sagte er, „ich mache von der gütigen Erlaubniß Gebrauch, Ihnen und der Frau Baronin meine Aufwartung zu machen, um meinen Sohn zu sehen.“

Tantchen schien einen Augenblick unentschlossen; dann sagte sie: „Die Baronin ist in ihren Zimmern mit ihrem Kinde. Ich bitte Sie, sich dahin zu bemühen. Mein Verwalter wird die Ehre haben, Ihnen den Weg zu zeigen und Sie anzumelden.“ Ihr Knix sagte ihm, daß er von ihrer Seite verabschiedet sei.

Suschen hätte ihn bei der Ankunft erblickt, und war vor Angst und Schrecken außer sich. Sie lief geschwind im Zimmer umher und wußte nicht, was sie suchen wollte. Indem ward er schon von der Kammerjungfer angekündigt, und trat herein.

„Frau Baronin,“ sagte er und ward blaß und roth, und sein Herz sagte: es ist umsonst! sie ist's! — „Frau Baronin, Ihre gütige Bewilligung hat mir Muth gegeben...“ Aber mehr konnte er nicht sagen, denn er hatte keine Besinnung behalten.

Suschen stammelte etwas in aller Verwirrung hin, was sie selbst nicht verstand und er zum Glück nicht hörte, denn seine Seele war nur Auge.

Er mußte sich auf einen Sessel niederlassen.

Nun entschuldigte er sich, daß er nicht schon vor Tagen und Wochen gekommen. Ein stummes Verneigen des Kopfes war ihre ganze Antwort.

„Nein," sagte er lebhafter, beurtheilen Sie mich nicht nach meinem Betragen. Es war bei mir nicht Gleichgültigkeit, es war Todeskampf! Ich zitterte, Sie wieder zu sehen. Ich hoffte, mich zu überwinden. Aber — ich bin nun einmal unglücklich."

„Der Anblick ihres Kindes wird Sie erfreuen."

„Ach, Theure, mich erfreuen! mich! der Anblick des Kindes, das Millionen Vorwürfe in mir weckt, des Kindes, das, statt uns zu verbinden, uns trennt! Denken Sie sich, wenn es Ihnen möglich ist, die Lage eines Verbrechers, der sein Leben darum gäbe, er könnte schuldlos vor Ihnen stehen."

„Beruhigen Sie sich. Ich fürchte, Ihre Heftigkeit könnte den kleinen Engel von Ihnen zurückschrecken."

Der Baron schwieg lange; aber seine Augen wichen nicht von der geliebten Gestalt. Indem brachte die Kammerjungfer den kleinen Pompejus, der mit ausgebreiteten Armen zur Mutter hüpfte.

Der Baron ward todtenblaß, als er den blühenden, reizenden Knaben sah; und stumm und starr, wie ein Marmorbild, blieb er unbeweglich auf dem Stuhl.

Die Baronin merkte mit Schrecken sein Erblassen. Sie fragte zitternd, ob ihm nicht wohl sei? — Er schüttelte langsam den Kopf und machte mit der Hand eine Bewegung, daß er nichts verlange. Endlich stand er auf, um sich dem Kinde zu nähern.

Die junge Mutter bog sich zu ihrem Liebling herab, und sprach: „Pompejus, gib diesem Herrn das Händchen, es ist dein Vater. Aber diese letzten Worte konnte sie nur undeutlich sprechen, denn sie weinte laut.

Der Baron kniete vor dem Kinde nieder, küßte erst das Händchen, welches es ihm gereicht hatte, und schloß dann den holden

Knaben in seine Arme. Des Barons Gesichtszüge blieben zwar unverändert; aber die hellen Thränen perlten über seine Wangen nieder.

„Du, Du?“ fragte mit verwundertem Lächeln der Kleine, und faßte spielend nach dem glänzenden Uhrband des Barons. Dieser zog die kostbare Repetiruhr, gab sie dem Kinde, und sagte: „das ist dein!“ küßte das Kind noch einmal, und stand auf, indem er rief: „Da sehe ich mein verlornes Eden.“

Er stellte sich ans Fenster und starrte hinaus zum Himmel. Der kleine Pompejus sprang zu seiner Mutter, zeigte ihr die goldene Uhr, und sagte: „Mutter!“ — Aber Suschen antwortete nichts, sondern weinte nur heftiger.

Der Baron schwieg lange, von der Gewalt der widerspruchvollsten Gefühle erschüttert. Endlich ging er langsam zur Baronin, stand vor ihr, als hätte er ein schweres Bekenntniß zu thun; sein Auge starr und thränenvoll; seine Lippen zuckend, als wolle er sie zur Rede öffnen, als schlösse sie der Schmerz; seine Brust in stürmischen Athemzügen fliegend. — Suschen hielt das Gesicht von ihm abgewandt, in ihr Tuch verhüllt, während ihre linke Hand an dem goldenen Lockengekräusel des Sohnes unwillkürlich tändelte.

„Weinen Sie nicht, Frau Baronin!“ sagte Herr von Malzen endlich: „Es ist nur an mir, zu weinen. Ich bin Mann; Thränen sind mir Fremdlinge seit den Kinderjahren; aber heute, vor Ihnen, schäme ich mich ihrer nicht. Ich beschwöre Sie, Theure, weinen Sie nicht. Jede Thräne ist eine neue Schuld für mich; jedes Schluchzen zerreißt mein Herz. Lassen Sie mich mein Elend nicht allzuschwer fühlen. Ich bin Verbrecher. Ich darf keine Ansprüche auf Ihre Achtung machen, denn ich verachte mich selbst. Ich wage es sogar nicht mehr, Ihre Verzeihung anzurufen; denn könnten Sie auch Engel genug sein: würde ich mir denn selbst verzeihen können? Würde ich den Jammer ungeschehen machen, den ich über

Ihre Jugend verbreitete? Würde ich die brennenden Thränen, die Sie meinetwegen vergießen mußten, ungeflossen machen? Nur eins — nur das Eine verweigern Sie mir nicht, o bei Ihrer himmlischen Güte, die Sie auch dem Bettler am Wege nicht verweigern, beschwöre ich Sie — lassen Sie mich hoffen, Ihres Mitleids theilhaftig zu werden. Der Himmel trägt ja mit der Reue des Sünders Mitleiden."

Sie schwieg. Sie hörte kaum, was er sagte.

Da sank er auf das Knie vor ihr nieder, und rief: „Angebetetes Weib! — ach ich darf nicht sagen: mein Weib! Ich werde es, ich will es auch nie sagen. Aber verstoßen Sie mich nicht ganz. Erlauben Sie mir, daß ich zuweilen mich dieser Gegend — diesem Aufenthalt der Unschuld und Liebe nähern — daß ich unglücklicher Vater zuweilen meinen Pompejus, meinen Sohn — — o Gott! Aber —"

Die Stimme brach ihm. Er schloß bei den letzten Worten das Kind in seine Arme, und bedeckte es mit seinen Küssen.

„Herr Baron," erwiederte Suschen gefaßter, „ich sollte Ihnen die Erlaubniß nicht verweigern, Ihre Besuche bei diesem Kinde zu wiederholen, wenn es Ihnen so theuer ist, wie Sie sagen. Aber die Erlaubniß hängt von meiner Tante, der Eigenthümerin dieses Hauses und dieser Güter ab, in der ich meine andere Mutter verehre. Belieben Sie sich also mit dem Gesuche an sie zu wenden. Ich habe nichts zu gestatten."

„Und wenn mir die Bitte gewährt würde von Ihrer andern Mutter — — Sie würden dann dieser Erlaubniß die Ihrige beifügen?"

„Ich habe nur meiner Mutter gehorchen gelernt."

Der Baron ergriff ihre Hand, küßte sie mit wilder Heftigkeit — dann seinen Sohn, sprang auf, nahm seinen Hut und entfernte sich, indem er seinen Dank stammelte für diese Stunde.

Es war sein Vorsatz, auf der Stelle die ersehnte Erlaubniß zu erflehen. Aber wie er die Treppe niederstieg, stieg die ernste Physiognomie Tantchens lebhaft in seinem Gedächtniß auf, und er zitterte vor abschlägiger Antwort. „Besser schriftlich, als mündlich!“ dachte er; denn er fühlte, daß er in seiner gegenwärtigen Stimmung ohnehin ein schlechter Redner sein würde. So kam er an Tantchens Zimmerthür — noch einmal schwankte er, ob hinein, oder vorbei? Ehe er sich aber die Antwort gab, saß er schon auf dem Pferde, und jagte im Galopp davon.

Zweiter Prozeß. Briefwechsel.

Mit rothgeweinten Augen kam Suschen zu Tantchen Rosmarin. Die junge Baronin mußte nun haarklein berichten. Der kleine Pompejus sprang freudig mit der goldenen Uhr seines Vaters herbei. Tantchen schüttelte zu Allem den Kopf.

„Daß ihn,“ sagte sie, „der Anblick des Kindes rührte, nun das will ich wohl glauben, gutes Suschen. Er müßte ja von Holz und Marmor sein, wenn er den Engel da sähe, und nicht wie der Zöllner im Evangelium an seine Brust schlüge und spräche: Gott sei mir armen Sünder gnädig. — Daß er dem Kinde die goldene Uhr gab — nun, das war sehr natürlich. Daß er vor dir auf den Knieen lag, beweiset noch nicht, daß er seine Schändlichkeit aufrichtig bereue. Denn, liebes Suschen, solchen Männern kommt das Knieen so unwillkürlich an, wie den Weibern das Weinen. Ueberhaupt hätte ich gewünscht, du würdest ihn mit größerer Würde behandelt haben. Er verdiente nicht Zeuge deiner Thränen zu sein. Du mußtest dem Springinsfeld richterliche Hoheit und Strenge zeigen. Deine Majestät hätte ihn zerschmettert. Ich möchte nur an deiner Stelle gewesen sein. Du hättest mich sehen sollen! Uebrigens bleibt er, was er war, und wie sein hochseliger Vater;

ein stolzer Geck, ohne Lebensart. Es wäre wohl der Artigkeit gemäß gewesen, ehe er das Haus verließ, der Gebieterin desselben nachzufragen, und sich bei ihr zu beurlauben. Ich verlange nur die Beobachtung der allereinfachsten Höflichkeit. Das kam meinem Herrn Baron gar nicht in den Sinn. Kind, ich saß hier schon auf dem Sofa, vollständig und gefaßt, mit welchem Gesicht ich ihn aufnehmen und verabschieden wollte. Daraus ward nun nichts. Ich merke wohl, wo das hinaus führt. Er hat gesehen, du bist zu gut, zu weich. Ich wette, er legt es darauf an, um der Welt sagen zu können: ihr seht ja, ihr Leute, daß ich Recht hatte. Sie war's, die mich einst verführte; sie will mir noch jetzt nach. O Suschen, du kennst die Männerbosheit nicht! — darum will er Erlaubniß, dich öfter zu besuchen. Aber warum kann er nicht, und erbat die Erlaubniß von mir? Hier saß ich und erwartete ihn. Ich verstehe ihn schon. Sein böses Gewissen brannte. Er fürchtete meinen Scharfblick, der ihm schon durch manches Plänchen sah. Aus der Erlaubniß, Herr Baron, wird nun und in Ewigkeit nichts."

Suschen wollte zwar manche Bemerkungen Tantchens mildern, und schien gar nicht ungeneigt, Barmherzigkeit für Recht ergehen zu lassen; allein das war vergeblich. Tantchen Rosmarin, sonst die beste Frau von der Welt, eine Herzensmama, war gegen den Baron unversöhnlich, argwöhnisch, lieblos, und konnte den neuen Schmerz nicht vergessen, daß sie auf dem Sofa mit Hand, Fuß und Angesicht in Bereitschaft zum Empfang des erwähnten Springinsfeld gesessen war, und wieder aufstehen mußte, ohne ihre Hoheit gezeigt zu haben.

Folgendes Tages kam ein reitender Bote von Malzen, mit einem Schreiben des Barons an die Frau Obersteuerräthin Rosmarin. Er fing folgendermaßen an:

„Wäre ich gestern nicht allzusehr ein Raub der gewaltigsten

Gefühle gewesen, ich würde bei Ihnen, verehrungswürdige Frau, mündlich erfleht haben, was mir jetzt nur noch schriftlich zu thun vergönnt ist, nämlich, die gütige Gewährung, daß ich von Zeit zu Zeit meinen geliebten Sohn in Nieder-Fahren sehen und an ein Vaterherz drücken dürfe, das dieser Seligkeit kaum werth ist."

— Was? — dachte Tantchen: — und seine Grobheit zu entschuldigen, nicht einmal vor der Abreise zu mir gekommen zu sein — das fällt dem Herrn nur gar nicht ein? —

Damit war ihm der Stab gebrochen.

„Hochgeborner Herr Baron," hieß es in der schriftlichen Antwort, die im Rosmarinschen Staatsrath am andern Tage beschlossen worden war: „nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, und nach den schmachvollen Jahren, die Sie unserm Hause gaben, wird Ew. Hochgeboren Billigkeit selbst ermessen, daß es uns zu viel zugemuthet wäre, ohne die peinlichsten Empfindungen den Urheber so vielen Unglücks in unserm Kreise zu sehen. Seien Sie übrigens überzeugt, daß das Kind, welches Sie, dem Reichthum Ihrer zärtlichen Vatergefühle unbeschadet, in Ihren Briefen aus Italien oftmals einen Bastard nannten, und in den leidigen Prozeßakten nennen ließen, eine Erziehung empfangen wird, die seines Standes würdig ist."

Die Antwort ging ab. Suschen hätte im Stillen wohl manche Verbesserung der Redaktion gewünscht — aber doch war ihr Tantchen zu lieb und ehrwürdig, um zu widersprechen. Und schon hatte sie die Erfahrung gemacht, daß Tantchen, sonst nachgiebig und leutselig in Allem, durch den mildesten Widerspruch zu Gunsten des Barons nur bitterer und böser gegen ihn ward. Schweigen galt also als Klugheit.

Unterdessen war der Scheidungsprozeß eingeleitet. Es ging damit vor dem Gericht in gewöhnlicher majestätischer Langsamkeit. Tantchen hatte gehofft, die Sache in vier Wochen abgethan zu

sehen; statt dessen bekam der Handel eine Aussicht zu vier Jahren. Denn sehr unerwartet erschien vom Herrn Advokat Kurzbein folgende Anzeige:

„Unsere Gegenpartei sucht neuerdings alle möglichen Chikanen hervor, uns, wo nicht zu besiegen, doch den Sieg zu erschweren. Ich habe die Ehre, Ihnen, wohlgeborne Frau Obersteuerräthin, zu melden, daß der Sachwalter des Barons von Malzen im Namen seines Klienten rundweg gegen die Ehescheidung protestirt, ungeachtet dieselbe bekanntlichermaßen in der Sentenz des letzten Prozesses nicht ganz undeutlich ausgesprochen zu sein schien. Aber diese neuen Kniffe sollen dem besagten Herrn Baron wenig helfen, und ich bitte Ew. Wohlgeboren, sich deshalb nicht ärgern zu wollen, eben weil ich in obbemeldeter Protestation nichts anderes, als einen geflissentlichen Versuch, erkenne, Ew. Wohlgeboren neuen Verdruß zufügen zu wollen."

Als dieser Brief im Staatsrath verlesen ward, machte Tantchen finstere Stirn; Herr Säblein nahm eine Prise zur Erweckung der Verstandeskräfte; der Herr Pfarrer schüttelte den Kopf, und schlug eine Fliege todt; Suschen ward feuerroth, und drehte sich um nach der schönen Wanduhr, zu sehen, wie spät es sei?

„Impertinent!" rief die Tante, und warf den Brief hin: „Neue Bosheit! aber der Herr Baron irrt sich. Der erste Prozeß hat ihm die Geldkiste geleert; dieser soll ihm das Haus öde machen."

Das Gespenst.

Niemandem kam die Geschichte wunderlicher vor, als der jungen Baronin. Sie ging in ihr Zimmer, und als sie am großen Spiegel vorbeikam — sonst schielte sie wohl gerne seitwärts im Vorbeigehen hinein — schlug sie die Augen nieder, um sich nicht sehen zu müssen. Sie that das Fenster auf, frische Luft zu genießen, oder

die schöne Gegend im Abendsonnenschein zu bewundern. Aber die schönste Gegend war auf der Seite, wo Malzen lag; und man konnte nicht nach der Gegend von Malzen sehen, ohne an den Herrn von Malzen zu denken, an den man ohnedem nur zu viel dachte.

„Er will sich also nicht von mir trennen lassen!“ dachte sie, und legte sich ins Fenster, ohne an schöne Natur und freie Luft zu denken: „Er betrachtet sich also wirklich als meinen Mann.“ Eine Schamröthe färbte bei dem „als meinen Mann,“ ihre Rosenwangen höher. Der Ausdruck war ihr noch nie in den Sinn gestiegen, weil sie sich noch nie als die Frau des Barons angesehen hatte. Es lag für sie darin so viel wundersam Vertrauliches, daß sie mit den Worten „mein Mann“ nicht fertig werden konnte, und Tantchens Zorn und Kurzbeins Prozeß darüber vergaß.

„Freilich darf ich, kann ich ihm nicht wohl verzeihen, ob es gleich sein mag, daß er mich, ehe er mich kannte, nur verkannt hat!“ dachte Suschen weiter: „Aber es ist doch wahr, das Geschehene ist geschehen, und wieder gut gemacht, obschon wider seinen Willen; doch war's nur wider seinen Willen, so lange er mich nicht kannte. Nun will er sich nicht von mir scheiden lassen — lieber Himmel, was soll denn das geben, wenn er darauf besteht? Ich kann doch unmöglich seine Frau werden, ob ich gleich seine Frau bin. Die Sache ist sonderbar. Und wenn er den Prozeß gegen Tantchen Rosmarin gewänne: ich wäre nur neugierig, was daraus entstehen würde? Der arme Malzen! er dauert mich doch vom Grund der Seele. Böse ist sein Gemüth gewiß nicht. Aber ich kann ihm nicht helfen. Indessen muß ich ihn schon, so lange der Prozeß dauert, als meinen Mann betrachten.“

Das Wörtchen „Mann“ hatte für sie so viel Behagliches, daß sie es öfter wiederholte, als nöthig war, und sie sich beinahe selbst wie eine junge Frau vorkam. Sie legte die goldene Uhr ihres „Mannes“ zu dem Ring, welchen sie von ihrem „Manne“ bekom-

men hatte; und wenn sie Abends zu Bett ging, und alle Ringe von ihren Fingern ablegte, steckte sie doch den Ring ihres „Mannes“ an, und behielt ihn über Nacht an der Hand. Auch in das leise Abendgebet schloß sie ihren „Mann“ ein, denn man muß ja auch für seine Feinde beten, geschweige für einen „Mann“. Auch betrachtete sie nie den Ehescheidungsprozeß als den ihrigen, sondern wie die Angelegenheit der Tante, und es kam ihr dabei vor, als wollte sich nur die Tante vom Baron scheiden lassen.

Sie liebte die Einsamkeit immer mehr, denn da hörte sie nichts vom Prozeß, sondern konnte sich mit dem kleinen Pompejus beschäftigen, und in Gedanken auch ungestört mit ihrem „Mann“. Oft lag sie träumend bis zur späten Dämmerung im Fenster, und überließ sich wohlthuenden Phantasien.

An den Flügel des herrschaftlichen Gebäudes, welchen sie bewohnte, stieß ein Park von hohen, hundertjährigen Buchen und Birken. Und wenn sie Abends im Fenster lag, in den Park hinab sah, wandelte gewöhnlich eine Gestalt zwischen den Bäumen auf und ab, und verschwand. Sie konnte in der Dämmerung freilich die Gestalt nicht recht erkennen, aber doch fing ihr Herz an zu pochen, so oft sie jeden Abend, fast um die gleiche Stunde, die gleiche Gestalt erblickte. Es konnte wohl ein Gespenst sein, vielleicht auch ein Abgeordneter ihres „Mannes“, der ihr etwa einen Brief bringen sollte, und nicht den Muth hatte, in's Haus zu kommen.

Aufklärung.

Suschen war zwar ein wenig furchtsam, aber auch ein wenig neugierig. Zudem hatte sie so viel Aufklärung, es allenfalls mit einem Gespenst aufzunehmen, weil man wohl weiß, daß die Gespenster zuletzt alle doch Fleisch und Blut haben, wie unsereins.

Sie beschloß also, Untersuchungen über die Erscheinungen im Park anzustellen, und ging — sobald Pompejus mit Sonnenuntergang im Bettchen lag — in den Park.

Kaum hatte sie zwanzig oder dreißig Schritte in das heitere Wäldchen hineingethan, so erschien zu ihrem größten Schrecken das Gespenst, zog den Hut ehrerbietig ab, und pries sich glücklich, sie allein zu finden.

Suschen, auf solche Gespensterhöflichkeit nicht vorbereitet, zitterte an allen Gliedern, und wünschte sich weit weg, wenigstens bis zu Tantchen Rosmarin aufs Sofa. Das war aber nun zu spät.

„Die Frau Obersteuerräthin hat mir den Eintritt in ihr Haus versagt. Ich verarge der schwer beleidigten Frau diese Strenge nicht. Ich habe sie verdient. Aber zürnen Sie nicht, wenn ich mir wenigstens erlaube, in Ihrer Nähe zu athmen — es ist das Einzige, was mir jetzt wohlthut. Ich habe doch Hoffnung, vielleicht Sie, Frau Baronin, wenn auch nur in der Ferne zu sehen, oder mein Kind zu sehen. Rauben Sie mir nur diesen kleinen Genuß nicht. Ich verspreche dagegen, daß ich, wider Ihren Willen, Sie niemals wieder anreden werde. Wenn Sie wüßten, wie viel ich leide — Sie würden mir gewiß verzeihen."

„Herr Baron," stammelte Suschen, „nach der ausdrücklichen Erklärung meiner Tante . . ."

„Es sei. Ich gehorche. Ich schweige. Ich will elend sein. Aber, gnädige Frau, nur für ein einziges Wort noch gönnen Sie mir Gehör. Ich muß mich bei Ihnen wegen meines Verfahrens in dem neuen Prozeß entschuldigen — rechtfertigen. — Frau Baronin, Sie fordern die Scheidung; und auf Gefahr Ihres Hasses hin — ich kann nicht einwilligen. Bei Gott im Himmel, ich kann nicht. Keine Macht der Welt soll mich von dem Kleinode trennen, was mir, unbewußt was ich empfing, durch seltsame Verkettung von Ereignissen zu Theil ward."

„Herr Baron, Sie sehen meine Verlegenheit. Erklärungen dieser Art wünschte ich am wenigsten mündlich von Ihnen zu vernehmen. Ueberlassen Sie die Sache den Advokaten und Richtern. Ich habe Ihnen nichts zu antworten.“

„Aber sagen mußte ich's Ihnen, gnädige Frau. Entscheide nun das Schicksal über mich, wie es wolle, beharren Sie auf dem Prozeß, und geht er für mich verloren, so geht mein Leben mit verloren. Ich willige in keine Scheidung. Ich werde tausendmal leichter sterben, als das entsetzliche Ja zur Trennung sprechen. Hassen sie mich, aber ich bete Sie an; würdigen Sie mich in diesem Leben keines Blickes, keines Gedankens mehr, aber ich bete Sie an. Ich denke doch, meine Gemahlin ward mir vor Gottes Altar gegeben; und ich bin in meinen Täuschungen so selig, wie ein Wahnsinniger.“

„Ich muß Sie dringend bitten, Herr Baron . . .“

„Nun bin ich ruhig, gnädige Frau, denn ich habe mich ausgesprochen. Sie wissen nun, daß ich Sie liebe. — Ich werde Sie verlassen, aber ich werde Sie lieben; ich werde Ihnen gehorchen, ich werde Ihnen meinen Anblick verbergen, aber ich werde Sie aus der Ferne belauschen, und Sie lieben. — Ach, und wenn Sie mir Alles versagen — dann gewähren Sie dem Vater die einzige Wollust nur, daß er zuweilen seinen Sohn sehen dürfe. Ich wage es nicht, gerichtlich zu fordern, aber ich wage es von Ihrer Menschlichkeit zu verlangen.“

In diesem Tone sprach er noch lange, und das schüchterne Suschen war menschlich genug, ihn anzuhören, und ihm sogar zu versprechen, daß er seinen Sohn zuweilen sehen solle.

„Zuweilen!“ rief der Baron mit schmerzlicher Heftigkeit und nassen Augen: „Ach, doch zuweilen, der Vater darf sein Kind zuweilen sehen! Auch dies Almosen nehme ich dankbar von Ihrer Güte. — Zuweilen! — Wenn mich aber mein Sohn so selten sieht,

werde ich nicht immer wie ein Fremdling vor ihm stehen? Ach, gnädige Frau, eine Bitte — ich habe hier beide Taschen voll Zuckerwerk und Spielkram, bleierne Armeen und Seeschiffe, Kugeln und ein Bilderbuch — ich habe es für Pompejus mitgebracht. Ich bitte Sie, gnädige Frau, geben Sie dies meinem Kinde — sagen Sie ihm, es komme von seinem Vater."

Indem er seine Taschen hastig leerte, und Suschens Strickkorb füllte, hätte der gute Baron vor Freuden jauchzen und Suschen ihm mit lauter Stimme verzeihen mögen. Aber Beide verhüllten sich gegen einander in die Maske des Wohlanständigen, und behielten einen Ton bei, der seltsam mit dem Schrei der Natur in ihrer Brust kontrastirte.

Der Baron griff noch schnell in die Taschen, und zog in Papier gewickelt sein Bildniß auf Elfenbein gemalt hervor, umgeben von einem goldenen Reif, mit kleinen Perlen besetzt. „Und damit mein Sohn meine Gesichtszüge nicht verlerne, geben Sie ihm auch dies Bild. Lassen Sie es ihm zu seinem Spielzeug thun. Sagen Sie ihm oft: Das ist das Bild deines Vaters, der dich so lieb hat. Ach, wenn er mich nur zuweilen sieht, wird er mich nicht lieben lernen. Ich bitte Sie, geben Sie es ihm." — Es lag schon bei andern Dingen im Strickkorb.

So war eine Stunde wie auf der Flucht verplaudert; Jedes hätte einen Eid darauf gethan, es sei eine Sekunde gewesen.

„Und wann, gnädige Frau, wann darf ich Pompejus sehen?" fragte er beim Abschiede.

„Herr Baron, ich muß die Achtung gegen meine Tante beobachten, welche ich ihr schuldig bin. In jedem Fall sollen Sie von Tag und Stunde benachrichtigt werden."

So schied man auseinander. Der Baron eilte zu seinem Jäger, am Ende des Parks, schwang sich aufs Roß und jagte den gewohnten Weg nach seinem Schlosse zurück. Suschen trug den Spiel-

kram auf ihr Zimmer, verschloß ihn sorgfältig; und beim Nachtessen saß sie träumend still, und ließ die Forellen kalt werden, so dringend auch Herr Säblein und Tantchen Rosmarin zum Essen mahnten.

Neue Chikanen.

Tantchen Rosmarin war fortan guten Muthes, weil von Zeit zu Zeit hoffnungsvolle Berichte des Herrn Kurzbein einliefen. Nur fand sie Suschens Gleichgültigkeit gegen den Prozeß sehr sonderbar. „Es ist ja nicht mein Prozeß, sondern der deinige!“ sagte sie wohl zehnmal des Tages. Und es machte ihr Galle, wenn die gutmüthige Nichte sogar wagte, mitunter ein Wörtchen zu sagen, das man als ein mildes Urtheil zu Gunsten des Barons hätte auslegen können.

Aber in Suschens Brust stand es jetzt ganz anders, als sonst. Die bewußte Gespenstererscheinung hatte eine ganz eigene Wirkung auf sie gehabt; und der durchdringende zärtliche Ton, mit dem man im Wäldchen das ewige „Aber ich bete Sie an“ gesagt hatte, konnte durchaus nicht vergessen werden. Der Ring kam nun keine Nacht vom Finger, und die Mutter spielte mit dem Bildnisse des Barons weit mehr, als der Sohn, dem es gehören sollte. Ueberhaupt hätte der Herr Gemahl seiner Gemahlin kein gefährlicheres Geschenk machen können, als dies verführerische Portrait, denn es war auch gar zu sprechend ähnlich, und man konnte nicht leicht wieder davon kommen, wenn man es einmal in Händen hatte.

Freilich Tantchen Rosmarin ahnete von dem Unfug nichts, der durch den Baron gestiftet worden war, und sie ließ sich nicht beifallen, daß Suschen kleine freundschaftliche Unterredungen mit dem Bilde des gleichen Mannes hielt, gegen welchen Herr Kurzbein auf Tod und Leben zu fechten hatte. Sie würde darin die chikanen-

vollste aller Chikanen entdeckt haben, die jemals einem Gegner im Prozesse gemacht worden.

Daß der Herr Baron zu solchen raffinirten Gegenstreichen viel Talent besaß, erhellt aus folgendem Umstand, der selbst das Genie des berühmten Advokaten Kurzbein in nicht geringe Verlegenheit stürzte.

„Ich muß Ihnen, wohlgeborne Frau Obersteuerräthin, eine der sonderbarsten Geschichten melden, die mir jemals in meiner Praxis vorgekommen ist!“ schrieb er. „Dieweil ich, nicht ohne gute Hoffnung in unserer Sache zu reüssiren, fortschreite, wird mir bekannt gemacht, daß der Herr Baron von Malzen durch einen förmlichen Akt seiner Gemahlin, die hochgeborne Frau Baronin von Malzen, und im Fall deren frühern Abscheidens, den jungen Herrn Baron Pompejus von Malzen, welchen er als seinen rechtmäßigen und erbfähigen Sohn erkennt, zu Universalerben aller seiner Güter und Besitzungen macht, und sie eben sobald gänzlich abtritt, als im vorwaltenden Ehescheidungsprozeß die Trennung seiner Ehe gerichtlich ausgesprochen werden sollte. Obwohl nun besagter seltsamer und mir unbegreiflicher Akt im Gang des Scheidungsprozesses keine wesentliche Störung verursachen kann, scheint doch der Herr Baron den gefährlichen Kunstgriff anzuwenden, um die öffentliche Meinung gegen die hochgeborne Frau Baronin zu richten. Ich bitte mir in dieser Rücksicht Verhaltungsbefehle aus. Und da jener Akt gewissermaßen als eine donatio inter vivos zu betrachten ist, hängt es noch davon ab, ob die Beschenkten geneigt sind, die Schenkung zu acceptiren, falls die Ehescheidung vor sich geht und vom Tribunal erkannt wird.“

„Das begreife ich nicht. Mir schwindelt der Kopf!“ sagte Tantchen Rosmarin nach Verlesung dieses Briefes in ihrem geheimen Staatsrath.

„Mir gar nicht!“ sagte der Herr Pfarrer, „ich würde die Schenkung annehmen. So etwas schlägt man nicht gern aus.“

„Ich bin ganz gehorsamst der Meinung des Herrn Pfarrers!“ setzte der Herr Verwalter Säblein hinzu.

„Und was meinst du, Suschen?“ fragte die Tante: „denn ich glaube, der Herr Baron ist ein Narr, oder dahinter steckt gottlose List, womit er uns in eine Falle locken will. Denn wie könnte es ihm beikommen, wenn er von dir geschieden wird, sich aller seiner Güter und Besitzungen zu entschlagen?“

Suschen dachte an des Barons Worte im Walde, und ihre Augen wurden naß. Sie erkannte, in diesem raschen Entschluß, des Barons reine Liebe, und daß er ohne Suschen das Leben verachte. Dies erhob auch ihr Gefühl, und sie hatte die Vergessenheit, oder den Muth, der Tante zu sagen: „Mein Mann denkt sehr edel, bei Gott, höchst edel! Ich will ihn nicht berauben; man sollte lieber den Scheidungsprozeß niederschlagen. Mein Mann verdient Achtung.“

Tantchen war bei diesen Worten wie aus den Wolken gefallen. Sie sah den Herrn Pfarrer und Verwalter mit verwunderungsvollen Augen, dann Suschen an, und sagte, nachdem sie sich erholt hatte: „Dein Mann? was dein Mann? höchst edel? Prozeß niederschlagen? Du bist ein wahres Kind, Suschen.“

Der Herr Pfarrer, welcher trotz seiner irdischen Kurzsichtigkeit einen Blick des Geistes in Suschens Herz gesenkt haben mochte, lächelte und sprach: „Du hast Recht, Schwester, ein Kind mag Suschen sein, aber es ist ein Kind von tausend Wochen.“

„Trifft genau ein,“ sagte der Herr Verwalter: „tausend Wochen machen neunzehn Jahre zwölf Wochen.“

Die Verlobung.

In der That hatte es der Herr Pfarrer besser getroffen, als er selbst glaubte.

Suschen erwiederte zwar nichts mehr, widersetzte sich auch der Sentenz des Staatsraths nicht, daß die Frau Baronin an den Malzenschen Gütern keinen andern Theil verlangen, noch annehmen werde, als welchen die Gesetze ihr oder ihrem Sohn zusprechen würden; nannte auch aus Ehrfurcht gegen die gute Tante den Baron nicht mehr ihren Mann; sprach auch aus gewohntem Gehorsam nicht mehr von Niederschlagung des Ehescheidungsprozesses; aber dafür kniete sie in der Einsamkeit ihres Zimmers vor dem kleinen Pompejus nieder, zeigte ihm des Barons Bild und sagte mit zärtlicher Wärme: „Sieh, dies ist dein lieber, lieber Vater. Ist er dir auch recht lieb? — Dafür machte sie auch eine Schnur durch den Ring des Perlenrahmens, und hing das Bild auf ihre Brust, und hatte es recht gern, wenn der kleine Pompejus nach dem Bilde fragte, das ihm gehörte. Sie nannte den Baron in der Stille oft „ihren Mann“, und als die Tante den folgenden Sonntag nach Waiblingen zum Besuche fuhr, schrieb Suschen dem Baron: „Am Sonntag Abend werden Sie Ihren Sohn im Park finden.“ Und richtig bekam sie am Sonntag Morgen so heftiges Kopfweh, daß sie unmöglich die Tante nach Waiblingen begleiten konnte.

Der Baron war eben so richtig mit Sonnenuntergang im einsamen Park, und Suschen ging zitternd um die Dämmerungsstunde, den kleinen Pompejus an der Hand, zum vertrauten Wäldchen. Man fand sich; man begrüßte sich; der Baron nahm mit heftiger Bewegung sein Kind auf den Arm, überhäufte es mit Liebkosungen, und gab ihm die zärtlichsten Namen; leerte dann wieder die mit Spielzeug gefüllten Taschen auf eine hölzerne Bank aus, welche mitten im Park die älteste Buche des Lusthains umschloß.

Suschen setzte sich auf die Bank und half dem Kinde die schönen Sachen ordnen. Der Baron stand mit dem Schweigen stillen Entzückens vor der jungen Mutter und ihrem Kind.

Endlich erhob diese die Augen zu ihm und sagte: „Herr Baron, Sie haben, wie ich erfahren, auch mir eine Schenkung zugedacht von größerer Art. Indem ich Ihrer Güte danke, muß ich Sie doch bitten, davon abzustehen. Ich kann ein solches Geschenk auf keine Weise annehmen, wie Ihnen dies Ihr eigenes Zartgefühl sagen wird.“

Der Baron schlug die Augen nieder und schwieg eine Weile, dann sagte er, aber ohne aufzublicken: „Was Sie heute ausschlagen, wird Ihnen, wie auch der Prozeß ende, in jedem Fall mit Recht zufallen. Was soll mir mein Gut oder mein Leben? — Sie verachten mich — ich habe es verdient. Sie beharren auf Scheidung, das heißt, Sie beharren auf meinem Untergang. Es möge sein!“

„Nein, Herr Baron,“ sagte Suschen, „Ihren Untergang kann ich nicht wollen.“

„Könnten Sie mir jemals mein Verbrechen verzeihen?“ rief er lebhaft, und warf einen unsichern Blick der Hoffnung auf sie, und wagte nicht mehr zu athmen, um ihre Antwort zu vernehmen.

Suschen gedachte der Tante, und war mit ihrem Gehorsam, wie mit ihrem Herzen in Verlegenheit. Ehe sie noch antworten konnte, sprang der kleine Pompejus zu ihr auf, und rief, indem er seinen Spielkram fahren ließ: „Nun lege auch das Bild vom Vater zu den schönen Sachen! gelt Mama?“ Und dabei zog ihr der Kleine, ohne Umstände, an der Schnur das Bild des Barons aus dem Busen.

Die junge Baronin verging vor Scham. „Was machst du auch, Unartiger?“ stammelte sie. Aber der Unartige hielt seine Beute fest, und ruhte nicht; sie mußte ihm das Bild geben, das er nun zwischen seinen bleiernen Kanonen und Husaren aufstellte.

Eine selige Ahnung durchflog den Baron beim Anblick seines Bildes, wie es aus dem Heiligthum hervorstieg. Er sank vor Sus-

chen nieder, drückte ihre Hand an seine glühenden Lippen, und sagte: „O Gott, ich bin begnadigt!“

In ihrer Verwirrung konnte die Baronin kein Wort erwiedern. Der Verrath war geschehen. Sie wußte nicht, wie ihr ward; aber die Natur forderte ihr heiliges Recht, die Liebe den Sieg. Ihre Hand antwortete unwillkürlich dem Druck der seinigen. Und er erhob das Haupt, als wollte er in Suschens Blick die Lösung seiner Zweifel suchen. Da faltete er stumm die Hände, wie ein Betender; aus seinen Mienen strahlte Begeisterung. Aber auch schön, wie eine Heilige, voller Demuth und Würde, Liebe und Trauer, saß Suschen vor ihm; die hölzerne Bank war herrlicher als ein Thron geworden, und die spielenden Zweige der hohen Buchen im Abendsonnenpurpur über ihrem Haupt webten einen grünen Baldachin, wie kein irdischer Künstler für seinen Fürsten aus Gold und Seide webt.

„Sie haben mir vergeben?“ fragte er mit zweifelnder, sehr leiser Stimme, als fürchtete er, ein fremdes Ohr könne ihn belauschen — doch hörte ihn Niemand, als Suschen, denn selbst der kleine Pompejus war nicht mehr da, sondern dressirte sein Steckenpferd im Galopp durch den Park.

„Ich glaube an Ihr Herz!“ sagte Suschen eben so leise. Da ergriff er ihre Hände, drückte sie an seine hochschlagende Brust, und rief: O glauben Sie! glauben Sie ewig! Und daß dieß Herz Sie liebt, mit unaussprechlicher Liebe, bis es brechen wird, glauben Sie! — „O ewig!“ sagte er und schlang beide Arme um sie, und drückte die Zitternde an das Herz, von dem er sprach. Von Empfindungen aufgelöset, die sie nie gekannt hatte, sank sie an ihn hin. Nun gab es keinen Park, keine Erde, keinen Himmel mehr. Seinen Küssen begegneten die vergeltenden Lippen der Gattin; seinen Gelübden treuer Liebe die ihrigen.

Wer weiß, wie lange die Entzückten im Elysium Schwüre und

Seelen getauscht und immer wieder getauscht hätten, wäre Pompejus der Kleine nicht von seiner Galoppade jauchzend zurückgekommen. Da nahmen Beide zugleich den hübschen Buben in die Arme, küßten ihm die rothen Wangen noch röther, während er, wie ein Amor, mit schelmischunschuldigem Lächeln Beider Nacken mit seinen kleinen Armen umfing, und die Lippen beider Beglückten zum Kusse zusammenführte.

Aber es ward dunkel. Man mußte scheiden. Die Abschiedsfeierlichkeiten nahmen jedoch wieder beinahe eine halbe Stunde Zeit hinweg. Denn man ging Arm in Arm den finstern Park auf und ab, und wiederholte sich die schon oft gesagten zärtlichen Zusicherungen, als wenn man das Gedächtniß verloren hätte. Auch wurden Abreden genommen, an welchen Tagen und Stunden man sich im Park sehen, oder wie man beim schlechten Wetter Bediente schicken könne, auch treuen Briefwechsel zu führen. Ein hohler Baum, der dem Forstmann ein Gräuel ist, hat von Liebenden schon oft den Segen empfangen. Er ward auch Suschen und dem Baron ein Heiligthum, und zum Verwahrungsort der Zeilen bestimmt, die sie sich einander zu schreiben gedachten.

Bedenkliche Folgen.

Daß nun in der That viel geschrieben, verwahrt und abgeholt ward; daß man sich wöchentlich auch regelmäßig im Park einige Mal sah, versteht sich von selbst. Daß man wegen des herannahenden Winters in Sorgen war, wo man auf abendlichen Lustgängen bei aller Gluth der Herzen doch Hände, Ohren und Füße zu erfrieren Gefahr gelaufen hätte, läßt sich denken. Daß man auch von Niederschlagung des unseligen Prozesses sprach, der zwei Leutchen trennen sollte, die, ohne einander, das Leben keiner Handvoll Erde werth achteten; daß man über den Eigensinn der Tante

Rosmarin klagte, einerseits sie nicht durch unbeliebige Schritte kränken wollte, anderseits sie durch den Spruch des Tribunals ins rechte Geleis zurückzuführen hoffte, war fast unvermeidlich. Beide Theile erwarteten also den glücklichen Ausgang des Scheidungsprozesses, und darauf die lieblichsten „Und so weiter“.

Hingegen war's auch eben so natürlich, daß Tantchen Rosmarin allerlei Ungrades witterte, wenn sie entweder Suschen bald im Entzücken schwimmen, bald still und weinerlich in sich versunken sah, oder wohl gar zuweilen hören mußte, wie Suschen auf die Gefahr hin, ein „großes Kind“ genannt zu werden, von „ihrem Manne“ sprach, und das immer mit einem sonderbaren Nachdruck in Stimme und Geberde; wie sie sogar manchmal eine Fürsprecherin zu werden wagte, doch nur ganz leise, gleichsam als sollte Tantchen Rosmarin erst nach und nach an die ungewohnten und unbeliebten Töne gewöhnt werden; oder wenn Tantchen fast alle Abend vernahm, wie Suschen im Park sei, und wenn sie selbst, trotz aller Furcht vor Rheumatismen, ihr dann und wann nachschlich, doch Suschen nur allein fand.

Tantchen schüttelte den Kopf, und sagte zu ihrem Bruder: „Ich glaube, Herr Pfarrer, unsere kleine Baronin ist verliebt.“ — Sie hatte es getroffen, aber an den Baron dachte die scharfsinnige Tante durchaus nicht: „Wir müssen das wunderliche, geheimnißvolle Kind doch beobachten; denn mit der Sache will sie nicht heraus. Das ist nun ein delikates Unterfangen; denn ich selbst bin etwas zu schwerfällig, um der leichten Springerin alle Tage, die Gott werden läßt, im Park nachzujagen. Und du begreifst, Herr Pfarrer, Domestiken mit solchem Auftrag zu beschäftigen, wäre gegen alle Würde und Ordnung. Und doch muß sie im Park beobachtet werden — denn dieser häufige Besuch desselben seit vierzehn Tagen muß gute Gründe haben.

„Laß mich machen, Tantchen!“ sagte der Herr Pfarrer: „Laß

mich nur machen. Ich will den Park hüten, wie ein Forstläufer. Das muß heraus. Keiner schickt sich besser dazu, als ich."

Des Pfarrers Abenteuer zu Wasser und zu Land.

Die Plane wurden mit aller Feinheit entworfen. Man nahm gegen Suschen unbefangene Miene an, und gleich den folgenden Tag um Sonnenuntergang machte sich der Herr Pfarrer auf zum Spähen.

Er traf es in der That sehr glücklich, denn der Baron war wirklich den Tag im Park. Er traf es noch glücklicher, denn er ging von derjenigen Seite in den Park, wo derselbe an einen langen Hochwald stieß, und von woher der Herr Baron einzukehren pflegte. Gewöhnlich stieg er da vom Pferde und gab es seinem Jäger zu hüten.

Der Jäger, vermuthlich aus langer Weile, hatte diesmal das Pferd des Barons mit dem Zügel an einen jungen Birkenbaum gebunden, und war andern Geschäften nachgezogen. Der Herr Pfarrer betrachtete das schön gesattelte, prächtige Roß lange von allen Seiten, nickte freundlich mit dem Kopf, band es los, und dachte: „Ich führe es heim in unsern Stall; der Eigenthümer wird sich schon melden, und dann ergibt sich das Uebrige. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, der Einfall ist pfiffig!"

Nur ein Umstand war widrig. Das Roß schien mit seinem Herrn in geheimem Einverständniß zu leben. Denn schlechterdings wollte es sich nicht am Zügel vorwärts ziehen lassen; da half kein Streicheln und Schmeicheln, kein Zupfen, kein Rupfen, es stellte die Vorderfüße vor und zog mit dem Kopf rückwärts.

„Freundchen," sagte der Herr Pfarrer, „du bist zuletzt doch nur eine Bestie und hast hinter den Ohren keine Augen. Ich wette, du gehst gutwillig!" Sprach's, warf dem Pferde den Zaum über, und kletterte auf des edeln Thieres Rücken, das geduldig alles mit sich machen ließ. Zwar seit dreißig Jahren hatte der gute

Pfarrer nie ein Roß bestiegen — das heißt, seit den Universitätsjahren —, auch waren des Herrn Pfarrers Beine wohl um zwei Zoll zu kurz für den Steigbügel; allein es galt ja nur einen Ritt von wenigen Minuten, und man mußte doch dem Tantchen Rosmarin zeigen, daß man, bei aller Theologie, den ritterlichen Künsten keineswegs fremd geworden sei. Zudem war hier Gefahr im Zögern.

Er stieß also dem Pferde die Schuhe in die Seite, und dieses, über solche Mißhandlung erschrocken, tanzte sogleich den Waldweg hin, über den Feldweg zur Landstraße nach gewohnter Weise, weil es seit mehreren Wochen mit dem Baron keine andere Wege gemacht hatte. Der Pfarrer, in Gefahr das Gleichgewicht zu verlieren, schlug aus billiger Vorsicht anfangs die Finger in die Kammhaare seines Pegasus. Da er sich aber plötzlich auf die Landstraße versetzt sah, statt unter Tantchens Fenster, versuchte er des Zaumes mächtig zu werden. Ueber diese Arbeit verlor er um ein Haar beide Steigbügel. Indem er sich derselben wieder versicherte, ließ er dem Zügel Ruhe. Diese abwechselnden Versuche trieb er eine ganze Weile, und zwischenein ermahnte er das feurige Roß mit mancherlei Kosen zum Stillstand. Doch vergebens. Ja, als er in der Verzweiflung den Zügel plötzlich an sich riß, während er mit den Beinen die Rippen des Pferdes fest umklammerte, fing dieses zu seinem großen Entsetzen an, auf den Hinterfüßen umherzugehen, wie ein Mensch, und Kunststücke zu machen, an denen dem Herrn Pfarrer durchaus in diesem Augenblick nichts gelegen war.

Da überließ er sich seinem Schicksal und dem Rosse, an das er mit Händen und Füßen festgeklammert hing, und welches nun im Galopp davon jagte, daß ihm Hören und Sehen verging. „Aus tiefster Noth schrei' ich zu dir!“ seufzte er: „Das ist der eingefleischte Satan! Hätte ich den Drachen stehen lassen, wo er war, o wie wohl wäre mir!“

Indem ereignete es sich, daß der Weg durch ein Gatter versperrt war von den Bauern, dem weidenden Vieh zu Ehren.

„Te Deum laudamus!“ rief der Herr Pfarrer: „hier muß also doch Halt gemacht werden.“ Allein das Roß flog wie geflügelt mit einem Satz darüber hinweg, daß dem Reiter die Haare zu Berge standen, und sein Hut nebst der Perrücke im gerechten Entsetzen entflohen. „Ihr habt noch schlechter reiten gelernt, als ich; wenigstens sitze ich noch fest!“ sagte der gute Geistliche mit christlicher Gelassenheit zu den Abgefallenen, und sah sich nur nicht nach ihnen um.

„Wohin denn, in Gottes Namen, wo will die Bestie hin? Geht's so noch zweimal vierundzwanzig Stunden fort, habe ich den Ritt um die ganze Erdkugel vollbracht, und komme ich wieder auf der andern Seite bei Nieder-Fahren zum Vorschein.“ Indem er dies dachte, ging der Flug gegen eine Brücke.“ Der Pfarrer, in Besorgniß, das Pferd möchte in blinder Wuth die Brücke verfehlen und in den Fluß mit ihm springen, zupfte mit den Fingern den Zügel seitwärts nach der Brücke. Aber er zupfte zu lange; das seltsame Thier ließ die Brücke daher rechts liegen und ging ins Wasser. Den Pfarrer wandelte beinahe eine Ohnmacht an, als er sich zwischen Himmel und Wasser sah, und die Wellen durch die schwarzseidenen Strümpfe, bald darauf durch die sammtnen Beinkleider eindringen fühlte, bis sie seine Hüfte umspülten.

Das Pferd, ein vortrefflicher Schwimmer, erreichte inzwischen glücklich das andere Ufer, fand die Landstraße wieder, und setzte im Trab die Reise eilfertig fort, bis zum Schlosse Malzen, wo es mit dem Pfarrer freudig in den offenen Pferdestall hineinschoß, und vor der geliebten Krippe mit dem Reiter still hielt.

Die Knechte im Schloßhof, welche dem Reiter zum Stall nachgelaufen waren, halfen ihm vom Rücken des Gauls, und

fragten besorgt, wie er zum Pferde des Herrn Barons gekommen sei?

Saulus wird zum Paulus.

Eine unnennbar anmuthige Empfindung bemächtigte sich des vielgeprüften Geistlichen, als er wieder festes Land unter seinen Sohlen fühlte. Zwar entperrückt und enthutet, und die untere Hälfte des Leibes von Wasser triefend, fern von der Heimath, die späte Nacht vor sich, und auf Grund und Boden des Erbfeindes von Nieder-Fahren — das waren allerdings Umstände, die keineswegs erfreulich genannt werden konnten; allein das Leben war doch einstweilen gerettet.

Während die Knechte noch den athemlosen Herrn mit ihren Fragen bestürmten, erschien des Barons Verwalter und nöthigte ihn gast- und menschenfreundlich ins Schloß. Und da man ihm auf sein Bitten versprach, einen Wagen zu schaffen, der ihn nach Nieder-Fahren zurückbringen sollte, ließ er sich's gefallen, einzukehren bis zur Rückreise. — Inzwischen verflossen fast zwei Stunden; es erschien kein Wagen, und der Pfarrer fing an Verdacht zu schöpfen, man behandle ihn als Gefangenen, wegen der Entführung des Pferdes, wiewohl er vielmals versichert hatte, das Pferd habe ihn entführt, da er es aus Muthwillen bestiegen. Nach langer Ueberlegung beschloß er, die Flucht zu nehmen. Er stand auf, und war im Begriff, die Thür zu öffnen, als der Baron Pompejus von Malzen hereintrat, der auf seines Jägers Pferd angekommen war, während der verzweifelnde Jäger das entlaufene Roß des Barons in Ober- und Nieder-Fahren zu suchen hatte.

Der Baron, sobald er den würdigen Oheim seiner Gemahlin erkannte — die Geschichte von der Ankunft des Pferdes mit einem

perrückenlosen, nassen Geistlichen hatte er schon im Schloßhof vernommen —, führte ihn sogleich in ein besseres Zimmer, ließ trockene Kleider und Wäsche herbeischaffen, und dem Herrn Pfarrer Zeit zum Umkleiden. Dann aber war keine Rede mehr vom Heimreisen in der Nacht. Der Baron ließ es sich nicht nehmen, feurige Kohlen auf dem Haupte eines seiner Feinde zu sammeln, ihn köstlich zu bewirthen und mit Artigkeiten zu überhäufen.

Suschens Oheim, von der Güte des Barons überrascht, fühlte sich bald hinter den dampfenden Bratenschüsseln und Burgunderflaschen behaglich. Doch war ihm, so fest er auch auf dem weichgepolsterten Lehnstuhl saß, den ganzen Abend zu Muth, als hätte er, wie er sich ausdrückte, „die höllische Bestie" zwischen den Beinen.

„Indessen weiß ich der guten Bestie nicht Dank genug," sagte der Baron, „daß sie mir den Oheim meiner geliebten Gemahlin zugeführt hat. Längst schon wünschte ich mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft, um Ihre Vermittlung anzuflehen. Ich bete meine Gemahlin an, und man will mich von ihr scheiden. Meine Gemahlin hat mir verziehen — noch mehr, sie liebt mich — sie will keine Trennung, und doch . . ."

„Liebt Sie? will keine Trennung?" rief der Herr Pfarrer, und schüttelte den Kopf, welchen des Barons schönste Baumwollenmütze bedeckte.

„Wollen Sie Beweise?" sagte der Baron. „Ja, ich kann offen gegen unsern lieben Oheim sein. Er soll Alles wissen. Solche Stunde entscheidet über das Glück eines ganzen Lebens." Damit ging er und holte Suschens Briefe.

Der Herr Pfarrer hatte in seinem dankbaren Herzen schon längst mit dem edeln Gastfreunde Friede geschlossen und ihn sogar liebgewonnen. Denn der Baron war so schonend gewesen, ihn nicht einmal um die Ursache zu fragen, weswegen er sich des

Pferdes bemächtigt; er war so gütig, so angenehm unterhaltend, so herzlich, daß man nicht anders konnte, als ihn lieben. Man war bei ihm wie daheim. Man hatte ihm eigentlich vorher nur den Krieg gemacht als Allirter von Tantchen Rosmarin und Suschen. Hatte nun Suschen selbst schon die Triple-Alliance gebrochen und Separatfrieden geschlossen, was blieb den Bundesgenossen übrig?

Und in der That sah der Herr Pfarrer aus den Briefen seiner Nichte, daß zwischen ihr und dem Baron nicht nur ewiger Friede, sondern weit mehr Ewiges stipulirt war. Er las einen Brief um den andern: die reinste Zärtlichkeit athmete in allen, und dabei die schonendste Ehrfurcht gegen Tante und Oheim.

Gerührt legte der Pfarrer die Papiere nieder, streckte die Hand über den Tisch und sagte: „Herr Baron, da, meine Hand darauf — ich für meine Person mache Frieden. Suschen muß Ihnen werden. Mit dem Prozeß ist's nichts. Doch müssen wir Tantchen Rosmarin ein wenig glimpflich behandeln. Sie ist eine liebe, gute Frau, aber sie hat in manchen Dingen ihr eigenes Köpfchen. Ich war bisher ein wüthender Saulus, nun will ich ein freundlicher Paulus sein und das Bekehrungswerk mit Tantchen beginnen."

Der Baron sprang auf, und umarmte und küßte den wackern Paulus mit Entzücken.

Kopfschütteln.

Erst spät des andern Tages kehrte der Herr Pfarrer, dem man einen Theil der Garderobe aus seinem Pfarrhause hatte herbeiholen müssen, nach Nieder-Fahren zurück. An der Grenze der Rosmarinschen Güter verließ er den Wagen des Barons und ging

den übrigen Weg zu Fuß. Auf einem Spaziergang begegnete ihm Suschen, den kleinen Pompejus an der Hand.

„Wo sind Sie gewesen, lieber Onkel?“

„Beim Herrn Baron. Er läßt dich herzlich grüßen durch mich.“

Suschen ward feuerroth und stammelte: „Der Baron von Malzen?“

„Nun freilich. Das ist ein Ehrenmann. Ich verdanke dir's nicht, wenn du ihn so lieb hast, wie ihm deine Briefchen sagen.“

„Meine Briefchen, Onkel?“

„Die du ihm schriebst — die er aus dem hohlen Baum genommen.“

„Ich ihm geschrieben? Was denken Sie auch!“

„Daß du eine kleine, hinterlistige Sünderin bist, die sich gern verstellen möchte.“

Suschen konnte nicht widersprechen. Sie sah sich verrathen. Sie ergriff ängstlich des Pfarrers Hand und bat mit rührender Stimme: „Himmlischer Onkel, verrathen Sie mich um Gotteswillen der Tante nicht. Ich will Ihnen ja Alles gestehen.“

„Gut. Aber du mußt mich der Tante eben so wenig verrathen. Denn sieh', es ist mir gar sonderbar ergangen. Ich bin mit dem Baron vollkommen ausgesöhnt. Ich bringe dir hier einen Brief von ihm. Lies ihn, aber verrathe der Tante nichts.“

Suschen schüttelte verwundert den Kopf, nahm und las den Brief, und wäre dem Pfarrer gern um den Hals gefallen, wenn nicht zu viel Arbeiter auf dem Felde Zeugen abgegeben haben würden. Sie ging, oder vielmehr schwebte, an der Seite ihres Oheims zum Hause zurück. Nun hatte sie einen Vertrauten ihrer Empfindungen gefunden, der ihre Liebe billigte. Sie übergab das Kind einer Kammerjungfer, verschloß sich in ihrem Zimmer, kniete nieder, hob die Hände gefaltet zum Himmel und betete dankbar.

Unterdessen hatte Tantchen Rosmarin von ihrem Bruder die Geschichte seines Abenteuers vernommen. — Als er sagte, wie er das Pferd gefunden, glänzten ihre Augen voller Freude über die Entdeckung. Daß er sich aufgesetzt, begleitete sie mit der Bemerkung: „Du kannst ja nicht reiten. Was deines Amtes nicht ist, davon lasse deinen Vorwitz.“ Als er aber den Luftsprung über das Gatter, und die Durchschwimmung des Flusses erzählte, sprang sie auf, faßte ängstlich beide Hände ihres Bruders und rief: „Um des Himmels willen, welchen Gefahren hast du dich preisgegeben!“ Sie ward auch nicht ruhig, bis er an der Krippe Halt gemacht hatte. Wie nun aber der Baron erschien, verlängerte sich ihr Gesicht. Je feuriger der Pfarrer die Lobrede desselben machte, je eiskalter ward Tantchen. Als er nun gar hinzusetzte: „Suschen scheint dem Baron nicht abgeneigt zu sein; ich dächte, wir ständen von dem Prozeß ab, und ließen dem Dinge seinen Gang,“ schüttelte Tantchen den Kopf, indem sie ihren Bruder vom Wirbel bis zu den Sohlen mit großen Augen musterte.

„Höre, Herr Pfarrer!“ sagte sie, „ich fürchte, dein Ritt und die Angst haben dir Schaden gethan. Wenn dich der Baron nicht in die stockfinstere Nacht hinausstieß, sondern beherbergte, so that er nur, was auch die Heiden und Barbaren thun würden. Für seinen Braten und Burgunder gebe ich ihm Suschen noch nicht. Du bist wohl ein schwacher Mann, deine Grundsätze und alle Schande und alle Noth, die der Baron unserm Hause gethan, für ein einziges, armseliges Nachtessen aufzuopfern.“

Da ward der Pfarrer voll Unwillens, und sprach: „Ei, Tantchen, ist aus dir denn alle christliche Liebe gewichen? So wollte ich, du hättest statt meiner das Pferd des Barons geritten, hättest durch alle Lüfte fliegen und durch die brausenden Wellen schwimmen müssen, um die Bekanntschaft des Ehrenmannes zu machen. Dann würdest du anders sprechen.“

Tantchen Rosmarin fand in dem seltsamen Wunsch des Bruders eben so viel Indecentes, als Beleidigendes. Sie hielt ihm eine Rede, drei Stunden lang, deren Refrain beständig war: „Ich verbitte mir jedes fernere Wort von dir über den Baron. Ich werde künftig allein handeln, Grundsätzen gemäß.“

Verschwörung.

Wirklich mußte Tantchen nun allein handeln, denn Suschen und der Herr Pfarrer machten Parthie mit einander, und Herr Verwalter Säblein, da er die Spaltung im Staatsrathe wahrnahm, suchte sich zu neutralisiren, um Keinen zu beleidigen.

Tantchen sprach von Stund an weder mit ihrem Bruder noch mit ihrer Nichte weiter ein Wort über den Baron und den Prozeß. Wollte Suschen davon anfangen, runzelte Tantchen die Stirn und entfernte sich.

Desto kräftiger ward die Sache mit Herrn Advokat Kurzbein verhandelt. Tantchen sparte kein Geld. „Ist einmal die Scheidung vollzogen, so ist allem ein Ende und der Baron vergessen!“ dachte sie.

Nach vierzehn Tagen kam für sie ein trostvolles Schreiben von Herrn Kurzbein. „Unsere Sache ist nahe am Ziel,“ schrieb er, „der Sieg ist unser. Künftige Woche wird vom Tribunal die Scheidung ausgesprochen.“ — Tantchen triumphirte; doch verbarg sie schlau ihren Sieg vor Bruder und Nichte.

Aber Suschen erfuhr im Park das bevorstehende Unglück. Der Baron war außer sich vor Schmerz. „Nichts kann uns retten,“ sagte er, „denn das schriftliche Verlangen einer Gemahlin liegt vor dem Gericht, die ihrem Gatten nur der Form willen vermählt ward, und auf Trennung von dem Manne beharrt, welcher der Räuber ihrer Ehre geworden. Nichts rettet uns, o Liebe, o Ein-

zige! als dein eigener Widerruf. Die Noth ist vorhanden; der entscheidende Tag da. Oeffne der unerbittlichen Tante dein Herz. Sie wird menschlich empfinden. Du bist mein Weib, vor Gott und Menschen mein Weib — wer kann dich denn von dieser Brust hinwegreißen, wenn du selbst nicht loslassen willst?"

Suschen schlang beide Arme fest um den geliebten Freund und sagte: „Nein, ich verlasse dich nicht! Ich werde noch heut' mit der Tante reden; werde ihr bekennen, daß ich dich liebe, daß ich den Prozeß verwünsche, daß ich ihn aufgehoben wissen will."

„Ist das Alles?"

„Was soll ich noch?"

„Suschen, du bist mein Weib! Sage der Tante, daß du als Gemahlin des Barons von Malgen in seinem Schlosse wohnen wollest — daß es deine Pflicht sei, nicht von ihm getrennt zu leben, daß es die Pflicht des Vaters sei, sein Kind zu ernähren und zu erziehen. Warum muß ich einsam leben, ohne dich und unsern Pompejus?"

Die Baronin verbarg ihr Gesicht an der Brust des Geliebten. Ach, was er forderte, hatte sie sich selbst noch nie sagen mögen. Sie hatte kaum Muth genug, es zu denken. Sie drückte ihm die Hand und versprach mit der Tante zu reden.

„Ich will mit dir vor sie hintreten."

„Nein, Lieber, ich allein; aber begleitet vom Onkel."

„Und wenn sie auf ihrem Willen beharrt? Wie dann, Suschen?"

„Gott weiß es!"

„Morgen Abend empfang' ich deine Antwort?"

„Gewiß."

„Und wenn die Tante den Sinn nicht ändert, gibst du mir eigenhändig geschrieben deine Erklärung, daß der Scheidungsprozeß wider deinen Willen geführt worden sei?"

„Nein, aber die schriftliche Erklärung, vor dem Gericht gültig,

daß ich mit meinem Gemahl versöhnt sei, und von dem Verlangen der Scheidung abstehe."

Auch gut. Allein kannst du nach solcher Erklärung eine Stunde länger in Nieder-Fahren verweilen, ohne deine Handschrift Lügen zu strafen? Wird die Welt nicht sagen: wenn sie mit ihrem Gemahl versöhnt ist, warum wohnt sie getrennt von ihm, und nimmt nicht die Rechte der rechtmäßigen Gemahlin ein? — Suschen, morgen kommt mein Wagen zum Park; du bringst unsern Sohn mit dir. Von Malzen aus entschuldigst du bei der Tante deinen Schritt. Es ist kein Verbrechen. Wir sind feierlich vermählt. Die Tante wird anfangs vielleicht zürnen; der Oheim wird sie beruhigen."

Suschen konnte nicht widersprechen. Es war zu große Verwirrung in ihr, auch seine Küsse waren glühender, als sonst.

Letzter Kampf.

Suschen verschob die entscheidende Erklärung gegen die Tante bis zum folgenden Morgen; denn der Herr Pfarrer mußte erst belehrt und dann Zeuge sein.

„Kind, mach's kurz!" sagte der Oheim: „die ganze Geschichte ist mir eine ärgerliche Posse. Du bist des Barons Gemahlin; du willst nicht von ihm geschieden sein? Selah! Setze dich zu ihm in den Wagen, fahre mit ihm und deinem Kinde nach Malzen; dahin gehörst du. Tantchen Rosmarin kann dagegen nichts einwenden. Sie wird freilich argen Lärmen machen; ich werde den ersten Sturm aushalten; dann wird wieder gutes Wetter."

Suschen und der Herr Pfarrer traten also vor die Tante, beide mit dem besten Willen, recht herzhaft zu reden. Aber wie nun Tantchen in ihrer gewöhnlichen Tantenmajestät vor ihnen saß, verloren beide den Muth. Der Herr Pfarrer schnupfte eine Prise

um die andere; Suschen spielte mit einer Blume zwischen ihren Fingern.

„Liebstes, bestes Tantchen,“ fing endlich die Baronin an, und ward ganz blaß, „ich habe Ihnen etwas zu sagen, aber werden Sie nicht böse. Der Prozeß ist mir zuwider. Ich will des Barons Gemahlin bleiben.“

Tantchen Rosmarin verfärbte sich und starrte Suschen lange an: „Was ist dir?“

„Es ist ihr ganzer Ernst,“ sagte der Herr Pfarrer, „und ich dächte auch, Tantchen, es wäre das beste Ende vom Liede.“

„So? Dich, mich, uns alle vor der Welt an den Pranger zu stellen? War das dein Sinn, warum fingst du den Prozeß an, Suschen?“

„Ich war's ja nicht, der ihn begonnen hat, bestes Tantchen.“

„Du hast doch die Scheidungsklage unterschrieben.“

„Weil ich den Baron damals nicht kannte.“

„Gutes Kind, du bildest dir also ein, diesen Menschen jetzt zu kennen.“

„Er liebt mich.“

„Das glaubst du im Ernst.“

„Ich schätze ihn sehr — es ist ja mein Mann.“

„Dein gewesener, liebes Kind, dein gewesener! — Ich weiß zwar nicht, was deinen Sinn so schnell umgeändert haben mag, aber wenn du Grundsätze, Anstand und Ehre wirklich mit Füßen treten wolltest, es wäre zum Glück für den Namen unsers Hauses zu spät. Vermuthlich ist die Scheidung schon vom Gericht erkannt; ich hatte darüber gestern sehr befriedigende Berichte von Herrn Kurzbein.“

„Nein, Tantchen, ich habe noch Zeit zum Widerruf. Ich erkläre meine Aussöhnung mit dem Baron. Ich liebe ihn — ich kann nur mit dem Vater meines Sohnes glücklich sein.“

„Frau Baronin,“ sagte die Tante mit einem Ton und Blick voll Ernstes, wie Suschen nie an ihr gesehen, „vermuthlich haben Sie gut gefunden, hinter dem Rücken Ihrer Mutterschwester, Ihrer wahren Mutter einen Roman zu spielen. Vermuthlich hat mein dienstgefälliger Herr Bruder Ihnen dazu, für ein Abendbrod, hilfreiche Hand geboten. Ich bekenne, Ihre Aeußerungen sind für mich eben so befremdend, als beugend. Gestattet Ihnen Ihre Religion, und Ihr Begriff von Dankbarkeit, mit mir, wie mit einem Kinde zu spielen — wie Sie wollen. Sie sind Ihre eigene Herrin. Opfern Sie immerhin Ehre und Lehre Ihrer zweiten Mutter für einen fremden Menschen auf, der Sie erst vor der Welt entehrte, Sie zum gemeinen Gassenmädchen, Ihren Sohn zum Bastard, mich zu einer Art Kupplerin machte, dann vielleicht die Lust bekam, seine zerrütteten Finanzen wieder durch Ihr Vermögen herzustellen. Ein anderes Mädchen von gutem Hause würde Bedenken getragen haben, ihm die Hand zu geben. Für Sie, Gott sei's geklagt, ist er gut genug. — Also thun Sie, wie Ihnen beliebt, falls die Richter sich gefallen lassen, von Ihnen zum Besten gehalten zu werden. Ich werde meine Grundsätze nie verläugnen, und beweisen, daß mir Ehre theurer, als Alles ist.“

Sie sagte es und wollte sich entfernen. Aber Suschen, voll tiefen, kindlichen Schmerzes, schrie laut auf, und warf sich ihr klagend entgegen an die Brust: „Nein, das sagt meine einzige, theure Tante, das sagt meine liebe Mutter nicht.“

„Ich sagte es. — Ich werde es sagen. Gefällt es dir, unsere Ehre aufzuopfern, so fragst du wenig nach meiner Liebe. Willst du dich nicht vom Baron trennen, so läßt du mich fahren.“

„Aber Tantchen, er ist edler, als Sie denken. Er ist der Vater meines Kindes, er ist mein Mann, der mich liebt — Tantchen, den ich unaussprechlich liebe.“

„Ich wünsche alles Glück, Frau Baronin; hätten Sie mir dies Geheimniß nur drei Tage nach der Hochzeit offenbaret."

„Tantchen, wollen Sie mich unglücklich machen durch diesen fremden, schrecklichen Ton?"

„Wie kannst du unglücklich sein durch mich, wenn dich der Räuber unserer Ehre, unsers Hausfriedens beglückt? Lasse dich durch ihn für meine Wenigkeit entschädigen."

„Halt!" rief der Herr Pfarrer, dem endlich bei Tantchens Ton und Suschens Leiden das Herz brach: „Halt ein, Suschen! du hast kaum Muth genug, die Liebe einer hartherzigen Tante für die Liebe eines braven Mannes aufzuopfern; aber Tantchen opfert dein Glück und deine Liebe ohne anders für eine Grille ihres ehrgeizigen Eigensinnes auf. Es ist ihr mehr um sich, als um dich zu thun. Dein Glück mußte ihrer Eitelkeit nur den Namen leihen. Drum halt ein, Suschen, mit deinem Jammern. Gehe hin, Gott segne dich! Das Weib soll Vater und Mutter verlassen des Mannes willen, um wie viel mehr eine Tante? Gehe hin, Suschen, wohin dich Gott und Natur rufen — und Gott segne dich!"

Tantchen Rosmarin erschrak ob der Rede ihres Bruders; denn er sprach mit einer Heftigkeit, deren sie ihn nicht fähig gehalten haben würde.

„Herr Pfarrer," sagte sie mit angenommener Hoheit, „deine Trauungsreden spare für die Kirche auf, aber ich verbitte sie mir in meinem Zimmer."

„Nein, Tantchen, hier gehören sie her, und du mußt sie hören! Schlimm genug, daß ihr Leute gewohnt seid, den Gottestempel nur zum Schauspielhaus zu machen, wo ihr bald Zuschauer, bald Mitspieler seid, aber draußen wieder euer Wesen treibt, als wäre außer der Kirche keine Religion nöthig. — Du hast Unrecht, Tantchen, gehe in dich. Lasse Suschen gewähren. Lerne den Baron kennen und ihm verzeihen. Er ist ein Ehrenmann."

Die Tante wandte sich mit Gleichgültigkeit von ihrem Bruder ab, und sagte: „Suschen, ich hoffe zu dir, du werdest vernünftig sein, und meinem Rath folgen. Ich bin zu alt, meine Grundsätze nach deinen Mädchenlaunen zu ändern. Dies ist mein Ultimatum. Künftig nie wieder zwischen uns über so etwas weiter eine Silbe. Hörst du?"

Und damit verließ die Tante das Zimmer; der Herr Pfarrer begleitete Suschen auf das ihrige. Er wollte sie trösten. Aber sie war ruhig. Die letzten Worte der Tante hatten eine Verwandlung in ihr hervorgebracht, die das Gegentheil von dem war, was Tantchen beabsichtigt hatte.

„Ich bin gefaßt, zu Allem gefaßt," sagte Suschen: „Ich sehe es ein, die Tante weicht von ihrem Willen nicht; dieser Wille macht mich, mein Kind und den Baron unglücklich. Ich bin in dem Alter, da ich über mich zu entscheiden habe. Ich habe nicht zu entscheiden; die Pflichten gegen mein Kind und gegen den Frieden meiner künftigen Tage haben entschieden."

„Vernünftig gesprochen, Suschen!" rief der Herr Pfarrer: „Gehe zu deinem Mann. Die Tante mit ihren eisernen Grundsätzen kommt herum, ehe der Winter verstreicht."

Entführung.

Zitternd und weinend verließ Suschen, begleitet von ihrem Oheim und dem Kammermädchen, an der Hand den kleinen Pompejus, in der Dunkelheit des Abends das ihr immer noch theure Haus; denn der Baron wartete im Park. Aber das Zittern und Weinen verschwand, als sie an der Brust ihres Freundes lag.

Schweigend gingen Alle durch den Park, an dessen Ende der Wagen des Barons hielt. Der Herr Pfarrer hob Suschen selbst hinein, nachdem er sie noch einmal mit Herzlichkeit umarmt hatte,

„Gott segne dich, liebes Kind!“ sagte er: „Ich gehe nun heim, und erzähle unserm Tantchen Rosmarin, wie dich der Herr Baron entführt hat. Morgen oder übermorgen besuche ich dich zu Malzen; aber ich komme diesmal nicht zu Pferde.“

Dankbar schloß der entzückte Baron den guten Oheim an seine Brust, und setzte sich zu der Geliebten, seinen Sohn auf den Schoos. Dem Kammermädchen, welches freudig in den Wagen sprang, hatte die romantische Entführung etwas Pikantes. Lisette rieb sich die Hände, und versicherte, unter solchen Bedingungen ließe sie sich alle Tage entführen, wenn die Reihe an sie käme.

„Tantchen!“ sagte der Herr Pfarrer, als er zu Tantchen Rosmarin ins Zimmer trat: „ich habe dir etwas Neues zu erzählen. Der Herr Baron von Malzen hat Suschen, den kleinen Pompejus und das Kammermädchen der Baronin entführt.“

„Entführt!“ rief Tantchen mit dem Tone des Entsetzens, und sprang vom Sofa auf, und stand wie Loths Gemahlin: „Es ist nicht möglich!“

„Das muß ich besser wissen, Tantchen, denn ich selbst habe dem guten Suschen erst vor wenigen Minuten in den Wagen des Barons geholfen.“

„Du, Herr Pfarrer? — Wie? und das wagt der Baron auf meinen Gütern? gegen meine Nichte? Du im Komplott mit solcher Gewaltthat?“

„Ich sehe darin keine große Gewaltthat; denn Suschen ging mit Freuden, da es bei dir keine Barmherzigkeit fand.“

Nun sank Tantchen weinend und schluchzend auf das Sofa zurück, und rief: „Solche Schmach habe ich nicht verdient. Was wird die Welt von uns sagen? Wir werden das Gespräch und der Spott des ganzen Landes. Aller Anstand, alle Zucht, alle Ehrbarkeit zu Grunde gerichtet. Alles verkehrte Welt. Erst Kindtaufe, dann Hochzeit, dann Liebschaft, — dann Entführung — und das mußte

meinem Hause widerfahren! — Ich gebe es nicht zu. Ich mache dem Baron einen neuen Prozeß. Er hat den Landfrieden gebrochen."

Während der Herr Pfarrer mit Tantchen disputirte, hatten die Liebenden das freiherrliche Schloß erreicht. Hier waren alle Zimmer glänzend erleuchtet; alle Bedienten des Schlosses umringten in ihren Festkleidern den Wagen, und brachten der neuen Gebieterin ein Vivat. Von Malzendorf waren die Vorsteher und Amtsleute erschienen, der Baronin Huldigung zu leisten. Suschen ward von allen Glückwünschen und Ehrenbezeugungen so umstürmt, daß sie froh wurde, als sie endlich mit ihrem Gemahl wieder allein sein konnte.

„Jetzt ist's meine erste Pflicht," sagte der Baron, „den kleinen, schläfrigen Pompejus zur Ruhe zu bringen." Er ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst zu entkleiden, und in ein ganz neues, schon längst dazu bestimmtes Bettchen zu legen. „O wie selig bin ich!" jauchzte er: „heut' erst fühle ich die Wollust, Vater zu sein, im vollen Maß." Dann führte er die Baronin durch alle Zimmer, und zeigte ihr diejenigen, welche für sie bestimmt waren, die köstlichsten im ganzen Schlosse, auf das geschmackvollste möblirt, mit tausend kleinen Bequemlichkeiten versehen.

Der Prozeß hat ein Ende.

Suschen wohnte im Schlosse Malzen, wie in einem schönen Traum. Sie konnte kaum glauben, daß an ihrem Glücke Wahrheit sei. Nur der Gedanke an Tantchen Rosmarin machte ihr noch Kummer; das hielt sie aber nicht ab, gleich folgenden Tages durch Eilboten an das Tribunal, wie an Herrn Advokat Kurzbein die Erklärung einzusenden, daß sie bei ihrem Manne lebe, und von jeder Scheidung abstehe.

Nach drei Tagen hielt auch der Herr Pfarrer Wort. Er kam,

die Glücklichen zu besuchen. „Kinder, erschreckt nicht,“ sagte er, „hinter mir her kommen sieben Wagen voller Kästen, Kisten und Hausgeräth schwer geladen; die Fuhrleute haben alle einen Rausch; vor der Brust Blumensträuße, wie ein Wald; am Hut und Peitschenstock Seidenbänder von allen Farben des Regenbogens. Ich selbst habe ein Räuschchen; aber nur von der Freude. Tantchen Rosmarin schickt ihrem Suschen die Aussteuer, und freundliche Grüße mit saurer Miene.“

„Hat mir Tantchen verziehen? liebt sie mich noch?“ rief Suschen, und verhinderte mit ihren Umarmungen und Küssen fast des Onkels Antwort.

„Weißt du nicht, daß ihr Ehre und Grundsätze über Alles gehen? Welche Schande für sie, für unser Haus, wenn die Welt glauben würde, diese Verbindung sei wider ihren Willen geschehen! Umgekehrt, Tantchen prangt recht öffentlich mit der Aussöhnung der Parteien; schickte schon vorgestern vor Sonnenaufgang einen Boten an Herrn Kurzbein; Karten nach Waiblingen; sie nimmt Glückwünschungsbesuche an, und alle Welt glaubt, sie habe das gute Werk der Versöhnung gestiftet. Wenn sie aber allein ist, weint sie; und kann sie meiner habhaft werden, schmält sie. Bei allen ihren Schwächen ist sie doch das beste Tantchen Rosmarin unter der Sonne.“

Suschens Augen wurden feucht.

„Und Sie, lieber Baron,“ fuhr der Pfarrer fort, „geschwind einen Brief voll Ehrfurcht an Tantchen geschrieben, um Verzeihung wegen des Frauenraubes gebeten, für die kostbare Aussteuer gedankt, die mütterliche Zärtlichkeit anerkannt; hintennach Klagen, daß man ohne Tantchens Beihülfe unmöglich das neue Hauswesen in Ordnung bringen könne; daß der mütterliche Rath und Beistand für das Ameublement unumgänglich nothwendig sei; daß Sie mit Ihrer Frau morgen auf Nieder-Fahren kommen, ihren Segen

erflehen, bei ihr übernachten, sie übermorgen mit sich für einige Wochen auf das Schloß führen würden und dergleichen. Folgen Sie mir, so geht Alles gut. Ich stehe dafür. Unsere kleine Baronin läßt unterdessen die Aussteuer abladen und auspacken.

Wie gern gehorchte Alles dem lieben Onkel! — Und sein Rath war so übel nicht. Denn kaum hatte Tantchen das rührende, artige Schreiben ihres freiherrlichen Neffen empfangen, so heiterte sich ihr Wesen auf; sie ordnete mächtige Zurüstungen zur Bewirthung des jungen Ehepaars an, und sagte mehr als einmal im Tage zum Herrn Verwalter Säblein: „Ich dachte es ja wohl, daß es so kommen würde. Nun ist Noth in allen Ecken und guter Rath theuer; die jungen Leute wissen sich nicht zu helfen; da fehlt es hier, da hinkt es da, da kommen sie wieder bei der Tante betteln. Was soll ich machen? Ich bin zu gut, viel zu gut! Ich muß ja wohl hin, und ein wenig Ordnung bei ihnen machen. Das geht so, wenn man was hinter meinem Rücken anfängt. Da wird Alles verkehrt.“

Die Reise wider Willen.

Zum bessern Verständniß des ersten Schreibens muß gesagt werden, daß der Briefsteller nebst seiner Schwester am 20. Jänner 1807 zu einem Ball bei der Gräfin Amalie von St...y in ihrem Palaste zu Warschau eingeladen waren. Sie erschienen und genossen einen fröhlichen Abend, obgleich die Freude nicht Jedem ganz von Herzen gehen mochte. Denn in Warschau war damals Alles voll Verwirrung und Franzosen, und erst seit kaum acht Tagen jene vergängliche Regierungskommission eingesetzt, an deren Spitze der wackere, doch viel verkannte Malachowsky stand.

Die Gräfin von St...y war den Abend schön wie ein Engel. Um ihren feinen Hals schimmerte ein prächtiges Perlenband, das Neujahrsgeschenk ihres Oheims. Ein ähnliches hatte des Briefstellers Schwester am Neujahr erhalten, doch diesmal umzulegen vergessen. Die jungen Nebenbuhlerinnen geriethen in gemeinschaftlichen Streit, welcher Schmuck der schönere sei; jede verlangte den Triumph des ihrigen. Zuletzt forderten Beide den Briefsteller auf, das Halsband der Schwester auf der Stelle herbeizuschaffen. Die Schwester gab ihm den Schlüssel zu ihrem Schmuckkästchen; er ließ seinen Wagen vorfahren und eilte zu seiner Wohnung.

Erster Brief.

Blonie, 21. Januar 1807.

Bei allen Huldgöttinnen, unter deren Zahl Sie, meine schöne Gräfin, selbst eine der ersten sind, beschwöre ich Sie, zürnen Sie mir nicht. Statt Ihnen gestern das Halsband Sophiens zu bringen, habe ich es nach Blonie getragen. Aber noch heute komme ich nach Warschau zurück, und diesen Abend lege ich es zu Ihren Füßen. Ich benutze eine langweilige Stunde und einen Kurier, der nach Warschau eilt, um Ihnen meine vorläufige Entschuldigung zu machen. Sie werden freilich mein Vergehen, Ihren gestrigen Triumph verspätet zu haben, für unverzeihlich erklären, und behaupten, es lasse sich nicht mehr abbüßen. Aber ich bitte Sie, haben Sie nur noch so viel Gnade, diese Zeilen Ihres Blickes zu würdigen, und Sie werden Nachsicht mit dem Strafwürdigen haben, der nur aus Freundschaft zum Sünder an Ihnen ward.

Ich hatte gestern Sophiens Perlenschmuck zu mir gesteckt, und war im Begriff, in den Wagen zu steigen und zu Ihnen auf den Ball zurückzukehren, dem Ihre Schönheit den höchsten Zauber gab, als mein Bedienter einen französischen Offizier meldete. Ich mußte ihn wohl empfangen. Er brachte mir einen Brief. Denken Sie, es waren die ersten Zeilen, die ich seit zwölf Jahren von meinem einzigen, geliebten Jugendfreund, dem wackern Felix L...y erhielt, der seitdem alle Feldzüge Napoleons mitgemacht hat, und nun an der Spitze eines polnischen Regiments steht. Er schrieb mir nur wenige Worte: „Ich komme soeben in Blonie an, und erfahre, lieber Joseph, du lebst noch. Meine Hoffnung, dich in Warschau zu umarmen, ist vereitelt, da ich fast vor den Thoren der theuern Stadt bin. Ich komme von Posen, und finde hier Armeekurier und Befehl, auf der Stelle nach Thorn zu eilen. Ist

es dir möglich, so komm auf einen Augenblick nach Blonie, wo ich wenigstens einige Stunden im Bett ausruhen will. Wer weiß, ob wir einander in dieser Welt wieder so nahe kommen. Wir haben uns so viel zu sagen! Morgen in der Frühe reise ich ab."

Werden Sie es mir nun verargen, schöne Gräfin, wenn ich den wichtigen Augenblick nicht unbenutzt ließ! Denken Sie, einen theuern Freund nicht sehen, der lange von mir getrennt war! Ich bat den Offizier, sich zu mir in meinen Wagen zu setzen und seine Pferde nachführen zu lassen; warf den Mantel um, und so ging es, statt zum Tempel der Liebe, zum Fest der Freundschaft.

Wie ich nach einer elenden Fahrt — der Weg war erbärmlich und die Nacht stockfinster — in Blonie ankomme, ist mein Felix schon fort nach Sochazew, wo ihn ein paar französische Generale erwartet haben. Doch hat er einen Zettel an mich zurückgelassen, mit der Bitte, ihm nach Sochazew zu folgen, wo er mich auf jeden Fall erwartete. Bin ich nun seinetwillen so weit gekommen, will ich auch noch die wenigen Meilen machen. Nur geht es mir verdrießlich. Eines meiner Pferde ist die Nacht hinkend geworden; ich muß die Post nehmen, und warten, bis die Post Pferde hat, denn Alles ist in Requisition. Doch wird mir Hoffnung gemacht, in einer halben Stunde abreisen zu können.

Leben Sie wohl, Liebenswürdige. Diesen Abend küsse ich Ihnen die Hände. Ihr J. Gr. v. W.

Zweiter Brief.

Kutno, 23. Januar.

Sie werden wahrhaftig, meine Gnädige, nicht weniger erstaunen, wenn Sie bei Eröffnung dieses Briefes sehen, daß ich Ihnen aus Kutno schreibe, als ich selbst erstaunt bin, mich hier

zu befinden. Mein Fatum will mich nun einmal bei Ihnen zum Lügner machen, und ich bin darüber untröstlich. Was werden Sie von mir denken? Und doch bin ich der allerunschuldigste Mensch unter der Sonne.

Das Einzige, was mich bei meinem Abenteuer freut, ist, daß ich zu Sochazew meinen Felix glücklich antraf. Wir schlossen uns Beide mit stummer Inbrunst in die Arme. Es war ein großer, süßer Schmerz, der uns plötzlich ergriff, als wir einander erblickten. Mir war, als hielt ich einen längst verstorbenen Geliebten in einer andern Welt wieder an mein Herz.

Sie haben ihn gewiß gekannt. Der Feuerkopf ist jetzt recht gesetzt worden. Die ägyptische und spanische Sonne haben ihm das Gesicht artig gebräunt, und die Schramme über dem linken Auge der Stirn, die er zu Ehren eines calabresischen Säbels aus einem Gefechte davon getragen hat, steht ihm so gut an, daß sie mich eifersüchtig machen könnte, wenn ich wüßte, er würde nach Warschau kommen und bei Ihnen einquartiert.

Ich behalte mir vor, Ihnen die ganze Geschichte seiner Kriegsfahrten zu erzählen, wenn ich bei Ihnen bin, und das ist übermorgen der Fall. Himmel, wie die Menschen in diesen napoleonischen Zeiten herumgeworfen werden in alle Welttheile! Es sind wahre Völkerwanderungen, und Keiner kann darauf schwören, ob er in Europa, Amerika, Asien oder Afrika sein letztes Brod essen muß. Felix war lange beim Generalstab angestellt, und befehligt jetzt sein eigenes Regiment. Er ist zum Korps des Generals Lannes bestimmt, wie er glaubt, und versichert, daß Napoleon künftigen Sommer in Petersburg sein werde, besonders wenn jetzt die Türken nicht saumselig sind, da sie nun doch den Krieg erklärt haben. So viel ist gewiß, der russische Gesandte Italinsky hat Konstantinopel wirklich verlassen. Die französischen Generale, bei welchen sich Felix in Sochazew befand, versicherten, seit dem Treffen bei

Pultusk und Golomyn sei schon wieder ein blutiger Tag bei Ostrolenka zu Gunsten der französischen Waffen gewesen.

Doch genug von Politik. Sie werden vielmehr neugierig sein, zu lesen, wie ich endlich, statt nach Warschau, hieher in dies verwünschte, erbärmliche Städtchen gerathen bin? Hören Sie nur. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Sie werden von ganzem Herzen lachen, und mir bleibt am Ende nichts übrig, als mitzulachen, ungeachtet ich die größte Lust hätte, zu verzweifeln, daß ich noch immer nicht bei Ihnen bin.

Wir waren gestern in Sochazew bis zum späten Abend beisammen, ehe wir uns wieder, weiß Gott auf wie lange, trennten. Da ich so bald nicht auf Erhaltung von Postpferden rechnen konnte, und doch trotz meiner Ermüdung sogleich nach Warschau zurück wollte, um bei Ihnen Buße zu thun, war Felix so gefällig, mir durch sein militärisches Machtwort Requisitionsfuhre bis Blonie zu verschaffen. Es erschien eine mit drei braven Rossen bespannte Chaise. Ich drückte den wackern Felix noch einmal an mein Herz; er reiste ab, und bald auch ich.

Von der vornächtigen Reise, auf welcher ich kein Auge geschlossen hatte, so wie vom Treiben des Tages matt, schützte ich mich gegen den Schneewind durch die vorgezogenen Umhänge der Chaise, wikkelte mich fest in den Mantel, drückte mich in die Wagenecke und schlief, trotz dem harten Fuhrwerk, ein. Ein glücklicher Einfall war es von mir gewesen, daß ich noch zu Hause über meine Ballkleider den Ueberrock angelegt hatte. Meinen Füßen, nur von dünnen Schuhen und Seidenstrümpfen bekleidet, mußte eine ganze Bürde Heu im Wagen zum Schutz dienen.

Ich schlief unruhig, aber träumte angenehm, denn Sie waren mein Traum. O wie liebenswürdig, wie gütig machte Sie der Gott der Einbildungen! Welche selige Worte las ich in Ihren Augen! Meine Seele war in der Ihrigen; ich wußte, was Sie

empfanden, und doch empfand ich unendlich mehr, als Sie. O, daß das nur Traum sein mußte! Wenn Sie nur wüßten, reizende Amalie, welche Himmel Sie zu verspenden hätten, Sie könnten unmöglich in der Wirklichkeit anders handeln, als in meinen Träumen!

So oft mich auch die allerunbarmherzigsten Rippen- und Kopfstöße aus meinem Elysium aufschreckten, schloß ich doch immer richtig die schlaftrunkenen Augen wieder, und immer waren Sie es wieder, die mich in das verlorne Elysium zurückführte. Als ich mich vom betäubenden Schlafe endlich ermannte, bemerkte ich mit Schrecken, daß es schon Morgenhelle sei. Ich hatte darauf gezählt, nach Mitternacht in Blonie zu sein. Ich riß die Vorhänge der Chaise zurück, und sah, daß wir in ein Städtchen einfuhren, das ich in meinem Leben noch nie die Ehre gehabt habe zu sehen.

„Wo sind wir denn?“ fragte ich den Fuhrknecht.

„Zu Kutno!“ antwortete der Kerl ganz trocken, und fuhr immer zu.

„Zu Kutno?“ schrie ich vor Wuth außer mir. „Plagt Euch, Kerl, der Teufel, mich nach Kutno zu schleppen? Nach Blonie, nach Blonie, will ich!“

Der Schlingel that, als hätte er keine Ohren, fuhr zu, und hielt zuletzt bei einem Wirthshause. Ich stieg nun zwar aus, denn ich war am ganzen Leibe vollkommen wie gerädert; aber ich hatte die größte Versuchung, den vermaledeiten Burschen auf der Gasse durchzuprügeln. Er behauptete inzwischen, der französische Offizier, der ihn zum Fahren befehligt habe, hätte ihm Kutno genannt; er habe es wenigstens so verstanden. Und dabei blieb er, schlug wieder auf seine müden Rosse los und eilte davon.

Durch den Wirth erfuhr ich, daß mein gottloser Kutscher schon seit acht Tagen von Kutno, wo er wohne, auf Requisition abwesend gewesen, vermuthlich, wie es beim Militär so Sitte sei, mit Schlägen und Hunger in der Welt herumgeschleppt worden, und

nun vermuthlich die Gelegenheit in der Nacht benutzt habe, mit seinem Fuhrwerk in die Heimath zurückzukommen, besonders da er gesehen, daß ich ein Pole und weder Franzose, noch Offizier sei.

Diese Auskunft, welche mir der scharfsinnige Wirth gab, mochte ganz richtig sein, aber mir war dabei nicht geholfen. Ich saß nun in Kutno, und war nicht zu Warschau, nicht einmal zu Blonie. Der Wirth tröstete mich mit einem erbärmlichen Frühstück und der guten Hoffnung, daß sich Gelegenheit finden werde, wieder nach Sochazew zurückzukommen. Er gab sich viele Mühe, mir einen Wagen zu verschaffen. Ich selbst lief gestern den ganzen Tag in seidenen Strümpfen das kothige Städtchen auf und ab, und hatte vergebliche Arbeit. Alles ist für den Armeedienst in Beschlag genommen. Ich erniedrigte mich so tief, daß ich sogar den verwünschten Schelm wieder aufsuchte, der mich nach Kutno gebracht hatte. Ich vergab ihm in der Angst alle Sünden, und bat ihn nur mit weit vorgestrecktem Geldbeutel, mich wieder nach Sochazew zurückzubringen. Er aber schwor, Pferde und Wagen seien den gleichen Morgen ihm wieder genommen. Mein scharfsinniger Wirth hingegen meinte, der Erzschelm habe sein Fuhrwerk irgendwo auf dem Lande in sichere Verborgenheit gethan, damit es nicht wieder requirirt werde.

Heute endlich habe ich mit einem französischen Ingenieuroffizier, der bei meinem Wirthe einquartiert ist, einen Vertrag geschlossen. Er reist nach Kladova. Ich begleite ihn bis dahin; dort tritt er mir das Fuhrwerk ab, und gibt mir Vollmacht, dasselbe als Requisitionsfuhre bis Sochazew, und wenn ich wollte, bis Blonie und Warschau zu benutzen. Meiner Sache sicherer zu sein, habe ich den Fuhrmann nicht nur von diesem Vertrag unterrichtet, sondern auch, daß ich von dem Requisitionswesen gegen ihn keinen Gebrauch machen, und baar bezahlen werde, so weit ich ihn gebrauche. Ich muß also, im schlechtesten Wetter, mich erst nach

Kladova und dann wieder nach Kutno zurückbringen lassen, um nur Fuhrwerk zu haben. Denn begleitete ich den Wagen nicht nach Kladova, liefe ich Gefahr, ganz um ihn zu kommen.

Es ist ein unbeschreibliches Elend hier im Lande. Unsere Befreier lassen uns die Befreiung theuer bezahlen. Für Geld findet man kaum noch Brod.

Aber ich muß schließen, sonst versäume ich die reitende Post. O, wie beneide ich dies glückliche Blatt, das zwei Tage früher in Ihrem Zimmer sein kann, als ich! Mit diesem Brief geht zugleich ein anderer an meine Schwester ab, den ich gestern schrieb. Beruhigen Sie das liebe Mädchen, und sagen Sie ihm, daß ich zuverlässig übermorgen in Warschau bin.

Adieu! Ich sterbe fast vor Ungeduld, Sie wieder zu sehen. Mehr als einmal war ich gestern auf dem Sprung, in Tanzschuhen durch Schnee und Koth zu Fuß nach Warschau zurückzulaufen. Doch war die liebe Vernunft so gütig, meiner Sehnsucht die allerdings triftige Bemerkung zu machen, daß ich achtzehn bis neunzehn Meilen zu laufen hätte.

Leben Sie wohl! Möchten Sie den brennenden Kuß fühlen, den ich im Geist auf Ihre schöne Hand drücke! u. s. w.

Dritter Brief.

Posen, 26. Januar.

— — Gewiß, ich bin behext. Ich glaube nun an alle möglichen Zaubereien, da ich bisher an keine, als die Ihrer Anmuth, glaubte. Ich zweifle nicht mehr an der Gewalt der Kobolde und des schadenfrohen Teufels. Heute wollte ich, sollte ich in Warschau, in Ihrem Boudoir, zu Ihren Füßen sein, meine Angebetete, und alles Unglück trifft zusammen und bringt mich nach Posen,

wo ich noch dazu meinen Einzug als Gefangener gehalten habe. Erschrecken Sie nur nicht. Ich bin schon wieder auf freien Füßen.

Es geht mir, wie im Schlaf beim Alpdrücken. Je schneller ich vorwärts eilen will, je weiter komme ich rückwärts. Hat denn schon, seit Menschen geboren wurden, ein Menschenkind den Unfall erlebt, daß es, wie ich, von einem Ball weggeht, um eine Perlenschnur zu holen, und damit über vierzig Meilen weit in die wüste Welt hinausgeschleudert wird? Alle meine Sehnsucht, meine Ungeduld, mein Eifer, meine Klugheit, meine Vorsicht, halfen zu nichts, als mich rückwärts zu bringen und immer rückwärts, wie der Sturm den geschicktesten und eifrigsten Schiffer auf dem Meere weit vom Port verschlägt, dem er entgegensteuert.

Mein Ingenieur und ich waren vorgestern, wie verabredet, nach Kladova mit einander gefahren. In dem elenden Neste saß eine Art Platzkommandant, zu dem sich der Ingenieur gleich nach unserer Ankunft verfügte. Dort fand er Befehl, ohne Verzögern nach Sempolno zu reisen. Er kam zurück und meldete mir mit Achselzucken und Millionen Entschuldigungen das Unglück, nicht sein Wort halten zu können; Dienst gehe Allem vor. Ich war vom Schreck fast sprachlos, bat, fluchte, stellte ihm meine Verlegenheit vor — Alles umsonst. Er mußte nach Sempolno, und zuckte die Achseln. Während der Knecht die Pferde fütterte, lief der Ingenieur zum Kommandanten und, begleitet von Soldaten, in alle Häuser und Ställe, Mittel zu schaffen, ein anderes Fuhrwerk zu bekommen. Ich folgte ihm. Außer einem geräumigen Mistwagen fanden wir nichts.

Meinen Wagen zu behaupten, entschloß ich mich, selbst mit nach Sempolno zu fahren, wo ich im Nothfall auch leichter Vorspann zu erhalten Hoffnung hatte, und leidlichere Herberge, als in dem armseligen, unreinen Neste von Kladova. Der Ingenieur billigte meinen Entschluß. Doch blieb ich verstimmt, und wir

waren Beide unterwegs nicht mehr so gesprächig und freundschaftlich, als vorher. Ja, es gab hin und wieder sogar unbehaglichen Wortwechsel; zu Sempolno schieden wir kalt von einander.

Desto zärtlicher war ich mit meinem Kutscher. Wir verabredeten, über Nacht zu bleiben, die Pferde ruhen zu lassen, und in frühester Frühe des andern Tages zurückzureisen. Meine Freigebigkeit wuchs, und zur Belohnung dafür saß ich mit der Morgendämmerung im Wagen, das Gesicht nach Warschau.

Wir waren kaum eine halbe Stunde von Sempolno, so sahen wir drei französische Jäger zu Pferde mit verhängtem Zügel hinter uns her sprengen. Mein Kutscher, voll banger Ahnung, schlug mit besten Kräften auf sein Gespann ein. Ich fand seine Angst so überflüssig, als seine Eile fruchtlos. Die Franzosen waren bald bei uns, geboten uns zu halten, fluchten auf den Fuhrmann, der, wie sie sagten, ohne höhere Bewilligung aus der Requisition entwischt sei, befahlen ihm umzukehren, und sprachen sogar vom Füsiliren. Mein Phaeton verstand kein Wort, wohl aber die Geberdensprache der Weltüberwinder, und warf einen trübseligen Blick auf mich. Nun mischte ich mich ein. Das schienen die Kerls nur erwartet zu haben; denn nun wandten sie sich an mich, fragten mit vieler Höflichkeit, wer ich sei? und forderten meinen Paß. Ich hatte keinen. Darauf bemerkten sie mir in den gefälligsten Ausdrücken, ich sei verdächtig und müsse mich vor dem Platzkommandanten ausweisen, wenn ich die Güte haben wollte.

Ohne Zweifel waren die höflichen Grobiane, die nun ohne weitere Umstände Roß und Wagen umkehrten und nach Sempolno zurücktrieben, von meiner Güte vollkommen überzeugt. Der Platzkommandant, sobald er vernahm, ich habe der Requisition hinterlistiger Weise von ihrem Fuhrwerk entwendet, und nicht einmal Pässe für mich selbst, erklärte mich erstens für verdächtig, zweitens für einen von den Feinden Napoleons, drittens für gefangen. Meine

Einwendungen dagegen halfen mir zum Trost, mich in Person beim Hauptquartier rechtfertigen zu können. Und zwei Stunden später hatte ich wirklich die Ehre, in Gesellschaft eines Korporals und eines Oberlieutenants, die nach Posen, jedoch nicht meinetwillen, reisen sollten, dahin abzugehen, das heißt, zu fahren.

So lange man es mit allerlei kleinen Widerwärtigkeiten und unerwarteten Neckereien des Schicksals zu thun hat, kann man leicht die Geduld verlieren, vermuthlich weil man dabei noch obzusiegen hofft. Kömmt das Elend aber allzugrob, so wird es wieder lustig, weil der Mensch, wenn er sich übermannt und allen Widerstand eitel sieht, zu seinem angebornen Stolz heimkehrt und, weil er nichts mehr fürchtet, Alles verachtet.

Eben so ärgerlich wie in den vorigen Tagen die Plagereien gewesen waren, so spaßhaft schien es mir jetzt, als Gefangener, und zwar in Ballkleidern, nach Posen und an die Grenzen von Polen verschlagen zu werden. In der That, das Unglück war eben so groß nicht, und ich bin überzeugt, Sie lachen über mein Abenteuer so ausgelassen, als ich selbst. Ich habe nichts zu beklagen, als den Verlust der Augenblicke, welche ich nicht in Ihrer Nähe, meine liebenswürdige Gräfin, verleben konnte. Da sehen Sie nun, welches Unglück der Streit zweier schöner Frauenzimmer bringen kann. Sophiens Halsband ist an Allem Schuld, und ich schleppe es noch immer mit mir in der Welt herum.

Ich bin jetzt wirklich froh, in Posen zu sein. Im Hauptquartier ward ich sehr artig aufgenommen. Man machte mir Entschuldigungen mit der Strenge des Dienstes, und konnte sich nicht erwehren, über die unbarmherzige Laune eines Verhängnisses zu lachen, das mich mitten im Winter in seidenen Unterkleidern vom Tanzsaal der Hauptstadt in das Kriegsgetümmel an die Landesgrenzen bringt. Mein erstes Geschäft ist hier, mich ganz neu zu equipiren, denn ich sehe erbärmlich aus. Ich verlasse mich auf keine Requisitions-

kutschen mehr; habe ein braves Reitpferd gekauft, das mich zu Ihnen zurücktragen soll; lasse mir ein warmes Reisegewand machen, dessen militärischer Schnitt mir bei den kommandirenden Korporalen der Weltüberwinder Achtung verschaffen kann, und habe nun auch Pässe, vermittelst welchen ich ungehindert bis zu Ihrem Vorzimmer gelangen werde.

Nichts hält mich mehr ab, zu Ihren Füßen zurückzufliegen, als Schneider und Schuhmacher. Vor übermorgen komme ich nicht weg, wie ich voraussehe. Von den kleinsten Umständen ist der arme Sterbliche immer am abhängigsten.

Die Zeit wird mir peinlich lang, und an dem kriegerischen Gewirre, das hier herrscht, den hunderterlei Uniformen, her- und hinziehenden Truppen habe ich mich schon vollkommen satt gesehen. Es gehört zu den merkwürdigsten Widersprüchen des räthselhaften Menschengeschlechts, daß alle Welt den Krieg als die größte Plage des Lebens verflucht, alle Welt die Mühseligkeit verwünscht, den Tod fürchtet, und sich tausendweis zu Krieg, Mühseligkeit und Tod bereitwillig hingibt.

Mein einziger Genuß ist, an Sie zu denken, mit Ihnen zu kosen, leider nur in Gedanken! Sie bald im Tanz, bald am Klavier, bald am Putztisch, bald in der reizenden Nachlässigkeit Ihres häuslichen Seins, bald als Königin aller Schönen in jedem Zauber zu bewundern, den Ihnen Natur und Kunst spenden.

Nachschrift vom 28. Januar. Erst heute kann ich den Brief auf die Post geben. Ich bin zur Abreise fertig. Morgen früh breche ich auf. Ich reise in Gesellschaft einiger mir wohlbekannten polnischen und französischen Offiziere. Sagen Sie es meiner Schwester, daß ich am Dienstag bestimmt in Warschau eintreffe.

Vierter Brief.

Magdeburg, 2. April.

— — — Der Himmel weiß, geliebte Gräfin, ob Sie meinen mit Reißblei zu Dresden flüchtig hingekritzelten Brief erhalten haben mögen; der Himmel weiß, ob Sie diese Zeilen empfangen werden. Ich will Ihnen also nur kurz wiederholen, was ich schon von Dresden aus schrieb, und meine Bitte, daß Sie Ihren ganzen Einfluß verwenden und vereint mit meinen Verwandten bei unserer Regierungskommission wie bei den französischen Behörden dahin arbeiten, daß ich wieder freigegeben werde.

Ich habe Ihnen schon gemeldet, daß wir einige Stunden von Posen, zwischen Schwersens und Kostrzyn, sehr unerwartet von einer preußischen Streifpartei überfallen, umringt und gefangen wurden; daß von den Franzosen, in deren Gesellschaft ich ritt, ein Offizier und ein gemeiner Soldat dabei ums Leben kamen; daß Alle geplündert wurden, und ich mich nur dadurch vor Mißhelligkeiten rettete, daß ich dem preußischen Befehlshaber in deutscher Sprache sagen konnte, ich sei keine Militärperson, sondern nur ein bürgerlicher Reisender, welcher zufällig zu diesen Franzosen gestoßen sei. Dies, mein Paß, der meine Aussagen bekräftigte, und die Erklärung, welche ich in kluger Angst that, daß ich, weit entfernt, mit den Franzosen gemeinsame Sache zu machen, ein treuer preußischer Unterthan wäre, der nichts sehnlicher wünsche, als die Befreiung Polens von der französischen Sündfluth, machten mir gutes Spiel. Der preußische Offizier war ein sehr menschlicher Mann. Da ich ihm auf seine Frage wegen der Truppenmenge in Posen meldete, daß ohne Zweifel noch denselben Tag mehrere Regimenter die Straße nach Warschau ziehen würden, entschloß er sich auf der Stelle zum Rückzug nach Schlesien, aber bedeutete mir zugleich, daß er mich

für den Augenblick nicht frei geben könne; seine eigene Lage verböte dies.

Ohne als Gefangener behandelt zu werden, war ich doch einem Gefangenen gleich. Auf elenden Wegen kamen wir nach mehrern Tagen, halbverhungert, halberfroren, über die Warta nach Schlesien. Ob ich fluchte, ob ich lachte, half mir nichts. Ich verbarg vorsichtig Sophiens Schnur so gut ich konnte, und eben so mein weniges Geld; denn ich traute dem Spiel des Kriegsglückes nicht, und that weislich daran. Unser Befehlshaber, der den Namen Major trug, muthete mir schon den folgenden Tag zu, als guter preußischer Unterthan den Fahnen des Königs, wenn auch nur als Freiwilliger, zu dienen. Ohne den Anstand zu verletzen, oder meinen Patriotismus verdächtig zu machen, konnte ich den ehrenvollen Antrag unmöglich zurückweisen. Ich that also Adjutantendienst mit Lieutenantscharakter, und sehnte mich mit Ungeduld nach einer bequemen Gelegenheit, davon zu kommen. Je tiefer wir ins Schlesische hineinkamen, desto mehr entsank mir der Muth.

Wir litten von Frost, Schnee und Mangel an Lebensmitteln unbeschreiblich. Wohin wir kamen, mußten wir, was wir gebrauchten, mit Gewalt nehmen. Am beklagenswürdigsten waren unsere Kriegsgefangenen, die wir immer mit uns schleppten. Demungeachtet wiesen die Polen, denen ich ihr böses Schicksal am liebsten zu erleichtern suchte, alle meine Gefälligkeit stolz und unwillig ab. Ich las in den Augen meiner Landsleute, daß sie mich für einen Verräther hielten, und dieser Vorwurf war mir schmerzlicher, als alles übrige Elend. Auch empfand ich bald genug die Folgen ihres Hasses.

Der Major hatte sich nach Glogau gewendet; wir erreichten den Platz nicht. Eines Morgens, da sich unsere paar Kompagnien in einem Dorfe zum Abmarsch aufgestellt hatten, sprengten einige französische Husaren heran. Sie stutzten bei unserm Anblick, und

machten sich eilig wieder zurück. Wie wir aus dem Dorfe hervorrückten, wurden wir von einer Schwadron leichter französischer Reiterei angefallen und umschwärmt. Diese machte unserm Befehlshaber keine Furcht; aber bald hatten wir rings umher mit mehrern Kompagnien Infanterie zu thun. Wir waren in eine Kolonne des Vandammeschen Armeekorps gefallen, und unsere Tapferkeit vergeblich. Die Preußen schlugen sich mit beispielloser Wuth, und eroberten sogar zwei von den Feldstücken, mit denen wir beschossen wurden. Das Ende vom Spiel aber blieb dennoch, daß wir von der Uebermacht erdrückt und gezwungen wurden, uns zu ergeben. Wir hatten unsererseits mehrere Todte und viele Verwundete.

Niemand war fröhlicher, als die durch das Gefecht befreiten französischen und polnischen Kriegsgefangenen. Die Letztern bezeichneten mich auf der Stelle dem französischen General als einen abtrünnigen Polen- und Franzosenfeind, der sie den Preußen verrathen, überliefert und sogleich bei denselben Dienste genommen hätte. Da mich der preußische Major bei Abzählung der Gefangenen den Siegern wirklich als seinen Lieutenant und Freiwilligen aufführte, half mir nichts zur Rechtfertigung. Die Posener Pässe vergrößerten nur meine Schuld. Pferd, Uhr und Geld wurde gute Beute der Ueberwinder. Ich mußte mit den übrigen Gefangenen zu Fuß durch Schnee und Koth waten und ward über Liegnitz und Dresden geführt.

Hier meldete ich Ihnen mein Unglück. Wir hatten in Dresden einige Ruhetage. Dann, mit einem Haufen anderer Gefangener, ging es über Leipzig hieher nach Magdeburg. Schon seit acht Tagen bin ich in dieser Festung; die Einwohner haben viel Mitleid und Güte mit uns, während sie selbst im höchsten Grade zu bemitleiden sind. Nirgends fand ich so viel Niedergeschlagenheit, als in dieser Stadt. Alles flucht den Franzosen. Die Bürgerschaft hängt mit vielem Eifer ihrem unglücklichen König an, und gibt noch gar

nicht die Hoffnung auf, wieder den preußischen Adler auf ihren Wällen zu erblicken.

Allem Anschein nach werde ich hier, wenn man sich in Warschau meiner nicht mit dem lebendigsten Eifer annimmt, als Kriegsgefangener das Ende des Kriegs abwarten müssen. Meine wohlgeborgene Baarschaft fängt an zusammenzuschmelzen. Auf jeden Fall bitte ich meine gute Schwester in beiliegendem Briefchen, mir unter angezeigter Adresse Wechsel zu schicken.

Der Gouverneur ist ein gefälliger Mann. Ich hatte Gelegenheit, ihm, der ganzen Reihe nach, meine verdammten Abenteuer zu erzählen. Er fand sie so sonderbar, daß er beständig lachte und mir kaum glauben wollte. Er ist mit meinem Freunde Felix persönlich wohlbekannt. Mich aber frei zu geben, steht durchaus, wie er sagt, nicht in seiner Macht. Er weiset mich zur lieben, bittern Geduld; hat mir indessen zugesagt, sowohl ein Schreiben an Felix, als diesen Brief an Sie zu befördern.

Der Scherz des Schicksals ist beinahe zu grob, um noch spaßhaft zu sein. Und doch hilft mir mein Verzweifeln nichts. Ich bin so heiter, als man es in den verwünschten Umständen sein kann, und meine Gesundheit ist unverwüstlich. Beruhigen Sie sich also meinetwillen. Trösten Sie die gute Sophie. Ich zähle nun Tage, Stunden und Minuten, bis ich eine Antwort von Ihnen haben kann. Es wird mir sein, als hätte ich Sie selbst, wenn ich einmal eine Zeile von Ihnen sehe; u. s. w.

Fünfter Brief.

Nancy, 20. Mai.

— — Lustig! meine Sachen gehen vortrefflich. Am Ende glaube ich, mein wunderlicher Stern oder Unstern führt mich ganz un-

erwartet nach Paris, nach Lissabon, nach St. Domingo, nach Otaheiti, zu den Feuerländern, zu den Esquimaux,, zu den Hottentotten, über Asien, neben den kleinfüßigen Chineserinnen, neben den frommen Kindern der Braminen vorbei, durch die persischen Gärten nach Warschau zurück. Ich zweifle keinen Augenblick länger daran. Meine Sachen gehen vortrefflich, ungeachtet ich immer wünschte, sie möchten auch einmal zum Stehen kommen. Da bin ich schon in Frankreich. Ich habe nach Lissabon nicht mehr weiter, als nach Warschau; und bin ich einmal in Lissabon, was liegt mir daran, ob ich durch Asien oder Europa wieder zu Ihnen komme.

Aber weder die deutschen Mädchen — und doch gibt es allerliebste Gesichter darunter —, noch die Französinnen, noch die Spanierinnen, noch die üppigen Schönheiten der Freundschaftsinseln werden mich Ihnen untreu machen können. So weit ich bisher kam, sah ich doch nirgends so viel Reiz, Anmuth und Würde, als ich zu Warschau auf dem Ball verließ. Ach, hätte ich nur eine einzige Zeile von Ihnen!

Wer weiß, ob nun nicht Briefe von Ihnen, von Sophien für mich in Magdeburg stecken? Aber wer weiß denn nun in Magdeburg, wo ich stecke? Mit einem ungeheuern Haufen Kriegsgefangener wurde ich, nach Absendung meines Briefes an Sie, fortgeführt. Man sagte, wir kämen nach Mainz; in Mainz sagte man uns, wir kämen nach Lyon, und was wird man in Lyon sagen, wenn ich komme? Das Heer von Kriegsgefangenen, mit dem ich über den Rhein kam, ist in hundert Theile zersplittert. Es ging in alle Weltgegenden. Ich zweifle nun, wie gesagt, keinen Augenblick, ich muß eine Reise rund um die Welt machen. Wäre ich nur erst in Tibet beim Lama, oder beim Prophet in Mekka, oder am kaspischen Meere: so würde ich jubeln, denn ich wäre auf vollem Rückwege zu Ihnen.

Was sind wir doch für armselige Geschöpfe! Wie Ameisen sind

wir, deren Haufen der ungefähre Tritt eines Rosses zerstört; wie Insekten, welche der Sturmwind in alle Lüfte entführt und wieder in entfernten Ländern niederläßt. Wie komme ich nach Nancy? Was geht mich der Krieg an?

Ich schicke Ihnen diese Zeilen, um Sie wenigstens wegen meines Lebens zu beruhigen. Lieber Himmel, es ist mir, als wäre ich schon seit mehr denn zwanzig Jahren von Ihnen entfernt. Wie viele Länder, Gebirge, Ströme, Völker, liegen zwischen uns! Niemand steht mir gut dafür, daß ich nicht noch die Ehre haben werde, Ihr Gegenfüßler zu sein. Ach, meine reizende Gegenfüßlerin, und was würde dann aus dem Leben werden? Wie leicht könnten Sie mir unter den Füßen wegsterben, ohne daß ich ein Wörtchen davon wüßte. Ich sage mir — denn wenn Sie für einen Andern lebten, wären Sie da nicht todt für mich? Ich habe noch nie gelesen, daß eine Gegenfüßlerin den Gegenfüßler treu geliebt hätte.

Seit wir gefangenen Kriegshelden diesseits des Rheins wandeln, erlaubt man uns viel mehr Freiheiten, als auf deutschem Boden. Ich kann umhergehen, wo ich will, wenn ich mich nur zur gehörigen Stunde beim Kommandanten zeige. Ich kann ganz nach Gefallen leben, essen, trinken, wie ich will, versteht sich, für mein Geld. Wenn ich nur mehr, als das gewöhnliche Spielgeld, zu mir gesteckt hätte, da ich zu Ihnen auf den Ball fuhr, vor — ich glaube zwanzig Jahren.

Nächstens schreibe ich Ihnen wieder, und zwar von da, wo ich hoffen darf, bis zum Frieden eine bleibende Stätte zu behalten, und Antworten aus Warschau abwarten zu können. Vermuthlich aber, meine schöne Gegenfüßlerin, sende ich Ihnen meinen ersten Brief von der Insel Teneriffa oder Madagaskar; u. s. w.

Sechster Brief.

Aeys, 27. Juni.

— — Endlich habe ich mein Ziel erreicht. Ich bin bestimmt, bis zur Auswechslung der Kriegsgefangenen oder bis zum Frieden hier zu bleiben. So ist es mir leidlicher ergangen, als ich anfangs selbst erwartete. Von Warschau bis an die spanische Grenze geworfen werden, ist wahrhaft keine Kleinigkeit. Ich werde also weder Otaheiti, noch Ostindien sehen, ungeachtet dort aller Wahrscheinlichkeit zufolge mehr zu sehen sein mag, als hier in diesen Einöden an dem Adour.

So viel Franzosen ich in Polen erblickt hatte, verfluchten sie alle mein Vaterland. Ich gebe es ihnen aber in dem ihrigen redlich zurück. Welch ein erbärmliches, kahles, flaches, dürftiges Land das ist! Die französische Regierung kömmt bei mir stark in Verdacht, sie führe nur Krieg, um diese unübersehbaren Einsamkeiten zu bevölkern. Denn es sind hier fast so viel Kriegsgefangene, als Einwohner.

Das Städtchen ist halb zerfallen; mein Wirth thut sich aber nicht wenig auf das hohe Alterthum desselben zu gut. Ich will ihm die Freude lassen. Er hat eine junge Tochter, die mir viel artiger, als das älteste Städtchen zu sein scheint. Er empfiehlt mir, als Köstlichkeit, die warmen Bäder der Stadt, und glaubt, in der ganzen Welt seien solche Wunderbäder nicht. Aber der Mensch ist offenbar ein Narr. Warme Bäder und außerdem schon eine Hitze in dem Lande zum Ersticken! Ich bin von der Sonne schwarzgebrannt, wie ein Mulatte, und begreife nur kaum, wie das erwähnte, junge Mädchen in dem alten Städtchen eine so reine, blendende Hand behalten hatte.

Die Kriegsgefangenen sind bei den Bürgern einquartiert. Wir haben aber nichts als die Wohnung frei. Alles Uebrige ist uns

überlassen zu kaufen, wenn wir nicht verhungern wollen. Mein Geld geht zur Neige. Mein ganzer Reichthum ist Sophiens Halsband, das ich Ihnen zum Ball bringen sollte und nun in der Nachbarschaft der Pyrenäen verzehren muß. Ich hoffe, meine gute Sophie wird den einstweiligen Verlust für ihren Hals verschmerzen, und froh sein, daß ihr Schmuck dem armen Bruder das Leben gegen Hunger und Durst schützt. Schon habe ich einige große Diamanten und Perlen einem hiesigen Juwelier verkauft, der aber nicht im Stande war, sie baar zu bezahlen. Er mußte das Geld in Bayonne holen, einem Städtchen ungefähr zwölf französische Meilen von hier.

Seitdem kann ich wieder ganz gemächlich leben, einen Bedienten halten, Spazierritte in der Nachbarschaft machen, Besuche geben und das Loos meiner Mitgefangenen erleichtern; u. s. w.

Siebenter Brief*).

Acxs, 13. Juli.

— — Te Deum laudamus! Es ist Frieden! — Jedermann kömmt und wünscht mir Glück zur nahen Erlösung und Heimreise. Und in der That die Reise von Acxs bis Warschau verdient einen Glückwunsch, denn ich traue dem Geschick nicht. Die Franzosen sprechen von nichts, als von Tilsit, und erheben ihren Napoleon zu den Göttern. Julius Cäsar und Alexander der Große, meinen sie, wären, wenn sie heutiges Tages lebten, kaum werth, Adjutantendienste beim großen Napoleon zu verrichten. Der hiesige Maire behauptete in einer dem Frieden zu Ehren gehaltenen Rede

*) Zwischen dem vorhergehenden und diesem Briefe sind mehrere verloren gegangen.

ohne anders, Tilsit sei an den Grenzen der asiatischen Tartarei hoch im Norden gelegen, und der linke Flügel der großen Armee habe seine Vorposten weit hinaus über das ewige Eis des Nordpols poussirt, wohin vorher noch kein Sterblicher den Fuß zu setzen gewagt. Die guten Leute von Acrs, die man auch Daxe zu nennen pflegt, froren beim bloßen Einfall des Maire. Ohne Zweifel haben sie nach angehörter Rede die erste Zuflucht zu ihren warmen Bädern genommen, um die Polarkälte von sich abzuwehren.

Alle Tage erwarte ich nun die Wirkungen des Tilsiter Friedens, den Befehl zur Rückkehr, und ungeduldiger noch ein paar Buchstaben von Ihrer schönen Hand, liebenswürdige Gräfin, ehe ich vielleicht abreise.

Ich will einen bequemen und dauerhaften Reisewagen anschaffen; sobald ich frei bin und die Pässe habe, fliege ich mit Extrapost über den Rhein zur geliebten Weichsel. Meinen Bedienten, einen ehrlichen Teufel von Gascogner, bringe ich mit. Er ist mir sehr zugethan, und führt den großen Römernamen Pompejus. Der wunderliche Kauz hat keinen andern Fehler, als daß er unaufhörlich plaudert, ohne eben zu sorgen, wovon und was? Ueber eine versalzene Suppe kann er drei Stunden verhandeln. Ich habe es zuweilen noch gern, mich durch seinen Ocean von Wörtern überschütten zu lassen, wenn ich nichts denken mag, mich vom Heimweh zu Ihnen losreißen möchte, und doch nicht auf der Stelle mich selbst im Schlaf vergessen kann.

Schreiben Sie mir keine Antwort mehr, weder auf diesen, noch auf meine allfällig künftigen Briefe. Es würde nun Alles zu spät sein.

Beifolgend sende ich Ihnen noch mein Tagebuch. Es mag mein Vorläufer sein, und Ihnen von meinen Erfahrungen, Bemerkungen und Abenteuern umständlicher plaudern, als ich es bisher in flüchtigen Briefen konnte. Ich schrieb es in müßigen Augen-

blicken, und deren waren nicht wenige. Sie erkennen darin mein Innerstes, und in dem Heiligthum meines Innersten immer wieder Ihr eigenes angebetetes Ich.

Vielleicht weinen Ihre Augen mitleidig ein Thränchen um den Unglücklichen am Adour — vielleicht ehe Sie zu lesen und zu weinen vollendet haben, küsse ich Ihnen die schöne Thräne von der erröthenden Wange.

Achter Brief.

Pampelona, 28. Juli.

Nehmen Sie, meine holde Gräfin, die erste, beste Karte von Spanien, suchen Sie da das Königreich Navarra, im Königreich Navarra die Hauptstadt Pampelona am Fuße der Pyrenäen, und denken Sie — da bin ich!

Ich habe einen wahren Kobold von Genius, der mich immer weiter von Ihnen zurückzieht, je zuverlässiger ich hoffe, bald bei Ihnen zu sein. Die ganze Welt macht Frieden — ich allein muß mit der Welt im Krieg bleiben, und mich mit Alcaldes, Regidores, Procuratores, Escrivanos, und Gott weiß was für Ehrenleuten herumbalgen. Nun ich die Pyrenäen einmal, freilich nicht mit bestem Willen, passirt habe, könnte doch wohl noch etwas aus einer Reise nach Lissabon, Madagascar, Calicut, Ispahan und Konstantinopel werden. Verlassen Sie sich auf gar nichts mehr, was ich Ihnen von meiner Rückreise nach Warschau vorher verkündige.

Ich hatte Ihre Briefpäckchen, mit Einschlüssen von der theuern Sophie, von Oheim St—, vom Freunde W— und Grafen S— erhalten. Ihre Worte hatten mich in den höchsten Himmel entzückt — ich genoß die süßeste Vergeltung aller überstandenen Leiden. Da führt das Unglück den Weibel des Maire von Acqs zu

mir; der Weibel führt mich zum Maire; der Maire zum Richter, der Richter in ein Zimmer, wo verschiedene Leute waren, unter denen ich bloß den Juwelier oder Goldschmied kenne, welchem ich vor ungefähr drei Wochen, zur Bestreitung meiner Reisekosten, einen guten Theil von den Juwelen aus Sophiens Halsband verkauft hatte. Man zeigte mir die verkauften Edelsteine und Perlen in einem Schächtelchen mit der Frage vor: „ob ich gestehe, diese Kostbarkeiten wirklich dem Manne von Bayonne verkauft zu haben? Man zeigte mir den Juwelier. Ich besah die Waare, erkannte sie und bejahte die Frage mit Angabe vieler Nebenumstände. Man erklärt mich verhaftet; versiegelt mein Hab und Gut; führt mich nach Bayonne, stellt neue Verhöre mit mir an; fragt mich ganz naiv um den Aufenthalt meiner übrigen Raubgefährten, und ich erfahre nun erst, daß eine Fürstin von hohem Rang, indem sie in Irun die spanische Grenze berührte, auf der Landstraße von Räubern ausgeplündert worden sei. Ich beweise den Richtern meine Unschuld, indem ich den Ueberrest von Sophiens Halsband hervorziehe, an welchem die verkauften Perlen und Steine Stück um Stück nachzuzeigen waren. Man klatscht in die Hände, nimmt mir die Perlenschnur, sperrt mich in engern Verhaft, läßt mir beiläufig wissen, daß das Halsband vollkommen mit dem gestohlenen der Fürstin, der Beschreibung zufolge, übereinstimme, und macht mir Hoffnung, daß, wenn ich noch ein Schmuckkästchen mit zehn kostbaren Ringen und ein Diamantkreuz der beraubten Dame herbeischaffen würde, ich mit lebenslänglicher Galeerenstrafe davon kommen könne. Ich antwortete, was zu antworten war. Nach acht Tagen ward ich auf Maulesel gepackt, wohlgeschlossen, wohlbewacht nach Pampelona geführt, wohin der Virey, wie es heißt, einige meiner Spießgesellen gefänglich eingezogen, und das Halsband zur Besichtigung, meine Person aber zur Konfrontation mit den Straßenräubern verlangt hat.

Was aus dieser tollen Geschichte werden möge, so schreibe ich Ihnen doch, damit Sie wissen, wo ich geblieben bin. Mehr aber schreibe ich auch nicht, weil ich den Brief offen an die Polizei abliefern und lesen lassen muß, ehe er Ihnen zugesandt wird. Beruhigen Sie meine Schwester. Werde ich in Spanien gehangen: so ist es Ihre Schuld, daß Sie mich vom Ball wegschickten, das gottlose Halsband zu holen. Aber auch am Galgen habe ich noch die Ehre zu sein u. s. w.

Neunter Brief.

Bayonne, 14. August.

Ich hoffe, Sie haben sich um mein letztes Abenteuer wenig geängstigt. Den zweiten Tag nach meiner Ankunft in Pampelona war ich schon freigesprochen, denn die daselbst anwesende Fürstin hatte sogleich mein Halsband nicht für das ihrige erkannt. Die Konfrontation, das Hängen und die lebenslänglichen Galeeren blieben von selbst weg. Man machte mir Entschuldigungen. Der Virey lud mich sogar zur Tafel, und ich ward der Fürstin vorgestellt.

Der spanische Boden brannte mir aber wie Gluth unter den Sohlen. Der Virey ließ mich in seiner eigenen Equipage nach Bayonne führen. Hier sind mir die Päſſe nach Warschau ausgefertigt; meine Chaise von Acrs hat Pompejus gestern gebracht. Alles ist bereit zur Abfahrt; sie geht morgen vor sich.

Ob ich nun aber vorwärts nach Warschau, oder rückwärts nach Pampelona, Madrid, Cadix, Tanger und Marokko kommen werde, — das, meine Angebetete, will ich gar nicht entscheiden. Irgend ein Zauberer muß in Sie verliebt und auf mich eifersüchtig sein. Denn Verzauberung ist offenbar im Spiel. In der natürlichen Welt geht man nicht, um von einer Straße in Warschau

zur andern zu kommen, über die Pyrenäen. Aber verhexte mich mein Feind in den Mond, ich würde Sie auch dort noch lieben. — Mein nächster Brief an Sie ist wahrscheinlich aus Algier datirt. Ich bin voller Resignation Ihr u. s. w.

Zehnter Brief.

Warschau, 3. Oktober.

So eben bin ich vom ersten Freudenrausch in den Armen meiner theuern Sophie genesen — seit einer halben Stunde hier angekommen. — O Amalie! Amalie! Zitternd vor Wonne melde ich mich bei Ihnen in diesen Zeilen an. Lassen Sie mich wissen, wann ich mit meiner Schwester bei Ihnen sein darf; u. s. w.

Der Abend vor der Hochzeit.

„Wir werden gewiß mit einander recht glücklich sein!“ sagte Fräulein Louise zu ihrer Tante am Abend vor der Hochzeit, und ihre Wangen glühten röther und ihre Augen strahlten vom innern Entzücken. Man kann wohl denken, wenn eine Braut sagt Wir, wen sie in der Welt damit meine.

„Ich zweifle nicht daran, liebe Louise,“ erwiederte die Tante: „sorget nur, daß ihr mit einander glücklich bleibet.“

„O, wer könnte zweifeln, daß wir's bleiben! Ich kenne mich. Und bin ich noch nicht gut: meine Liebe zu ihm wird mich besser machen. Und so lange wir uns lieben, können wir nicht unglücklich sein. Unsere Liebe wird nie altern.“

„Ach,“ seufzte die Tante, „du sprichst wie ein Mädchen von neunzehn Jahren am Tage vor der Hochzeit, im Rausche erfüllter Wünsche, im Rausche schöner Hoffnungen und Ahnungen. Liebes Kind, denke an mich, auch das Herz wird alt. Es kommen Tage, da der Zauber der Sinne erstirbt. Und ist das Blendwerk verflogen, dann erst wird offenbar, ob wir wahrhaft liebenswürdig sind. Wenn die Gewohnheit das Reizendste alltäglich macht, wenn die jugendliche Frische zusammenwelkt, wenn zum Licht sich im häuslichen Leben immer mehr Schatten gesellt: dann, Louise, und früher nicht, kann das Weib erst vom Manne sagen, er sei liebenswürdig; dann erst der Mann vom Weibe: es blühe in unvergäng=

licher Anmuth. Aber wahrlich, den Tag vor der Hochzeit klingen mir dergleichen Betheurungen lächerlich."

„Ich verstehe Sie, Tantchen, Sie wollen sagen: nur unsere gegenseitigen Tugenden können uns in spätern Zeiten noch für einander Werth geben. Aber ist der, dem ich angehöre — denn von mir darf ich nichts, als einen frommen Willen rühmen, — ist er nicht der würdigste, edelste von allen jungen Männern der ganzen Stadt? Blühet nicht in seinem Wesen aller Adel, der zum Lebensglück führt?"

„Kind," versetzte die Tante, ich gebe dir Recht. Tugenden blühen in dir, wie in ihm; ich darf dir das sagen, ohne zu schmeicheln. Aber, liebes Herz, sie blühen auch nur, und sind noch lange nicht unter Sonnengluth und Regengüssen gereift. Keine Blüthen täuschen mehr in den Erwartungen, als diese. Man weiß nie, in welchem Boden sie wurzeln. Wer kennt das Verborgene des Herzens?"

„Ei, Tantchen, Sie machen mir wahre Furcht."

„Desto besser, Louise. Sieh', so etwas ist gerade recht gut am Abend vor der Hochzeit. Ich habe dich aufrichtig lieb, darum will ich dir sagen, wie ich's denke. Ich bin noch keine alte Tante. Mit siebenundzwanzig Jahren sieht man noch wohlgemuth ins Leben hinaus, und man ist noch keine Betschwester. Ich habe einen herrlichen Mann. Ich bin glücklich. Darum habe ich das Recht, dir so zu reden, und dich auf ein Geheimniß aufmerksam zu machen, das du vielleicht noch nicht kennst, wovon man einem hübschen jungen Mädchen nicht viel spricht; was einen jungen Herrn nicht gerade am meisten beschäftigt — und doch das Allerwichtigste in jeder Haushaltung ist, woraus allein die ewige Liebe und unzerstörbares Glück erwachsen.

Louise faßte mit beiden Händen die Hand der Tante. „Himmlische Tante! Sie wissen ja, Ihnen glaube ich Alles. Sie wollen sagen: Bleibendes Glück und ewige Liebe werden uns nicht durch

Zufälligkeiten, durch vergängliche Reize, sondern nur durch die Tugenden des Gemüths verbürgt, die wir zu einander bringen. Die sind der beste Eheschatz, den wir zusammenbringen; die werden nie alt."

„Je nachdem, Louise. Auch die Tugenden können alt und mit dem Alter häßlich werden, wie die Reize des Körpers."

„Ei, Tantchen, was sagen Sie auch! Nennen Sie mir eine Tugend, die mit den Jahren häßlich werden könnte."

— Wenn sie häßlich geworden, nennen wir sie nicht mehr Tugend, so wie man ein schönes Mädchen nicht mehr schön nennt, wenn es mit der Zeit zum alten Mütterchen eingeschrumpft ist.

„Aber, Tantchen, Tugenden sind nichts Irdisches!"

— Je nachdem.

„Wie kann jemals Sanftmuth und Milde häßlich werden?"

— Sobald sie mit der Zeit weichliche Schlaffheit wird.

„Und männlicher Muth?"

— Wird zum rohen Trotz.

„Und Bescheidenheit?"

— Zur Kriecherei.

„Und edler Stolz?"

— Zum gemeinen Hochmuth.

„Und Dienstgefälligkeit?"

— Zur Allermannsfreundschaft und Achselträgerei.

„Nein, Tantchen, Sie machen mich beinahe böse. So kann mein künftiger Mann nie entarten. Eine Tugend hat er, die bewahrt ihn vor allem Abweg. Es liegt in ihm ein tiefer Sinn, ein unvertilgbares Gefühl für Alles, was groß und gut und schön ist. Und diese zarte Empfindsamkeit für alles Edle, sie lebt in mir, wie in ihm. Sie ist die uns angeborne Bürgin unserer Seligkeit."

— Und wenn sie mit euch altern sollte, würde sie zur häß-

lichen Empfindlichkeit; und Empfindlichkeit ist der wahre Eheteufel. Empfindsamkeit spreche ich euch Beiden nicht ab; aber Gott bewahre euch, daß diese Grazie nicht zum alten, zänkischen Weibe werde. Kennst du die Gräfin Stammern?

„Die vor einem Jahre von ihrem Manne geschieden wurde?"

— Kennst du den wahren Grund von ihrer Scheidung?

„Man spricht allerlei davon."

— Sie hat mir die Geschichte selbst erzählt, und ich will sie dir wieder erzählen. Sie ist lehrreich und komisch zugleich; und hier als bloßes Beispiel anzubringen.

Louise war neugierig. Die Tante erzählte folgendermaßen:

Stammern und seine Frau wurden für das liebens- und beneidenswürdigste Paar gehalten. Ihre Ehe war die Folge einer nach und nach, aus mehrjährigem Umgang, erwachsenen zärtlichen Neigung für einander gewesen. Sie hatten sich mit wahrer Schwärmerei geliebt. Beide waren wie für einander geschaffen, schön und gut und gefühlvoll, in allen ihren Wünschen und Ansichten zusammentreffend.

Man erinnert sich noch der Auftritte, die es gab, als sie schon förmlich verlobt waren, und ihre Aeltern sich unter einander entzweiten, so daß die ganze Heirath rückgängig gemacht werden sollte. Die Gräfin ward vor Kummer sterbenskrank; und der schwärmerische Liebhaber drohte, wie Göthe's Werther oder Millers Siegwart zu enden. Genug, um das Leben der jungen Gräfin zu retten und den Grafen von einem verzweifelten Streich abzuhalten, mußten sich die Aeltern gern oder ungern, wenigstens dem Scheine nach, versöhnen. Die Versöhnung rettete das Leben beider Verlobten; aber sobald die Gräfin außer Gefahr war, entfernten sich die Aeltern wieder von einander, und suchten die Vermählung ein paar Jahre zu verschieben. Da machte sich das Pärchen

eines Nachts auf, reisete über die Grenze, ließ sich vor dem Altar verbinden, kam als Mann und Frau zurück, und damit war der ganze Himmel auf die Erde niedergezogen.

Von nun an galt die Ehe dieses Paares als die glücklichste, als ein Muster der Eintracht und des Friedens. Die jungen Leute schienen nur vom Morgen bis zum Abend darauf zu sinnen, sich einander gefällig zu leben. Im ersten Jahre machten sie sich sogar Gedichte, die zärtlichsten, die gefühlvollsten von der Welt; im Winter wie im Sommer füllten sie sich einander das Zimmer mit bedeutsamen Blumen an; jedes Hausgeräth war ihnen durch eine liebliche Erinnerung werthvoll. Im zweiten Jahre hörten zwar diese Schwärmereien der Empfindsamkeit, die beinahe in Empfindelei überstreiften, auf; aber doch in allen Gesellschaften, Kränzchen, Bällen und Zerstreuungen sahen sie nur sich, suchten sie nur sich, lebten sie nur sich. Man fand es beinahe anstößig. Im dritten Jahre legten sie nun wohl diese liebenswürdige Unart ab, aber im Hause blieben sie dieselben. Im vierten schienen sie vom allerersten Rausche der Liebe zu genesen, wenigstens so weit, daß sie auch einzeln wohl, er hier, sie dort, ohne Heimweh in einer Gesellschaft den Abend, zuweilen gar einen Tag zubringen konnten. Desto entzückender war der Genuß des Sichwiederhabens. Im fünften konnte der Graf schon auf einige Wochen verreisen, ohne daß sein Herz vom Schmerz zerrissen und sie beim Abschied ohnmächtig wurde. Aber die damals von Beiden an einander geschriebenen Briefe müßtest du lesen! Wahrhaftig, Heloise schrieb nicht zärtlicher, nicht glühender mit Pope's Feder. Im sechsten ward man endlich so verständig, daß man es bei einer Trennung von wenigen Wochen allenfalls bei einem oder zwei freundlichen Briefen bewenden ließ. Im siebenten fühlten Beide, man könne sich innig lieben, ohne davon die Versicherung eben einander vom Morgen bis zum Abend mündlich oder schriftlich wiederholen zu

müssen. Das war schon viel. Ihr Glück hatte den höchsten Gipfel erreicht, weil sie zu einander das stille Vertrauen zärtlicher Freundschaft gefunden hatten. Im achten streiften sie den Egoismus der Liebe in solchem Grade von sich ab, daß sie auch für die übrige Welt mehr Empfindung bekamen, und nicht bloß einzig für einander lebten, als wären sie allein die Lebendigen, und alle übrigen Menschen todte Figuranten auf ihrer Lebensbühne. Im neunten waren sie die liebenswürdigsten, wohlthätigsten, gefälligsten, gefühlvollsten Personen außer dem Hause, wie im Hause. Im zehnten waren sie, wie wir andere Menschenkinder und wie treffliche Leute zu sein pflegen, die schon zehn Jahre mit einander verheirathet sind.

Nun waren sie freilich zehn Jahre älter geworden; aber ihre Liebe auch, und leider — ihre Tugenden auch. Beide waren durch ihre Empfindsamkeit in der Stadt wirklich zum Sprichwort geworden. Jedermann liebte sie darum.

Schon im ersten Jahr des zweiten Zehnds ihrer Ehe machten Beide an einander die Bemerkung, daß die Zärtlichkeit nicht mehr so stürmisch war. Sie fanden das sehr natürlich. Man kann lieben, ohne zu brausen. Im andern Jahre entdeckten sie an einander mancherlei kleine Schwächen, die vormals vom Mantel der Liebe bedeckt wurden. Ei nun, sie schonten derselben, und Eins ertrug die Fehler des Andern mit freundlicher Nachsicht. Im dritten gab es wohl hin und wieder eine leise, glimpfliche Erinnerung; doch fügte man sich in einander. Und fand sich wirklich Eins durch den Widerspruch des Andern einmal gekränkt, so hatte er die Gewißheit, der Beleidiger werde die süßeste Buße thun. Im vierten aber glaubte Jedes, das Bußethun käme doch wohl an ihn zu oft; man beargwohnte den Andern, er hätte Neigung, sich selber Alles und dem Andern nichts zu verzeihen. Im fünften gab es manche kleine Neckerei, und das Bußethun blieb aus. Im sechsten fing man an, die Worte gegen einander abzuwägen, um gute

Harmonie zu erhalten. Im siebenten gab es schon Mißverständnisse, und nichts war leichter, als daß Eins über die Aeußerungen des Andern empfindlich ward. Man legte sich aber das als Beweise der Liebe aus und des Zartgefühls; keine Wunde eines feindlichen Schwerts schmerzt so sehr, als der finstere Blick einer geliebten Person. Im achten folgten öftere Wortwechsel, aber man gab ihnen keine Folgen. In der besten Ehe ereignen sich dergleichen. Man that einige Tage böse mit einander, und ward wieder gut. Im neunten brachte die gegenseitige Empfindlichkeit endlich zu dem klugen Entschluß, allzuhäufige Berührungen mit einander zu meiden. „Du bist empfindlich," sagte der Graf, „und reizbar. Ich bin es zuweilen auch. Das taugt nicht. Du kannst heftig werden, ich könnte es auch sein. Am besten, ich lasse dir in Allem deinen Willen; laß du mir den meinigen. Leben wir heiter neben einander, ohne uns einander zu plagen. Wir lieben uns, aber wir müssen uns mit unserer Liebe nicht zu Tode foltern." Die Gräfin fand das auch. Man führte gleichsam von nun an doppelte Wirthschaft. Man sah sich selten, als bei Tisch. Niemand fragte: woher kommst du, wohin gehst du? Man fand wieder ruhige Tage, lebte auf höflichem Fuße in Frieden und Eintracht. Und ward Eins über das Wort und Thun des Andern empfindlich, ging man mit einem Kompliment aus einander.

Eines Abends, im zehnten Jahr — da hast du also die Geschichte von zwanzig Jahren — kamen beide aus dem Schauspiel, speiseten mit einander zu Nacht, und setzten sich darauf plaudernd ans Kaminfeuer. Sie waren noch voll von den Empfindungen, welche ein Ifflandisches Schauspiel in ihrem zartfühlenden Herzen erregt hatte. Das Glück des ehelichen und häuslichen Lebens, dessen Schilderung sie von der Bühne entzückt hatte, schien sich bei ihnen zu erneuern und zu erwahren.

„Ach," sagte die Gräfin, „Alles gut, wenn man nur jung bliebe!"

— Klage du doch nicht. Wo ist eine Frau, die sich so frisch erhalten hätte, wie du? Ich finde zwischen dir, heut' und am Abend vor der Hochzeit, keinen Unterschied. Etwa kleine Launen! Nun, die muß man ertragen. Unsere Ehe gehört doch zu den beneidenswürdigsten auf der Erde. Wäre ich unvermählt, und sähe dich, ich würde dir und keiner Andern die Hand bieten.

„Sehr artig!“ versetzte die Gräfin mit einem Seufzer. „Aber, lieber Freund, denk' auch, nun schon zwanzig Jahre! Was bin ich jetzt? Was war ich sonst?“

— Heut' ein hübsches Weibchen, damals ein hübsches Mädchen. Ich tauschte Eins um das Andere nicht. — Er stand auf und schloß sie küssend an seine Brust.

„Wir wären glücklich, ganz. Nur Eins, lieber Freund, Eins fehlt, was das Glück anderer Ehen vollendet.“

— Ich verstehe; ein Kind, das deine Anmuth und deine Tugend erbt. Aber — setzte der Graf hinzu und küßte die Hand seiner Gemahlin — du bist erst achtunddreißig, ich bin kaum viel über vierzig Jahre alt. Wer weiß, vielleicht . . .

„O, wie glücklich wäre ich! Freilich nur ein einziges Kind gibt nicht minder Kummer und Furcht, als Freude. Der geringste Unfall kann es uns wieder rauben. Aber ja, zwei Kinder . . .“

— Du hast Recht. Und nicht zwei, sondern drei. Denn mit zweien — stürbe eins, wäre man wieder in der vorigen Angst. Ich bin gewiß, der Himmel erhört uns. Drei Kinder werden uns noch umspielen.

„Lieber Freund,“ sagte sie lächelnd, „fast wäre es doch zu viel. Das brächte uns in neue Verlegenheit. Zum Beispiel, wenn es Söhne wären?“

— Gut. Wir haben bei fünfundzwanzigtausend Gulden Einkünfte. Genug für uns und sie. Den Aeltesten gebe ich zur Armee; den Zweiten lasse ich in die diplomatische Carriere eintreten. Beide

werden viel kosten — aber sie werden sich heben. Wir haben Verwandte, Rang und Ansehen.

„Aber du hast den Jüngsten vergessen, lieber Freund.“

— Den Jüngsten? Gar nicht. Er wird geistlich; er wird Domherr. Die Präbende fehlt nicht.

„Was? Domherr? Mein Sohn ein Pfaff? Nein, wahrhaftig, daraus würde nichts.“

— Würde nichts? Wenn ich fragen darf, warum nicht? Er kann Abt, Fürstabt, Bischof werden.

„Nimmermehr! Ich mag nicht Mutter eines Mönchs sein, und meinen Sohn mit der kahlgeschornen Glatze und im Klosterkittel sehen. Pfui, was fällt dir ein? Und hätte ich hundert Söhne, ich würde es nicht zugeben.“

— Du bist einmal bei sonderbarer Laune, liebes Weib. Was sein und unser Glück ist, wirst du, bei aller übeln Laune gegen den geistlichen Stand, gern zugeben.

„Und ich erkläre dir, fest erklär' ich's: in Ewigkeit nicht. Nenne es immerhin Laune. Ich weiß, du hast gern die Laune, gebietender Herr zu sein; aber vergiß nicht, daß auch eine Mutter wohl Rechte haben könne.“

— Gar keine. Der Vater hat die Einsicht.

„Wenn sie aber nicht immer ausreicht?“

— Reicht die meinige nicht hin, Frau Gräfin, so würde ich wahrlich die Ihrige zuletzt in Anspruch nehmen. Ich stehe dafür, daß, wenn der Fall eintritt, ich meinem Willen werde Achtung zu verschaffen wissen.

„Mein Himmel, ich weiß gar wohl, Sie sind mein Gemahl und Gebieter; aber ich habe nicht die Ehre, Ihre Magd zu sein.“

— Und ich nicht Ihr Hofnarr, Frau Gräfin. Ich habe Ihnen immer Nachgiebigkeit in Allem, vielleicht nur zu viel bewiesen.

Aber so gern ich Grillen ertrage, verzeihen Sie, es gibt zuweilen Einfälle, die zu albern sein können.

„Sehr verbunden für die Lehre, davon Sie mir auf der Stelle einen derben, praktischen Beweis gaben. Wer auch immer wohl der Nachgiebigste gewesen sein mag? Jahre lang trage ich schweigend ihre Unanständigkeiten, und verzeihe sie Ihnen großmüthig, mehr als Fehler des Verstandes und der Erziehung, denn als Fehler des Herzens. Aber endlich ermüdet die himmlische Geduld."

— Da haben Sie völlig Recht. Die meinige war von Ihren Launen und Wunderlichkeiten schon längst auf herbe Proben gesetzt, und Sie können von Glück sagen, daß ich das Joch nicht schon vor Jahr und Tag gebrochen. Denn wahrhaftig, es ist nichts Liebliches, der gehorsame Diener von Ihren Thorheiten zu sein. Ich muß es einmal deutsch heraussagen.

„Wenn ich deutsch mit Ihnen hätte reden wollen, so würden Sie schon längst wissen, daß Sie ein stolzer, selbstgefälliger Egoist sind, mit dem schwer auszukommen ist; eine herzlose Figur, die immer von Gefühlen spricht, weil man mit dem am meisten prahlt, was man nicht hat."

— Wirklich? Darum prahlen Sie so gern mit Ihrer Einsicht, mit Ihrem Zartsinn. Mögen Sie Andere täuschen; ich bin, dem Himmel sei's gedankt oder geklagt, schon lange enttäuscht. Tugend ist bei Ihnen am Ende weibliche Grimasse. Sie sind mir mit Ihrer Ziererei um so widerlicher, je besser ich Ihr Inneres kenne. Thäten Sie mir nicht leid, wahrhaftig, ich hätte Sie schon vor Jahr und Tag zu Ihrer Familie geschickt, um Ruhe zu haben.

„Sie kommen mir in meinen Wünschen nur zuvor. Ein steifer, langweiliger Egoist, wie Sie, ist nicht geschaffen, eine verständige Frau zu belustigen. Und nach einer solchen Erklärung begreifen Sie wohl, wird mich kein größeres Vergnügen erwarten, als Ihrer bald los zu sein."

— Allerliebst! So entlarvt sich denn Alles. Ich nehme Sie beim Wort, und wünsch' es mir nicht besser. Adieu! Lassen Sie sich etwas Angenehmes träumen. Morgen ist das Geschäft ins Reine gebracht.

„Je früher, je besser, Herr Graf."

So gingen Beide aus einander. Folgenden Tages ward der Notar berufen; Zeugen kamen; der Ehescheidungsakt wurde geschrieben, und beiderseitig unterzeichnet, was auch Freunde, Freundinnen, Verwandte, selbst Personen vom ersten Rang dagegen sagen, bitten, warnen mochten. Die Trennung erfolgte.

So ward eine lange, eine scheinbar glückliche Verbindung plötzlich zerrissen. Der lächerliche Zwist über das künftige Loos dreier Söhne, die noch gar nicht in der Welt waren, zerriß den Faden, wo man einen Bund für die Ewigkeit vermuthete. Und wahrhaftig, der Graf sowohl als die Gräfin gehörten zu den angenehmsten Menschen. Man kann ihnen nichts Böses nachsagen, als Schwachheiten, wie wir Alle sie haben.

„Komisch nannten Sie die Geschichte?" sagte Louise mit düsterm Gesicht zur Tante: „Mich hat sie ganz niedergeschlagen. Ich begreife, wie auch bei sonst guten Menschen nach und nach die Ehe unglücklich werden kann. Trösten Sie mich nur wieder, denn Sie hätten mich sonst trostlos gemacht. Ich würde meinen künftigen Mann nie ohne Furcht wegen unserer Zukunft ansehen können. Denken Sie, welch ein Schicksal!"

„Was meinst du?" fragte die Tante.

„Ach, Tantchen, wenn ich nur nie alt würde! So wäre ich gewiß, ich würde meinen Mann beständig an mich fesseln."

„Du bist gewaltig irre, liebes Kindchen! Und wärst du immer frisch und schön wie heut': so würde das Auge deines Mannes durch vieljährige Gewohnheit doch endlich sehr gleichgültig dagegen wer-

den. Gewohnheit ist die größte Zauberin in der Welt und eine der wohlthätigsten Feen im Hause. Sie macht das Schönste wie das Häßlichste alltäglich. Ist man jung und wird alt: die Gewohnheit hindert es, daß der Gemahl dessen gewahr wird. Umgekehrt, blieben wir jung und er würde alt, es könnte zuletzt schlimme Folgen haben und den betagten Herrn eifersüchtig machen. Besser ist's, wie es der liebe Gott einmal eingerichtet hat. Denke dir, du wärest ein altes Mütterchen geworden und dein Mann ein blühender Jüngling: wie würde dir dabei zu Muthe sein?"

Louise rieb das Näschen und sagte: „Ich weiß nicht."

„Aber," fuhr die Tante fort: „ich will dich auf ein Geheimniß aufmerksam machen, welches —"

„Eben das," rief Louise hastig dazwischen, „eben das hätte ich gern gehört."

Die Tante sagte: „Höre mir nun recht zu. Was ich dir sage, das habe ich probat gefunden. Es besteht aus zwei Theilen: der erste Theil des Mittels einer glücklichen Ehe verhindert an sich schon jede Möglichkeit der Zwietracht, und müßte selbst Spinne und Fliege zuletzt mit einander zu den besten Freunden machen. Der andere Theil ist das beste und sicherste Erhaltungsmittel weiblicher Anmuth."

„Ei!" rief Louise.

„Also die erste Hälfte des Mittels: Nimm deinen Bräutigam in der ersten einsamen Stunde nach der Trauung, und fordere von ihm ein Gelübde und gib ihm ein Gelübde. Versprechet einander feierlich: nie, auch im bloßen Scherz nicht, mit einander zu zänkeln, zu wortwechseln oder gegen einander ein wenig böse zu thun. Nie! Ich sage dir: nie! — Auch nur das Zänkeln aus Scherz, das Bösemiteinanderthun aus bloßer Neckerei, wird Einübung — zum Ernst. Merke dir das! — Ferner versprechet einander Beide herzlich und feierlich, nie vor einander

irgend ein Geheimniß zu haben, unter welchem Vorwand, unter welcher Entschuldigung es auch sein könne. Ihr müsset einander beständig und jeden Augenblick klar durchschauen. Auch wenn Eins von euch irgendwo gefehlt hätte — keinen Augenblick angestanden, und es frei gebeichtet, und wenn es mit Thränen sein sollte, aber gebeichtet! — Und so wie ihr Beide vor einander nichts geheim habet, so habet dagegen eure eigenen innern Haus- und Ehe- und Herzenssachen vor Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Tante und aller Welt geheim. Ihr Beide, und Gott dazu, bauet nun eure eigene stille Welt. Jeder Dritte und Vierte, den ihr mit hineinzöget, würde Partei machen und zwischen euch Beiden stehen! Das darf nicht sein. Gelobt euch das. Erneuert das Gelübde bei jeder Versuchung. Ihr werdet euch wohl befinden. So werden eure Seelen gleichsam zusammenwachsen; so werdet ihr Beide nur Eins sein. Ach, wenn manches junge Paar dies einfache Kunststück der Lebensweisheit am Hochzeitstage gewußt und sogleich benutzt hätte, wie manche Ehe wäre glücklicher, als sie leider ist."

Louise küßte die Hand ihrer Tante mit Inbrunst. „Ich fühle, das muß sein. Wo das nicht ist, bleiben die Vermählten auch noch nach der Trauung immer zwei Fremde, die sich einander nicht kennen. Es soll sein, ohnedem kein Glück. Und nun noch, Tantchen, das beste Erhaltungsmittel weiblicher Schönheit?"

Die Tante lächelte und sprach: „Wir dürfen uns gar nicht verhehlen, ein schöner Mann gefällt uns hundert Mal besser, als ein häßlicher; und den Männern gefällt es, wenn wir hübsch sind. Aber was wir schön nennen, was uns an den Männern, was den Männern an uns eigentlich gefällt, ist nicht bloß Haut und Haar und Wuchs und Farbe, wie an einem Bilde oder an einer Statue: sondern das Eigenthümliche, die Seele darin ist es, die uns durch Blick und Sprache, Ernst und Freude und Trauer bezaubert.

Die Männer vergöttern uns, je mehr sie in uns Tugenden des Gemüths vermuthen, die unser Aeußeres verspricht; und wir finden einen boshaften Menschen widerlich, wenn er auch noch so hübsch und zierlich ist. — Eine junge Frau, die also ihre Schönheit bewahren will, bewahre nur eben die Seele, eben die schönen Gemüthseigenschaften, eben die Tugenden, durch welche sie den Geliebten fesselte. Und das beste Erhaltungsmittel der Tugend, daß sie nie altert, sondern ewig jung bleibt, ist Religion, dieser innigste Verein mit Gott und Ewigkeit und Glauben; ist Religiosität, dieses allen Menschen wohlwollende, reine, friedliche Wandeln in Gott."

„Sieh, liebes Herz," fuhr die Tante fort, „es gibt Tugenden, die aus bloßer Lebensklugheit entstehen. Die altern mit der Zeit und ändern sich, weil auch beim Wechsel der Umstände und Neigungen die Klugheit ihre Mittel ändert, und weil die Klugheit mit den Jahren und Leidenschaften nicht immer wächst. Aber religiöse Tugenden können nicht ändern, sondern bleiben ewig dieselben, weil unser Gott immer derselbe ist, und weil die Ewigkeit immer dieselbe ist, der wir und unsere Geliebten entgegen gehen. Bewahre ein unschuldiges frommes Gemüth, Alles von Gott erwartend: so bleibst du in der Seelenschönheit, um derentwillen dich heute dein Bräutigam anbetet. Ich bin keine Herrenhuterin, ich bin keine Kopfhängerin; ich bin deine siebenundzwanzigjährige Tante. Ich tanze gern; ich schmücke mich gern; ich scherze gern. Aber eben darum sage ich es dir. Sei eine liebe, fromme Christin, und du wirst als Mutter einst, und als Großmutter, schön sein!"

Louise schlug ihre Arme um den Nacken der Tante und weinte still und sprach: „Ich danke dir, Engel!"

Das Wirthshaus zu Cransac.

„Welcher Ort ist da vor uns?“ fragte ich den Postknecht.

„Cransac, Herr Hauptmann.“

„Cransac? Kann man behaglich über Nacht bleiben?“

„Das glaub' ich. Es ist das beste Wirthshaus; weit und breit kein besseres.“

Das war mir lieb zu hören, denn ich fühlte mich sehr matt. Es ist keine Kleinigkeit, von einer Krankheit halb genesen, wieder aufbrechen und eine Reise von mehrern hundert Stunden machen zu müssen. Mein Regiment lag in Perpignan, und ich kam aus Nantes. Eine schöne Strecke Weges! Und von Perpignan aus stand mir noch eine anmuthige Wanderung an der Spitze meiner Kompagnie durch das verdammte Katalonien bevor, wo schon so mancher brave Franzose sein Grab fand.

Wir fuhren in den kleinen Ort hinein, der recht anmuthig am Fuße seiner umbüschten Hügel gelagert ist. Wir hielten vor einem hübschen Hause. Thomas, mein Bedienter, sprang ab und hob mich aus dem Wagen. Der Wirth, ein freundlicher Mann, führte mich ins Zimmer, nachdem er seinen Leuten Befehle wegen meines Gepäcks gegeben hatte.

In der Stube, die sehr heiter, geräumig und reinlich war, wimmelte Alles von kleinen Mädchen. Einige saßen am Tische,

einige unter dem Tische; einige kletterten am Fenster hinauf; einige von den kleinsten spielten am Fußboden. Ein erwachsenes Mädchen von ungefähr sechszehn Jahren hielt ein Kind von einem Jahre auf den Armen, und tanzte mit demselben unter den andern umher. Im Winkel des Zimmers saß ein junger Mann, der den Kopf auf seine Hand gestützt hielt, nachdenkend schien, und sich wenig um den Lärmen der Kinder oder um die Anmuth der Tänzerinnen bekümmerte.

„Still da!“ rief der Wirth, als er mit mir ins Zimmer trat: „Annette, führe das wüthende Heer ins Freie hinaus! und du, Fanchon, bereite dem fremden Herrn sein Stübchen, Nummer acht. Er bleibt über Nacht.“

Auf dieses Gebot hin führte Annette, eine zarte Amorette von etwa vierzehn Jahren, den ganzen Schwarm der Kleinen hinaus. Fanchon, die Tänzerin, machte nur eine flüchtige, zierliche Verbeugung zum Gruß, tanzte zu dem nachdenkenden jungen Manne und sagte: „Mein Herr Philosoph, bequemen Sie sich ein wenig, meine jüngste Schwester zu unterhalten. Ich hoffe, Sie werden galant sein.“ Und mit den Worten pflanzte sie ihm das Kind, welches sie bisher im Arm getragen hatte, auf den Schoos. Es schien ihm nicht gelegen zu sein, aber er nahm es doch.

„Sie sind wohl gesegnet, Herr Wirth!“ sagte ich, und zeigte auf den davonspringenden Schwarm der Kleinen: Gehören sie Ihnen alle an?“

„Ich wäre es, des Wunders wegen, zufrieden!“ erwiederte Herr Albret, so hieß der Wirth: „Mir aber gehört davon nur ungefähr die Hälfte an; die andere Hälfte sind Gespielen, die zum Namenstage meines dritten Mädchens gekommen sind.“

„Und wie viel Kinder haben Sie, Herr Albret?“

„Sechs Mädchen, mehr nicht.“

„Hilf Himmel! Alles Mädchen? Sechs Mädchen?“

„Danke Gott! müssen Sie sagen, Herr Hauptmann. Ein Vater kann sich kein glücklicheres Loos wünschen, wenn die Mädchen hübsch sind. Denn immer fällt von ihrem Glanz etwas auf ihn zurück. Alle Welt liebkoset ihn, weil alle Welt die Mädchen im Sinn hat. Das bemerk' ich jetzt schon und erwirbt mir meine Fanchon. Ist die ausgeflogen, macht man mir schöne Mienen für Annetten. Ist Annette davon, gilt es für Julietten; mit der fertig, für Caton; dann für Celestine, dann für Lison und was noch nachrückt."

„Doch gestehen Sie, Herr Albret, die Aussicht ist nicht angenehm, sie alle nach und nach an Männer geben und aus dem Haus verlieren zu müssen."

„Nein, ich sehe es anders, als Sie. Ich lege mein Kapital nur an Zins, wenn ich die Töchter weggebe. Ich werde Großvater, dem die jungen Weiber ihre Kinder bringen. Da ist wieder neuer Lebensgenuß."

„Sie trösten sich, Herr Albret. Aber sechs hübsche Knaben statt der Mädchen hätten Sie doch stolz gemacht."

„Knaben? Daß sich's Gott erbarme! Die wilden Buben hätten mir vor der Zeit mit Balgereien und Lümmelstreichen graues Haar gemacht, während ich mich bei meinen Töchtern verjünge. Wären die Söhne reif, würde der eine als Kaufmann beim Einmaleins verdorren, der andere sich fürs Vaterland zum Krüppel, der dritte sogar todt schießen lassen, der vierte über Land und Meer gehen, der fünfte ein lustiger Habenichts werden, der sechste pfiffiger sein wollen, als der Vater. Das taugt nichts."

Indem hüpfte Fanchon herein, verneigte sich freundlich gegen mich und sagte: „Ihr Zimmer ist in Ordnung; es steht bei Ihnen, es zu beziehen." Der Wirth ward abgerufen. Ich nahm meinen Hut, um mein Zimmer zu suchen.

„Erlauben Sie," sagte Fanchon, „ich habe die Ehre, es Ihnen zu zeigen." Dann war sie mit ein paar kleinen Sätzen vor dem

Manne, dem sie das Kind gegeben: „Herr Philosoph, Sie sind gegen Ihre kleine Dame sehr unartig. Sehen Sie, wie Lison Sie anlächelt. Geschwind küssen Sie ihr die Hand und bitten Sie sie um Verzeihung.“ Damit hielt sie ihm das Händchen des Kindes vor den Mund. Der Mann lächelte finster und sah kaum auf.

Dann sprang sie zu mir und sagte: „Ich habe die Ehre.“ So flog sie vor mir her, eine Treppe hinauf. Da öffnete sie die Thür eines kleinen saubern Zimmers. Sie mußte aber lange warten, ehe ich ihr nachkam. Ich entschuldigte mich wegen der Langsamkeit, ich sei ein Halbgenesener.

„Sie werden sich bei uns vollkommen herstellen,“ sagte sie: „die Bäder von Cransac thun Wunder, wie Sie wissen.“

„Davon weiß ich kein Wort, schöne Fanchon. Also Heilbäder haben Sie?“

„Die berühmtesten in der ganzen Welt. Man kommt sogar von Toulouse und Montpellier. Es verläßt uns Niemand, als vollkommen gesund und vergnügt.“

„Wer könnte Sie denn, schöne Fanchon, vergnügt verlassen?“

„Dafür lassen Sie mich sorgen, wenn's sein muß, Herr Hauptmann. Ich verstehe mich darauf, die Leute zu quälen, daß sie froh werden, meiner los zu sein.“

„O ich bitte, erweisen sie mir die Ehre, mich auch ein bischen zu quälen.“

„Dazu kann Rath werden. Doch jetzt muß ich dem Philosophen drunten mein Schwesterchen abnehmen.“

„Wer ist, wenn ich fragen darf, der Herr, den Sie Ihren Philosophen nennen?“

„Ein äußerst liebenswürdiger, geistreicher, angenehmer junger Mann, der bloß den Fehler hat, daß er nicht lachen kann, selten spricht, und wenn er spricht, mit nichts zufrieden ist. Er nennt

sich Herr von Orny, und ist ein Badgast, der unsere Bäder wegen ihres Schwefelgeruchs zur Hölle wünscht."

Ein Knix bei diesen Worten und sie war verschwunden.

Ich gestehe, das Mädchen war reizend genug, unsereinen zu quälen. Ich beschloß, den folgenden Tag in Cransac zu bleiben und das Bad zu gebrauchen. Wo konnte ich angenehmere Gesellschaft und Bewirthung finden? Der Erholung war ich bedürftig.

In der Einsamkeit meines Zimmers hatte ich aber Langeweile. Ich ging hinaus, wenigstens den schönen Schmetterling Fanchon zu sehen. Sie flatterte umher, Gott weiß, wo. Mir blieb Niemand zur Unterhaltung, als Herr von Orny, der mit den Fingern an den Fensterscheiben einen Marsch trommelte.

Ich fragte ihn nach der Natur der Bäder. Er sagte: „Sie stinken schon, wie faule Eier." — Ich sagte, daß ich ihretwillen eigentlich nicht gekommen sei. Er antwortete: „Desto besser für Sie." — Ich meinte, die Gegend umher scheine angenehm zu sein. Er erwiederte: „Was liegt daran? die Menschen sind desto unangenehmer." — „Doch eine Fanchon möchte man wohl noch dulden!" — fügte ich hinzu. — „So gut, wie eine Hornusse, die einem um den Kopf sumset."

Indem that der Herr von Orny, als ich ihm den Rücken zukehrte, einen lauten Schrei. Ich fuhr erschrocken zusammen. Ich wollte ihm beispringen. Da stand Fanchon vor ihm mit lieblicher, drohender Geberde, in der emporgehaltenen Hand eine Stecknadel, mit der sie ihn hinterrücks in die Schulter gestochen hatte. „Wissen Sie auch, mein Herr, daß wir Hornussen stechen können? Das ist die geringste meiner Strafen; zittern Sie vor der schwersten!"

„Dann würden Sie sein Herz treffen!" sagte ich.

„O, man trifft gar keins an beim Herrn von Orny!" versetzte sie und ging schnell davon.

Der junge Mann brummte und verließ das Zimmer. In der

That ein seltsames Schauspiel für mich. Noch nie hatte ich einen Mann seines Alters, der Welt und Lebensart und ein angenehmes Aeußere von der Natur hatte, so unempfindlich gegen den Muthwillen eines hübschen Mädchens gesehen.

Allein wollte ich nicht bleiben. Ich ging in's Freie, besah aus Langeweile die Umgebung des Hauses, und trat in den daranstoßenden Garten, wo Fanchons jüngere Schwester, Annette, Blumen begoß. – Ich sah mit Lust der Thätigkeit des Geschöpfes zu. Ich pries den Vater selig. Dieser Engel, an den Grenzen seiner Kindheit, noch mit aller Harmlosigkeit und Unschuld derselben, und doch schon im keimenden Reiz der Jungfräulichkeit, würde, so zwischen den Blumen schwebend, in Lenardo de Vinci's Gemälde der Madonna zum Felsen reizender, idealer, als jedes der seinen gegeben sein.

„Wer kömmt?“ sagte sie, ohne sich umzusehen, indem sie meine Fußtritte hörte.

„Ein Dieb!“ sagte ich.

„Was will er stehlen?“ fragte sie lachend, ohne nach mir zu sehen.

„Annettens schönste Blume.“

Da setzte sie das Geschirr hin, und kam halb schüchtern gegen mich und sagte: „Die möchte ich doch selbst sehen.“

Ich warf die Augen umher, und erblickte eine halbaufgeblühte Moosrose. – „Darf ich sie brechen?“ fragte ich.

„Ein Dieb muß nicht fragen!“ gab sie zur Antwort, und reichte mir eine kleine Scheere zum Abschneiden.

„Ich stehle nicht für mich!“ sagte ich.

„Wem wollen sie das Röschen geben?“ fragte sie.

„Dem schönsten Mädchen von Cransac.“

„Wohl, mein Herr, das muß ich erlauben. Aber kennen Sie denn die Mädchen von Cransac schon? Sie sind ja kaum seit einer Stunde angekommen.“

„Ich kenne nur das Schönste von allen.“

„Sie machen mich recht neugierig, mein Herr; erlauben Sie, daß ich Sie begleite?“

„Ich bitte Sie nur, sich ein Augenblickchen still zu halten!“ erwiederte ich, und steckte geschwind die Rose ihr ins Band, welches die vollen braunen Locken ihres Hauptes zusammenhielt.

„Sie sind irre, Sie sind irre! Meine Schwester Fanchon ist die schönste von allen!“

„Wie können Sie mir widersprechen, liebenswürdige Annette? Dürfen Sie Richterin in eigener Sache sein? Wenn ich nun erkläre, daß Sie für mich die Schönste der Schönen in Cransac sind, was können Sie dagegen sagen?“

„Nichts, als daß Sie mir bewiesen, für Sie sei das schönste Mädchen das Ihnen nächste.“

So ging das Gezänk fort. Sie mußte die Rose behalten. Nun führte Sie mich zu allen ihren Blumenschätzen herum. Wir wurden in kurzer Zeit bekannt mit einander. Ehe der Abend verging, ward ich's mit der ganzen Familie. Auch Frau Albret, die Mutter der sechs schönen Kinder, war ein anmuthiges Weibchen, geschwätzig, geistvoll, lebendig, wie Alle. Nur der Murrkopf Orny machte zu unsern Scherzen bei allem Gelächter keine Miene.

Aus einem Tage zu Cransac wurden acht Tage. Ich packte jeden Abend für den folgenden Morgen ein, und jeden Morgen richtig wieder aus. Fanchon hielt redlich Wort, und quälte mich ärger, als ihren Philosophen, der bei allen ihren Neckereien gleichgültig blieb. Nie ward ich süßer gequält, nie schmerzlicher. Wie konnte ich die feine, zarte, flüchtige, heitere Sylphide gelassen um mich her gaukeln sehen? Ich fühlte, wie gefährlich sie meiner Ruhe ward, und waffnete mich vergebens. Ihr selbst, kaum in ihr

sechszehntes Jahr getreten, ahnete nichts davon. Sie tändelte mit Amors Pfeilen, ohne dessen Furchtbarkeit zu wissen. Sie vereinte mit allem Zauber jungfräulicher Anmuth leichtfertigen Kindersinn. Was man ihr Zärtliches sagte: ihre Schalkheit verdrehte den Ernst ins Komische.

Oft glaubte ich, daß sich für mich in ihrer Brust Theilnahme regte, wenn sie schwieg, wenn mit Wohlgefallen ihr Blick auf mir ruhte und ein unaussprechlich seelenvolles Lächeln ihrer Augen mir sagen zu wollen schien: Versteh' mich, Ungläubiger! — Aber mit nichten. Das war nur Gutmüthigkeit, eine gewisse Treuherzigkeit, die, wegen ihres Mangels an Weltkenntniß, recht gut neben der Feinheit des Geistes bestand. Sie blieb, die sie war, und fühlte für mich nicht mehr, als für Andere, denen sie wohlwollte. Gefallsüchtig war sie gar nicht, und hatte es nicht Ursache zu sein. Denn sie gefiel und gewann Herzen, und wußte es, daß sie gefiel. Das machte sie nicht eitel, sondern gab ihr nur dankbare Freundlichkeit gegen alle Welt, wie Kinder haben, mit denen Jeder gern tändelt. Und jenes weibliche Zartgefühl, jener jungfräuliche Adel, welcher mit der Unschuld immer verbunden zu sein pflegt, gab selbst ihrem Muthwillen eine Würde, die Keinen vergessen ließ, daß er die Grenzen des Schicklichen nie verletzen dürfe, ohne ihrer Achtung auf immer verlustig zu werden.

Zuweilen schien es, als habe der junge Menschenfeind Orny höhere Rechte über sie, als ein Anderer. Ich muß gestehen, er war der Mann, der durch sein Aeußeres gefallen konnte. Selbst seine düstere Laune gab ihm etwas Anziehendes. Während ihm Alles nicht recht war, that er Allen recht; und während er beständig zu murren hatte, war er die gutherzigste Seele von der Welt. Ich trat einmal ins Zimmer, als Fanchon, inzwischen er mit verschränkten Armen dasaß und sie nicht ansehen mochte, ihm das Haar von der Stirn strich und mit der Hand die Falten seiner

Stirn wegzuglätten suchte. Ich gestehe, der Anblick dieser Traulichkeit erregte in mir etwas eifersüchtigen Verdruß. Sie dachte aber so wenig Arges dabei, daß sie, auch da ihre Aeltern zugleich mit mir eintraten, ihre Stellung nicht im mindesten änderte, sondern die Possen weiter trieb, über die wir Alle lachen mußten. Da von seiner Abreise Rede ward, blieb sie so gleichgültig, daß sie ganz in ihrer Art mit recht komischem Ernst ihm den Rath gab: „Gehen Sie mit dem Herrn Hauptmann nach Spanien. Da ist das wahre Paradies der Menschenfeinde. Man tödtet sich, wo man einander begegnet, und Sie, Herr von Orny, werden da der Menschen gewiß auf die eine oder die andere Art los."

Ihre Schwester Annette hatte denselben unzerstörbaren Frohmuth, dieselbe Lebhaftigkeit und Anmuth des Geistes, nur athmete sie noch mehr die Kindlichkeit. Sie äußerte dabei mehr Innigkeit in ihren Gefühlen, als Fanchon. Es lag in dieser Unschuld wunderbare Hoheit. Ihre Gesichtszüge waren regelmäßiger. Man konnte sagen, sie war schöner, als Fanchon; aber unmöglich, welche von beiden liebenswürdiger war.

Es machte mir Vergnügen, die Verschiedenheiten und Vorzüge dieser beiden Wesen zu beobachten. Annette war mir anhänglicher. Herr von Orny gefiel ihr wegen seines zuweilen bizarren Wesens weniger. „So etwas widersteht mir," sagte sie: „ich liebe den Himmel blau und rein." Mit kindlicher Vertraulichkeit theilte sie mir alle ihre kleinen Geheimnisse mit; forderte sie zu Allem, was sie vorhatte, meinen Rath. Selbst über ihren Anzug, und was sie wohl kleide, mußte ich meine Meinung geben.

Das Kind fesselte mich sehr. Aber auch wußte Annette schön und beweglich zu bitten, da ich endlich am achten Tage meines Aufenthaltes zu Cransac den unveränderlichen Entschluß meiner Abreise anzeigte, so daß ich mich gezwungen sah, ihr nachzugeben, wenn Orny, der die Reise bis Perpignan mit mir zu machen ent-

schlossen war, und mehr als ich aufs Abreisen drang, noch ein paar Tage zugeben würde.

Ich erstaunte, da Orny kam und mich selbst noch um einige Tage Aufschub bat. „Haben Sie sich von Annetten bereden lassen?“ fragte ich: „Das hätte ich nicht von Ihrem eisernen Sinn erwartet!“

„Ah!“ sagte er, und fuhr mit der Hand über das Gesicht, als wenn er ein mattes Lächeln, das ihn beschlich, wegwischen wollte: „Ich konnte es dem armen Kinde zuletzt nicht abschlagen, da ihm meine Weigerung Thränen auspreßte. Ich mußte mich mit der kleinen Hexe in Kapitulation einlassen, und sie schwatzte mir noch acht Tage ab, unter dem Versprechen, dann keine Sylbe mehr einzuwenden. Als ich endlich einwilligte — und wie war es anders möglich? — fiel sie mir in närrischer Freude um den Hals und gab mir sogar einen Kuß. Sie war ganz ausgelassen.“

„Oh!“ sagte ich: „um solchen Preis kann man sich oder einen Reisegefährten schon verkaufen.“

„Es hängt von Ihnen ab, Herr Hauptmann, zu reisen, wenn Sie wollen. Mein Wort bindet mich. Es würde mir aber angenehm sein, Sie auf der Fahrt nach Perpignan begleiten zu können.“

Ich versicherte ihn, daß mir zu viel daran gelegen wäre, des Vergnügens seiner Gesellschaft zu genießen, als daß ich nicht noch eine Woche zugeben sollte, da mir ohnedem die Ruhe zu meiner kaum hergestellten Gesundheit wohlthätig schiene.

Als ich bald darauf Annetten wieder sah, hüpfte und tanzte sie mit triumphirender Miene vor mir.

„Gelt, mein Herr, unsereins kann auch noch einen Halbwilden, wie den Herrn von Orny, zähmen!“ sagte sie lachend.

„Ich glaube es wohl, mit Gewaltsmitteln, mit denen Sie ihn bestürmten, würden Sie mich auch überwältigt haben. Ich beneide ihm aber weniger die Art, mit welcher Sie ihn zur Kapitulation trieben, als den Dank, den Sie ihm gewährten.“

Sie lächelte mich schweigend und denkend mit unbeschreiblicher Holdseligkeit an.

„Wenigstens glaub ich doch," fuhr ich fort, „ohne ungerecht zu sein, ebenfalls um so süßen Lohn bitten zu dürfen, als ihm ungebeten zu Theil ward."

Sie starrte mich ernst mit sonderbarem, durchdringendem Blick an, indem eine feine Röthe über ihr Engelsgesicht flog. Plötzlich drehte sie sich um, und tanzte, ein Volksliedchen trillernd, davon. Den Lohn empfing ich nicht. Nun erst argwöhnte ich, daß ich bei ihr, wie bei Ihrer Schwester Fanchon, der gutmüthige Narr im Spiel gewesen, und auf meine Rechnung genommen hatte, was eigentlich nur aus Theilnähme für Orny geschehen war. Ich gab mich zufrieden.

Die acht Tage verschwanden schnell. Es hat mich oft nachher gereut, die Zeit meines Aufenthalts in Cransac bei dieser zauberischen Familie verlängert zu haben. Denn immer näher und enger wurde ich an diese Herzen geflochten. Fanchons Schönheit machte zu lebhaften Eindruck auf mich. Ich liebte das Mädchen mit wachsender Leidenschaft, und war um so unglücklicher, da ich mich überzeugte, daß sie gar keine Ahnung von dem hatte, was Leidenschaft sei. Sie war weder zurückhaltender noch traulicher, als sie am ersten Tage gewesen. Vielmehr schien sie dem mürrischen Orny weit näher zu stehen, oder sich mehr gegen ihn zu erlauben, etwa wie junge Mädchen in ihrem Verhalten unbedenklicher gegen betagte Leute zu sein pflegen. Aber wahrhaftig, Orny war nicht älter als ich, und ich doch auch nicht jünger als er.

Bisher, ich bekenne es, hatte ich mit Weibern getändelt, ohne mich selbst zu verstehen. Aber Fanchon war meine erste Liebe. Ich hatte alle Gewalt vonnöthen, damit ich mich nicht lächerlich mache. Inzwischen, die Scheidestunde kam. Und wahrlich, froh war ich, daß sie kam, wie herbe es auch meinem Herzen werden mochte.

Herr und Frau Albret waren so freundlich beim Abschiede, wie beim Empfang; Orny so trocken und kalt, wie man irgend sein kann, wenn man auf der Reise ein Wirthshaus verläßt. Fanchon, die mir nie reizender erschienen war, als in eben dem Augenblicke, da ich sie auf immer verlassen sollte, zeigte sich ganz verändert. Beiden wünschte sie uns, mit gleicher Güte, glückliche Reise, gab einige drollige Einfälle dazu, und schien es darauf anzulegen, das Unangenehme eines Abschiedes zu mildern, welches bei Trennung von Personen nicht fehlen kann, die mit einander frohe Tage und Wochen verlebt haben.

Nur die kleine Annette zeigte mehr Bewegtheit und Rührung. Sie hielt meine Hand eine Zeit lang; dann entfernte sie sich schnell. Wie sie nach einer Weile zurückkam, brachte sie eine frischaufgeblühte Moosrose, und gab sie mir mit der einen Hand, indem sie mir in der andern eine verwelkte zeigte, die ich sogleich für diejenige erkannte, welche ich ihr am ersten Tage meiner Ankunft gegeben hatte. Sie sprach kein Wort. Ihr Gesicht war von Wehmuth überflossen. Als ich ihr zum Abschied die Hände küßte, fiel sie mir um den Hals, küßte mich, schluchzte heftig und eilte davon.

Jetzt erst bemerkte ich auch in Fanchons und ihrer Mutter Augen Thränen.

Wir stiegen ein; der Wagen fuhr davon.

Wir plauderten in den ersten Stunden wenig. Herr von Orny saß düster in einer Ecke, ich in der andern des Wagens. Das war mir schon recht. Auch das war mir recht, daß ich mir in seiner Gegenwart Gewalt anthun mußte; denn ich hätte weinen mögen, wie ein Kind. Fanchon, mit ihrem Thränenblick, schwebte mir immer noch neben dem Wagen.

Den andern Tag ward es mir schon leichter. Wir kamen über

Toulouse und das schlechtgebaute Carcassonne. Mein Reisegefährte, ohnehin nicht redselig, öffnete nur den Mund, wenn er etwas zu tadeln fand. „Die Leute sind nur da, sich gegenseitig mit ihren Narrheiten und Bosheiten zu plagen!" sagte er: „Das ist in Palästen und Hütten vollkommen gleich. Ich bin vielleicht Andern ebenfalls zur Qual; aber ich bin es, weil man es mir ist."

„Doch der schönen Fanchon schienen Sie eben nicht zur Qual zu sein!" versetzte ich: „Oder wären Sie wohl grausam genug, gegen das harmloseste Wesen unter dem Himmel ungerecht zu sein?"

„Ich läugne nicht," erwiederte er, „Kinder sind unterm Mond die Engel des Lichts in der Hölle. Und Fanchon ist ein wahres Kind. Ich mied das Mädchen, weil ich in meinem Leben nie ein liebenswürdigeres gesehen. Ich wäre länger in Cransac geblieben: denn die Abgeschiedenheit des kleinen Orts gefiel mir, so wie eine Art dummer Gewohnheit der Leute, die wenigstens ihre Thorheit oder Tücke nicht recht zu überfirnissen wissen. Aber ich blieb nicht, weil Fanchon da war."

„Welch ein Widerspruch!" rief ich.

„Keiner!" antwortete er: „Das Mädchen wäre vielleicht allein fähig gewesen, mich um alle Früchte meiner schmerzlich erworbenen Welt- und Selbstkenntniß zu bringen; mich zum Narren zu machen, oder mein Elend zu verdoppeln."

So sprach er und brach ab. Ich versuchte umsonst, ihn über die Familie Albret, bei der er beinahe ein Vierteljahr gewohnt hatte, zu weitern Gesprächen zu verleiten. Er antwortete entweder gar nicht, oder allenfalls mit einem Kopfnicken oder Achselzucken.

Wie er schon in Cransac gesagt hatte, war seine Absicht, mit mir bis Perpignan zu fahren, um mich dort zu verlassen. Seine Geschäfte kannte ich nicht. Auf der zweiten Station hinter Carcassonne fand er im Posthause eine Landkarte an der Wand. Er stand lange davor, rieb sich die Stirn, schrieb sich dann Einiges

in die Brieftasche, kam zu mir und sagte: „Es ist besser, ich reise nach Marseille und von da nach Italien.“

Trotz dem setzte er sich doch wieder zu mir in den Wagen. Wir fuhren bis in die dunkle Nacht. Der Mond schien hell. Es war etwas Feierlich=Anmuthiges, längs den Gebirgen hinzufliegen, deren Wälder und Gipfel in scharfen Umrissen ihre Zacken und Hörner am reinen Himmel darstellten.

Plötzlich wandte sich auch der Herr von Orny, der bisher geschlafen zu haben schien, über den Schlag des Wagens hinaus, um die Gegend zu betrachten.

„Was ist das für eine Ruine dort am Berge?“ rief er dem Postknecht zu.

„Das Schloß Loubre!“ erwiederte dieser.

„Richtig!“ sagte Herr von Orny: „Also ist drüben der Weg nach Siegean?“

„Allerdings!“ entgegnete der Fuhrmann: „Es sind noch keine vier Wochen, da auf jener Straße bei mondheller Nacht, wie die heutige ist, eine Kutsche mit Reisenden von Räubern überfallen wurde. Mein Schwager Mathieu, der sie fuhr, wurde ermordet.“

„Und von Belloc sind wir nicht mehr weit?“ fiel ihm Orny ins Wort.

„Eine kleine halbe Stunde!“ erwiederte der Postknecht.

Nun warf sich Orny wieder in den Winkel des Reisewagens zurück und sprach kein Wort mehr.

Ich betrachtete aufmerksam die düstern, riesenhaft emporgehenden Mauergetrümmer des alten Schlosses. Sie gewährten in der wilden stillen Einsamkeit, vom Mondlicht wunderbar beleuchtet, einen recht schauerlichen Anblick. Ueberhaupt sehe ich nie dergleichen Ruinen, ohne eine ganz eigene Empfindung von Schwermuth und Bangigkeit zu haben. Denn ich denke mir unwillkürlich eine lange Reihe von Jahren und Unglückstagen derjenigen hinzu,

die dort einst lachten und weinten, geboren wurden und starben, vom Urvater bis zum Urenkel hinab. Und das große Bild der Vergänglichkeit Aller schließt sich zuletzt mit dem Untergang ihres eigenen Hauses.

„Dies Schloß aber scheint mir noch nicht lange öde zu stehen!" sagte ich zum Postknecht.

„Meinetwegen mögen es acht oder zwölf Jahre sein, daß es niedergebrannt wurde mit Allem, was darin war!" antwortete der Fuhrmann.

„Erschrecklich! Und durch welche Umstände kam so großes Unglück?" fragte ich weiter.

Er gab zur Antwort: „Wodurch? Das Landvolk war zusammengelaufen beim Ausbruch der Staatsumwälzung. Die Herrschaft war verhaßt wegen ihrer Strenge und Härte. Da ward gestürmt und Alles niedergebrannt. Es war eine reiche Gräfin, der das Schloß gehörte. Sie ist verbrannt."

„Falsch!" rief Herr von Orny plötzlich neben mir.

„Wohl, Herr!" entgegnete der Fuhrmann: „Ich weiß das aus dem Munde zuverlässiger Leute, die es mir erzählt haben. Auch ein junger Mensch, der im Schlosse geboren war, der der alten Gräfin Sohn gewesen sein soll, und den sie nicht hat anerkennen wollen, ist mitverbrannt. Das haben mir rechtschaffene Leute gesagt, die es wohl wissen können."

„Die haben gelogen!" rief Herr von Orny.

„Meinetwegen, wenn Sie es nicht glauben, oder besser wissen wollen, warum fragen Sie mich?" brummte der Postknecht unwillig; wandte sich wieder zu seinen Rossen, gab ihnen die Peitsche und jagte davon, daß es sausete.

„Also sind Sie davon unterrichtet?" sagte ich zu Herrn von Orny.

„Ziemlich genau!" entgegnete er; „denn ich selbst bin der Sohn, der dort verbrannt sein soll."

„Wie? Sie selbst der Sohn und Enkel der alten Inhaber jenes Schlosses?“ rief ich verwundert. — Die Geschichte oder dieser Zufall machte einen besondern Eindruck auf mich.

„Ich bin Niemands Sohn!“ brummte er.

„Aber Sie sagten erst vorhin, Sie wären —“

„Nun ja,“ antwortete er, „das ist kein Widerspruch.“

Er schien meine Neugierde zu bemerken, und, was mich sehr freute, er that ihr, ohne sich darum bitten zu lassen, mit folgender Erzählung Genüge.

„Bis in mein fünfzehntes Jahr wurde ich vom Pfarrer desjenigen Dorfes erzogen, dessen Lichter wir vor einer halben Stunde aus der Dunkelheit rechter Hand schimmern sahen. Ich hielt ihn für meinen Verwandten, oder gar für meinen Vater, der er vermöge seines Amtes nicht hätte sein dürfen. Ich hatte mich geirrt. Ich erfuhr erst nachher, daß ich ganz anderer Leute Kind sei; daß man mich ihm im vierten Jahr meines Lebens zugeführt hatte; daß er regelmäßig für mich ein ansehnliches Kostgeld erhielt; daß er sogar Verbindlichkeiten hatte, mich auf die beste Weise zu erziehen.

„Wenn ich ihn um meine Aeltern fragte, erwiederte er gewöhnlich nur: „Kind, du fragst mich zu viel. Deine Aeltern sind längst gestorben. Ich habe sie nicht gekannt. Man hat dich mir übergeben. Man zahlt mir für dich ein anständiges Kostgeld. Daher vermuthe ich, du müssest wohl gutes Vermögen besitzen. Doch wieviel und wo, das erfährst du einmal, wenn du älter bist.“

„Ich liebte den ehrwürdigen Mann sehr. Mein junges Herz fühlte das Bedürfniß, sich an ein Herz zu schließen. Es war mir nicht wohl, keine Aeltern mehr, keine Seele zu haben, der ich näher angehörte. Ich beneidete die ärmsten Kinder des Dorfes um

das Glück, von einer Mutter umarmt, von einer Mutter geküßt werden zu können.

„Der alte, fromme Herr gab mir eine ganz gute Erziehung in seiner Art. Er unterrichtete mich in Sprachen und Wissenschaften. Als ich fünfzehnjährig war, brachte er mich nach Montpellier, ein Jahr darauf nach Toulouse, um meine wissenschaftliche Ausbildung vollenden zu lassen. Dann sah ich ihn nie wieder, denn er starb. Doch bezog ich regelmäßig ein bestimmtes Geld vierteljährlich von einem Banquier, an den mich der Pfarrer gewiesen hatte. Ich glaubte lange, das komme von meinem ehrwürdigen Pflegevater. Vom Banquier aber vernahm ich, daß bald dieses, bald jenes Pariser Haus Aufträge für mich ertheile.

„Ich war glücklich. Wer sollte es nicht in jenem Alter sein? Meine Leidenschaften waren im Erwachen. Ich hatte eine glühende Einbildungskraft; ich war Dichter; die Welt strahlte mir in rosenfarbenem Licht. Ich schwärmte unter schönen Täuschungen. Ich kannte die Menschen nicht. Ich liebte sie alle mit ungebundener Hingebung meines ganzen Wesens. Ich hatte mehr Geld, als nöthig war. Ich konnte froh leben und Vielen helfen. Ich hatte einen Freund, dem ich mit ganzer Seele anhing; und noch mehr, ich empfand zum ersten Male das Glück, zu lieben, und geliebt zu werden. Alle Seligkeiten des Lebens waren vor mir aufgethan. Wahrlich, ich komme mir jetzt wie ein Wahnsinniger vor.

„Wenige Wochen zerstörten alle meine Himmel, und machten mich nüchtern. Ich war in mein neunzehntes Jahr getreten. Die Geliebte, die ich — nein, nicht liebte, sondern anbetete —, war von sehr guter Herkunft, aber mit ihrer Mutter, einer Majorswittwe, in dürftigen Umständen. Ich beschloß, eine Anstellung zu suchen, und sobald ich dieselbe haben würde, der Auserwählten Hand zu erbitten, mein Glück zu erhöhen. Sie konnte, seit ich ihre Bekanntschaft gemacht, sehr anständig und ohne Sorgen mit

ihrer Mutter leben; denn ich ließ ihr, ohne daß sie es wußte, den größten Theil meines Einkommens zufließen. Dazu bediente ich mich meines Freundes und Vertrauten. Er mußte Mittel und Wege suchen, der Familie die Unterstützung auf eine Weise zu geben, daß dabei mein Name verborgen blieb. Denn ich wollte nicht Dankbarkeit, sondern Liebe. Ich fürchtete, das zarte Verhältniß zu verletzen, wenn ich vor der Geliebten als Wohlthäter erschiene.

„Inzwischen wußte ich nicht, daß mein Busenfreund Mutter und Tochter mit meinem Gelde, im eigentlichen Sinn des Worts, für sich unterhielt; daß er ihre Armuth und mein Geld benutzt hatte, sich den Besitz des Mädchens zu verschaffen; daß, wo ich in Demuth ihre Unschuld und Heiligkeit verehrte, sie mich betrog; daß ich, als ein einfältiger Tropf, bestimmt war, im Nothfall ihr Mann zu werden, wenn je die Folgen ihres schändlichen Umgangs mit meinem Freunde sie öffentlicher Schande preiszugeben drohten. Das Alles erfuhr ich sehr unerwartet, sehr zufällig. Ich wollte eines Morgens der Geliebten zu ihrem Namenstage ein Geschenk bringen. Sie öffnete leise und halb, auf mein Anpochen, die Thür ihres Zimmers; schien die Thür wieder vor mir schließen zu wollen, that aber einen durchdringenden Schrei und stürzte zu Boden. Ich trat erschrocken hinein, und sah meinen Freund, beschäftigt, sich anzukleiden. Ich verlor beinahe die Besinnung. Er stand verstummt und beschämt da. Ich floh mit Abscheu. Ich war in Verzweiflung. Ich verfiel in ein hitziges Fieber. Nach meiner Herstellung erfuhr ich von andern Leuten, denen ich mich nie vorher anvertraut hatte, die Geschichte meiner Verrathung. Sowohl der Verräther als seine Buhlerin machten Versuche, wieder mit mir anzuknüpfen. Ich stieß beide zurück. Von dem Tage an ward der Judas mein bitterster Feind. Er verhöhnte mich öffentlich. Wir schlugen uns. Ich schoß ihn durch den Arm. Er schwor mir, noch blutend, Tod und Untergang.

„In derselben Zeit erhielt ich einen Besuch, der mich von Toulouse entfernte. Es kam eines Tages ein Reisender zu mir. Nachdem ich ihm bewiesen hatte, daß ich wirklich derselbe sei, den er suchte, — ich mußte sogar deswegen mit ihm persönlich zum Banquier, von welchem ich meine Gelder zu erhalten pflegte — faßte er Vertrauen.

„„Herr von Orny,“ sagte er, „ich bin beauftragt, Ihnen dieses versiegelte Paket einzuhändigen. Sie werden so gütig sein, mir darüber einen Empfangschein auszustellen.“ — Ich nahm das Paket und gab die Quittung. Dann sagte er: „Herr von Orny, Sie werden wohl thun, sich auf der Stelle zur Gräfin von Loubre zu begeben, und von derselben ihre Rechte, als Sohn, anerkennen zu lassen. Die Gräfin ist Ihre Mutter. Die Beweise dafür, zum Theil von der Hand Ihres unlängst in Schottland verstorbenen Vaters, sind in dem Paket. Es leidet keinen Widerspruch. Die bisherigen Zahlungen für Sie hören auf; es ist Sache Ihrer Mutter, für Ihre Zukunft zu sorgen.“ — So sprach er.

„„Wo ist meine Mutter? Wo finde ich meine Mutter?“ rief ich im freudigen Schrecken und Entzücken. Gott weiß, wie mir zu Muth war. Der Reisende sagte mir, daß sie wirklich seit achtzehn Jahren in Paris gelebt habe, und nun nach einer langen Abwesenheit zum ersten Male wieder, häuslicher Angelegenheiten willen, nach der Languedoc auf ihr Stammschloß Loubre gegangen sei, wo sie nur wenige Monate verweilen werde.

„Ich quälte den Reisenden vergebens mit Fragen über meinen Vater, über meine Mutter und deren Verhältnisse. Er wußte von Allem nichts; er kannte beide nicht einmal persönlich. Was er that, geschah aus Aufträgen, vermuthlich von der Familie meines verstorbenen Vaters. Der Beauftragte selbst war kein Franzose, sondern ein Engländer. Er hatte sein Geschäft vollbracht und verließ mich.

„Auch das Paket, welches ich mit zitternden Händen erbrach, gab mir über die Verhältnisse meiner Eltern keine Auskunft, noch warum sie so lange angestanden hatten, mich als ihren Sohn anzuerkennen. Ich fand in dem Paket schriftliche Erklärungen von der Hand meines Vaters; Briefe, mich betreffend, von der Hand der Gräfin; Taufscheine, Zeugnisse von meiner Amme, von einer mir unbekannten Pächterfamilie, bei der ich wahrscheinlich bis zum vierten Jahre meines Lebens verkostgeldet gewesen war; Zertifikate von meinem ehemaligen Pflegevater, dem Pfarrer, und andere Papiere, die unbestreitbar, wo nicht die Legitimität, doch die Legalität meiner Abkunft bewiesen.

„O wie gern verließ ich das mir verhaßte Toulouse! Ich hatte einen Freund, eine Geliebte verloren, nun aber eine Mutter wiedergefunden. Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit, da ich noch beim alten Pfarrer gewohnt, zuweilen von der Gräfin im Schlosse zu Loubre gehört zu haben. Die Leute wußten damals nur, sie sei eben so schön als unglücklich gewesen. Nun konnte ich mir dunkel deuten, daß ich selbst mehr oder minder Ursache oder Folge ihres Unglücks gewesen sein mochte.

„Ich kam an. Ich begab mich zitternd aufs Schloß. Ich ließ mich bei der Gräfin melden. Ich hatte auf der ganzen Reise die Rolle eingelernt, die ich nun spielen wollte, eh' ich meiner Mutter als wiedergefundener Sohn an die Brust sinken wollte. Ich zitterte, daß Schrecken und Entzücken der Mutter ihr Herz brechen könnte.

„Man führte mich in ihr Zimmer. Die Gräfin kam; eine edle Gestalt, die mir Ehrfurcht einflößte, und welche noch von der Schönheit der Jugend so viel an sich trug, daß ich kaum glauben konnte, diese Frau habe mich geboren. Sie war noch nicht neununddreißig Jahre alt, aber sie glich einer Person, die kaum dreißig alt sein mochte.

„Ich trat zu ihr. Mein Herz war beklommen. Ich wollte zu

ihr aufblicken; aber meine Augen verdunkelten sich in Freudenthränen. Ich wollte reden; aber meine Stimme brach im Uebermaß meiner Wehmuth. Ich stammelte meinen Namen. Ich sagte, woher ich komme. Ich fragte, ob sie nicht einen verlornen Sohn beklagt habe. Ich sank zu ihren Füßen auf die Knie, und stammelte den Mutternamen.

„Sie schien erschrecken, und sagte: „Junger Mann, fassen Sie sich. Was ist Ihr Begehren? Zu wem wollen Sie? Warum weinen Sie?" — Ich wiederholte ihr auf den Knien meine Geschichte, und nannte sie Mutter.

„„Junger Mensch," antwortete sie gelassen, „Sie sind irre. Ich bin zwar die Gräfin, die Sie suchen; aber ich war nie vermählt, bin es noch jetzt nicht, und habe noch weniger einen Sohn gehabt, folglich auch keinen verloren. Ohne Zweifel hat man sich mit Ihrer Leichtgläubigkeit einen unanständigen Scherz erlaubt, oder Sie nur zum Werkzeug gebrauchen wollen, mich zu beleidigen. Stehen Sie auf."

„Ich stand auf, aber durch ihre Worte ganz verwirrt. Ich hatte Mühe, meine Besonnenheit wieder zu gewinnen. Ich sah sie nachdenkend und bewegt, aber in ihrer Miene lag nicht die süße Unruhe einer Mutter, die nahe daran war, einen verlornen Sohn zu umarmen, sondern die Unruhe der Verzweiflung und eines tödtlich verwundeten Stolzes. Sie behandelte mich, wie Einen, den man zum Besten gehabt habe, oder der vielleicht wirklich ein Halbnarr sei. Das kränkte mich. Doch maß ich mir, meiner Uebereilung, meiner Verwirrung die Schuld bei, daß die Gräfin solchen Ton annehmen mußte. Ich setzte ihr also sehr ruhig und gelassen meine Verhältnisse auseinander, ich zeigte ihr aus meinen Papieren einige ihrer eigenen Briefe; verschiedene Zertifikate, ihre eigene erste schriftliche Erklärung, daß, wenn ich das Alter der Mündigkeit erreiche, sie es übernehme, für mein Loos zu sorgen,

und sie mir schon bei ihrem Leben einen guten Theil ihres Vermögens zusichern werde, damit ich nicht von der Familie in der Erbschaft einst verkürzt werden könne. Ich zeigte ihr darauf eine von ihr ausgestellte förmliche Schenkung zu meinen Gunsten von fünfzehntausend Livres Renten jährlich, die sie vor ungefähr zehn Jahren auf Verlangen meines Vaters ihm für mich übersandt hatte. Doch erschien ich im Schenkungsakt nicht als ihr Sohn, das erhellte nur aus ihren Briefen und einigen andern beigelegten Zeugnissen. . Nun verlangte ich ihre Willensäußerung zu wissen.

„Sie war in unbeschreiblicher Bestürzung. „Junger Mensch," sagte sie endlich: „ich war nie vermählt. Sie werden begreifen, daß ich Sie nicht für meinen Sohn erklären, und mich in meinem Alter dem öffentlichen Spott und der Schande preisgeben kann. Sie sind da im Besitz von Papieren, die — — Sie begreifen, daß ich mich erst von der Beschaffenheit dieser Papiere, wie von der Aechtheit Ihrer Person, genauer überzeugen muß. Lassen Sie mir Ihre Papiere für kurze Zeit zur Untersuchung. Ich werde Ihnen indessen in meinem Schlosse Wohnung geben."

„So sprach sie. Nun erst nahm ich wahr, daß sie mich nicht abläugnen könne, aber mich als einen Schandfleck ihres Lebens ansehen und verläugnen möchte; daß es ihr darum zu thun war, nur die Papiere, meine einzigen rechtsgültigen Beweise, in ihre Gewalt zu bekommen. Ich steckte die Papiere zu mir; erklärte ihr mein Erstaunen, daß in ihrer Brust keine Empfindung für mich spreche; erklärte ihr, daß ich die Papiere nicht abgeben werde anders, als vor Gerichten; daß ich ihr acht Tage Bedenkzeit gäbe, daß ich zu Siegean ihren Entschluß abwarten und dann meine Ansprüche rechtlich geltend machen würde, wenn sie bis dahin nicht die Gefühle einer Mutter über die Regungen ihres Familienlebens herrschend werden ließe.

„Sie stand verstummt. Ich verließ sie mit empörtem Herzen.

Wie ich die Schloßtreppe hinabging, hörte ich sie hinter mir schreien, allerlei Namen und die Befehle rufen: „Haltet den Menschen fest! Laßt ihn nicht aus dem Schlosse! Nehmt ihn in Verhaft! Setzt ihm nach!“ Einige Mägde sahen mich erschrocken an und riefen dem Thürhüter zu, er solle das Thor sperren. Ich warf den alten Kerl zu Boden, indem ich mein Pferd hinausführte. Ich setzte mich auf und jagte davon. Hinter mir her ward ein Schuß gethan. Ich sah mich um. Ich erblickte Bediente und Jäger vor dem Schloßthor, oben am Fenster die Gräfin, meine schändliche Mutter.

„In Siegean wollte ich in dem elenden Wirthshause die bestimmte Frist von acht Tagen abwarten. In der dritten Nacht erwachte ich von einem verworrenen Geräusch aus dem Schlafe. Ich horchte. Es waren Menschen in meinem Zimmer; vermuthlich Diebe. Ein Schimmer von Licht fuhr an der Decke umher. Es that sich eine Blendlaterne auf. Ich flog wie ein Rasender aus dem Bett auf, ergriff und schwang den Nachttisch und schlug um mich her. Die Laterne stürzte mit ihrem Träger zu Boden. Ein Anderer that einen dumpfen Schrei. Ich schlug noch lange wüthend herum, bis ich odemlos ward und bemerkte, ich müsse wohl allein sein. Ich nahm die Laterne und zündete meine Kerzen an. Im Wirthshause war Alles still im ersten Schlaf. Am Boden lag ein unbekannter Mensch. Ich hielt ihn für todt. Ich beschloß, Lärmen zu machen, kleidete mich in Eil an. Während dem bemerkte ich, daß der Unbekannte sich zu regen anfing. Er war nur von einem schweren Streich betäubt gefallen. Ich fiel über ihn her, durchsuchte ihn. Er hatte ein geladenes Terzerol bei sich und ein langes Messer. Ich band ihm mit den Seilen meines Reisekoffers Hände und Füße, damit er mir nicht entlaufe. Darüber kam er ganz zu sich selbst. Er winselte, als er seinen Zustand sah. Mit dem Messer auf seiner Brust zwang ich ihm das Geständniß

dessen ab, was er bei mir gewollt. Nicht mein Geld, nicht mein Leben, sondern meine Papiere auf Befehl der Gräfin hatte er mit seinem Kameraden gewollt. Sie hatten gehofft, mich im Schlaf zu überrumpeln und zu schrecken. Am Boden lag auch eine Gesichtslarve.

Der Gräfin zu schonen, machte ich keinen Lärmen. Der Kerl blieb mein Gefangener und Unterpfand. Der Gräfin schrieb ich durch einen Eilboten, sie müsse persönlich binnen vierundzwanzig Stunden in Siegean erscheinen und den Gefangenen durch Vergleich mit mir lösen. Statt ihrer erschien ein Bevollmächtigter. Der Vergleich wurde getroffen. Vor Notarien und Zeugen empfing ich in aller Form die Uebergabe der Schenkung, vermittelst welcher ich in den Besitz von fünfzehntausend Livres Renten kam. Aber alle meine Papiere mußte ich dagegen versiegelt in die Hände der Gräfin liefern.

„So schieden wir. Nun stand ich wieder einsamer, denn jemals in der Welt. Mein einziger Jugendfreund hatte mich betrogen; meine Geliebte hatte mich verrathen; meine Mutter hatte mich verachtet und verstoßen. Das geschah alles in den ersten Jahren unserer Staatsumwälzung. Ich bin seitdem viel in der Welt herumgefahren, und fand die Schlechtigkeit überall. In Paris entkam ich mit Noth dem Tode. Da war der Judas, mein ehemaliger Freund von Toulouse, ein wüthender Freiheitsapostel und Ankläger meiner Aristokratie geworden. Ich nahm Dienste unter den republikanischen Heeren. Ich machte einige Feldzüge mit. Am Rhein focht ich gegen die Condeer. In einem der Gefechte mit den Ausgewanderten erblickte ich unter denselben den Judas. Er erkannte mich. „Habe ich dich endlich?“ schrie er wüthend, und stürzte gegen mich; ich gegen ihn. Während wir gegen einander fochten, schoß ihn ein Soldat meiner Kompagnie nieder, der mir zu Hilfe kam. — Da haben Sie meine Geschichte.“

Wir waren während dieser Erzählung beim Posthause eines Städtchens vorgefahren. Wir beschlossen, einige Stunden der Ruhe zu genießen und in aller Frühe weiter zu reisen. Der unglückliche Mann war mir durch seine Schicksale sehr werth geworden.

Folgenden Morgens, da wir beim Frühstück saßen, hob er plötzlich an: „Es bleibt dabei; ich reise nach Marseille, von da nach Italien. Ich verlasse Sie.“

Ich bedauerte, seine Gesellschaft verlieren zu müssen, drang aber nicht in ihn, mich weiter zu begleiten. „Herr von Orny,“ sagte ich, „Sie haben mir durch Ihre vertrauliche Mittheilung die höchste Theilnahme eingeflößt. Ich wünschte im Stande zu sein, Ihnen durch irgend einen Dienst zu beweisen, wie sehr ich Sie schätze. Jetzt habe ich leider für Sie nichts Besseres, als einen guten Rath.“

„Der wäre?“ fragte er finster.

„Sie sind unglücklich, sehr unglücklich, weil Sie bei allen Ihren vortrefflichen Eigenschaften der ungerechteste Mann von der Welt geworden sind, nachdem Sie einst, als Jüngling, sich in einigen Personen getäuscht hatten, die Ihnen durch Zufall die nächsten gewesen waren. Es ist der gewöhnliche Gang aber, daß, wer anfangs zu viel und zu fest traut, nachher zu wenig glaubt und vertraut. Um einiger verächtlicher Menschen willen muß man keine Welt verachten. Wie manches edle Herz, das sich Ihnen seitdem gern genähert hätte, mögen Sie kalt zurückgestoßen haben! — Gehen Sie nicht nach Marseille, nicht nach Italien; da werden Sie nicht genesen. Gehen Sie nach Cransac; da finden Sie in der vortrefflichen Familie Albret Arznei. Da kennt man Sie. Da hat man mit Ihren Schwächen Geduld; da ehrt man Ihre Tugenden. Und Sie kennen diese Familie. Sagen Sie mir, welches Glied derselben ist von schlechterm Gemüth, als Sie? Sind die guten Menschen von Cransac Ihnen gleich, warum sträuben Sie sich gegen Ihre Ueberzeugung, sie liebenswürdig zu finden?“

Ich sagte das mit der reinsten Herzlichkeit. Er fühlte sich auch gar nicht dadurch beleidigt. Er murmelte nur ein paar Worte vor

sich hin und ging fort, Pferde zu bestellen. Er begleitete mich zum Wagen. Wir umarmten uns, wie alte Freunde. Er schien bewegt. Ich drückte ihn noch einmal an meine Brust und sagte leise zu ihm: „In Cransac ist Ihre Arznei.“ Dann verließ ich ihn.

Angekommen in Perpignan, erfuhr ich vom General, mein Regiment sei schon vor sechs Tagen nach Katalonien aufgebrochen. Zugleich überraschte er mich angenehm mit einem Brevet. Der Kaiser hatte mich zum Major gemacht. Ich eilte dem Regimente nach, und trat bei demselben sogleich meinen Dienst an.

Wir schlugen uns mit abwechselndem Glück ein paar Jahre lang mit den Spaniern. Ich will hier keine Geschichte unserer Feldzüge geben. Sie sind bekannt, und die Thaten der Einzelnen verschwinden in der ungeheuern Masse der Geschehenheiten. Nur das will ich sagen, weil ich es aus Erfahrung sagen kann, daß man der spanischen Nation, zumal den Kataloniern, die uns so lange widerstanden, viel zu viel Ehre anthut, wenn man ihr Heldenthum in den Himmel erhebt. Muth haben, ist gar kein Verdienst für Männer, und keiner Bewunderung werth. Die Katalonier, und so auch die übrigen Spanier, haben wahrhaftig nicht mehr Muth und Ausdauer, als andere Völker. Aber der große Haufe, besonders in den Dörfern, ist in Armuth und Entbehrung, Sittenlosigkeit und Arbeitsscheue, Unwissenheit und Vorurtheilen aufgewachsen. Solche Leute bekümmern sich wenig darum, wenn man ihre elenden Hütten wegbrennt. Die sind bald wieder aufgebaut. Haben sie ein paar Zwiebeln, eine Brodrinde, sind sie für den Tag zufrieden. Folglich fürchten sie keinen Feind, und sehnen sich nach keinem Frieden, weil sie nichts zu verlieren haben.

In zivilisirten Ländern ist das anders. Der gemeine Spanier kann im Kriege auf fremde Kosten leben, plündern, Beute machen. Da hat er mehr, als ihm der Friede verschafft. In wohlhabenden Ländern verliert auch der Sieger in der Länge des Krieges von seinem Wohlstand. Daher ist der Spanier im Kampf ausharrender gewesen, als andere Völker waren. Es war nicht die Frucht seines Heldengeistes, seiner Gemüthsgröße, seiner Vater-

landsliebe. Er kennt die Sachen kaum. Er ist geborner Knecht seiner Obrigkeiten, seiner Pfaffen. Die bringen ihn mit einem Stück Geld und mit Hölle, Fegfeuer und Ablaß, wohin sie wollen. Sein ganzes Christenthum hängt in den Knoten des Rosenkranzes. Es sind unter den Spaniern herrliche, edle und großsinnige Geister. Aber ihre Anzahl ist äußerst klein. Ich bedaure diese trefflichen Menschen, daß sie unter solchen Landsleuten leben müssen.

Wir hatten einen schweren Dienst; fast täglich Märsche und kleine Gefechte. Boden und Klima des Landes stritten gegen uns. Die angenehmsten Augenblicke genoß ich hier, wenn ich einsam sein und träumen konnte. Und wovon träumte ich? Von Cransac und Fanchon. Ihr Bild war so fest in meinem Gedächtniß, daß ich unzählige Male und zum Vergnügen ihren Schattenriß mit der Scheere in Papier ausschnitt, und er war immer wohlgetroffen.

Ich lebte übrigens in Spanien, selbst in den langweiligen Garnisonen, sehr eingezogen. Meine Kameraden nannten mich oft den Menschenscheuen. In der That wäre ich beinahe das geworden, wovon ich den Herrn von Orny gern geheilt hätte. Ich war aber auf ganz entgegengesetztem Wege zu meiner Stimmung gelangt, als er. Ich war gleichgültig gegen die menschliche Gesellschaft geworden, ja, ich mied sie, wie ich konnte, nicht weil ich von ihr betrogen worden war, sondern weil ich nie wieder so liebenswürdige Menschen finden zu können Hoffnung besaß, als ich in der Familie Albret angetroffen hatte. Wer das Köstliche genossen, fragt dem Gemeinen nicht mehr nach. Der Tod meines Vaters, der mir ein anständiges Vermögen hinterließ, und die Unmöglichkeit, mich vom Kriegsdienst zurückzuziehen, vermehrten meine Verstimmung.

In dieser unbehaglichen Lage hielt ich noch ein paar Jahre aus. Sie waren reich an Begebenheiten und Thaten, die aber eher verdienen, vergessen, als erzählt zu werden. Eine Kugel endete unter den Wällen von Tarragona meine militärische Laufbahn. Kurz zuvor hatte ich den Orden der Ehrenlegion empfangen, bald nachher die Stelle eines Oberstlieutenants. Die Wälle von Tarragona

wurden erstürmt. Ich führte mein Bataillon, und eine Flintenkugel, die mir den Fuß durchbohrte, warf mich zu Boden. Man hatte so viel Menschlichkeit, mich aus dem Getümmel hinwegzutragen. Meine Soldaten liebten mich. Ich verlor viel Blut und eine Zeit lang die Besinnung. Man brachte mich nach Barcelona. Es war anfangs die Frage, ob man mir den Untertheil des Fußes abnehmen wolle. Mir galt Alles gleich. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn man mir den Tod angekündigt haben würde. Der Gedanke, mich zeitlebens als Krüppel an den Krücken umherschleppen zu müssen, hatte durchaus für mich nichts Erquickendes.

Die Sachen änderten. Ein junger Wundarzt nahm sich meiner mit Vorliebe an, und widersprach keck seinen Vorgesetzten, die mir meinen Fuß nehmen wollten. Der junge Mann verstand mehr, als seine Obern, was in der Welt gar nichts Seltenes ist. Die Herren stritten lange. Die Oberärzte behaupteten, ich müsse den Fuß oder das Leben im Stich lassen; der Brand sei unvermeidlich. Der junge Unterarzt behauptete, man könne mir beides lassen; nur der verletzte Fuß würde steif und zum Militärdienst untauglich bleiben. Man ließ mir endlich die Wahl. Ich entschied, mit angedrohter Lebensgefahr, mich dem jungen Unterarzt anzuvertrauen. Und ich that wohl daran. Ich behielt den Fuß und das Leben.

Die Heilung zog sich in die Länge. Inzwischen erhielt ich den ehrenvollen Abschied mit Jahrgehalt. Man schleppte mich von Barcelona in die Bäder; von den Bädern nach Figueras und Perpignan. An einem Krückenstock konnte ich wieder wandern, ohne Schmerz, ohne hinken zu müssen. Der Fuß hatte nur eine große Schwäche behalten. Aber auch diese, bis auf eine gewisse Steifheit, verlor sich nach und nach.

Man gab mir den Rath zur Fortsetzung des Gebrauchs von Mineralbädern. Ich war entschlossen, in meine Heimath zu gehen, um mich in Besitz meines väterlichen Gutes zu setzen. Da mein Vermögen aber unter Aufsicht eines meiner Verwandten wohl besorgt war, dachte ich, nicht ohne Herzklopfen, an die Bäder von Cransac. Ach, ich hatte nur zu oft schon dahin gedacht! Doch dahin zu gehen,

hielt mich mancherlei Besorgniß zurück. Fanchon war ohne Zweifel schon vermählt. Seit vier bis fünf Jahren hatte sich in der Familie Albret gewiß viel verändert. Und wäre Fanchon noch frei gewesen, was hatte ich von ihr zu erwarten? Ich liebte sie einst; sie aber hatte mich nie geliebt. Ich setzte von neuem meine Ruhe und Zufriedenheit für lange Zeit aufs Spiel. Fanchon konnte auch gestorben sein. Das Herz bebte mir bei dem Gedanken. Besser für mich, ich blieb in der Unwissenheit. Ich war jetzt so glücklich, so harmlos, als man es irgend bei einem steifen Fuße sein kann. Keine Leidenschaft quälte mich. Die Stürme der ersten Liebe hatten sich verloren. Ich war unabhängig, und die Welt stand mir offen.

Ich kämpfte lange mit mir, und entschied endlich, wogegen meine Vernunft kämpfte, wohin mein Herz mich zog, nach Cransac zu gehen.

In einem bequemen Wagen, den ich in Perpignan zu kaufen Gelegenheit fand, fuhr ich, begleitet von meinem vielgetreuen Thomas, nach Cransac.

Als ich nach einigen Tagen endlich den kleinen Ort, der meine Gedanken so oft beschäftigt hatte, in der Ferne vor mir liegen sah, ergriff mich eine seltsame Angst. Ich wünschte, weit davon zu sein; und wenig fehlte, ich hätte dem Postknecht Befehl gegeben, wieder umzukehren. Es war mir wie Ahnung, es sei nicht gut für mich, dahin zu gehen, — es erwarte mich ein Unglück. Umsonst suchte ich meine abergläubige Furcht zu überwinden. Ich fuhr durch den Ort, und hielt vor dem mir nur allzuwohl bekannten Wirthshause still mit Herzklopfen.

Es war eine liebliche Sonntagsfrühe. Die ganze Familie Albret befand sich in der Kirche, außer — — sie kam mir entgegen, wie ich ins Haus trat. Wem hätte da nicht das Herz klopfen müssen? Es war F a n c h o n. Es war nicht Fanchon, sondern eine lebendige Vergöttlichung Fanchons. Immer noch hatte ich mir das kaum sechszehnjährige Mädchen in meinen Einbildungen vorgestellt; — aber welche Verwandlungen können vier Jahre verursachen? Es war die vollendete Jungfrau, in einem Liebreiz, in einer Zartheit,

in einer Würde — — ich kann den Eindruck nicht aussprechen, welchen dieser Anblick auf mich machte. Ich blieb nach einer stummen Verbeugung sprachlos vor ihr stehen. Sie begrüßte mich in ihrer freundlichen Weise, mit dem ihr eigenthümlichen unschuldig-verführerischen Lächeln.

„Gott, wie Sie schön geworden sind!“ sagte ich endlich: „Aber mich kennen Sie nicht mehr.“

Sie hatte mich freilich eben so schnell erkannt, als ich sie. Ihre Erröthung, der freudige Blick ihres Auges verrieth es. „Halten Sie uns für Leute von so kurzem Gedächtniß?“ sagte sie: „noch gestern Abend unterhielten wir uns von Ihnen. Wir hielten Sie für verloren und todt, wenigstens für uns. Welches Wunder führt Sie zu uns?“

„Wie können Sie so fragen?“ sagte ich, und drückte ihre Hand an meine Lippen: „Welches Wunder könnte es sein, wenn es nicht das schönste aller Wunder unter dem Himmel wäre, wenn Sie es nicht selbst wären? Sie hätten auch, wäre ich in Spanien gefallen, meinen Geist wieder in die Oberwelt gerufen.“

„Wäre das in meiner Gewalt gewesen,“ sagte sie schalkhaft lächelnd, „würde ich mich wohl gehütet haben, Sie zu früh aus dem Fegfeuer zu rufen, ehe Sie darin von aller Lust an Schmeichelei geläutert, die reinste Wahrheit geworden sein würden.“

„Ach,“ rief ich, indem wir ins Zimmer traten, wo Alles noch in der mir wohlbekannten Ordnung stand und lag, „lassen Sie mir immerhin Spanien als ein Fegfeuer gelten, und mich hier meinen Himmel wiederfinden, den ich sonst nirgends fand, seit ich Sie verließ.“

„Sie gehören also zu den gefallenen Engeln, die den Himmel aus Ehrgeiz verließen?“ erwiederte sie: „Wer steht dafür, daß Sie nicht abermals Rebellion beginnen und den langweiligen Himmel für die spanische Hölle vertauschen wollen?“

„Dafür kann ich keinen andern Bürgen stellen, als die schöne Himmelskönigin selbst, wenn sie gnadenreich auf mich blicken will, der ich der getreueste Unterthan sein würde.“

Sie hob drohend gegen mich den Finger auf und sagte: „Sie haben in der That noch viel vom gefallenen Engel an sich, und kehren böser heim, als Sie uns verließen.“

„So heiligen Sie mich wieder durch Ihre Güte. Schon meine Wiederkehr verräth Ihnen die Sehnsucht nach Besserung. Wenn Sie mich nicht aus dem Himmel stoßen, verlasse ich ihn nie wieder. Werden Sie mich verstoßen?“

Sie erröthete, und konnte nicht antworten.

„Werden Sie mich verstoßen?“ fragte ich, und sah forschend auf sie hin.

Sie nahm sogleich wieder ihre muntere Laune an, und erwiederte: „Je nachdem Sie fromm sind. Wir wollen sehen. Aber ich fürchte, Sie haben in der Schule der schönen Spanierinnen nicht viel Gutes gelernt.“

Wie wir noch so sprachen, ging die Thür auf. Herr Albret mit seiner Frau und einigen seiner kleinen Töchter, alle wie Amoretten, traten ins Zimmer. Herr Albret und seine Frau umarmten mich, wie ich sie, mit freundlicher Herzlichkeit, mit Rührung. Ich mußte ihnen erzählen, wie ich hieher gekommen, wie es mir ergangen sei. Sie standen mit freudeglänzenden Gesichtern um mich her. Ich sah, wie willkommen ich den guten Menschen war. Die kleinen schüchternen Mädchen traten näher; doch suchte ich noch vergebens die liebenswürdige Annette unter denselben. Ich wagte kaum, nach ihr zu fragen. Ich fürchtete eine Antwort, die ich eben in der gegenwärtigen Stimmung vermeiden wollte. Ich fürchtete, jener zarte Engel, zu schön, zu gut für diese Welt, sei in eine bessere hinübergeeilt. Und doch sah ich mich nach ihr überall um.

„Sie suchen, Herr Oberst ...“ sagte Herr Albret.

„Es fehlt noch ...“ sagte ich und stockte.

„Sie haben Recht!“ rief Frau Albret: „Spring, Juliette, und sage zu Fanchon, sie müsse sogleich kommen, der Freund sei bei uns, von dem wir gestern sprachen.“ — Juliette hüpfte davon. — „Mein Gott, welche Freude wird Fanchon haben!“ setzte Frau Albret hinzu.

Ich hörte diese Worte mit unglaublicher Verwirrung. Also mußte es Annette sein, die ich für Fanchon gehalten hatte. Ich hätte aber doch wohl berechnen können, daß Annette nicht mehr nach vier Jahren das vierzehnjährige Mädchen, sondern die achtzehnjährige Jungfrau sein müsse. Ich weiß nicht, wie mir bei dieser Ueberraschung ward. Aber man schien sie zu bemerken. Ich schlug die Augen seitwärts gegen die auf, die ich für Fanchon gehalten hatte. — Wohl war es Annette selbst; aber sie war in diesem Augenblick so ernst, so blaß geworden, daß ich erschrak.

„Ihnen ist nicht wohl?“ sagte ich, und trat zu ihr. Sie strich sich mit der Hand über das Gesicht und erzwang ein Lächeln. Die Mutter ward aufmerksamer, und nöthigte sie, ins Freie zu gehen. „Sie haben das Mädchen,“ sagte Herr Albret, „durch Ihr plötzliches Erscheinen zu sehr erschüttert. Es könnte der Fanchon nicht besser gehen. Man muß sie vorbereiten. In ihren Umständen wäre es gefährlicher. Ich hoffe, sie wird mich in einigen Monaten zum andernmal mit einem Enkel erfreuen.

„Wie? Fanchon ist verheirathet?“ rief ich.

„Hat Ihnen denn noch Keiner von uns gesagt, daß sie seit einigen Jahren schon mit Orny vermählt ist?“

„Mit dem Menschenfeind?“

„Allerdings!“ antwortete Herr Albret: „Aber sie hat den wunderlichen Kauz bekehrt, man kann nicht besser. Er ist ein ganz anderer Mann geworden. Er wohnt zu Cransac, hat sich das schönste Landhaus gekauft, das wir im Orte haben, und seine Wohnung auf immer hier genommen. Denn ich lasse keine meiner Töchter aus Cransac ziehen. Die Mädchen wissen das aber auch.“

„Herr Albret,“ sagte ich zu ihm leise, und führte ihn zum Fenster, „nur auf ein Wort! Gibt es in Cransac nicht vielleicht noch ein schönes Haus zu verkaufen?“

Er lachte aus vollem Halse bei der Frage, betrachtete mich eine Weile, und erwiederte endlich: „Man hat vor einigen Tagen von dem neuen Hause im Garten gesprochen, an dem Sie auf der Landstraße vorbeifuhren, ehe Sie zum Schlagbaum kamen. Es

hieß damals, es werde feil sein. Fragen Sie nur Annetten, die weiß es besser, als ich."

Während ich noch meine Bekanntschaft mit den kleinen Mädchen erneuerte, oder vielmehr erst stiftete — denn alle waren seit meiner Abwesenheit gewachsen und verwandelt —, erschien mein Menschenfeind Orny; an seinem Arm eine schöne, junge Frau, mit einem Liebesgott von anderthalb Jahren auf ihrem Arm. Es war — nun erst erkannte ich sie — es war Fanchon.

Wir begrüßten uns gegenseitig mit einer Zärtlichkeit, als wären wir von jeher die innigsten Freunde gewesen.

„Ich bin Ihr großer Schuldner!" sagte Herr von Orny zu mir: „Ich hoffe, Sie werden mir wenigstens das Vergnügen gönnen, Ihnen meine Dankwilligkeit zu zeigen und Sie in meiner Wohnung zu bewirthen. Ich habe Ihren Rath auf gut Glück befolgt, den Sie mir beim Abschiede gaben. Wissen Sie noch, daß Sie mir empfahlen, statt nach Italien, nach Cransac zu gehen, hier würde ich Arznei für mich finden? Ich ging nach Italien und fand sie nicht. Da fielen mir in Florenz Ihre Worte bei. Ich ging nach Cransac, und fand die Arznei und genas, und sie war noch nicht gar übel zu nehmen." — Bei diesen Worten küßte er die erröthenden Wangen der schönen Frau.

„Glauben Sie ihm nur nicht!" rief Fanchon: „Er macht zuweilen noch krause Mienen und klagt, die Arznei sei doch auch bitter."

„Dafür ist's und bleibt's Arznei!" versetzte er lachend.

Es war ein glückliches Pärchen. Orny lud mich ein, bei ihm zu Mittag zu speisen. Alle Sonntage pflegte die Familie Albret bei ihm zu sein. Er erzählte mir, daß er sich mit seiner Mutter versöhnt und sie zu sich genommen habe. In den Jahren der Revolution war sie um den größten Theil ihres Vermögens gekommen. Das hatte ihn bewogen, gleich nach seiner Vermählung mit Fanchon, und zwar auf Fanchons Verlangen, ihr zu schreiben und den Aufenthalt bei sich anzubieten. Ich lernte sie kennen. Sie war eine geistvolle Frau, der man im Umgang wohl noch den Ton der großen Welt und einen gewissen Adelsstolz anspürte, die

aber unter mannigfaltigen Unglücksfällen eine gewisse Milde der Gesinnung, eine duldende Hingebung in den Ernst des Verhängnisses, eine religiöse Ansicht des Lebens gewonnen hatte, wodurch sie für Jeden um so anziehender wurde.

Es entstand bei Tische ein freundschaftlicher Streit zwischen den liebenswürdigsten Personen von der Welt um meine Person. Orny und Fanchon verlangten, ich müsse, so lange ich in Cransac verweile, bei ihnen wohnen. Herr und Frau Albret behaupteten mit vieler Beredtsamkeit das Recht ihrer ältern Ansprüche. Selbst Juliette, Caton und Celestine, die jüngern Töchter Albrets, mit denen ich bald bekannt geworden war, mischten sich kindlich-lebhaft in den Wortwechsel. Nur die Eine, die ich am liebsten gehört, deren Stimme entscheidendes Ansehen gehabt haben würde, nur Annette schwieg. Ich blickte fragend, als möchte ich deren Befehl vernehmen, zu ihr hinüber. Sie schien aber dabei so gleichgültig zu sein, daß es mich schmerzte. Sie belustigte sich nur an dem lauten Kampfe, als eine Zuhörerin, die dabei gar nicht interessirt war. Und da die junge Frau von Orny sie um Hilfe für ihr Haus rief, antwortete Annette lächelnd: „Du demuthsvolle Fanchon, warum zweifelst du an deinem Triumph? Wann hattest du je zu deinen Siegen den Beistand deiner Schwester nöthig?“ Aber wie lächelnd sie auch und wie lustig scherzend sie die Worte sprach, schien doch dabei, wenn ich mich nicht zu sehr betrog, eine kleine Bitterkeit — nein, nicht Bitterkeit — aber ein leichter Schmerz um ihre holden Lippen zu schweben, den ich mir zum Vortheil gedeutet hätte.

Ich sah voraus, daß man am Ende mir selbst die schwierige Entscheidung übertragen würde. So bat ich um Erlaubniß, von Albrets zu Orny's Haus und wieder zurückflattern zu dürfen, soviel sich mit einem lahmen Fuß flattern ließe; für mich wären einige hundert Schritte keine Entfernung von geliebten Personen, denen ich auch in Katalonien immer mit dem Geiste nahe gewesen wäre.

Letzteres wollte man bezweifeln. Nun erst vernahm ich eine Reihe von Vorwürfen, daß ich in vier Jahren auch nicht ein einziges Wörtchen nach Cransac über die Pyrenäen geschickt habe. Alle machten mir Vorwürfe; nur Annette nicht. Vielmehr nahm sie, aber sehr boshaft, meiner sich an. „Eben weil der Herr Oberst beständig im Geiste bei uns war, schrieb er nicht," sagte sie: „man schreibt denen nicht, von denen man nicht getrennt ist."

Man ließ natürlich diese Vertheidigung nicht gelten. Da fiel mir mein Silhouetten-Schneiden ein, das ich in Spanien getrieben, und ich erzählte, wie mein schönster Zeitvertreib gewesen, mir die Familie auch dem Auge beständig zu vergegenwärtigen. Bei dieser Gelegenheit erlaubte ich mir eine kleine Lüge, und sagte zu Annetten, um sie für die Bosheit zu strafen: von allen Silhouetten aber sei mir die ihrige immer am besten gelungen. Auf der Stelle mache ich mich anheischig, ihren Schattenriß auszuschneiden, ohne sie anzusehen. Man ergriff mich beim Wort. Scheere und Papier wurde gebracht. Ich zählte auf Annettens Aehnlichkeit mit Fanchon. Ich ging zum Fenster. In wenigen Minuten war die Arbeit gemacht, in der ich Uebung genug gehabt hatte. Ich überreichte Annettens Schattenriß dem schönen Mädchen selbst.

Sie betrachtete ihn ein Weilchen, schüttelte das Köpfchen und sagte: „Das ist Fanchon!" Die Silhouette ging von Hand zu Hand, und Jeder sagte: „Das ist Fanchon!" — Ich gerieth in Verlegenheit. Fanchon machte mir einen Knix und sagte: „Das bin ich." Orny warnte mich mit drohendem Finger und sagte: „Ich wünsche mir Glück, daß ich nicht zu spät kam." Frau Albret machte die Sache noch schlimmer, während sie sie gut machen wollte. „In der That finde ich darin doch viele Aehnlichkeit mit Annetten," sagte sie: „allein als der Herr Orny von uns reisete, war sie ein vierzehnjähriges Kind; im Schattenriß gleicht sie mehr sich in gegenwärtigem Alter. Damals trug sie auch nicht das Haar so, sondern es war mehr Fanchons Art. Aber das sind Nebendinge."

„Hauptsachen!" rief Alles: „Beweis, daß er nur an Fanchon gedacht."

„Nein,“ erwiederte ich: „Beweis nur, daß das Bild beider in ihren Zügen allzuverwandten Schönheiten in meinem Gedächtniß zu einem einzigen ward. Und würde ich meinen Koffer öffnen, könnte ich Ihnen noch die Rose wohlerhalten zeigen, die ich als das einzige Kleinod von Cransac mitnahm; die Rose, welche mir Fräulein Annette beim Abschiede gab.“

Annettens Gesicht erglühte schamhaft. Sie warf einen zweifelhaften Blick zu mir herüber. Frau Albret sagte: „Wir haben die Ihrige noch unter Rahmen und Glas, von lieblicher Stickerei umkränzt.“

Es war mir lieb, daß nun Jeder Beweise der ununterbrochenen Freundschaft und Erinnerung geben wollte. Damit entkam ich einer peinlichen Verlegenheit.

Denn Annetten hatte ich wohl einst wie ein Urbild kindlicher Schönheit bewundert; aber Fanchon hatte ich geliebt, Fanchon immer gedacht und in Cransac wieder gesucht. In den Augenblicken meiner Ankunft sah ich nur Fanchon in Annetten; nur weit reizender erblickte ich sie wieder, als ich sie je gesehen. Ich liebte sie von dem Augenblick an mit höherer Leidenschaft. Es war mir seltsam zu Muth geworden, als ich meines Irrthums inne ward, und mich überzeugte, Annette sei der Gegenstand meiner Achtung. Ich war in einer erwartungsvollen ängstlichen Betäubung und Spannung, oder wie ich es nennen soll, ehe ich die wirkliche Fanchon wieder sah. Sobald sie aber an der Seite ihres Gemahls erschienen war, hatte sich Alles in mir geändert. Jede Empfindung in mir sprach nur für Annetten. Fanchon war noch jung, noch schön, noch liebenswürdig; aber neben Annetten schien sie nicht mehr Fanchon zu sein. Der Zauber war gelöst. Fanchon galt mir noch als eine theure Freundin; aber ich selbst begriff nicht mehr, wie ich sie habe vergöttern können. Und wäre sie noch jetzt unvermählt gewesen, ich würde nur Annetten geliebt haben, niemals Fanchon. Schon bei meinem ersten Aufenthalt empfand ich für Annetten eine eigene, dunkle und doch lebendige Neigung, die ich mir weder erklären noch deutlich machen konnte. Ich liebte Fanchon als Mädchen, Annetten wie ein himmlisches Gebilde, nicht geschaffen für

diese Welt; wie ein Wesen höherer Art, dem man sich kaum mit irdischem Sinne nähern solle.

Fanchon war sehr glücklich mit ihrem Gatten; er genoß den Himmel durch sie. Das Landhaus, welches sie bewohnten, stand sehr angenehm, von großartigen Gartenanlagen umgeben, geräumig, hell, geschmackvoll aufgeführt. Orny hatte daran noch Vieles verschönert.

Ich war fast alle Tage dort und erging mich in den schattigen Wegen des Gartens, wenn ich aus dem Bade kam. Ich beneidete Orny's Glück, wenn ich ihn mit dem junge Weibe Arm in Arm vertraulich durch die Gebüsche wandeln sah, oder ihn auf einer der saubern, grünen Bänke vor ihrem Wohngebäude neben ihr im Gespräch fand. Dann dachte ich mir wohl mein eigenes Glück, wenn ich so an der Seite der lieblichen Annette wandeln könnte — aber täglich mit gesunkeneren Hoffnungen. Annette liebte mich nicht. Vier Wochen habe ich in Cransac gelebt, und nie fand ich sie in ihrem Verhältniß gegen mich geändert. Ich blieb noch vier Wochen, und fand keinen Augenblick, sie auch nur ein einziges Mal allein zu sehen. Das Vierteljahr verfloß, und ich stand, wie durch eine unsichtbare Macht gebunden, entfernter von ihr, als ich es in den ersten Tagen gewesen war.

Gleichwie einst mein Verhältniß mit Fanchon vor vier Jahren gewesen, war nun dasselbe mit ihrer Schwester. Wie jene, wußte auch diese jedes ernstere Wort hinwegzuscherzen, und jeden Versuch einer Annäherung zu vereiteln, ohne den Schein zu haben, dies eigentlich zu wollen. Was Fanchon vermittelst ihrer Schmetterlingshaftigkeit sonst bewirkt hatte, da sie nicht hörte, nicht verstand, was sie nicht wollte oder sollte: das ward Annetten noch unendlich leichter durch die Unbefangenheit einer wahrhaft kindlichen Unschuld und eine gewisse Hohheit, die, mit allem Schönen, was sie war und that, wundersam verbunden, Jedem, der ihr nahte, eine unwiderstehliche Ehrfurcht einflößte. So groß war die Macht, welche sie über mich übte, daß ich, sobald ich in ihrer Umgebung war, selbst nicht anders sein konnte, als sie; daß ich mich, neben dem ruhigen,

heitern, verklärten Engel meiner Liebe, meiner Leidenschaft wie eines unheiligen Gefühls, wie eines Wahnsinns schämte.

Desto zerrissener aber war es in meinem Innern. Ich gab beim Annähern des Herbstes meine Hoffnung auf, und dachte nur durch Flucht größerm Leiden zu entgehen. Die Ruhe meines Lebens war verloren.

Ich gab vor, daß dringende Einladungen meiner Verwandten mich zu meinen väterlichen Gütern riefen, und bereitete Alles zur Abreise. Man bedauerte, mich zu verlieren; auch Annette that, wie die Uebrigen. Man wollte mir das Versprechen abzwingen, im künftigen Frühjahr spätestens wieder einige Monate in Cransac zuzubringen; nur Annette that hier nicht, wie die Uebrigen. Ich ward zweifelhaft, ob sie mich vielleicht liebe, oder meiner wirklich los zu sein wünschte.

Eines Morgens ging ich mit ihr und Fanchon durch Oruy's Garten. Ich blieb vor einem Rosenstocke stehen, und sagte scherzend zu ihr: „Als ich das erste Mal Cransac verließ, gaben Sie mir eine Rose auf den Weg mit. Diesmal empfange ich auch nicht einmal diese mehr. Die Blumenkönigin ist verschwunden. Sie ließ nur, wie jede Freude, wenn sie verblüht ist, die Dornen zurück."

Annette erröthete, blickte verlegen seitwärts, sammelte sich aber schnell wieder aus ihrer Verwirrung, und versetzte mit dem ihr eigenen anmuthigen Lächeln: „Diesmal ist die Reihe an meiner Schwester." Fanchon war im Begriff zu antworten, als ein Mädchen kam, sie unterbrach und von uns abrief. Annette schien ihrer Schwester folgen zu wollen. Diese aber ging und sagte: „Ich bin den Augenblick wieder bei euch. Vereinigt euch indessen über die wichtige Streitfrage!"

„So werde ich diesmal ohne Andenken von Ihnen scheiden!" sagte ich.

„Bedürfen Sie dessen?" fragte sie zurück.

„Nicht eben der Erinnerung willen an Sie — leider, mich wird Alles erinnern, daß ich fern von Annetten bin! — aber doch dies

Etwas, aus Ihrer eigenen Hand, würde Sie mir gewissermaßen mehr vergegenwärtigen. Es läge darin für mich vielleicht ein kleiner Trost."

Schalkhaft lächelte sie mir in die Augen und sagte: „Annette, die Ihnen die Rose gab, war Ihnen doch in Spanien nicht so gegenwärtig, als Fanchon, die Ihnen keine gegeben. Darum wünschte ich mit Fanchon zu wechseln. Sie sehen, ich bin nur eigennützig."

„Und nebenbei auch etwas ungerecht und sehr grausam. Sie wissen dies, Sie fühlen dies, und doch können Sie es sein. Darum wünsche ich jetzt, daß ich nie wieder nach Cransac gekommen wäre — denn das war mein Unglück, vielleicht auf immer. Darum werde ich Cransac nie wiedersehen."

„Sie erschrecken mich, mein lieber Oberst. Wessen wollen Sie mich beschuldigen?"

„Daß Sie mich aus dem Orte vertreiben, welcher mir der liebste Fleck des Erdbodens ist."

„Mein Gott, was schwärmen Sie da? Ich Sie vertreiben? Da sei Gott für! Die ganze Familie beklagt es, und ich nicht weniger, daß Sie uns verlassen müssen."

„Während es allein von Ihnen abhängt, daß ich bleiben könnte. Nicht für Fanchon, nicht für Ihre ganze Familie, nur für Sie möchte ich und könnte ich bleiben. Nur Ihr Wink entscheidet über mich. Sie wissen das. Ich athme nur für Sie; ich liebe nur Sie. Die Welt hat für mich nichts Liebenswürdigeres. Soll ich bleiben?"

Annette schlug die Augen nieder, und ging schweigend vor sich hin durch die Gänge zwischen den geschornen Buchenwänden.

„Soll ich bleiben?" fragte ich dringender, und nahm ihre Hand.

Sie sah mich mit einer ernsten Hoheit an und sprach: „Herr Oberst, täuschen Sie mich nicht, oder sich nicht. Wozu das? Bekennen Sie sich es selbst offen: Sie hatten in Spanien Annetten vergessen, und nur an Fanchon gedacht."

„Nein, ich habe an Annetten gedacht, und Fanchon nicht vergessen. Annettens Rose ist noch mein Heiligthum geblieben, und soll einmal zu mir in den Sarg."

„Herr Oberst, als Sie wieder aus Spanien kamen, hielten Sie mich für Fanchon. Seien Sie redlich gegen sich.“

„Ja, theure Annette, ich hielt Sie für Fanchon, aber ich fand Sie schöner, als Fanchon; fesselnder, bezaubernder, als Fanchon. Ich freute mich des Preises, den ich vor vier Jahren schon in der Rose Ihnen vor Ihrer Schwester gegeben hatte. Ach, Annette, ich verehrte Sie in Spanien nicht wie ein irdisches Mädchen, sondern wie einen nicht in diese Welt gehörigen Engel. Glauben Sie mir, und beklagen Sie wenigstens mein Schicksal, daß es mich nun von Ihnen trennt, da ich Ihnen nichts — nichts gelten kann.“

„Wer sagt das?“ fragte sie, und hob einen thränenvollen Blick zu mir auf.

Mich durchschauerte Entzücken bei dieser aus der Tiefe ihrer Seele hervorgehenden Frage, bei diesen Thränen. „O, Annette, soll ich bleiben?“

„Fragen Sie das noch, da ich schwach genug bin, mich Ihnen verrathen zu geben?“ sagte sie, und legte sich stillschweigend an meine Brust.

Noch hielten wir uns stumm umschlungen, da umfaßten uns noch andere Arme. Fanchon war herzugeschlichen, schlug ihre beiden Arme um uns, und küßte erst ihre Schwester, dann mich. „Ich hoffe, Annette, du wirst nicht zürnen,“ sagte sie, „wenn ich deinem blöden Schäfer nun endlich auch den Schwesterkuß gebe?“

So ward billig aus der Abreise nichts. Unter Fanchons muthwilligen, liebkosenden Scherzen erholten wir uns von der ersten heftigen Bewegung. Wir kamen zum Herrn von Orny zurück. Der sagte: „Nun lebe ich erst ein ganzes Leben!“ Ein Ausdruck, worüber ihm Fanchon natürlich die strengste Strafpredigt hielt. Während sie noch zankten, entfernte ich mich auf einen Augenblick, und flog in die Nachbarschaft zum Besitzer des mir einst vom Herrn Albret als verkäuflich angedeuteten Hauses. Ich hatte dasselbe schon einige Male besucht und besichtigt. Ich wäre mit dem Eigenthümer,

der eine billige Summe forderte, schon längst darüber einig geworden, hätte ich Annettens Entscheidung früher gehabt. Diese war da, und der Kauf war im Augenblick gethan und geschrieben. So kam ich zurück.

Annette streckte mir die Hand entgegen und fragte, über meine plötzliche und etwas lange Entfernung verwundert: „Wo sind Sie gewesen?"

„Ich habe in der Geschwindigkeit," flüsterte ich ihr ins Ohr, „ein hübsches Haus und einen Garten voll der schönsten Rosen gekauft. Es gehört mit heut' Ihnen."

Sie erröthete freudig und rief: „Denkt auch, er hat uns das Dinantische Haus gekauft!"

Nun ging es im fröhlichen Zuge mit Orny zum Wirthshause zurück. Da erzählte ich Herrn Albret mit seiner Gattin von meinem Hauskauf. Herr Albret sah Annetten ein Weilchen scharf an. Sie flog ihrem Vater, dann ihrer Mutter mit unnennbarer Seligkeit an die Brust.

Von diesem Tage an zähle ich meine Himmelstage auf Erden. Annette ist mein Weib. Das Wirthshaus von Cransac machte Orny's und mein Glück. Noch kann es vier Andere einst glücklich machen.

Inhalt.

